Reverendo P.^o Henrico Wolff S. J.
pro multis beneficiis collatis Collegio
Maximo St.^i Ignatii Valkenburgensi.

Const. Kempf S.J.
Rector

Valkenburg 11. Febr. 1923.

BX
7475
.P4

Die Anfänge der deutschen Provinz der neu erstandenen Gesellschaft Jesu

und ihr Wirken in der Schweiz
1805—1847

Von
Otto Pfülf S.J.

Freiburg im Breisgau 1922
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 31 Augusti 1922

Dr. Mutz, Vic. Gen.

Imprimi potest

Coloniae, die 28 Decembris 1919

Ludovicus Koesters S. J.
Praep. Prov. Germ.

TheoResearch
BV
2290
P48
1922

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

7475
.74

Vorwort.

Von P. M. Meschler in seiner Eigenschaft als Assistent des Pater General L. Martin war mir zu wiederholten Malen die Aufforderung zugegangen, eine Darstellung der Geschichte der deutschen Ordensprovinz der heutigen Gesellschaft Jesu in Arbeit zu nehmen. Bietet doch diese Geschichte, die in ihren Anfängen der Wiederherstellung des Gesamtordens (1814) um etwas vorauseilt, namentlich für die ersten fünfzig Jahre durch das schwere Ringen um Existenz und Entwicklungsmöglichkeit vieles Eigentümliche und ist, wie man sich überzeugen wird, des Gedächtnisses wahrlich nicht unwert. Was von mir erwartet wurde, war eine übersichtliche und wahrheitsgetreue Erzählung zu Nutz der eigenen Ordensfamilie, um sie mit den Schicksalen und Leiden, den Arbeiten und Tugenden unserer Vorfahren wieder mehr bekannt zu machen, über welche die rasch fortschreitende Zeit bereits allzusehr den Schleier der Vergessenheit zu breiten begonnen hatte. Von der hoch verdienstvollen „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge", die wir dem Historikerfleiß des P. Bernhard Duhr verdanken, sollte diese einfache Familienchronik ganz unabhängig sein, ihre Fertigstellung war gewünscht zum Zentenarium der Wiederherstellung des Ordens 1914.

Drängende Pflichtarbeiten und Verwicklungen mancher Art verstatteten es mir nicht, einer so werten Aufgabe mich hinzugeben. Über gelegentliches Sammeln und Exzerpieren und mehrmals versuchte Ansätze kam ich seit 1899 nicht hinaus, bis das zweite Kriegsjahr 1915 mir endlich die Möglichkeit bot — allerdings unter recht ungünstigen äußeren Umständen —, das bis dahin Gesammelte zu verarbeiten und das Begonnene zu einem teilweisen Abschluß zu führen. Nun gewährte aber das Bild, das sich aus dieser Arbeit abhob, so manches Denkwürdige

und Lehrreiche, so vieles, was auf allgemeines Interesse Anspruch machen konnte, daß darin eine Aufforderung zu liegen schien, das ursprünglich nur für den Familiengebrauch bestimmte Werk einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der wohlwollende Rat meines verehrten damaligen Provinzials P. Ludwig Koesters fiel dafür entscheidend ins Gewicht.

Die ersten hundert Jahre der Ordensprovinz spielen sich in drei Hauptperioden ab, von denen jede ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, durch scharfe Linien abgegrenzt:

I. Die Jesuiten in der Schweiz von den ersten Anfängen 1805 bis zur gewaltsamen Vertreibung 1847.

II. Die Jesuiten in Deutschland von ihrem ersten Hervortreten 1849 bis zur Ausweisung 1872.

III. Die deutschen Jesuiten in der Verbannung, von der Ausführung des Jesuitengesetzes 1872 bis zum Ausbruch des Weltkriegs 1914.

Zur eigenen Bearbeitung hatte ich mir die ersten beiden Perioden (bis 1872) ausersehen und auch den zweiten Teil bereits über die schwierigen Anfänge hinaus ein gut Stück gefördert. Da jedoch die Verhältnisse eine Weiterführung auf lange Zeit hinaus unmöglich machten und selbst für die Zukunft ein gedeihlicher Abschluß in Frage gestellt war, so reifte schon 1919 der Entschluß, den längst fertig liegenden ersten Band als selbständiges Werk herauszugeben. Schwierigkeiten allgemeiner Art haben dann noch einige Verzögerung gebracht.

Was hier gegeben wird, ist etwas in sich völlig Abgeschlossenes, von jeder späteren Fortsetzung Unabhängiges. Es soll von dem Leben und Schaffen unserer Ordensväter in der Schweiz von 1805 bis 1847 das treue Bild entwerfen. Wenn dadurch über die radikale Gewalttat, die ihrem ernst religiösen und völlig harmlosen Wirken ein Ende machte, noch einmal das Urteil der Geschichte angerufen wird, so liegt dies in der Sache selbst.

Erscheint der Band für das Zentenarium der Wiederherstellung des Ordens viel zu spät, so kommt er um so gelegener zu einem andern, nicht weniger nahe berührenden Jahrhundertgedächtnis. Am

8. Januar 1821 wurde die bis dahin bestehende Helvetische Mission der Gesellschaft Jesu durch den Ordensgeneral Aloisius Fortis als „Vizeprovinz" mit der Tätigkeit für das gesamte Deutschland betraut, am 13. September 1826 aber zur regelrechten Ordensprovinz erhoben. Anfangs trug sie den Titel von Oberdeutschland, bald aber war tatsächlich ganz Deutschland mit Ausschluß nur einiger weniger Länder des Ostens ihrer Wirksamkeit übergeben, und sie trug den Namen der deutschen Ordensprovinz, bis sie, kräftig herangewachsen, am 2. Februar 1921 in zwei selbständige Provinzen geteilt werden mußte. Für beide Provinzen bedeutet der 13. September 1926 einen Gedenktag.

Über die verschiedenen Häuser der Provinz haben mir für diese Periode die handschriftlichen Berichte der Zeitgenossen vorgelegen. Für Freiburg stand außer der gedruckten Literatur die wertvolle Historia Provinciae von Drach-Esseiva zur Verfügung, die, soweit sie P. Drach zum Verfasser hat, als Originalquelle ersten Ranges betrachtet werden muß, aber in Anbetracht der Persönlichkeit und amtlichen Stellung der nachfolgenden Verfasser auch in den späteren Teilen alle Bürgschaft bietet. Nur an vereinzelten Stellen haben Mitteilungen mehr nebensächlicher Art, die auf mündliche Überlieferung zurückzuführen sind, sich als nicht zuverlässig erwiesen; aber alles in allem hat für den vorliegenden Band diese sorgfältig gearbeitete Historia unschätzbare Dienste geleistet.

Möge die vorliegende Darstellung, die nur die schlichte Wahrheit anstrebt, unbefangene und rechtlich denkende Leser finden.

Rom, den 31. August 1922.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Die Geschichtschreibung der Provinz 1

I. Die Vorgeschichte (1773—1810).

1. Das Vermächtnis des Geistes (P. v. Dießbach), 1773—1798 . 5
2. Die Väter vom heiligsten Herzen Jesu (P. de Tournely), 1793—1799 10
3. Die Väter des Glaubens (Nikolaus Paccanari), 1795—1799 . 14
4. Die vereinigte Gesellschaft der „Väter vom Glauben Jesu", 1799—1807 21
5. Die Anfänge im Wallis (P. Sineo de la Torre), 1805—1810 . 33

II. Die helvetische Mission der Gesellschaft Jesu (1810—1821).

1. Die Franzosenherrschaft in Sitten 47
2. Das Kolleg zu Brig 56
3. Solothurn und Freiburg (Schweiz) 68
4. Die Mission im Aufschwung 81

III. Die Vizeprovinz (Januar 1821 bis September 1826).

1. Die vorgeschobenen Posten 102
2. Die drei Stammhäuser in der Schweiz 118

IV. Die „oberdeutsche Provinz" bis zur gewaltsamen Unterdrückung in der Schweiz (1826—1847).

1. Die Fühlung mit Deutschland 132
2. Das Noviziat in Stäffis (1826—1836) 148
3. Die Konvikte Brig — Freiburg — Stäffis 161
   a) Brig 161
   b) Freiburg 164
   c) Stäffis 200
4. Der Ausbau im Innern 212
5. Das Studienwesen in den Lehranstalten 235

Seite

6. Die alten Kollegien 261
   a) Sitten 261
   b) Brig 277
   c) St-Michel in Freiburg 291
7. Außerordentliche Seelsorge 315
   a) Die Exerzitien 316
   b) Die Volksmissionen 323
   c) Die Missionsbündnisse 338
   d) Die Marianischen Kongregationen 341
   e) Sorge für die arbeitenden Klassen 349
   f) Das Werk der guten Lektüre 351
   g) Gefängnisseelsorge 353
   h) Volksandachten 354
   i) Belebung des Gottesdienstes 358
8. Das Kollegium von Schwyz 1836 366
9. Die Luzerner Angelegenheit 390
10. Schriftstellerische Anfänge 423
11. Sonderbundskrieg und Ausweisung 434
12. Die Provinz in der Zersprengung 479

Schlußwort 512

Namenverzeichnis 515

Die Geschichtschreibung der Provinz.

In der alten Gesellschaft Jesu war für eine sichere Überlieferung dessen, was das Wirken und die Schicksale des Ordens betraf, wohl gesorgt gewesen. Die Gründungsbriefe und Urkunden der einzelnen Häuser, der Briefwechsel, der ihre ersten Anfänge vorbereitete oder begleitete, wurden gesammelt und bewahrt. Wiederholt wurde vonseiten der Obern Sorgfalt hierin eingeschärft.

Desgleichen bestand von Anfang eine fleißige und eingehende Berichterstattung an den Ordensgeneral über alles, was in Bezug auf Personen oder Häuser von einiger Bedeutung war.

Außerdem gab es die mehr allgemein gehaltenen, zusammenfassenden Berichte, die für die Kenntnisnahme aller bestimmt waren, anfangs dreimal, später nur einmal im Jahre ausgegeben (Litterae quadrimestres, Litterae annuae)[1].

Aber auch die Abfassung eigentlicher historiae, d. h. geschichtlicher Berichte über die Entfaltung der einzelnen Missionen oder Kollegien wurde 30. Dezember 1586 zur Pflicht gemacht. Daher für viele Häuser eine Brevis et succincta historia oder eine Narratio de origine et progressu collegii. Seitdem die Führung der Historia domus.

Wiederholt wurde von Generalen oder Provinzialen zu größeren Geschichtsarbeiten Anregung gegeben. So entstand die Historia Provinciae S. J. Germaniae superioris (1541—1640) von P. Agricola und mehreren andern, in 5 Foliobänden zu Augsburg 1727—1754 gedruckt, und Reiffenberg, Historia Soc. Iesu ad Rhenum inf. (I. Bd., gedruckt zu Köln 1764; II. Bd., Handschr.).

[1] Vgl. v. Löher, Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften: Historische Klasse, Sitzung vom 6. Juni 1874.

Bei den unscheinbaren Anfängen und den äußeren Schwierigkeiten, unter denen die „Helvetische Mission" 1810 ins Leben trat, konnte von all dem nicht die Rede sein. Über die erste Abmachung, welche die „Väter des Glaubens Jesu" von Rom nach dem Wallis führte, war schon einige Jahre später ein schriftliches Protokoll nicht mehr aufzufinden[1]. Wie es scheint, haben Ansprüche, die später vonseiten der Behörde erhoben wurden, aber mehr noch Zeitungsangriffe und unwahre Erzählungen, die gegen die Patres in der Schweiz verbreitet wurden, diese zuerst wieder auf die Wichtigkeit einer eigenen Geschichtschreibung hingewiesen. Aber auch ohne dies mußten die verschiedenen Vorschriften, die in den Konstitutionen der Gesellschaft hinsichtlich der Litterae annuae und der Historia domus klar ausgesprochen waren, von selbst sich geltend machen, sobald einmal geordnete Zustände geschaffen und zu einer ruhigen Weiterentwicklung die Vorbedingungen vorhanden waren.

Den ersten Anfang zu einer Geschichtschreibung machte P. Georg Staudinger. Seine Historica Relatio de Societate Iesu in Vallesia, noch im Original vorhanden, trägt als Datum der Fertigstellung den 17. Februar 1819. Sie schließt mit der Bemerkung: „In diesem Jahre [1819] ist bis jetzt noch nichts vorgefallen, was der Aufzeichnung wert wäre. Es wurde aber auch bereits einem Pater der Auftrag gegeben, alle wichtigeren Vorkommnisse zu notieren, so wie die Ordenssatzungen es vorschreiben. Fürderhin wird es daher weniger Arbeit kosten."

Im Jahre 1819 wurde die Abfassung der Litterae annuae wieder allgemein vorgeschrieben: also für die Kollegien Sitten, Brig und Freiburg. Es hing dies mit dem Bestreben des neuen Superiors P. Godinot zusammen, die volle Einrichtung und Disziplin der alten Gesellschaft wieder durchzuführen.

---

[1] Es existierte allerdings im Archiv des Staates, aber den Patres scheint dies unbekannt gewesen zu sein.

Ohne Datum und Unterschrift, aber im Original vorhanden, ist das Breve Compendium rerum memorabilium Societatis Iesu in Collegio Brigensi 1607—1830.

Von demselben ist eine Kopie vorhanden mit freien Zwischenräumen, in welchen von fremder Hand zahlreiche Nachträge und Zusätze gemacht sind. Um die gleiche Zeit und auf die gleiche Anregung hin scheint verfaßt: Historia domus Probationis et Collegii Staviacensis ab anno 1826 ad annum 1831.

Historia domus Sedunensis a primo Nostrorum in hanc civitatem adventu et consecuta rerum Societatis in ea progressione ist auf Andringen des Provinzials P. Georg Staudinger 1832 niedergeschrieben worden. P. Drach, Rektor von Freiburg, hatte seit Jahren Dokumente dafür gesammelt und die Sache zusammengeschrieben. P. P. Souquat, Prokurator des Hauses Sitten, gab dann die letzte Redaktion und Fortsetzung bis 1832.

Historia Collegii Brigensis a primo Nostrorum in hanc civitatem adventu et consecuta rerum Societatis in ea progressione muß nach dem Titel wie nach der ganzen Anlage auf dieselbe Anregung P. Staudingers hin und um die gleiche Zeit entstanden sein.

Historia Provinciae Germaniae Superioris Societatis Iesu ab eius per p. m. Pium VII restitutione et consecuta post eam progressione wurde von P. Drach als Rektor von Freiburg 1834 ganz auf eigenen Antrieb begonnen, von seinem Nachfolger P. Jakob Roh 1836 um einiges Wenige fortgesetzt und von P. J. B. Welte bis 1840 weitergeführt. Von da an übernahm sie P. Jos. Esseiva, der drei Abteilungen hinzufügte: 1840—1847, 1847—1848, 1849—1858.

Bestimmend war für P. Drach gewesen das 21. Dekret der XXI. Generalkongregation.

Historia Collegii Suitensis Societatis Iesu a primo Nostrorum in hanc civitatem adventu et consecuta rerum

Societatis in ea progressione ab anno 1836 ad annum 1840. Ausführlich und mit vielen Dokumentenbeilagen von P. J. B. Drach als Rektor geschrieben.

Über Freiburg scheint eine Historia Collegii nicht vorhanden. Im Provinzarchiv fanden sich vor:

Litterae annuae Collegii Friburgensis 1833—1846.

Diarium Collegii Friburgensis 1819—1847.

Diaria Collegii et Convictus Friburgensis.

Libri de domo et alumnis Convictus Friburgensis.

Varia de Convictu Friburgensi — Miscellanea — Litteraria.

Ein Teil der Ordenskorrespondenz aus den Jahren 1815—1847, insbesondere der offizielle Briefwechsel zwischen den Provinzialen und dem Ordensgeneral hat sich im Besitz des Ordens glücklich erhalten und ist für die Geschichtschreibung der Provinz die sicherste und wichtigste Quelle.

Im Laufe der Zeit sind über manche Patres, deren Leben und Wirken teilweise der Schweizer Periode angehört, kürzere oder ausführlichere biographische Arbeiten erschienen, wie über die PP. Roothaan, Roh, Behrens, Anderledy, Kleutgen, v. Zeil, v. Doß. Auch in den eingehenderen Lebensbeschreibungen französischer Jesuiten, wie der PP. Barrelle, de Ravignan, Labonde, Jeantier, ist der Zeit ihres Verweilens in der deutschen Provinz und ihrer Arbeiten in der Schweiz ausgiebig gedacht. Briefe des P. Neltner bringt Guerber, Liebermann.

Über die Kollegien von Sitten und Brig sind in neuerer Zeit geschichtliche Sonderdarstellungen ans Licht getreten, herausgegeben von Professoren dieser Anstalten, welche auch der Verwaltung ihrer Kollegien durch die Jesuiten in dankenswerter Weise Aufmerksamkeit zuwenden.

Erinnerungen mehr allgemeiner Art bietet eine kleine Schrift von P. Aug. Sträter, Die Jesuiten in der Schweiz, Einsiedeln 1911.

I. Die Vorgeschichte (1773—1810).

1. Das Vermächtnis des Geistes (P. v. Dießbach), 1773—1798.

Die alte Gesellschaft Jesu, durch den hl. Ignatius von Loyola mit seinen Gefährten 1534 grundgelegt und durch die Bulle Pauls III. 1540 ins Leben gerufen, hatte unter dreißig Pontifikaten ihre Treue und Dankbarkeit gegen die Kirche und deren Oberhaupt bewährt. Papst Klemens XIV., der dreißigste in dieser Reihe, glaubte die Stürme, die sich heftiger als sonst wider die Kirche erhoben, zu beschwichtigen und dem Frieden zu dienen, indem er dieses Bollwerk den Feinden opferte. Nach langem Sträuben unterzeichnete er 21. Juli 1773 ein Breve, das im Verwaltungswege die Aufhebung des Ordens verfügte und 16. August öffentlich bekannt gegeben wurde. Überall, wo in Gemäßheit der päpstlichen Anordnungen die zuständige bischöfliche Behörde den Jesuiten das Breve amtlich verkündigte, lösten ihre Häuser sich auf. Nur fern in Weißrußland, wo die selbstherrliche Zarin Katharina II. die vom Papst selbst zur Bedingung gemachte Verkündigung zu verhindern wußte, erhielt sich bis auf weiteres ein kleiner Überrest in genossenschaftlichem Verbande fort, wie bisher in eifriger Seelsorge tätig, von Rom aus geduldet, von der übrigen Welt völlig unbeachtet. Der große religiöse Orden, der seit mehr denn zweihundert Jahren die Bürde des höheren katholischen Unterrichtswesens in Europa und des christlichen Missionswerkes in den fernen Weltteilen zum namhaften Teil auf seinen Schultern getragen und auf fast allen Gebieten für die Interessen der Kirche seine Kraft eingesetzt hatte, war wie mit einem Schlage vom Erdboden verschwunden. Außer den verödeten Hallen seiner Kirchen und Kollegien war nichts geblieben als die Trauer derer, welche die Kirche liebten, und eine rührend treue Anhänglichkeit der Besten unter

ihren einstigen Mitgliedern. Zu denen, welche den schweren Verlust der Kirche beklagten, zählte mit an erster Stelle der nächstfolgende Papst Pius VI., der 15. Februar 1775 den Apostolischen Stuhl bestieg. Allein die notwendige Rücksicht auf die Reizbarkeit der bourbonischen Höfe, welche die Aufhebung des Ordens mit allen Mitteln durchgesetzt hatten und deshalb ihr Ansehen mit derselben unlöslich verknüpft glaubten, hielt ihn zurück, den vielgehegten Wunsch auf Wiederherstellung des Ordens zu erfüllen. Erst mußte die einmal entfesselte Macht des Bösen bis zum äußersten fortschreiten, die furchtbarsten Schicksalsschläge mußten niederfallen auf die Bourbonen, auf das Papsttum und auf ganz Europa; eine völlige Umgestaltung aller öffentlichen Verhältnisse, ein Umschwung in der herrschenden Geistesrichtung mußte kommen, ehe Pius VII., zurückgekehrt 24. Mai 1814 aus langer Gefangenschaft, am 7. August 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum das Aufhebungsbreve völlig außer Kraft setzen und den Orden der Gesellschaft Jesu wiederherstellen konnte für den ganzen Erdkreis. Teilweise Wiederherstellung für einzelne Länder war seit 1801 mehrfach schon vorausgegangen, und als die große Auferweckung jetzt erfolgte, fand sich in den Bergen des Wallis bereits eine kleine Niederlassung von Jesuiten vor, die der Mehrzahl nach Deutsche, für das deutsche Arbeitsfeld ausersehen waren und binnen weniger Jahre zur „Oberdeutschen Provinz" der wiederhergestellten Gesellschaft heranwachsen sollten.

Über vierzig Jahre waren seit der Aufhebung verflossen, eine ganze Generation dahingegangen. Die alten Einrichtungen und Hilfsmittel waren verloren, die kostbaren Überlieferungen in Bezug auf Doktrin und Unterrichtswesen jäh unterbrochen. Allein es gab etwas, was unvergleichlich wichtiger war: der alte Ordensgeist, die Auffassung der Ziele und Aufgaben, die Art, auf die Seelen zu wirken, die Gesinnung der bedingungslosen Hingabe an Christus den König und die Kirche, seine Braut. Das alles war treu überliefert worden und in ununterbrochener Leitung lebendig auf die im Entstehen begriffene Ordensprovinz übergegangen. Das Bindeglied bildete ein alter Jesuit, ein Deutschschweizer.

P. Nikolaus Joseph Albert v. Dießbach war 1732 zu Bern aus vornehmer kalvinischer Familie geboren und folgte nach dem Beispiel seines berühmten Oheims dem in seinem Hause erblichen Zuge zur militärischen Laufbahn. Er stand als Major beim Schweizerregiment in Turin, als er dort unter Einwirkung des Verkehrs in einer treu katholischen Familie und erschüttert durch eine Predigt über die wahre Kirche, die er zufällig im Dome angehört, sich zur Rückkehr zur katholischen Kirche entschloß. Der entscheidende Schritt geschah nicht ohne die schwersten äußeren Opfer, bewährte sich aber vom ersten Tage an als aus voller, männlicher Überzeugung hervorgegangen. Dießbachs Ehe mit einer braven Katholikin wurde schon nach drei Jahren durch deren Tod gelöst, zwei Mädchen, die sie ihm hinterlassen, starben in zartem Alter. Er selbst trat 1759 zu Chieri als Novize in die Gesellschaft Jesu ein und machte von 1761 an in Mailand die Studien des Ordens durch, die er mit dem feierlichen Akt einer öffentlichen Disputation beschloß. Seitdem widmete er sich als Wanderprediger dem Werk der Volksmissionen in Piemont und der Schweiz. Ein dreibändiges apologetisches Werk, das er zu Turin 1771 erscheinen ließ: Le Chrétien Catholique inviolablement attaché à sa religion, gibt Zeugnis von seinem apostolischen Ernst. Nach der Aufhebung seines Ordens zog er sich zunächst in die Benediktinerabtei Haute-Rive zurück und veröffentlichte 1774 abermals in Turin ein neues Werk: La voix du zèle. Der Eifer, den er hier predigte, hielt ihn selbst so erfüllt, daß es ihn nicht lange in der Abtei duldete. Bald war er wieder in Turin, vielgesucht als Beichtvater und Berater, ein Mittelpunkt für die Freunde der untergegangenen Gesellschaft Jesu und für alle, die es ernst meinten mit den Interessen der Kirche[1].

[1] Über Dießbach vgl. die handschriftliche Historia Germaniae Sup. S. J. (von P. Drach) I 21 f.; Guidée, Notices historiques sur quelques membres de la Société des Pères du Sacré-Cœur II (Paris 1860) 102 f.; Räß, Die Konvertiten seit der Reformation X 127 (hauptsächlich nach der handschriftlichen Skizze des P. Descharrière, gest. zu Straßburg 1831); Précis historiques 1878, 246 f. (nach den Erinnerungen des P. de Grivel); Ami de la

Unter andern Veranstaltungen des Seeleneifers rief er in Turin und Mailand das Œuvre de l'Amitié Chrétienne ins Leben zur Verbreitung guter Lektüre, zu welchem Zwecke Bibliotheken gegründet, gute Bücher ausgeliehen und die Ausgabe nützlicher Schriften mit Umsicht und Eifer betrieben wurde. Die Leitung sollte stets in den Händen von zwei Priestern liegen, denen zehn opferwillige Laien zur Unterstützung beigegeben wurden. Alljährlich erneuerte man die Kräfte durch gemeinsame geistliche Exerzitien.

Viele treffliche Laien und auch manche ausgezeichnete Priester stellten sich unter Dießbachs Leitung; manche schlossen sich aufs engste an ihn an und sahen in ihm ihren Meister und Führer. Mehrere derselben sind auf dem vielgewundenen Wege, der nach den Absichten der Vorsehung zur vollen Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu führte, von großer Bedeutung gewesen. Obenan stehen unter ihnen die beiden ehemaligen Jesuiten P. Virgineo und P. Rigoletti und zwei hochgebildete junge Weltpriester: Didier Richardot, Doktor beider Rechte, der 1792 in Rußland in die Gesellschaft eintrat, später die Leitung der Ordensprovinz in Frankreich übernahm und 1849 reich an Jahren und Verdiensten zu Metz aus dem Leben schied, und Joseph Sineo de la Torre, der Wiedererwecker und Bildner der oberdeutschen Ordensprovinz.

Um das Werk der Verbreitung guter Lektüre, das in Turin und Mailand sich segensreich bewährte, auch nach andern Mittelpunkten geistigen Lebens zu übertragen, entsandte Dießbach P. Virgineo nach Paris, P. Rigoletti mit Sineo de la Torre etwa um 1788 nach Wien. Hier fanden die beiden bereitwillige Unterstützung, namentlich bei Hofrat Freiherr Joseph v. Penckler, einem ausgezeichneten Katholiken, der dem berühmten Astronomen P. Hell († 1792), einem treuen

---

Religion XXIII XXIV XXV. — P. Haringer (Leben des ehrw. D. G. Klemens Maria Hofbauer, Regensburg 1880, 50) rühmt Dießbach als eifrigen Verbreiter der Schriften des hl. Alfons Liguori. — Da die meisten Nachrichten über Dießbach erst viel später aus der Erinnerung niedergeschrieben sind, so bleiben manche Einzelheiten zweifelhaft, in manchen Nebenpunkten widersprechen sich die Angaben. Die Hauptzüge stehen fest.

Exjesuiten, nahe befreundet war. Sineos hervorragende Eigenschaften und seine tüchtige theologische Schulung konnten nicht verfehlen, ihm in Wien bald Ansehen zu erwerben, namentlich bei Kardinal Migazzi, der ihn zu den Prüfungen seines Klerus heranzog. Um 1790 kam auch Dießbach selber nach Wien, kehrte jedoch 1796 nach Bern zurück, wo er den Trost hatte, seinen sterbenden Bruder, früher General in französischem Dienst, noch auf dem Totenbette mit der Kirche auszusöhnen. Er siedelte dann nach Freiburg i. d. Schw. über, wo er von seinem früheren Wirken her bekannt war und sich auch jetzt wieder ganz den Werken des Seeleneifers hingab. Die Unterstützung vonseiten eines höheren österreichischen Offiziers, Baron v. Bietagh, setzte ihn in den Stand, seine Lesebibliothek auch hier ins Werk zu richten. Als bald darauf die Franzosen Freiburg gewaltsam einnahmen, wurde Dießbach, der den Verwundeten beistehen wollte, in die Flucht mit fortgerissen und zuletzt gefangen nach Bern gebracht. Völlig gebrochen an Kraft, gelang es ihm, noch einmal Wien zu erreichen. Hier schied er um die Mitte Dezember 1798 in den Armen seines treuen Jüngers Sineo de la Torre; 19. Dezember wurde er zu Enzersdorf beigesetzt.

Die letzten zwanzig Jahre Dießbachs hatte ein Gedanke völlig beherrscht und unaufhörlich bewegt. Es war die Überzeugung, daß zum Wohl der Kirche die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu von größter Dringlichkeit sei. Seine ganze Kraft und seinen ganzen, nicht unbedeutenden Einfluß bot er zu diesem Zwecke auf. Zu Freiburg i. d. Schw. war er schon 1787 in diesem Sinne rührig an der Arbeit. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution verhandelte er mit den in die Schweiz geflüchteten Bischöfen, um eine gemeinsame Bittschrift des französischen Episkopates zustande zu bringen, durch welche der Papst um Wiederherstellung des Ordens angefleht werden sollte. Da die Wirren der Zeit und die Ablehnung einzelner die Bemühungen zum scheitern brachten, bearbeitete Dießbach die katholischen Schweizerkantone und betrieb eine Eingabe um Wiederherstellung des Ordens vonseiten des Bundes. Schon waren Schritte geschehen in Luzern, Solothurn, Freiburg — da kam der Franzoseneinfall, und alles hatte ein jähes Ende.

Gleichwohl war bei Dießbachs Tod seine Hoffnung um einen großen Schritt der Erfüllung nähergekommen. Der treue Jünger, in dessen Armen er verschied, war nicht mehr der alleinstehende Wanderpriester; seit 16. Juli 1796 war er aufgenommen unter die „Väter des heiligsten Herzens Jesu" und dadurch Mitglied einer geistlichen Genossenschaft, die zu dem ausgesprochenen Zwecke sich gebildet hatte, die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu vorzubereiten und sobald die Zeit gekommen, in derselben aufzugehen.

2. Die Väter vom heiligsten Herzen Jesu (P. de Tournely), 1793—1799.

Im Seminar von St-Sulpice zu Paris hatte eine Anzahl frommer und begabter Alumnen aus angesehenen Familien zu einer Gebetsvereinigung sich freundschaftlich zusammengeschlossen, als die ausbrechende Revolution sie auseinander trieb. Die Mehrzahl stellte sich trotz Tonsur und Soutane bei Condés Emigrantenlegion zum Heeresdienst, zwei, die bereits die Priesterweihe hatten, flüchteten im Juli 1791 auf Rat des Abbé Emery, ihres Präses, nach Belgien. Es waren Charles de Broglie, Sohn des berühmten Marschalls, und Franz Léonor de Tournely[1], 1767 nahe bei Laval gleichfalls aus vornehmem Hause geboren, als der dritte Sohn einer heiligmäßigen, früh verwitweten Mutter. Anfangs ließen sie sich im Luxemburgischen nieder, in der Pfarrei Hostert, aber aus ihrem Stilleben wurden sie schon bald aufgescheucht durch das Nahen der Revolutionsarmee, sie flohen 1793 weiter nach Antwerpen, wo sie bei den zahlreich versammelten geistlichen Flüchtlingen aus ihrer Heimat Anschluß suchten. Hier unter den verschiedenartigsten Eindrücken erwachte in Charles de Broglie der Gedanke, eine geistliche Genossenschaft ins Leben zu rufen ganz nach den Regeln und Einrichtungen der aufgehobenen Gesellschaft Jesu. Lange wurde überlegt, einige der angesehensten

[1] Über P. de Tournely vgl. Guidée, Vie du R. P. Jos. Varin (Paris 1860) 15 f. 60 f.; Notice sur le R. P. Léonor François de Tournely et sur son œuvre la Congrégation des Pères du Sacré-Cœur (Wien 1886).

Geistesmänner Frankreichs zu Rate gezogen, nach dem Beispiel des hl. Ignatius eine Pilgerfahrt unternommen (nach Hal bei Brüssel), endlich im Kapuzinerkloster zu Antwerpen zehn Tage Exerzitien gehalten. Um Ostern 1794 war alles zur Entscheidung reif. Donnerstag den 8. Mai 1794 wurde auf dem ehemaligen Landhaus der Jesuiten bei Löwen die „Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu" begründet und Léonor de Tournely zu ihrem Oberhaupt bestimmt. Zwei der alten Seminarfreunde, bis dahin in der Armee Condés, schlossen sich sogleich an. Allein der Sieg der Revolutionsarmee bei Fleurus 26. Juni nötigte zu eiliger Flucht. Man kam bis Venlo. Hier schloß ein anderer alter Freund sich an, Joseph Varin, mit ihm einer seiner Waffengefährten aus Condés Legion. Am 18. Juli ging es weiter nach Köln. Der Nuntius Pacca, noch kurz bevor er selbst die Flucht ergreifen mußte, gab hier den Flüchtlingen eine Empfehlung an die Nuntiatur in München. Wertvoller erwies sich die Empfehlung, die ein Pariser Domherr ihnen an Hofrat Beck in Augsburg gegeben. Dieser, einflußreich bei Fürstbischof Klemens August, warnte vor München und bestimmte die Freunde zu einstweiliger Niederlassung im Bistum Augsburg. In Leutershofen, nicht weit von der Bischofsstadt, bezog die kleine Gesellschaft das Landhaus des Augsburger Domherrn Binder, und immer mehr sammelten sich um sie Gleichgesinnte, Laien wie Priester, aus den Reihen der geflüchteten Franzosen. Sie zählte neun Mitglieder, als die Gefährten nach vorausgegangenen geistlichen Übungen am 15. Oktober 1794 in der Kirche St. Ulrich in Augsburg nach der Weise der einstigen Gesellschaft Jesu die Gelübde ablegten und P. de Tournely neuerdings zu ihrem Oberhaupt erwählten.

Inzwischen hatten sie edle Wohltäter gefunden, unter welchen Graf Fugger-Babenhausen und Bankier Bacciocchi in Augsburg besonders genannt werden. Bei den ehemaligen Jesuiten in Augsburg fanden sie freundliches Entgegenkommen und durch deren Vermittlung ließen sie an den Vorstand der Gesellschaft Jesu in Rußland ein Gesuch gelangen um Aufnahme in den Orden. Allein der Bescheid lautete für jetzt noch ablehnend. Gründe der Klugheit hielten P. Lenkiewicz

zurück; er vertröstete auf die Zukunft. Um dieselbe Zeit, August 1795, war der Besitzer des Hauses in Leutershofen gestorben, dieses wurde verkauft, und die Gefährten mußten weiterziehen. Gütig kam der Fürstbischof selbst ihnen zu Hilfe und ließ ihnen Wohnsitz anweisen in dem kleinen Orte Göggingen an der Wertach und gewährte auch monatliche Unterstützung zum Lebensunterhalt. Hier mehrte sich rasch ihre Zahl auf 10 Priester und 5 Theologiestudierende. Gleich in den ersten Tagen der neuen Niederlassung, im November[1], schloß zum ersten Mal ein Deutscher sich an, Anton Kohlmann aus Kayersberg bei Kolmar, eben zum Priester geweiht, der später für die neu erstehende Gesellschaft Jesu in Europa wie in den Vereinigten Staaten große Bedeutung erlangen sollte. Aber die friedlichen Tage in Göggingen hatten ein rasches Ende. Die französische Revolutionsarmee rückte heran, und im August 1796 floh die kleine Schar zunächst nach Passau, wo kurze Rast genommen wurde. Von hier pilgerten sie, mit hohen Empfehlungen versehen, weiter nach Wien. Es waren ihrer siebzehn Mann, die 17. September 1796 zu Nußdorf bei Wien eintrafen und für den Anfang im Augustinerkloster (Landstraße) untergebracht wurden. Als dauernder Wohnsitz war für sie ein größeres Haus in Hagenbrunn vorgesehen, das dem Augustiner-Chorherrenstift Neuburg zugehörte, und hier konnten sie am 18. April 1797 ihren Einzug halten. Ihre Zahl mehrte sich noch fortwährend, Kardinal Migazzi als Diözesanoberer war ihnen günstig, und es fehlte nicht an Wohltätern und hohen Gönnern. Da wurde der vielverehrte Obere, der dreißigjährige Léonor de Tournely, nach kurzer Erkrankung 9. Juli 1797 vom Tod hinweggerafft. Ungebeugten Mutes wählten sich die Gefährten sofort ein neues Haupt, Tournelys Jugendfreund Joseph Varin, 28 Jahre alt, erst 12. März 1796 zu Augsburg zum Priester geweiht. Wenige Tage nach seiner Wahl, am 16. Juli, nahm er Sineo de la Torre in die „Gesellschaft des heiligsten Herzens" auf.

---

[1] Guidée, Notices historiques I 103, der sich auf Aug. Theiner stützt, gibt April 1796 an.

Um diese Zeit war die Genossenschaft bereits auf 40 Mitglieder angewachsen, und fortwährend bewarben sich tüchtige Männer, der Mehrzahl nach Priester, um die Aufnahme. Der Gnade der Erzherzogin Marianne, Schwester des Kaisers, verdankte man die Möglichkeit, in Prag eine zweite Niederlassung zu eröffnen; dorthin wurde das Noviziat verlegt, Hagenbrunn aber wurde zum Studienhaus eingerichtet und das Studienwesen wohl geordnet. In Prag zählte man 12 Novizen unter ihrem Novizenmeister; das „Kolleg Hagenbrunn" beherbergte 1798 außer 12 Studierenden, 3 Novizen und einem Laienbruder 20 Priester. Unter ihnen arbeitete P. Kohlmann wacker in der Seelsorge, P. Sineo de la Torre war Lehrer der Theologie; die Philosophie übernahm P. de Rozaven, ein Bretone aus vornehmer Familie, der einige Jahre als Emigrant in Paderborn gelebt und vom dortigen Fürstbischof zu Büren die Priesterweihe erhalten hatte.

Das Ziel der Genossenschaft, die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu anzubahnen, war über all dem nicht aus den Augen verloren worden. Schon P. de Tournely war entschlossen gewesen, sich dafür direkt an den Papst zu wenden. Im April 1796 war er mit zwei Gefährten nach Turin aufgebrochen, um die Pässe und Empfehlungen für Rom in Empfang zu nehmen, die für sie bereitlagen. Allein der Franzoseneinfall in Norditalien nötigte zur Umkehr. Man dachte nun an die Überreichung einer Denkschrift. Es handelte sich darum, für dieselbe die Unterstützung des Episkopates zu erlangen. Kardinal Migazzi gewährte sie bereitwillig. Auch die in Konstanz flüchtigen französischen Bischöfe, an welche P. Varin im Herbst 1797 Charles de Broglie mit drei Gefährten abordnete, unterschrieben gern. Broglie zog weiter nach dem Norden, um in Münster, Paderborn, Pyrmont, Mitau noch andere der emigrierten Bischöfe ins Interesse zu ziehen. P. Sineo aber mit zwei Gefährten suchte die bischöflichen Emigranten in der Schweiz auf. So wurden die Unterschriften von 25 bis 30 Bischöfen zu Gunsten der Wiederherstellung der Gesellschaft zusammengebracht. Allein noch ehe die Denkschrift abgehen konnte, traten die unglücklichen Ereignisse ein, welche das römische Gebiet zur Republik

und den Papst zum Gefangenen machten. Ende Mai 1798 wurde Pius VI. in die Kartause bei Florenz verbracht, wo Besuche und Briefe zu ihm gelangen konnten, und so übernahm auf Migazzis Empfehlung der Nuntius am Wiener Hofe 1. August 1798 die Bestellung der Denkschrift. Bereits im September antwortete der Papst belobend und ermutigend. Eine andere religiöse Genossenschaft, die sich in Italien zu dem gleichen Zwecke gebildet hatte, war ihm schon näher bekannt geworden und besaß seine Gunst. Der Gedanke einer Vereinigung beider ergab sich von selbst, und damit stand man vor einem neuen Wendepunkte.

3. Die Väter des Glaubens (Nikolaus Paccanari), 1795—1799.

Wenige Monate bevor die Denkschrift der Väter des heiligsten Herzens Jesu in die Hände des Papstes gelangte, während Pius VI. noch als Gefangener in Siena weilte, waren durch den aus Rom vertriebenen Kardinalvikar de la Somaglia 18. Mai 1798 zwei Männer bei ihm eingeführt worden, welche das Kleid der ehemaligen Jesuiten trugen. Sie nannten sich „Väter vom Glauben" und kamen, dem Papste die Notwendigkeit vorzustellen, die aufgehobene Gesellschaft Jesu unter verändertem Namen wieder ins Leben zu rufen. Der eine der beiden war Priester und Professor der Sapienza in Rom, der eigentliche Sprecher aber war ein Laie aus geringem Stand. Sie hatten sich seit einiger Zeit mit mehreren Gefährten zusammengefunden in der Bruderschaft der Caravita.

Ganz nahe bei der Kirche Sant' Ignazio in Rom bestand ein dem hl. Franz Xaver geweihtes Oratorium, bei welchem einst in der Blütezeit der alten Gesellschaft Jesu ein seeleneifriger Jesuit, P. Pietro Gravita († 1658), zwei seiner Bruderschaften zu versammeln pflegte. Auch nach der Aufhebung des Ordens erhielt sich noch etwas von diesen Bruderschaften und ihrem Geiste weiter. Selbst der Name des Begründers, im Volksmunde umgewandelt in Caravita, diente noch immer zu ihrer Bezeichnung. Zu Beginn der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts pflegten einige besonders eifrige Mitglieder mehrmals die Woche im Oratorium fromme Zusammenkünfte zu

halten. Vier derselben werden namentlich genannt, unter ihnen der Priester de la Vedova, Professor an der Sapienza. Es bewegte sie der gemeinsame Gedanke, daß, um den Übeln der Zeit entgegenzuwirken, für Gott und die Kirche irgend etwas von Bedeutung unternommen werden müsse. Was ihrem frommen Verlangen allein noch gefehlt hatte, der leitende Geist, war gefunden, als gegen Ende 1795 der 23jährige Nikolaus Paccanari sich ihnen anschloß.

Paccanari war im Jahre der Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 im Valsugana nahe bei Trient geboren. Unter der Obhut schlichter, frommer Eltern hatte er die ersten zwanzig Jahre seines Lebens in Gottesfurcht hingebracht; gelehrte Studien waren ihm fremd geblieben. Aber allmählich erstarkte in ihm der Drang, in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Er wurde Kaufmann, dann diente er als Soldat in Rom, dann versuchte er es wieder mit dem Handel, zuletzt war er Fremdenführer. Nach einer Reihe von Enttäuschungen und Verlusten fiel er in schwere Krankheit. Sein Zustand schien hoffnungslos, aber fast plötzlich stellte sich Genesung ein und mit ihr eine völlige Umwandlung des Innern. Paccanari dachte jetzt nur noch daran, sich dem Werk der Heidenmission zu widmen, und war bereits entschlossen, zu diesem Zweck in den Karmeliterorden einzutreten. In dieser Seelenverfassung kam er in nähere Berührung mit den eifrigen Brüdern der Caravita. Die Geister fanden sich rasch zusammen, die Beratungen mehrten sich. Immer deutlicher stellte ein zweifaches Ziel sich vor Augen: nach dem Geist des alten P. Gravita und seiner Bruderschaft in möglichst ausgedehntem Maße das Volk zu katechisieren und mit Nachdruck auf eine Neubegründung der Gesellschaft Jesu hinzuarbeiten.

Am Vorabend des Festes des hl. Franz Xaver, 2. Dezember 1795, war Paccanari eine besonders gesegnete Gebetsstunde beschieden. Seitdem erfaßte er dies als die ihm persönlich von Gott gestellte Aufgabe und verfolgte diese hinfort mit dem Feuereifer eines Erleuchteten. Seit März 1796 weilte er in Loreto, um in Strengheiten und Gebet zu seiner Mission sich vorzubereiten. Umsonst drängten die in Rom zurückgelassenen Gefährten auf seine Rückkehr. Nach elf

Monaten in Loreto zog er auf drei weitere Monate nach Assisi, dort und auf dem Berge Alvernia zu beten und sich zu kasteien. Um Pfingsten 1797 war er wieder in Rom, seiner Sache gewiß, der Begeisterung voll. Kurz darauf schlossen vier neue Gefährten dem kleinen Häuflein sich an, zwei derselben bereits Priester. Der eine, P. Epinette aus der Diözese Le Mans, hatte einst der Gesellschaft Jesu angehört, der andere, P. Halnat aus der Diözese Rennes, war Missionar in Madagaskar gewesen, nun aber schon seit einiger Zeit in Rom, ein feuriger, rastlos tätiger Charakter. Über alles Erwarten gelang es, vom Kardinalvikar der Stadt nicht nur rasch die Zustimmung zur Gründung einer geistlichen Genossenschaft zu erlangen, sondern auch sein lebhaftes persönliches Interesse an dem Unternehmen wachzurufen. Am 14. August 1797 wählten demgemäß die Genossen Paccanari zu ihrem Obern; folgenden Tages fand im Oratorium Caravita vor dem Muttergottesaltar in aller Stille die Ablegung der Gelübde statt. Der Obere, der sie entgegennahm, zählte erst 24 Jahre; er hatte weder Weihen empfangen noch Studien gemacht; nur die Tonsur des Klerikers hatte er sich erteilen lassen. Mit Zustimmung des Kardinalvikars trugen die Genossen von der Gelübdeablegung an das einstige Jesuitenkleid. Schwieriger war es, für die junge Genossenschaft ein gemeinsames Heim zu schaffen. Endlich stellte Cavaliere Pianciani, dessen Sohn später den Weg zur Gesellschaft Jesu gefunden hat, ein ihm gehöriges Landhaus nahe bei Spoleto zur Verfügung. Dahin brach Paccanari 29. Dezember 1797 mit seinen Gefährten auf. P. Halnat blieb in Rom, um dort die gemeinsamen Angelegenheiten wahrzunehmen.

Der Einmarsch der Franzosen, der zu Beginn des Jahres 1798 den Kirchenstaat mit Schrecken erfüllte, ließ die kleine Niederlassung bei Spoleto fürs erste ungestört. Aber die von den Franzosen verfügte Auflösung des Kollegs der Propaganda in Rom versetzte P. Halnat als gedienten Missionär in große Erregung; er glaubte, alles aufbieten zu müssen, um trotz der Franzosen die jungen Propagandisten zusammenzuhalten, und hatte sich seinen Plan zurechtgelegt, ohne viel nach andern zu fragen. Paccanari seinerseits hatte kaum

erfahren, daß Pius VI. als Gefangener in Siena weile, als auch sein Entschluß feststand, sich ihm dort persönlich vorzustellen. Weder Abraten der Freunde noch Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, vermochten ihn zurückzuhalten. Als er mit P. de la Vedova in Siena ankam, fand er ganz unerwartet seinen Gönner, den Kardinalvikar de la Somaglia, der von den Franzosen aus Rom vertrieben war. Dieser übernahm es gern, die beiden Bittsteller im Jesuitenkleide beim Papste einzuführen, und empfahl aufs wärmste deren Anliegen. Dies aber war kein anderes, wie Paccanari jetzt mit Freimut und der ihm eigenen volkstümlichen Beredsamkeit ausführte, als die Neubegründung des aufgehobenen Jesuitenordens. Für den gegenwärtigen Augenblick erbat er nur die kirchliche Gutheißung der kleinen Genossenschaft, die von ihm nach den Einrichtungen des ehemaligen Ordens vor kurzem neu begründet worden war. Pius VI. billigte alles. Den Namen „Väter vom Glauben", den sie sich beigelegt hatten, wandelte er um in „Väter des Glaubens Jesu". Regel und Kleid der ehemaligen Gesellschaft Jesu[1] sollten ihnen verbleiben. Taugliche Mitglieder, die ehemals dem Jesuitenorden angehört hätten, sollten sie nach Möglichkeit aufnehmen, nicht aber solche aus andern Orden. Sobald die Genossenschaft eine gesicherte äußere Existenz sich begründet haben würde, wolle er durch feierliche Bulle sie bestätigen. Als Zeichen seiner Huld verlieh der Papst schon jetzt in Gegenwart des Kardinalvikars vivae vocis oraculo der Genossenschaft mehrere wertvolle Privilegien[2].

Der fromme Enthusiasmus der neuen Brüdergemeinde stieg nun aufs höchste. Immer neue Mitglieder schlossen sich an, zwei Holländer, ein Römer, zwei Ägypter, wahrscheinlich gewesene Zöglinge der Pro-

[1] Es handelt sich um die Art der Kleidung, wie sie bei den italienischen Jesuiten vor der Aufhebung des Ordens üblich gewesen war. Ein bestimmtes Ordenskleid kennt die Gesellschaft Jesu nicht.

[2] Ausdrücklich namhaft gemacht wird: daß alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Gesellschaft sub titulo missionis könnten geweiht werden, daß sie im Brevier sich an das Proprium der früheren Gesellschaft Jesu halten und auch alle dieser ehemals bewilligten Ablässe gewinnen könnten.

paganda, werden namentlich genannt. Vor allem aber richteten sich die Blicke Paccanaris auf die Genossenschaft des heiligsten Herzens Jesu, die, zu gleichem Zweck wie die seinige gegründet, sich in Österreich bereits zur Blüte zu entfalten begonnen hatte. Schon lange hatte er um dieselbe gewußt. Als im Frühjahr 1796 P. de Tournely mit zwei Gefährten zum Papst nach Rom reisen wollte, hatte Abbé Pey in Venedig, ihr treuer Gönner, um ihnen in Rom die Pässe auszuwirken, der Mithilfe des dort anwesenden P. Halnat sich bedient, und dieser war seitdem für die Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu der ständige Agent in Rom geblieben. Durch Abbé Pey und P. Halnat erfuhren die Väter in Hagenbrunn auch frühzeitig von der werdenden Genossenschaft Paccanaris und deren Zielen. Der Gedanke einer Vereinigung mußte sich von selbst nahelegen und wurde bald von der einen, bald von der andern Seite gelegentlich berührt. Jetzt aber nach dem glänzenden Verlauf der Audienz in Siena schrieb Paccanari ausführlich darüber nach Hagenbrunn, und P. Halnat brachte den Plan der sofortigen Vereinigung an den Kardinalvikar und durch diesen an den Papst. Pius VI. sprach sich rückhaltlos dafür aus. Zu Anfang Juli 1798 waren die Dinge bereits so weit gediehen, daß Paccanari für den kommenden Oktober sein persönliches Erscheinen in Hagenbrunn ankündigte, um die Verständigung herbeizuführen.

Aber unerwartet kam es jetzt in Rom zu schweren Verwicklungen. Der Papst hatte, um das Kolleg der Propaganda zu retten, die Zöglinge ganz unter die Obhut der Paccanaristen gestellt, dies aber machte bei den bisherigen Leitern des Kollegs viel böses Blut. Dreimal kam Paccanari selbst von Spoleto, um den Streit zu beschwichtigen. Der Zwiespalt konnte nicht geheim bleiben, die Gewalthaber der römischen Republik wurden in das Interesse gezogen, und als Paccanari zum dritten Mal in Rom anlangte, 12. Juli 1798, wurde er zugleich mit P. Halnat festgenommen und ins Gefängnis gesteckt. Gleichzeitig erging ein Haftbefehl gegen ihre sämtlichen Genossen. Nach etwa vier Wochen nahm die französische Militärbehörde die Sache in die Hand, und nun wurden die Spoletaner nach Rom

in die Engelsburg gebracht, und hier fand sich 15. August 1798 die ganze Genossenschaft wieder zusammen. Sie wurden in leichterer Haft gehalten und erwarben sich durch ihr würdiges und dienstwilliges Benehmen viele Sympathien. Es gelang denn auch nach etwa drei Monaten den Bemühungen des Fürsten Giustiniani, ihnen eine glimpfliche Erledigung zu erwirken. Alle sollten in Freiheit gesetzt, die Ausländer unter ihnen jedoch angehalten werden, den Boden der römischen Republik zu verlassen. Aber auch für die wenigen Einheimischen war jetzt dort keine Stätte mehr. Die Gefährten verteilten sich mit mehreren Propagandisten, die ihnen anhingen, nach verschiedenen Orten Italiens, zunächst nach Parma, wo Herzog Ferdinand für den Anfang ihnen ein Asyl bot, dann nach Bologna, Ferrara, Padua und Venedig. Hier machte Paccanari zuletzt Halt. Die ehemaligen Mitglieder der alten Gesellschaft Jesu, die in diesen verschiedenen Städten als Weltpriester lebten und von nicht geringem Einfluß waren, hatten sich der Vertriebenen anfangs mit Wohlwollen angenommen und ihnen Unterstützung verschafft. Bei näherem Umgang glaubten sie sich aber zu überzeugen, daß es Paccanari durchaus nicht darum zu tun sei, der in Rußland tatsächlich weiterbestehenden alten Gesellschaft sich anzugliedern, sondern an Stelle des unterdrückten Ordens ein wesentlich neues Surrogat zu setzen. Dadurch wurde er aber statt eines Förderers vielmehr ein Hindernis der ersehnten Wiederherstellung. Je mehr diese Überzeugung durchdrang, um so mehr zogen sie sich von den Paccanaristen zurück, die infolgedessen an verschiedenen Orten die anfangs gewährte Unterstützung verloren.

Mehr Glück brachte Paccanari eine abermalige Audienz bei Pius VI. in der Kartause bei Florenz im Januar 1799. Der Papst zeigte ihm die Denkschrift, die er im vorhergehenden August von den Vätern des heiligsten Herzens Jesu aus Hagenbrunn erhalten, gab sie ihm zu lesen und ermutigte und spornte zur Vereinigung.

In Hagenbrunn hatte man im Herbst 1798 dem angekündigten Besuche Paccanaris mit Spannung entgegengesehen. Aber statt seiner war nur ein rätselhaftes Aktenstück eingetroffen, ohne jede

weitere Erklärung, ein Aufnahmediplom für sämtliche Mitglieder der „Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu" in die Gesellschaft der „Väter des Glaubens Jesu", und zugleich die Ernennung des P. Varin zum Superior dieser Gesellschaft für Deutschland. In der ersten ungewissen Zeit seiner Gefangenschaft war in Paccanari, angesichts der Möglichkeit, daß sein Leben und die Sache seiner Genossenschaft ein gewaltsames Ende finden möchte, der Gedanke aufgestiegen, die ihm vom Papst in Siena verliehenen Privilegien für diesen Fall wenigstens auf die Genossenschaft in Hagenbrunn weiter zu verpflanzen. Dies schien ihm aber nur auf dem Wege erreichbar, daß er dieselbe förmlich in seine Gemeinschaft aufnehme. Das Diplom war durch fremde Vermittlung richtig angekommen. Da man jedoch den Zusammenhang nicht kannte, erregte es bei den Vätern in Hagenbrunn Verwunderung und Verstimmung. Erst im Februar 1799 traf wieder ein Schreiben Paccanaris ein, das die Sache aufklärte und auf den kommenden April seinen Besuch in Aussicht stellte.

In der Tat langte Paccanari am 3. April 1799 in Wien an, versehen mit Empfehlungen der Nuntien von Florenz und Venedig an den Apostolischen Nuntius in Wien und mit Einführungsschreiben des Patriarchen von Venedig an den Kaiser und den Minister Thugut. Seit 7. April weilte er als Gast im Kolleg von Hagenbrunn, am 9. April begannen die Besprechungen über das Werk der Vereinigung. Alle Professen nahmen an der Beratung teil; P. Leblanc, der noch vor seiner Priesterweihe stand, amtete als Sekretär. Da Paccanari nur italienisch sprach, machte P. Sineo de la Torre zwischen ihm und P. Varin den Dolmetsch. Sineo war in diesen Tagen der Angelpunkt aller Verhandlungen; alles ging durch ihn. Endlich waren die Hauptbedenken beseitigt und die Vereinbarungen getroffen. Am 18. April 1799 feierte man mit großer Freude die Vereinigung der beiden bisher selbständigen Genossenschaften zu der einen Societas fidei Iesu.

Die Partien waren recht ungleich gewesen. Die Väter vom heiligsten Herzen waren ihrer fünfzig, wenigstens die Hälfte bereits Priester, die meisten von ihnen auserlesene, feingebildete Männer

aus angesehenen Familien und mit einflußreichen Verbindungen. Sie verfügten über zwei wohlgeordnete Niederlassungen und ein organisiertes Studienwesen zur Heranbildung des Nachwuchses. Paccanaris Genossenschaft hingegen zählte kaum über 20 Mitglieder, nur drei von ihnen waren Priester. Paccanari selbst war ohne Studien, ohne Sprachkenntnis, ohne höhere gesellschaftliche Bildung, ohne Weihen; seine Gefolgschaft, bunt genug zusammengesetzt, zum Teil aus geringen Leuten, war zersprengt, der Mittel entblößt, ohne festen Stützpunkt. Aber auf Paccanaris Seite stand die Empfehlung und der Wunsch des Papstes. Das genügte den Vätern des heiligsten Herzens Jesu zu dem schweren Opfer, ihrem bisherigen Namen zu entsagen und sich unter Paccanaris Gehorsam zu stellen. Der Gang der Verhandlungen hatte deutlich zu erkennen gegeben, daß ohne die Annahme Paccanaris zum Obern die Einigung nicht zustande kommen würde. Daraufhin war P. Varin von seiner Seite bereitwillig zurückgetreten und zum demütigen Untergebenen geworden.

Pius VI., dessen Wunsch für die Vereinigung entscheidend gewesen war, sollte sich der Nachricht nicht mehr freuen. Am 27. März 1799 war der hochbetagte Greis als Gefangener nach Valence weitergeschleppt worden, und hier starb er elend und verlassen am 29. August 1799. An ihm hatte Paccanari einen väterlichen Gönner verloren.

4. Die vereinigte Gesellschaft der „Väter vom Glauben Jesu", 1799—1807.

Der gewandte Italiener, der nun an die Spitze der vereinigten Genossenschaften trat, zählte erst 26 Jahre. Ohne höhere Bildung, ohne jene innere Schulung des Geistes und der Selbstüberwindung, welche die Prüfungen eines regelrechten Ordenslebens mit sich bringen, sah er sich als Haupt einer religiösen Gemeinschaft von 70 Mitgliedern, unter denen viele durch Talent und Wissenschaft ausgezeichnete Männer und vorzügliche Kräfte waren. Der Umstand, daß die junge Gemeinde aus sehr verschiedenartigen Elementen erst vor kurzem künstlich zusammengebracht war, mußte natürlich große Vorsicht empfehlen.

Auf der einen Seite war das französische Element, auf der andern das italienische vorherrschend. Der Kern der Franzosen selbst kam aus dem Seminar von St-Sulpice, es waren Abbé Emerys Eliteschüler, im Geiste von St-Sulpice auferzogen und in ihm die wahre Frömmigkeit erkennend. Das paßte übel zu den naturwüchsigen, lebhaften Italienern.

Paccanari sollte bald zeigen, wie er sich das Regieren dachte. Von seiner Wahl hinweg ernannte er P. Sineo zum „Provinzial für Deutschland", P. Varin, der in den höheren Kreisen Wiens und selbst am Hofe wohlangesehen war, machte er zum Rektor des Kollegs Hagenbrunn. Zwei Dinge fielen ihm von vornherein unangenehm auf. Bereits im fünften Jahre lebten die französischen Väter inmitten Deutschlands, und doch hatten sie bis dahin noch kaum Ernst damit gemacht, die deutsche Sprache zu bemeistern. Es mußte nun eifrig Deutsch studiert werden, täglich fanden deutsche Predigtübungen im Refektorium statt, und bald konnte man gute Erfolge wahrnehmen. Im äußeren Verhalten der französischen Patres mißfiel dem neuen Obern eine allzu große Sorge für Eingezogenheit und Zurückgezogenheit; er fand sie „zu mönchisch". Er kürzte an den bisherigen Gebetsübungen ab, was ihm Übermaß schien, und drang um so mehr auf die Studien. Er ging noch weiter und nötigte die Untergebenen während der Erholungsstunden zu Übungen im Laufen und Turnen und anderer dem Ordensmann wenig geläufiger Kurzweil. Richtige Beobachtungen und berechtigte Absichten mochten hier zu Grunde liegen. Aber die angewandten Mittel waren gewaltsam, und bei denen, die im Gehorsam solchen Experimenten sich immer wieder unterwerfen mußten, konnten Unlust und Widerwillen auf die Dauer nicht ausbleiben.

Eine gewisse Verstimmung trat bereits zu Tage in dem rasch sich mehrenden Argwohn, als sei es Paccanari mit dem Anschluß an die in Rußland noch bestehende Gesellschaft Jesu gar nicht ernst gemeint, und beabsichtige er, seine Genossenschaft als neuen Orden auch neben der Gesellschaft weiterzuerhalten. Auf ernstes Andringen der Patres mußte er sich bereit finden lassen, eine ausdrückliche Erklärung hierüber

abzugeben; es geschah am 11. August 1799. Aber diese Erklärung war in so unbestimmten Wendungen abgefaßt, daß auch mit ihr der Argwohn nicht völlig getilgt war. Um diese Zeit geschah es, daß P. Varin als der frühere Obere Paccanari nach Prag begleitete, um ihn bei des Kaisers Schwester Erzherzogin Marianne einzuführen, welche sich bisher als die größte Wohltäterin der Genossenschaft erwiesen hatte. Sie lebte in Prag ganz zurückgezogen nur den Werken der Frömmigkeit und gefiel sich längst in dem Plane, einen neuen Frauenorden ins Leben zu rufen für Erziehung der weiblichen Jugend. Paccanari ging lebhaft auf ihren Gedanken ein und gewann bald in hohem Maße ihre Gunst. Es war ein wichtiges Ereignis für die Genossenschaft, daß die Erzherzogin sich jetzt rasch entschloß, von Prag dauernd nach Wien überzusiedeln; es geschah noch im Oktober 1799. Bei ihr fand Paccanari immer Empfehlung und bereitwillige Hilfe. Seinem unternehmenden Charakter entsprach es indessen nicht, daß eine so große und auserwählte Schar von evangelischen Arbeitern, angewiesen auf fremdes Almosen, zu frommen Gebetsübungen vereinigt bleiben sollten. Kaum zum Vorsteher gewählt, hatte er den seitherigen Novizenmeister P. Cuënet von Prag nach Spoleto geschickt, die dortige Ordensgemeinde wieder instand zu richten. Einen großen Teil der übrigen Genossen, 22 Priester und 20 Nichtpriester, verteilte er noch während des Sommers 1799 in die Militärlazarette in Deutschland und Oberitalien, wo sie sich viele dankbare Anerkennung erwarben.

Noch weittragendere Umgestaltungen brachte das Frühjahr 1800. P. Varin wurde mit zwei Begleitern nach Frankreich geschickt, um dort der Genossenschaft ein Arbeitsfeld zu gewinnen; 19. März traten sie zu Fuß die Reise an, 16. Juni waren sie in Paris; Rektor von Hagenbrunn wurde P. Leblanc, erst seit 18. Mai 1799 zum Priester geweiht. Gleich darauf zog eine ähnliche Kolonie nach England ab: P. de Rozaven, als „Generalkommissär für alle Väter des Glaubens Jesu auf englischem Gebiete", mit ihm Charles de Broglie. Eine dritte Abteilung mit dem arbeitstüchtigen P. Kohlmann an der Spitze wurde auf dringendes Bitten eines Jesuitenveteranen, des alten

P. Beckers nach Amsterdam abgeordnet. Ein Noviziatshaus mit etwa 12—15 Novizen, teils Deutschen teils Italienern, sammelte sich seit Frühjahr 1800 zu Cremona. Um dieselbe Zeit begann eine Niederlassung auch im Jurisdiktionsbezirk des P. Sineo in Deutschland.

Der Staats- und Kabinettsminister des Fürstbischofs von Augsburg, Freiherr v. Duminique, hatte bei seinem Aufenthalt in Wien die Väter des Glaubens Jesu kennen gelernt und am 11. September 1799 für eine Niederlassung in der Diözese warm empfohlen, namentlich im Hinblick auf eine künftige Besetzung der Lehrstühle der Dillinger Universität. Einstweilen könnte mit 4—6 Patres als Lehrer am Gymnasium und zur Beaufsichtigung der Alumnen ein Anfang gemacht werden[1]. Nach der durchaus wahrscheinlich klingenden Darstellung der alten Ordensberichte wäre der Fürstbischof persönlich dem Plane geneigt gewesen und hätte sogar zu den Verhandlungen den ersten Anstoß gegeben. Da jedoch die drei Gutachten seiner einflußreichsten Räte der Sache entgegen waren, verschob er die Entscheidung. Erneutes Ansuchen und Anerbieten, diesmal vonseiten der Genossenschaft selbst, erwirkte aber wenigstens die Gestattung einer Niederlassung, für welche der Bischof im sog. „Präsidentenhaus" die Räume anwies. Um Ende Dezember 1799 war mit vier Patres ein Anfang gemacht, P. Lambert stand als Rektor vor, und bald war das Haus, das zugleich als Noviziat und Studienhaus für die im Entstehen begriffene deutsche Provinz dienen mußte, dicht bevölkert. Manche der jüngeren Kandidaten besuchten das fürstbischöfliche Gymnasium, andere betrieben die philosophischen und theologischen Studien unter eigenen Lehrern innerhalb des Hauses. Als der Generalvikar 18. November 1800 in einem Bericht an den Fürstbischof über das seelsorgliche Wirken der Patres seine Anerkennung aussprach, zählte das Haus 30 Mitglieder. Das kleine Dillinger Noviziat erscheint wie eine Auslese tüchtiger Kräfte, unter ihnen gerade diejenigen, die wenige Jahre später mit P. Sineo die Fundamente der deutschen

[1] Über die Verhandlungen Näheres bei Dr. Thom. Specht, Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (Freiburg 1902) 587—589.

Ordensprovinz legen sollten: der Aargauer Joh. B. Drach, geb. 1780; Georg Staudinger aus Bayern, geb. 1783 und Nikol. Godinot aus Reims, geb. 1761, bereits Doktor der Theologie und in priesterlichen Arbeiten bewährt. So führen zum zweiten Male die Anfänge des Jesuitenordens in Deutschland und die Keime einer oberdeutschen Provinz nach Dillingen und auf die Gunst eines Augsburger Fürstbischofs zurück.

Während diese Änderungen sich vollzogen, war nach langem, bewegtem Konklave in Venedig am 14. März 1800 ein neuer Papst, Pius VII., aus der Wahl hervorgegangen, und es kam nun alles darauf an, ob er gegenüber Paccanaris Genossenschaft die gleiche freundliche Haltung zeigen werde wie sein Vorgänger. In den letzten Monaten Pius' VI. hatte Paccanari, von dem bewilligten Privilegium Gebrauch machend, sich durch den Nuntius in Wien die Weihen bis zum Diakonat erteilen lassen. Noch war er nicht Priester, als der Papst starb, und nun weigerte sich der Nuntius, zu seiner Weihe vorzuschreiten. Jetzt nach erfolgter Neuwahl galt es für Paccanari, möglichst rasch nach Venedig zu kommen und beim Papst Gehör zu erlangen. Zwar wurden ihm die Pässe verweigert, und der Kaiser ließ ausdrücklich die Reise verbieten; aber Paccanari reiste doch, im tiefsten Geheimnis, auch ohne Paß.

Am Wiener Hof war man um diese Zeit den Plänen Paccanaris nicht günstig. Kaiser Franz und seine Regierung wünschten die einfache Wiederherstellung der alten Gesellschaft Jesu in möglichst unauffälliger Weise. Jedem Staate sollte es dann überlassen bleiben, dem Orden nach Dafürhalten auf seinem Gebiet wieder einen Wirkungskreis zu öffnen. Paccanaris Genossenschaft hingegen sollte von der kirchlichen Behörde nicht weiter gefördert werden. In diesem Sinne wirkte Kardinal Herzan als Vertrauensmann seiner Regierung schon in Venedig auf den neugewählten Papst, und wie es scheint, anfangs mit Erfolg[1].

---

[1] Herzan 16. April 1800 s. Van Duerm, Un peu plus de lumière sur le Conclave de Venise 340 353.

Aber auch Paccanaris Freunde rührten sich. Die Erzherzogin Marianne reiste schon Anfang April zum Besuch des neugewählten Papstes, mit dem sie mehrere lange Unterredungen hatte. Kardinal de la Somaglia, noch immer Vikar der Stadt, machte seinen mächtigen Einfluß geltend. Als der Papst im Mai nach Rom aufbrach, gelang es Paccanari, der in Padua eine Niederlassung der Seinigen zustande gebracht hatte, bei der Durchreise desselben zur Audienz zugelassen zu werden. Einen Monat später empfing er in dieser Stadt durch den Bischof von Cremona die Priesterweihe. Das Noviziat der Paccanaristen, das seit einem Jahre in Cremona bestanden hatte, mußte freilich bei Annäherung der Franzosen um diese Zeit nach Este übertragen werden; aber die ziemlich zahlreiche Niederlassung in Spoleto blühte friedlich weiter. Hierhin begab sich Paccanari, und hier ward ihm die Ehre, den Besuch der Erzherzogin zu empfangen.

Diese große Wohltäterin richtete nun vor allem ihr Bemühen dahin, ein passendes Heim für die Genossenschaft in Rom selbst zu beschaffen. Es gelang ihr, Kirche, Haus und Garten von St. Silvester aus den Händen der Theatiner käuflich zu erwerben. Im März 1801 konnte Paccanari einziehen. Noviziat und Scholastikat wurden eingerichtet, und die apostolischen Arbeiten unter der Bevölkerung der Stadt konnten beginnen. Es war ein großes Glück, denn infolge der kriegerischen Ereignisse hatte das Kolleg von Hagenbrunn sich aufgelöst, die österreichischen Patres waren unstät und flüchtig. Der Versuch einer Niederlassung in Aspern hielt nicht lange vor. Eine Anzahl Väter, die aus Frankreich stammten, kehrten dahin zurück, die Arbeiten ihrer Mitbrüder dort zu unterstützen.

So war denn nur das Haus von Dillingen auf deutschem Boden noch übrig. In Anbetracht der günstigen Entfaltung hatte hier P. Sineo am 28. März 1801 neuerdings ein Gesuch um Übertragung der Universität an die Patres beim Fürstbischof eingereicht und auch jetzt wieder die Unterstützung vonseiten des Ministers v. Duminique gefunden. Aber die Antwort lautete abermals hinauszögernd, und als der Sozius des Provinzials im Juni auf eine definitive Entschließung drängte, erfolgte ein abschlägiger Bescheid. Nun bewarb

sich P. Sineo um die Zulassung der Genossenschaft in Ellwangen, das damals gleichfalls noch dem Fürstbischof unterstand; aber am 26. Oktober 1801 wurde ihm ablehnende Antwort. Die öffentlichen Verhältnisse erschienen zu unsicher.

Seit dem Luneviller Frieden war die Annektierung des Fürstbistums Augsburg nur eine Frage der Zeit. Im März 1802 richteten die Dillinger Patres daher ein Gesuch an die freie Reichsstadt Gmünd in Schwaben um ein Asyl auf unbestimmte Frist zur Heranbildung ihrer Novizen und zur Errichtung einer Erziehungsanstalt. Im Rate der Stadt gab es Bedenken; erst wurde die Antwort hinausgezögert, dann, nachdem auch der Fürstbischof sich dagegen entschieden, lautete sie ablehnend[1]. Da unterdessen im Kolleg von Rom geordnete Verhältnisse hergestellt waren, ließ Paccanari die besten jungen Kräfte aus allen Niederlassungen dorthin zusammenkommen und die höheren Studien daselbst mit Eifer betreiben. Im August 1802 versammelte er auch eine Anzahl bewährter älterer Mitglieder um sich zur Beratung, nach Art einer Generalkongregation. Als diese zu Ende war, behielt er P. Sineo gleich bei sich zurück und machte ihn zum Studienpräfekten. Dillingen wurde völlig geräumt. Unter dem 5. Dezember 1802 richtete P. Jauberti ein Schreiben an den Fürstbischof, in welchem er ihm Dank ausspricht für die der Genossenschaft erwiesene Gunst und auf künftige bessere Zeiten vertröstet. Damit schwinden die letzten Spuren der einstigen Niederlassung vom Boden der Augsburger Diözese. In Rom entfalteten sich die Dinge rasch und glänzend. P. Gury, bisher in Padua, wurde Novizenmeister in St. Silvester. Viele Novizen strömten zu. Eine öffentliche Disputation, mit der man es 1803 zum ersten Mal versuchte, verlief gut und brachte großen Eindruck hervor. Mit Beginn des Jahres 1804 zählte St. Silvester 110 Ordensleute, darunter 36 Scholastikernovizen. Es gelang Paccanari nicht nur, für das Kolleg auch ein Landhaus zu erwerben, er erstand auch den

[1] Vgl. Erzberger, Die Säkularisation in Württemberg (Stuttgart 1902) 262. Es ist bemerkenswert, daß in dem Protokoll aus jener Zeit die Väter schlechthin als „Jesuitenpatres" bezeichnet werden.

Palazzo Salviati, um in demselben ein Erziehungshaus zu errichten. Es erhielt den Namen Collegio Mariano; 50 Mitglieder mußten aus St. Silvester dahin übersiedeln; P. Sineo wurde Rektor; viele Schüler meldeten sich. Gleichzeitig wurden die Volkskatechesen, Volksmissionen, Exerzitien und Konferenzen mit allem Eifer aufgenommen. In Spoleto und Padua erhielten die Niederlassungen sich weiter, und aus Frankreich kamen die tröstlichsten Nachrichten. In Amiens war schon 1803 eine vollständige Lehranstalt (collège) eröffnet worden und mit der großen Volksmission von Tours begann im Frühjahr 1804 eine lange Reihe segensvoller apostolischer Expeditionen für alle Teile des Landes. Mit der Achtung für das Wirken der Väter wuchs beständig auch der Zudrang von Postulanten.

Parallel mit dieser glücklichen Entwicklung waren indessen Ereignisse eingetreten, welche an der Stellung der Genossenschaft vieles veränderten. In denselben Tagen, da Paccanari Besitz ergriff von St. Silvester, erließ Pius VII. am 7. März 1801 das Breve Catholicae fidei, durch welches er die Gesellschaft Jesu in Rußland als wiederhergestellt erklärte und ihr die Aufnahme von Novizen ohne Beschränkung ausdrücklich gestattete. In unmittelbarer Folge nahm P. Kareu, seit 1. Februar 1799 Generalvikar der Gesellschaft, den Titel eines Ordensgenerals an. Als er schon 30. Juli 1802 mit Tod abging, wählte die vom 4. bis 24. Oktober tagende Generalkongregation an seine Stelle den ausgezeichneten und einflußreichen P. Gabriel Gruber zum General. Unter seiner Leitung entfaltete die alte, nun öffentlich und amtlich als solche anerkannte Gesellschaft Jesu alsbald ein kräftiges Leben. Sogleich nach dem Bekanntwerden des Wiederherstellungsbreves hatte eine Anzahl Exjesuiten in England, namentlich diejenigen, die in genossenschaftlichem Zusammenleben das Erziehungsinstitut zu Stonyhurst leiteten, um Zulassung zu ihrem früheren Orden gebeten. P. Gruber erwirkte hierzu die Erlaubnis des Papstes. Im Mai ernannte er den Rektor von Stonyhurst-College, Marmaduke Stone, zum Provinzial für England. Mit Stonyhurst wurde ein Noviziatshaus verbunden, P. Charles Plowden zum Novizenmeister bestimmt. In Rußland selbst wurde neben dem in Polotsk

schon vorhandenen früheren Noviziat ein zweites in Dünaburg eröffnet, das sich rasch bevölkerte. Ein Roothaan, ein Pierling zählten dort zu den Novizen. Am 30. Juli 1804 erklärte Pius VII. durch ein besonderes Breve die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu für die Reiche Neapel und Sizilien; es geschah auf Wunsch und Bitte des Königs. Ein ähnliches Breve erfolgte für Parma. So waren in Nord und Süd aller Augen wieder auf die alte und echte Gesellschaft Jesu hingelenkt. Bei denen, welche den „Vätern des Glaubens" sich angeschlossen hatten, mußte das Heimweh erwachen nach der Mutter und zugleich auch Verwunderung und Verstimmung darüber, daß Paccanari keinerlei Schritte unternahm, einen Anschluß oder eine Vereinigung herbeizuführen. Die Meisten und Besten seiner Genossen, wenn nicht alle, waren durch den Wunsch zusammengeführt worden, an der Wiederherstellung des Jesuitenordens mitzuarbeiten. Sie dachten und wünschten nichts anderes bei ihren genossenschaftlichen Unternehmungen, als die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu vorzubereiten, um ganz in derselben aufzugehen. Paccanari selbst schien im Anfang seiner Laufbahn dies im Auge zu haben, und noch am 11. August 1799 hatte er auf Verlangen der Gefährten eine Erklärung in diesem Sinne abgegeben. Jetzt aber gewann es immer mehr den Anschein, als ob er den Anschluß an die alte Gesellschaft scheue und jeden Versuch einer Vereinigung hintanzuhalten gesonnen sei.

Dazu kamen aber noch andere unliebsame Beobachtungen, denen sich erfahrene und geistig hochstehende Männer wie Varin, de Rozaven u. a., als sie zur gemeinsamen Beratung in Rom 1802 versammelt waren, nicht entziehen konnten. Paccanari war zu rasch emporgekommen, hatte zu rasche Erfolge erzielt, fühlte sich zu mächtig und unabhängig. Immer mehr verriet er die Neigung, den hohen Herrn zu spielen, sowohl hinsichtlich seiner Lebenseinrichtung wie in der Behandlung der Untergebenen. Allein bot dies auch Grund zu vieler Klage, so doch nicht Handhabe genug, um nach den Ordenssatzungen einzuschreiten. Als im folgenden Sommer Paccanari für längere Zeit von Rom abwesend war, benutzte dies P. de Rozaven, um in die Lage mehr Klarheit zu bringen. Unerwartet kam er von

England zurück, setzte sich mit Paccanaris Stellvertreter, P. Rigoletti, auseinander und hatte auch mit der Erzherzogin Marianne Unterredungen ernster Art. Doch Paccanari selbst war bald zur Stelle. Seiner Gewandtheit gelang es rasch, sein Ansehen wiederherzustellen; er blieb noch einmal Sieger. Alles was Rozaven erreichte, war der Trost, seine Beobachtungen und Befürchtungen dem Papste persönlich vorlegen zu dürfen. Als er nach England zurückkam, waren ihm hier die Ereignisse schon vorausgeeilt. Während seine Gefährten die Verstimmung gegen Paccanari vollauf teilten, machte die Gesellschaft Jesu mit ihrem Kolleg und ihrem Noviziat und den angesehenen Namen ihrer Angehörigen hier die erfreulichsten Fortschritte. Unzufrieden mit der Hinauszögerung jedes auf Vereinigung abzielenden Schrittes vonseiten ihrer Vorsteher, beschlossen die Väter des Glaubens Jesu während Rozavens Abwesenheit, bei P. Gruber um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu einzukommen. Die Antwort lautete günstig; nur war zur Bedingung gemacht, daß jeder einzelne nach den Vorschriften des Ordens geprüft und zur Aufnahme tauglich befunden würde. So fand Rozaven bei der Rückkehr die Dinge vor, und er konnte in dieser Wendung nur eine glückliche Lösung aller Schwierigkeit erkennen. Anfang März 1804 traten also die bisher in England tätig gewesenen „Väter des Glaubens Jesu", teils Engländer teils Deutsche, 25 an der Zahl, die Reise ins Noviziat nach Rußland an, mit ihnen ihr bisheriger Oberer, P. de Rozaven. Von der ganzen Niederlassung in Kensington blieb nur noch Charles de Broglie mit zwei oder drei Gefährten zurück und eine Überlast von Schulden, in welche P. de Broglies kühner Wagemut gleich bei der ersten Errichtung der Anstalt sie gestürzt hatte. In Paccanaris Auftrag mußte P. Rigoletti von Rom nach London reisen, die Angelegenheiten dort zu ordnen. Das ganze Anwesen mußte verkauft werden, um die Schulden zu bezahlen, und es gab noch drei Jahre Arbeit und Sorge, bis alles erledigt war[1]. P. de Rozaven hatte es für Pflicht gehalten, vor

[1] Sogleich nach der Abreise P. Rigolettis 1804 sagte auch Charles de Broglie sich von den bisherigen Gefährten los, um als Privatpriester zu

seiner Abreise nach Rußland Paccanari dieselbe anzuzeigen und seine Beweggründe zu entwickeln. Im gleichen Sinne schrieb er ausführlich an P. Varin, den Obern der Väter des Glaubens in Frankreich. Die nächste Folge war, daß auch Varin mit seiner tüchtigen Schar sich förmlich und offen von Paccanari lossagte. Unter Gutheißung und Mitwirkung des päpstlichen Nuntius Caprara in Paris schlossen sich 21. Juni 1804 die sämtlichen auf französischem Boden tätigen Väter bis auf weiteres zu einer selbständigen kirchlichen Genossenschaft zusammen. Ein Jahr später, 21. Juni 1805, trat von Amsterdam aus auch P. Kohlmann die Reise ins Noviziat nach Dünaburg an; die Mission von Amsterdam hatte die Verbindung mit Paccanari gelöst. Im Sommer verließen denselben eine Anzahl italienischer Patres, um sich den Jesuiten von Neapel anzuschließen. Ende Juli 1806 erklärte die junge Kolonie in der Schweiz ihre Lossagung, es folgten noch im Herbst der bisherige Obere des Hauses von Spoleto und die Genossen in Padua. Alle in der Lombardei lebenden Mitglieder brachen die Verbindung mit Paccanari ab. In Rom selbst erklärten mehrere Väter in St. Silvester wie im Collegio Mariano ihren Austritt aus der Genossenschaft, und einige reichten beim Heiligen Stuhle eine Anklageschrift gegen Paccanari ein.

Pius VII. mußte endlich die Sache in die Hand nehmen. Im Juli 1807 ordnete er eine Untersuchung an und verwies für die Dauer derselben Paccanari aus Rom, erst nach Spoleto, dann ins Franziskanerkloster nach Assisi, wo er fünf Monate lang verblieb. Unter den Genossen brachte das Eingreifen des Papstes eine ungeheure Bestürzung hervor. Manche, die bisher noch getreu, verließen sofort das Haus. P. J. B. Gury, Novizenmeister in St. Silvester, glaubte sich verpflichtet, für den angeklagten Obern etwas zu tun. Gemeinsam mit einem gleichgesinnten Pater verfaßte er eine Denkschrift an den Papst, in welcher Paccanari gegen unwahre Anschuldigungen in Schutz genommen, die wirklich begründeten Klagepunkte

leben. Als solcher schloß er sich der schismatischen Bewegung an, welche die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Frankreichs durch Pius VII. nicht anerkennen wollte (petite église). Erst 1842 unterwarf er sich dem Papst.

aber bestimmter formuliert werden sollten. Allein da die päpstliche Untersuchung bereits eröffnet war, verweigerten mit Rücksicht hierauf die übrigen Väter ihre Unterschrift. Die Ratlosigkeit war aufs höchste gestiegen, als am 4. August 1807 P. Rigoletti von seiner letzten Reise nach London und der endlichen Begleichung der von P. de Broglie gemachten Schulden zurückkam. Er wurde sofort zum Obern gewählt und erschien als solcher vor Pius VII., ihm rückhaltlos seine und seiner Gefährten Unterwerfung, Dienst und Treue anzubieten. Der Papst äußerte sich beruhigend. Er hieß die Patres beisammenbleiben und ruhig weiterarbeiten. Er unterstützte sie selbst mit Almosen. Paccanari wurde gegen Ende 1807 von Assisi in das Gefängnis des Heiligen Offiziums nach Rom gebracht; im August 1808 erfolgte sein Urteil; es lautete auf zehn Jahre Gefängnis [1]. Zugleich wurden aber die volle Unbescholtenheit und die vielseitigen Verdienste seiner Genossenschaft ausdrücklich anerkannt. Dieser Trost vermochte jedoch dem weiteren Auflösungsprozeß nicht Einhalt zu tun. Selbst P. Gury und andere der Angesehensten sagten sich los, die in Italien noch vorhandenen Häuser Spoleto und Este lösten sich auf. Nur in St. Silvester in Rom hielt noch ein Überrest aus unter P. Rigoletti. Aber ihr Landhaus und das Collegio Mariano mußten verkauft werden, um die Schulden zu decken. Die Einkünfte waren sehr geschmälert, besonders seitdem Erzherzogin Marianne auf Befehl des Kaisers ihre Erziehungsanstalt in Rom aufgab und Ende 1808 nach Österreich zurückkehrte.

Bereits am 2. Februar 1808 war Rom wieder durch die Franzosen besetzt worden; am 17. Mai 1809 erließ Napoleon das Dekret, durch welches der Kirchenstaat dem französischen Kaiserreich einverleibt, Rom für eine freie, kaiserliche Stadt erklärt wurde; 10. Juni 1809 wurde dies auf den Hauptplätzen feierlich bekannt gemacht. Der Papst hatte aufgehört, in Rom zu gebieten. Die Franzosen, welche sich der

[1] Zur Beurteilung Paccanaris ist von Wichtigkeit die Aufzeichnung eines seiner ersten Gefährten, P. Halnat, aus dem Herbst 1799, die in gleichzeitiger deutscher Übersetzung noch vorliegt. Archiv. Prov. Germ. Ser. VII, E. 17. Vgl. Guidée, Notices II 83 f. Vie du P. Varin 72 f.

Engelsburg bemächtigten, setzten Paccanari in Freiheit; es geschah gegen seinen Willen. Pius VII. wurde 6. Juli 1809 als Gefangener nach Frankreich abgeführt. Auch Paccanari verließ Rom, und man hat nie mehr etwas von ihm erfahren. Der letzte Rest seiner Genossenschaft harrte unter P. Rigoletti am anvertrauten Posten wacker aus. Als Pius VII. endlich zurückgekehrt war und durch die Bulle vom 7. August 1814 die alte Gesellschaft Jesu für den ganzen Erdkreis wiederhergestellt erklärte[1], waren die ehemaligen Jesuiten in St. Silvester, P. Rigoletti und P. Depinoy, unter den ersten, sich ihrer alten Gesellschaft anzugliedern. Die meisten der Gefährten folgten. St. Silvester wurde gegen S. Andrea in Quirinale umgetauscht. P. de Tournelys und Paccanaris Werk war verschwunden, aber ihre Aufgabe war gelöst.

5. Die Anfänge im Wallis (P. Sineo de la Torre), 1805—1810.

Seit dem ersten Dezennium des 17. Jahrhunderts waren auf besondern Wunsch der Päpste Jesuiten im Wallis tätig gewesen und hatten, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, in Brig und Sitten allmählich festen Fuß gefaßt. In Sitten übernahmen sie 1734 ein karg dotiertes und ärmlich ausgestattetes „Kolleg": sechs Gymnasialklassen nebst Kurs für Philosophie und Moral. Die Niederlassung blieb immer unbedeutend; die bescheidene Ausdehnung des Wohnhauses duldete kaum mehr als sechs bis sieben Patres, die sich geduldig in alle Arbeit teilten. Doch hatte sich ein sehr gutes Verhältnis zur Bevölkerung gebildet, und nach der Aufhebung des Ordens blieben die Jesuiten in gesegnetem Andenken.

Als 1773 der schwere Schlag fiel, harrten fürs erste die bisherigen Professoren in ihrer Stellung aus und suchten mit der Zeit aus der Zahl ihrer Schüler sich neu zu ergänzen, von denen anzunehmen war, daß sie mit ihnen im gleichen Geiste arbeiten würden. Die Stiftung zwar, welche für das Kollegium bestanden hatte, wurde

[1] Über den unmittelbaren Hergang vgl. die Aufzeichnungen des Kardinals Pacca als Hauptbeteiligten in Civiltà Cattolica Ser. 16, vol. V (7. März 1896) 564—567.

unter den Bürgern der Stadt verteilt, dafür trat aber jetzt an Stelle der früheren Einkünfte die Staatsbesoldung. Indes genügte schon ein Vierteljahrhundert, um die früher wohlgeordneten Verhältnisse des Kollegs von Grund auf zu zerrütten. Mit dem Laufe der Jahre waren mehr und mehr nur noch solche Geistliche bei der Anstalt tätig, die als Pfarrseelsorger oder als Domherren durch Chorgebet, Kirchenfeierlichkeiten und andern Amtspflichten vielfach in Anspruch genommen waren. Die Vorbereitung zum Unterricht mußte darunter leiden, zahlreiche Unterrichtstage mußten ausfallen, und seitdem der Studienpräfekt Tournier 1798 in Abgang kam, zerfiel in bedenklichem Grade die Zucht. Familienzwiste und Bürgerparteiungen spielten bis in die Schule hinein. Es kam zu Unfug und Ausschreitungen. Die Schüler des Kollegs wurden zum Gegenstand öffentlicher Klage und sanken in Mißachtung. Da wurde der Ballid des Kantons, Anton de Augustinis, auf die „Väter des Glaubens" aufmerksam gemacht, die seit einiger Zeit in Rom die Tätigkeit der alten Jesuiten wieder aufgenommen hätten. Der Pfarrer von Leuk, Hildebrand Loretan, früher als Militärkaplan in Italien, war in Padua mit diesen Vätern näher bekannt geworden. Es geschahen nun Schritte. In Paccanaris Auftrag kamen die PP. Gianotto und Zinelli von Padua herüber, und die Verhandlungen hatten Erfolg[1]. Die Väter des Glaubens übernahmen das ganze Gymnasium nebst Logik und Physik, verlangten aber Freiheit von staatlichem Einspruch in den Schulbetrieb. Norm des Unterrichts sollte die Ratio studiorum der alten Jesuiten bilden. Neben dem Unterricht versprachen die Patres auch in der Seelsorge Aushilfe zu leisten, soweit nur Zeit und Kraft solches gestatten würde. Der Staat von seiner Seite stellte Wohn- und Schulräume und übernahm die Kosten für etwa notwendig werdende außerordentliche Reparaturen. Zum Unterhalt des gesamten Personals bewilligte er jährlich

[1] Die Abmachung zwischen P. Zinelli und dem Balliven de Augustinis ist datiert vom 10. November 1805, wurde am 27. November vom Landtag gutgeheißen und am 16. Dezember promulgiert. Vgl. Jérôme Zimmermann, Essai sur l'Histoire du Collège de Sion (Sion 1914) 102 f.

200 Louisdor, somit, da wenigstens acht Mann in Aussicht genommen werden mußten, nicht ganz 500 Franken auf die Person. Dazu wurde die Klausel gemacht, daß wenn im Lauf der Zeit liegende Güter den Patres zufallen sollten, was unter den für Ordensniederlassungen bestehenden Einschränkungen nicht verwehrt war, die Einkünfte aus denselben an den Staatszuschüssen abgezogen werden würden.

Auf so bescheidene Bedingungen hin trafen noch vor Ende 1805 die versprochenen Arbeitskräfte in Sitten ein, vier derselben Priester, P. Sineo de la Torre als „Commissarius" an der Spitze, aber abgesehen von ihm alle übrigen Deutschschweizer oder Deutsche. Unter ihnen voran P. Drach, die beiden Magister Balthasar Rudolf und Georg Staudinger und zwei Laienbrüder, Viktor Ursus Mayer und Joh. B. Beer, welch letzterer jedoch schon bald aus der Reihe verschwinden sollte.

Sitten war um jene Zeit durchaus keine große Stadt; es zählte etwa 3000 Einwohner. Aber immerhin war es die Hauptstadt des Kantons und Sitz der Regierung. Es war Bischofsstadt, rühmte sich eines Domkapitels und hatte neben dem verhältnismäßig zahlreichen Weltklerus ein Kapuzinerkloster aufzuweisen. Für die Patres hatte es aber eine größere Bedeutung dadurch, daß es den Weg zu öffnen schien nicht nur durch das Wallis in die Schweiz, sondern auch von da weiter in das westliche Deutschland.

Die Reise von Rom nach dem Wallis mitten im Winter hatte sich recht beschwerlich angelassen, doch erreichte der Wagen mit sechs Insassen am 22. Dezember glücklich sein Ziel; zwei Fußwanderer trafen etwas später, am Vorabend des Weihnachtsfestes, ein. Der Staat hatte die Zusage gegeben, die ganze erste Einrichtung des Hauses zu übernehmen. Als aber die Patres erschöpft ankamen, fanden sie nur die kahlen Mauern, alles öd und leer; nichts war für ihre Aufnahme geschehen. Sie mußten froh sein, die ersten Nächte im Kapuzinerkloster zu schlafen. Dann fand sich für einige Wochen Obdach in einem Privathaus; die Kost wurde aus einer öffentlichen Herberge herbeigeholt. Trotzdem war man guten Mutes. Der

Empfang war vonseiten der Behörden wie der Bevölkerung ein wohlwollender und selbst herzlicher. Auch wurde zur Beschaffung der notwendigsten Einrichtungsgegenstände Auftrag gegeben. Sogleich nachdem die letzten Gefährten eingetroffen waren, 24. Dezember 1805, sang man in der zum Kolleg gehörenden Kapelle ein feierliches Tedeum, welchem die Behörden anwohnten. Die bisherigen Professoren veranstalteten noch während der Weihnachtsoktav in den Räumen des Kollegs ein Freudenmahl zur Begrüßung ihrer Nachfolger. Auch der Ballive und der Bischof von Sitten zogen die Ankömmlinge zu ihrer Tafel. Bischof Joseph Anton Blatter bewährte sich von Anfang an als wohlwollender Gönner; er stammte aus der Familie jenes Bischofs Johann Joseph Blatter, auf dessen Betreiben hin den Jesuiten 1734 das Kolleg von Sitten zuerst übergeben worden war, und trat in die Fußstapfen dieses seines Vorgängers. Ausgezeichnet große Liebe erwies den Ankommenden einer der Domherren, Kanonikus Briguet, der nicht nur für die erste Zeit einige in seinem eigenen Hause verpflegte, sondern auch sonst in allem hilfreich sich erwies[1]. So konnten denn im Januar 1806 Kollegium und Schule in aller Form eröffnet werden.

Für die gewünschte Hebung der Studien war es schon von Bedeutung, daß sofort das Lateinische wieder als Unterrichtssprache eingeführt, und die Mathematik, die bisher ganz vernachlässigt war, als Lehrgegenstand betont wurde. Wiewohl für die unterste Grammatikklasse nur ein einziger Lehrer zugesagt war, sorgte P. Sineo, daß in Anbetracht der großen Schülerzahl fast immer zwei Lehrer sich in die Mühe teilten. Ebenso waren für den philosophischen Kurs statt des einen Professors, der stipuliert war, fast immer zwei Lehrer vorhanden, die in dem einen Jahr Logik, Metaphysik und Moral,

[1] Jos. Mich. Briguet, früher Pfarrer von Granges, dann Rektor von St. Nikolaus in Sitten und bis dahin zugleich Ökonom des Kollegs, hatte in den vorhergehenden Jahren schon manches zur besseren Instandsetzung der Räumlichkeiten getan. Er streckte jetzt den Ankömmlingen die Summe von 315 Batzen vor, um Lichter, Leuchter, Öl u. dgl. anzuschaffen. Vgl. Zimmermann, Essai 106 f.

in dem andern Physik und Mathematik vorzutragen hatten. Von vornherein hatte man sich mit den Kantonsbehörden über den Grundsatz verständigt, daß die neuen Lehrer darauf ausgehen sollten, Untalentierte und Ungeeignete vom Weiterstudieren abzuschrecken, begabte Schüler aber möglichst tüchtig auszubilden. Die Patres selbst erkannten schon bald die Notwendigkeit, mit dem äußersten Ernste die Studien zu betreiben, da trotz des guten Willens der obersten Kantonalbehörde die Elementarschulen im Kanton sehr daniederlagen und das gesamte Erziehungswesen auch nach der physischen und moralischen Seite hin viel zu wünschen übrig ließ. Auf eine gute Vorbildung durften sie bei ihren Schülern nicht rechnen.

Wichtiger jedoch als die Hebung der Studien war, für den Anfang wenigstens, die Herstellung der Zucht. Der ersten Eröffnung der Klassen wurden daher dreitägige geistliche Übungen für sämtliche Schüler vorausgeschickt, die mit großem Ernst gegeben wurden und den Eindruck nicht verfehlten. Am Schlusse gingen die Schüler gemeinschaftlich zum Tische des Herrn. Nachher sammelten sie die Lehrer in den Räumen des Kollegs, wo ein gemeinsamer Frühstückstisch für alle bereitet war. Auch sonst gaben die neuen Professoren sich große Mühe, durch Güte und Freundlichkeit das Vertrauen der Schüler zu gewinnen und durch höhere Motive der Religion, der Pflicht und Ehre sie auf der Bahn des Rechten zu erhalten. An freien Tagen veranstalteten sie mit denselben gemeinsame Spaziergänge und Erholungen, nur um Ausschreitungen zu verhüten. Sie trugen auch Sorge, daß die Studenten des Kollegs gebührend in Achtung gehalten werden sollten und suchten den Geist der Selbstachtung mehr und mehr in ihnen zu wecken. Trotz alledem war für die ersten Jahre ohne Maßregeln der Strenge nicht durchzukommen; darüber bestand auch auffeiten der neuen Lehrer keine Täuschung. Eine ihrer ersten Vorkehrungen war, daß die Statuten des Kollegs zeitgemäß revidiert und zur allgemeinen Kenntnis für Schüler und Eltern neu gedruckt wurden. Strenge Handhabung der Ordnung wurde von vornherein angekündigt und für die Vollstreckung schärferer Ahndungen ein Zuchtmeister angestellt. Es kam denn auch zu Ent-

lassungen, Karzerstrafen und andern Züchtigungen. Zornesausbrüche und Schmähungen der davon Betroffenen, Erbitterung der Familien und viele üble Nachreden waren die Folge. Allein die Herren des Kollegs hielten ruhig fest. Als das erste Schuljahr zu Ende ging und man nach altem Jesuitenbrauche mit einem Schuldrama und öffentlicher Preisverteilung den Schluß feierlich beging, erschien in der Festversammlung auch der Ballive, der seiner vollen Zufriedenheit mit dem bisherigen Wirken der Patres öffentlich Ausdruck gab. Nachdrücklich hob er hervor die bedeutende Hebung der Studien und die Besserung der Zucht, die schon jetzt nach einem Jahre vor aller Augen unverkennbar sich kundgebe. Gegen Ende des folgenden Schuljahres 1807 konnte man bereits wagen, durch drei Schüler der Philosophie öffentlich Thesen verteidigen zu lassen, und diese erste „Disputation" nahm trefflichen Verlauf. Das gleiche Jahr brachte noch einen andern Schritt voran. Mit Rücksicht auf den Wunsch entfernt wohnender Eltern wurde ein kleines Pensionat eröffnet; fünf Söhne aus wohlangesehenen Familien machten den Anfang.

So blieben nun die Einrichtungen für die folgenden Jahre. Die Schülerzahl schwankte zwischen 150 und 176. Der Geist des Kollegs hob sich zusehends; immer seltener wurde es nach Ablauf der ersten schwierigen Jahre, daß zu strengeren Strafen geschritten werden mußte. Zum guten Teil verdankte man dies den Exerzitien, die seit 1807 jedesmal vor der Osterkommunion für alle Schüler gegeben wurden, und ebenso der Wirksamkeit der Marianischen Kongregationen, welche vom ersten Anfang an in Betrieb gesetzt wurden. Die älteren Schüler, die bereits den Erwachsenen beigezählt werden konnten, nahmen neben Priestern und Herren der Stadt teil an der Congregatio latina; für die niederen Klassen aber bestand eine eigene nach dem hl. Aloisius benannte Sodalität.

Trotz vieler übler Nachrede und mancher Anfeindung, welche die fremden Lehrer während der ersten Jahre zu erdulden hatten, mußte doch die Erkenntnis sich Bahn brechen, daß sie für das Kolleg von Sitten einen ganz außerordentlichen Umschwung zum Besseren in kurzer Zeit zuwege gebracht hätten.

Als Lohn dafür schien sich nun auch das Kolleg von Brig aufzutun, das seine alte Fundation bewahrt hatte und für die Zukunft mehr versprach als die bescheidene Anstalt in Sitten. Dort hatten nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu um das Jahr 1777 die Piaristen ihren Einzug gehalten. Vor den einbrechenden Franzosen hatten sie 1799 flüchtiggehen müssen, waren aber 1801 zurückgekehrt und hatten das verwüstete Kollegsgebäude wieder für den Unterricht instand gesetzt. Treu hielten sie an ihrem Posten aus, aber rasch lichteten sich ihre Reihen. Ersatz gab es nicht. Alle Hoffnung richtete sich jetzt auf die Patres in Sitten. Im Herbst 1808 zu Beginn des neuen Schuljahres sandte in der Tat P. Sineo dem untergehenden Piaristenkollegium zwei seiner Professoren zu Hilfe. Damit war zur Übergabe jenes Kollegs an die Patres ein erster vorbereitender Schritt geschehen.

Von Anfang waren die Patres entschlossen gewesen, sich auf die Schultätigkeit allein nicht zu beschränken, sondern mit aller Kraft auf eine Erneuerung des religiösen Lebens in der ganzen Bevölkerung hinzuwirken. Fürs erste wurden die alten Feste der Gesellschaft Jesu wieder mit aller Feierlichkeit begangen und die Kongregationen neu belebt, für die gebildeten Herren die Latina, für Männer und für Frauen aus dem Volk monatlich besondere Versammlungen mit deutscher Ansprache. Dazu kamen dann die besondern Feierlichkeiten im Verlauf des Kirchenjahres: das Vierzigstündige Gebet, die Fastenpredigten und Fastenandachten und die ergreifende Karfreitagsprozession. Mit großer Erbauung des Volkes wurde die Maiandacht gehalten, die ganze Fronleichnamsoktav mit täglicher Predigt feierlich begangen und die Fronleichnamsprozession selbst an Glanz um vieles gehoben. Dazu kamen die Monatsandachten der Bruderschaft vom guten Tode. Im Beichtstuhl waren die Patres sehr regelmäßig anzutreffen und hatten bald großen Zulauf. Ebenso begehrt waren sie für den Besuch der Kranken, und immer mehr wurde es zum Gebrauch, sie zum Beistand der Sterbenden zu rufen.

Die religiöse Neubelebung, die durch alles das geweckt wurde, erfuhr noch Verstärkung durch die Aufnahme eines ansehnlichen

frommen Werkes, an dem die ganze Stadt regen Anteil nahm. Schon im Jahre 1807 ließen die Patres die Vorarbeiten zum Bau einer neuen Kirche beginnen, 1808 konnten die Fundamente gegraben und der Grundstein gelegt werden.

Beim Kollegium in Sitten war bis dahin keine Kirche gewesen, sondern nur eine der heiligsten Dreifaltigkeit geweihte Kapelle. Sie war an Raum so beschränkt, daß sie selbst für den Schulgottesdienst nicht mehr ausreichte; sie diente als Versammlungsort für die verschiedenen Sodalitäten.

Das Bedürfnis war so offenbar, daß schon mit der ersten Ankunft der Patres der Plan eines Baues ins Auge gefaßt wurde; die Kirche sollte für die Studenten und für die Sodalitäten dienen. Aber es gehörte außerordentlicher Mut dazu, die Hand ans Werk zu legen. Schon die Platzfrage bot große Schwierigkeiten, da für den Bau notwendig zwei bestehende Kapellen und ein Wohnhaus niedergelegt werden mußten, dabei die Dreifaltigkeitskapelle beim Hause, welche nur schwer zu entbehren war. Schlimmer noch war der völlige Mangel an Mitteln. Keinerlei Fonds war vorhanden. Stadt und Kanton waren arm, und noch ärmer waren die Patres selbst, die teilweise am Notwendigsten Mangel litten. Trotzdem ließ P. Sineo mutig beginnen. An zwei der Sittener Domherren, Alois Amherd und Augustin Zen Ruffinen, fand er treue Stützen. Der Platz wurde von der Regierung gegeben. Das gute Volk aber erfaßte eine heilige Begeisterung: Bürger, Bauern, Dienstboten, Studenten, alle wollten ihr Scherflein beitragen oder persönlich Beihilfe leisten. Den Almosen und Schenkungen wurde durch Kollekten im ganzen Kanton und durch eine Lotterie für den Kirchenbau noch nachgeholfen[1]. Einen ersten „Baustein" von 350 Louisdor und eine regelmäßig einkommende Bausumme leisteten vereint die Sodalitäten. Trotz aller Opferwilligkeit waren indes die Mittel so wenig beträcht-

[1] Das in Paris erscheinende Journal de l'empire vom 25. Juli 1807 veröffentlichte die staatliche Bewilligung von je zwei Zeichnungen des Jahres, die auf 3000 Lose beschränkt waren und einen Gewinn von 600 Franken für je eine Ziehung nicht überschreiten konnten. Vgl. Zimmermann, Essai 112.

lich, daß nur langsam mit den Arbeiten vorangeschritten werden konnte, zumal beim Auswerfen der Fundamente unerwartete Schwierigkeiten sich zeigten. Aber, wenn auch langsam, das Werk ging sicher und stetig voran, und man lebte der schönen Hoffnung, es binnen weniger Jahre glücklich vollendet zu sehen.

So schien für die „Väter des Glaubens Jesu" nach außen hin die Stellung im Wallis sich immer mehr zu festigen und für die Zukunft trostreiche Aussichten zu bieten. Alle Anfeindungen und üblen Nachreden von gegnerischer Seite, die nebenherliefen, hätten sie mit Leichtigkeit über sich ergehen lassen können. Aber die schwersten Prüfungen waren ihnen beschieden im Innern des eigenen Hauses.

Vom ersten Jahre an wurden die Patres mit Krankheiten heimgesucht[1]. Ein ungewohnt rauhes Klima, übermäßige Anstrengung, ungenügende Nahrung und bittere Armut in der ganzen Lebenshaltung wirkten zusammen. Kein Jahr verging ohne Krankheiten, und fast kein einziger blieb verschont, in mehreren Fällen handelte es sich um Lebensgefahr, in andern um langwierige Pflege. Selbst der junge und rüstige P. Drach unterlag im Sommer 1808 der Überanstrengung und mußte zur Erholung in seine Heimat geschickt werden. Aber auch alle diese Schläge wären mit Freudigkeit ertragen worden, wäre nicht eine schlimmere Heimsuchung gewesen: die häusliche Zwietracht. Die Parteiungen für und gegen Paccanari, die verschiedenen Ansichten über die Weiterausgestaltung der „Gesellschaft des Glaubens Jesu" und über den Anschluß an die Jesuiten in Rußland hatten sich von Rom nach Sitten verpflanzt, und hier kam ein neuer Streitpunkt hinzu über das Ausharren an dem einmal übernommenen Posten. P. Sineo als Oberer hatte einen schweren Stand. Die Ankunft des P. Nikolaus Godinot, der zum Studienpräfekten für Sitten bestimmt war, 21. Juni 1806, brachte eine

[1] Hos inter labores calumnias et pugnas fere omnes Nostri morbo tentati plus minus, 2 vel 3 etiam periculoso, tum ob climatis immutationem tum ob paupertatem victus et vestitus, qui erat idem ac Romae etiam hieme, tum ob labores. Aufzeichnungen des P. G. Staudinger vom 17. Februar 1819.

entscheidende Wendung. Er kam direkt von Rom und berichtete über die zerfahrenen Zustände, die dort am Mittelpunkt der Genossenschaft herrschten, und der bereits vollzogenen Lossagung fast sämtlicher auswärtigen Niederlassungen vom Gehorsam unter Paccanari. Nach allem, was vorausgegangen war, hatte es nur noch dieses letzten Anstoßes bedurft; auch bei den Patres in Sitten war die Lossagung alsbald beschlossene Sache. P. Godinot reiste in P. Sineos Auftrag sogleich nach Luzern zum Apostolischen Nuntius, um die Sittener Patres der Gutheißung des Papstes zu versichern. Diese ließ nicht auf sich warten, und unter dem 31. Juli 1806 erklärten die in Sitten vereinigten Mitglieder sich von der „Gesellschaft des Glaubens Jesu" in Rom losgelöst und des Gehorsams gegen Paccanari frei und ledig. Für den Augenblick schien durch diesen gemeinsamen Schritt die Eintracht im Hause hergestellt, aber es währte nicht lange. Einige kamen schon nach Verlauf der nächsten Wochen zu dem Schluß, daß nun nichts anderes übrig bleibe, als sofort die Reise nach Rußland zu den Jesuiten anzutreten. P. Sineo tat alles, von dem unbesonnenen Unterfangen zurückzuhalten. Man hatte dem Wallis gegenüber Verpflichtungen übernommen, die einzulösen waren, und gerade die Rücksicht auf einen künftigen Anschluß an die Gesellschaft Jesu ließ es als geboten erscheinen, den einmal gewonnenen Posten für diese zu behaupten. Mit vieler Mühe gelang es, die aufgeregten Gemüter so weit zu beschwichtigen, daß mit Oktober 1806 das neue Schuljahr in der bisherigen Weise eröffnet werden konnte; es geschah unter außerordentlichem Zudrang von Studenten. Der Papst selbst kam nun P. Sineo zu Hilfe. Sowohl an die Kantonsbehörde wie an den Bischof richtetete er besondere Breven, um ihnen die Patres zu empfehlen, und gab schon dadurch seinen Willen zu erkennen, daß dieselben im Wallis bleiben und im bisherigen Geiste weiterwirken sollten. Um sie hierin noch zu bestärken und wohl auch mit Rücksicht auf den bevorstehenden Prozeß gegen Paccanari, beschied Pius VII. die PP. Sineo und Probst auf Anfang 1807 zu sich nach Rom. Vor ihrer Abreise mußten aber die Verhältnisse der kleinen Kolonie kirchlich geordnet sein. Nach Anordnung des Papstes

versammelten sich die sämtlichen Mitglieder vor Bischof Blatter und erwählten in dessen Gegenwart P. Sineo zu ihrem Obern. Nachdem dieser sodann im Angesicht des heiligsten Sakramentes das Glaubensbekenntnis abgelegt, nahm er von den sämtlichen Untergebenen die Gelübde entgegen. Sie sollten für jetzt eine eigene Genossenschaft bilden und unmittelbar unter dem Papste stehen, der seinerseits ihnen einige Privilegien verlieh.

Auch diese kirchliche Neuordnung brachte noch nicht den dauernden Frieden. Als um Ostern 1807 P. Probst von Rom zurückkehrte, brach der Zwist aufs neue um so stärker los. P. Sineo war inzwischen noch in Italien geblieben, um sich Volksmissionen und andern Werken des Seeleneifers an verschiedenen Orten zu widmen. Neben dem Eifer für die Seelen seiner Landsleute mochte ihn dabei auch die Hoffnung bestimmen, durch Empfang von Almosen der Not des Hauses in Sitten abzuhelfen. Ein Befehl des Papstes führte ihn gegen Ende des Schuljahres 1807 in das Wallis zurück. Er brachte aufs neue die bestimmte Weisung Pius' VII., am anvertrauten Posten auszuharren und da bessere Zeiten abzuwarten. Dieselbe Mahnung des Oberhauptes der Kirche brachte er mit heim, als er zu Beginn des Jahres 1808 zum zweiten Male vom Papste nach Rom beschieden worden war. Um aber den gemeinsamen Wünschen entgegenzukommen, richtete er noch während des Sommers 1808 an den Jesuitengeneral in Rußland die Bitte, die ganze Niederlassung im Wallis unter Aufrechterhaltung ihrer begonnenen Tätigkeit dem Orden anzugliedern. Allein für jetzt bot dies noch Bedenken. Die Antwort des Generals war vertröstend und lautete abschlägig. Damit brach nun aber der häusliche Zwist in helle Flammen aus. Die jahrelangen Zerwürfnisse, die vorangegangen, das harte Leben, die übermäßige Arbeit und wohl auch noch besondere Charakterschwierigkeiten hatten eine solche Gereiztheit der Stimmung gezeitigt, daß schließlich einmal mit fester Hand ein Ende gemacht werden mußte. Der milde P. Godinot verließ für einige Zeit das Haus, um nicht ferner Zeuge der Streitigkeiten zu sein. P. Sineo aber stellte jetzt die Gesamtheit der Hausgenossen entschlossen vor die Alternative:

entweder sollten die Friedensstörer für immer das Haus verlassen, oder er selbst müsse aus ihrer Genossenschaft scheiden. Das schlug durch. Die PP. Joseph Probst und Sebastian Schrankenmüller schieden von den bisherigen Gefährten, und der Friede kehrte ein.

Die Personalverhältnisse der kleinen Kolonie waren auch sonst allmählich bessere geworden. Schon im ersten Jahre wurde einem großen Mangel dadurch abgeholfen, daß verschiedene Arbeiter sich als Laienbrüder anboten. Mit vier konnte der Versuch gemacht werden, zwei derselben hielten stand, ein Deutschböhme und ein Piemontese. Von Bedeutung war es auch, daß die drei Magister, die 1805 mit von Rom gekommen waren, gegen Ende 1807 die Priesterweihe empfangen konnten. Bischof Blatter von Sitten war 19. März 1807 gestorben, nicht ohne noch in seinem Testament den Patres sein Wohlwollen bewiesen zu haben, von denen er auch auf dem Totenbett Beistand begehrte. Zur Weihe des neuen Bischofs Joseph Xaver de Preux traf gegen Weihnachten 1807 der päpstliche Nuntius Testaferrata in Sitten ein. Er bewies den Patres großes Interesse und ehrte sie in jeder Weise. Er hatte es auch gern übernommen, bei dieser Gelegenheit ihren jüngeren Mitgliedern die heiligen Weihen zu erteilen. Es waren die Magistri Staudinger, Rudolf und Rossier.

Für den Weggang der Unzufriedenen brachte schon der Herbst 1808 wieder reichlichen Ersatz. In Rom war die Katastrophe über Paccanari hereingebrochen. Viele sagten sich mit päpstlicher Genehmigung von seiner Genossenschaft los, und eine Anzahl derselben, drei Priester, drei Priesterkandidaten und zwei Laienbrüder, fanden bis September 1808 den Weg nach Sitten. Der angesehenste unter ihnen, der bisherige Novizenmeister J. B. Gury, blieb nur sechs Monate. Mit April 1809 zog er nach Frankreich weiter, dort als Weltpriester eine entsprechendere Tätigkeit zu suchen. Aber sobald die Gesellschaft Jesu wiederhergestellt war, eilte er 3. Oktober 1814, derselben sich anzuschließen. Ein anderer der Ankömmlinge wurde Mönch in St-Maurice, andere kehrten in die Welt zurück. Auf die Dauer blieb von den acht Neuangekommenen nur die Hälfte beharrlich. Aber für den Augenblick war es durch den Zuwachs möglich gemacht, nicht

nur die Posten alle in Sitten besetzt zu halten, sondern auch zur Übernahme des Kollegs in Brig den ersten Schritt zu tun. Mit P. Drach, dessen erschütterte Gesundheit noch nicht völlig wiederhergestellt war, zog dahin, kaum erst aus Rom eingetroffen, P. Höcker im Oktober 1808.

So war alles in gutem Stand, und trostreiche Aussicht bot sich für ein ferneres Wirken auf Schweizer Boden, als endlich der gemeinsame große Wunsch Erhörung fand und im Sommer 1810 auf erneute Bitten der Bescheid des Jesuitengenerals aus Rußland eintraf, welcher die Aufnahme in den Orden gewährte. Nur sollte für jetzt, in Anbetracht ganz besonderer Zeitumstände, strenge Verschwiegenheit darüber bewahrt werden. Demnach waren mit einem Schlage alle wieder zu Novizen geworden, und mit dem 31. Juli 1810 begann für das ganze Haus Sitten das gesetzmäßige Noviziat. Es setzte sich folgendermaßen zusammen:

Name	Geburt	Heimat	Ankunft in Wallis
P. Jos. Sineo de la Torre	21. Okt. 1761	Turin	22. Dez. 1805
P. Nik. Godinot	6. Febr. 1761	Reims	21. Juni 1806
P. J. B. Drach	9. Juni 1780	Oberfiggingen (Aargau)	Dez. 1805
P. Balth. Rudolf	9. Juli 1782	Solothurn	Dez. 1805
P. Georg Staudinger	23. April 1783	Griesbäckerzell (Oberbayern)	Dez. 1805
P. Michael Zipf	28. Okt. 1783	Würzburg	Sept. 1808
Br. Vikt. Ursus Mayer	12. Sept. 1773	Kastenholz (Kant. Solothurn)	24. Dez. 1805
Br. Leonh. Furtmüller	6. Nov. 1781	Stillnau bei Dillingen	Sept. 1808
Br. Franz Barazone	8. Juni 1784	Novara	Dez. 1806
Br. Ignaz Heller	19. Okt. 1787	Modlau (Böhmen)	Dez. 1806

Diese zehn Männer bildeten das erste Fundament der späteren deutschen Ordensprovinz. Alle haben im Beruf ausgeharrt und sind als Jesuiten gestorben.

Einer von denen, die 1805 zuerst in Sitten eingetroffen waren, P. Augustin Rossier, und einer von jenen, die im September 1808 aus Rom nachgekommen waren, P. Kochs, erhielten für jetzt die

Aufnahme in die Gesellschaft nicht. Doch blieben sie Hausgenossen und waren wie bisher als Professoren angestellt, Rossier für Mathematik und Philosophie, Kochs für die untere Grammatik. Rossier erhielt 1811 die Aufnahme, blieb aber nicht beharrlich. Er wie auch der 1808 nach Brig versetzte P. Höcker sagten sich schon bald für immer vom gemeinsamen Leben los. P. Hermann Kochs, geboren zu Aachen 21. September 1788 und seit Herbst 1808 in Sitten tätig, durfte erst 21. Juni 1813 in die Gesellschaft eintreten, bewährte sich aber treu. Er starb als Jesuit zu Siersdorf im Rheinland 1. September 1857. Von den ersten Pionieren hat nur P. Balthasar Rudolf (gest. 9. Mai 1860) ihn überlebt. Der Laienbruder Ignaz Heller verstarb erst 1. September 1870 zu Gorheim in Sigmaringen.

Von den sechs ersten Vätern haben vier der Reihe nach die angehende Ordensprovinz geleitet. P. Sineo wurde zweimal Provinzial von Italien, P. Godinot sechs Jahre lang Provinzial von Frankreich. P. Drach und P. Staudinger haben die Geschichtschreibung der Provinz ins Leben gerufen und haben persönlich dafür die ersten Arbeiten geleistet.

II. Die helvetische Mission der Gesellschaft Jesu (1810—1826).

1. Die Franzosenherrschaft in Sitten.

Die Freude der Gefährten über die endlich erlangte Zulassung zur Gesellschaft Jesu wurde schon bald jählings gestört durch die immer bestimmter auftretenden Gerüchte, Napoleon, der allmächtige Franzosenkaiser, führe im Schilde, das Wallis gewaltsam an sich zu reißen. Wenn dies geschah, so mußten die Patres gewärtigen, auseinandergesprengt und in ihre Heimatländer verwiesen zu werden, wie dies mit den Vätern des Glaubens Jesu in Frankreich 1807 geschehen war. Ein Wiederzusammenschluß der Genossenschaft schien dann kaum mehr zu erhoffen. Die Klugheit riet daher, sich noch rechtzeitig aus dem Wallis zurückzuziehen und in einem der andern Kantone Unterkunft zu suchen. Ging der Sturm vorüber, so hofften die Väter zurückzukehren; wenn nicht, so hatten sie wenigstens ihr gemeinsames Leben und den Bestand ihrer Mission für die Gesellschaft gerettet. Lange schwankten die Meinungen hin und her, besonders da der Papst wiederholt den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, die Patres möchten am anvertrauten Posten im Wallis ausharren. Aber im Falle einer Okkupation durch die Franzosen schien dies unmöglich und die ganze Sachlage geändert. Schließlich kamen alle darin überein, daß sie für jetzt das Wallis räumen wollten. P. Godinot, der als geborener Franzose am meisten zu fürchten hatte, und zwei bejahrte Laienbrüder wurden zunächst anderswohin gesandt, dann trat man wegen des Wegzuges mit den Behörden in Verhandlung. Da gab es anfangs heftigen Widerstand; der ehemals abgeschlossene Vertrag wurde angerufen. Aber auf ruhige Vorstellungen hin wurde doch erreicht, daß der Abzug schließlich

genehmigt und die Pässe bereitgemacht wurden. Über den größeren Teil des Hausrates wurde ein Verkaufsabkommen geschlossen, und schon standen die Wagen mit dem Übrigen bepackt. Alle waren reisefertig, als es noch am frühen Morgen vor der Abreise dem treuen Kanonikus Amherd gelang, durch dringende Bitten die Patres zum Bleiben zu bewegen, um, wie er sagte, die von Gott ihnen zugedachte Mission, das Samenkorn der Gesellschaft Jesu in diesen Ländern zu sein, zur Wirklichkeit zu machen.

Zum gewöhnlichen Termin, 28. Oktober 1810, wurden die Schulen wieder eröffnet und alles in Gang gesetzt; zahlreich waren die Schüler eingetroffen. Da kam plötzlich die Nachricht, 3000 Mann Napoleonischer Truppen hätten sich 31. Oktober des Kantons Tessin bemächtigt. Es war mitten im Frieden, und keinerlei Ankündigung der Maßregel war vorausgegangen. Wenige Tage später überschritten die Franzosen unter General Berthier ebenso unerwartet die Grenzen des Wallis. Schrecken ging vor ihnen her. Die Ordnung im Hause war noch kaum einigermaßen hergestellt, als die Franzosen einrückten. Die Räume des Kollegs wurden sofort von einigen hundert Mann in Beschlag genommen; auch das Wohnhaus der Patres sollte den Soldaten überwiesen werden; zur Not konnten die Herren der bisherigen Regierung es noch hintertreiben.

Es war offenbar, daß man es nicht mit einem vorübergehenden Einfall fremder Truppen zu tun habe. Napoleon hatte 1802—1806 mit Aufwand von vielen Millionen eine bequeme Heerstraße über den Simplon bauen lassen; er wollte sie nun auch in eigener Hand haben. Für den Verkehr mit Italien war ihm das Wallis von größter Wichtigkeit. Schon lange hatte er deshalb gegen die Walliser Beschwerden laut werden lassen, bald wegen ungenügenden Unterhalts der Straßen, bald wegen schwunghaft betriebenen Schleichhandels. Jetzt, im November 1810, erklärte er durch kaiserliches Dekret die Einverleibung des Wallis als „Simplondepartement" in das französische Kaiserreich.

Die Franzosen traten demgemäß von Anfang an als die Herren des Landes auf. Sofort nach dem Einmarsch ließ Berthier die

sämtlichen Behörden vor sich erscheinen, nach der Regierung auch die Geistlichkeit: Bischof, Kapitel, Pfarrklerus, und neben den Kapuzinern die „Professoren" des Kollegs. Letztere hatten jedes Abzeichen einer Ordenszugehörigkeit abgelegt. Ihre vor kurzem erfolgte Zulassung als Novizen der Gesellschaft Jesu war bloße Gewissenssache und wurde als vertrauliche Familienangelegenheit behandelt. Vor der Öffentlichkeit waren sie seit der Lossagung von Paccanari lediglich eine private Vereinigung von Jugenderziehern. Kleidung und Auftreten waren dem entsprechend, und dies wurde entscheidend für ihre Weiterexistenz. Berthier empfing die „Professoren" mit französischer Artigkeit und ermunterte sie, mit ihrer Tätigkeit ungestört fortzufahren; nur möchten sie darauf bedacht sein, der Jugend „liberale Ideen" einzupflanzen. Als P. Sineo die Frage dazwischen warf, was der General damit meine, ließ dieser sich auf Erklärungen nicht ein, sondern stellte seinerseits die Frage entgegen, ob die Herren nicht besser tun würden, ihr Kolleg in die leerstehende Kartause Géronde bei Siders zu verlegen. Auf diese Weise wären Schul- und Wohnhaus in Sitten ganz für die Soldaten frei geworden.

Nicht lange währte es, so wurde auch die neue Organisation der Präfektur des Wallis bekannt gegeben. Die Abtei St-Maurice mit den Ordenshäusern auf dem Simplon und St. Bernhard, ebenso die bestehenden Frauenklöster sollten in ihrem bisherigen Besitze belassen werden. Von den Kapuzinern verlautete kein Wort und ebensowenig von den Professoren des Kollegs. Zu der Ungewißheit hinsichtlich der Existenz trat bald noch der Gewissenszweifel wegen des von den Franzosen verlangten Staatseides. Durfte man, wenn amtlich aufgefordert, dem Eroberer den Eid der Treue schwören? Da der Bischof der Diözese es bejahte, vorbehaltlich nur der Rechte der Kirche, gaben auch die Patres sich zufrieden und suchten nun, nach den Verhältnissen sich einzurichten.

Solange die Schulräume noch alle mit Soldaten belegt waren, blieb kein Ausweg, als daß die Professoren ihre Schüler auf dem eigenen Wohnzimmer zum Unterricht versammelten. Den Gottesdienst konnte man in der Sakristei der neuen Kirche abhalten, die im Roh-

bau soweit fertiggestellt war; hier fanden auch die Beichtstühle ihren Platz. Die Kirche selbst war glücklich unter Dach, aber an ihre innere Vollendung war nicht zu denken, solange die Franzosen im Lande waren. Um so drohender wurde die Gefahr, daß dieselbe von den Herren des Landes als Magazinraum in Anspruch genommen werde. Längere Zeit hindurch war dies im Plane, wurde aber durch Vermittlung von Freunden schließlich abgewendet. Auf dieselbe Weise hatte man auch erlangt, daß General Berthier nach mehreren Wochen der Okkupation die notwendigen Schulräume im Kolleg für den Unterricht wieder freigab.

Die französischen Beamten und Offiziere, die neu ins Land kamen und ihre Söhne dahin mitbrachten, legten natürlich Wert darauf, eine gutgeleitete höhere Unterrichtsanstalt in Sitten vorzufinden, und erkannten in den Lehrern sofort die Männer feinerer Bildung. Die Befriedigung darüber gab sich deutlich zu erkennen. Während einige Monate nach der Okkupation die Kapuziner das Land zu räumen hatten, bestimmte ein kaiserliches Dekret vom 26. Dezember 1810, daß das Kolleg in Sitten wie bisher fortbestehen solle, daß jedoch bis spätestens 1. November 1812 eine französische Abteilung einzurichten und als Schulsprache schon jetzt für alle das Französische einzuführen sei.

Doch es währte geraume Zeit, ehe die Patres von diesen Bestimmungen Kenntnis erhielten, und sie waren inzwischen keineswegs allen Fährlichkeiten entronnen. Im März 1811, am Passionssonntag um die Mittagszeit, brach in der nächsten Nachbarschaft Großfeuer aus, und ein starker Wind trieb die Flammen mit aller Macht nach dem Kolleg hin. Wohnhaus und Schulen fingen an verschiedenen Stellen Feuer. In größter Eile wurde alles bis auf die nackten Wände ausgeräumt; schließlich gelang es aber doch, der Flammen Herr zu werden. Die Nacht mußten die Patres außerhalb ihres Hauses zubringen, teils beim Bischof, teils bei den Kapuzinern und andern Freunden. Nach zwei Tagen wurde der Unterricht in den Schulen wieder fortgesetzt. Der Schaden an den Gebäuden war beträchtlich, und P. Sineo wandte sich 4. April an den kaiserlichen

Präfekten mit der Bitte, dieselben wieder instand setzen zu lassen. Für diesmal hatte er Erfolg.

Dieser Präfekt, Derville Malechard, war ein Mann von heftigem Temperament, und es bedurfte im amtlichen Verkehr mit ihm großer Vorsicht. Der Klugheit des P. Sineo war es gelungen, ihm ein gewisses Wohlwollen abzugewinnen, das bis zum Ende seiner mehrjährigen Verwaltung sich treu bewährte. Allein es gab Verhältnisse, über die persönlicher guter Wille nichts vermochte. Als die alte Regierung des Kantons im November 1810 ihrer Amtsstellung enthoben wurde, waren die Staatsleistungen für Kolleg und Professoren auf das nächste Halbjahr bereits vorausbezahlt. Aber mit 1. Juli 1811 sah man sich gänzlich ohne Einkünfte, und es blieb nichts übrig, als sich mit Vorstellungen an den Präfekten zu wenden. Dieser verlangte noch im Laufe des August die eingehendsten Berichte über Bestand, Einrichtung und Finanzlage des Kollegs; aber auf alle Darlegungen hin kam weder Geld noch Antwort. Das Ende des Schuljahres rückte heran, die übliche Schulkomödie mußte unterbleiben und ebenso die Preisverteilung; die Regierung wollte selbst diese geringe Auslage nicht bewilligen. Die Patres mußten sich damit begnügen, einen Katalog drucken zu lassen mit der Aufschrift: Designatio Praemiorum. Notwendige Reparaturen an Fenstern und Bänken, Zimmern und Hofraum, die während der Ferien vorzunehmen waren, wurden zwar obrigkeitlich bewilligt, aber nachdem sie ausgeführt waren, nicht bezahlt. Der Präfekt, durch die berechtigten Forderungen vonseiten des Kollegs in Verlegenheit, suchte P. Sineo in Schach zu halten, indem er ihm die Zumutung stellte, zur Napoleonischen Kirchenpolitik, die damals bereits in Kirchenbedrückung ausgeartet war, durch öffentlichen Akt seine Zustimmung zu erklären. P. Sineo entging der Falle, indem er eine grundsätzliche Abhandlung einreichte über das Verhältnis von Kirche und Staat. Dagegen zeigte er volles Entgegenkommen, als der Präfekt am 25. Oktober 1811 die Aufforderung an ihn richtete, das neue Schuljahr zur gewöhnlichen Zeit und nach der bisherigen Art wieder zu eröffnen.

Die Klassen begannen also am 2. November 1811. Sieben Professoren waren an der Arbeit, 132 Studenten hatten sich eingestellt. Am 22. November langte endlich auch eine Zahlung ein; es war jedoch nur das rückständige Gehalt für das abgelaufene Semester. Der Zukunft sah man mit leeren Händen und banger Sorge entgegen. Nicht einmal für die Heizung während des Winters war von Staats wegen vorgesehen. P. Sineo wußte sich nicht anders zu helfen, als ein Anlehen aufzunehmen. Ein Kaufmann Joseph Kraus streckte 100 Louisdor vor auf unbestimmte Frist[1], andere Wohltäter schickten Vorräte an Wein, Gemüse und Lebensmittel verschiedener Art. Den drückendsten Nahrungssorgen war damit vorgebeugt.

Die französischen Behörden schienen nicht unempfindlich gegenüber der peinvollen Lage, in welche das staatlich berufene und anerkannte Professorenkollegium durch ihre Regierung versetzt war. Sie vermieden daher jede lästige Einmischung in den Schulbetrieb, und P. Sineo war auch nicht der Mann, solchen zuzulassen. Erhielt man keine Zahlung, so hatte man dafür die volle Freiheit. Der lange gefürchtete Regierungskommissär, der von Paris zur Inspektion hatte kommen sollen, blieb aus, und der neue Vizepräfekt Locard, der zur Stellvertretung Malechards im Januar 1812 eintraf, kehrte die liebenswürdigsten Seiten hervor. Aber Hilfe brachte er nicht.

Um so höher stiegen die Hoffnungen, als im Frühjahr der Direktor der Akademie von Lyon, Nompert de Champagny, ins Wallis kam, welcher den Auftrag hatte, die drei im Kanton bestehenden Kollegien (St-Maurice, Brig und Sitten) der allgemeinen Unterrichtsorganisation Frankreichs einzugliedern. Zwar erkannte er bald, daß bei der Besonderheit der obwaltenden Verhältnisse dies nicht durchzuführen sei, erwies sich aber als einsichtiger Schulmann und den Professoren von Sitten in jeder Weise wohlwollend[2]. Die Leistungen in den Klassen befriedigten ihn, die hochgebildeten Männer, die er hier vor-

[1] Der gute Mann, der 19. November 1841 verstarb, nahm eine Rückzahlung später nicht an.

[2] Näheres bei D. Imesch, Zur Geschichte des Kollegiums von Brig (Brig 1912) 50 ff.

fand, flößten ihm Achtung ein, den trostlosen Zustand der Gebäude und Einrichtungen konnte er vor Augen sehen. Den mündlichen Vorstellungen ließ denn auch P. Sineo schriftliche Bittgesuche an Champagny nachfolgen, eines dringlicher als das andere, und Champagny beförderte sie weiter an das Ministerium und bis unter die Augen des Kaisers. Aber es war kein Geld vorhanden. Ganz Frankreich litt zur Zeit unter einer finanziellen Krisis; ein Krach folgte auf den andern, und Napoleon mußte darauf denken, Frankreichs Handel und Gewerbe in außerordentlicher Weise zu Hilfe zu kommen. Die Regierung schob die Zahlungspflicht für die Kollegien des Wallis auf die Akademie von Lyon, die Akademie mit mehr Recht hinwieder auf die Regierung. Hoffnung leuchtete wieder auf, als 19. Mai 1812 vom Präfekten die Anzeige kam, die „Organisation des Collège du Simplon" sei nunmehr vollzogen und die bisherigen Professoren alle seien staatlich angestellt. Aber statt des Gehaltes folgten nur schöne Worte, und als die Ernennungsdiplome ankamen, lauteten alle nur auf „provisorische" Anstellung. Dies schien anzudeuten, daß man sie jeden Augenblick werde entlassen können und daß keinerlei Pensionsberechtigung ihrer Amtstätigkeit anhafte. Auch Malechard, der bald darauf auf seinen Posten zurückkehrte, brachte nichts als die alten Vertröstungen, und so ging das Schuljahr unter stetem Druck stille seinem Ende entgegen.

Die Patres waren erschöpft zum äußersten. Zu der unbequemen engen Wohnung und fortgesetzter Überanstrengung waren die Entbehrungen einer drückenden Armut und die stete Unsicherheit um die Zukunft hinzugekommen. Mehrere Patres waren krank geworden; P. Rossier trennte sich mit Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit für immer von der notleidenden Genossenschaft.

Während P. Sineo nach Mailand gereist war, um dort in die Hände des P. Mozzi die ersten Gelübde (Scholastikergelübde) abzulegen, einigten sich die Zurückgebliebenen unter dem Drucke ihrer traurigen Lage auf den Gedanken, Sitten zu verlassen und die bisherige Tätigkeit aufzugeben. Zu guter Stunde kehrte P. Sineo wieder, um dieselbe Zeit kam P. Godinot von Freiburg zurück, der

als einstiger französischer Emigrant beim Einmarsch der Franzosen 1810 sich dahin zurückgezogen hatte. Beide zusammen richteten den gebeugten Mut wieder auf. Gemeinsam unterzogen sich die Hausgenossen den achttägigen Jahresexerzitien, und am 28. Oktober 1812 legten fünf Patres (Godinot, Drach, Rudolf, Staudinger, Zipf) in die Hände ihres Obern gleichfalls die Scholastikergelübde ab.

Mit gehobenem Mut und neugekräftigter Eintracht begann man zum gewöhnlichen Termin die Arbeiten des neuen Schuljahres. P. Godinot, der nun in Sitten verblieb, übernahm die Philosophie. Schüler zählte man im ganzen 144, alles Externe, zum großen Teil bei fremden Kostleuten untergebracht, da ein Konvikt nicht vorhanden war. Die Schüler hielten sich gut; die Patres leisteten, was in ihren Kräften stand. Jeder hatte seine fünf Schulstunden täglich, dazu Repetitionen und Sprechstunden. Auch die Sonntage und sonstige freie Tage gehörten größtenteils den Schülern, deren Erholung man beaufsichtigte und deren Spaziergänge die Lehrer begleiteten. Dabei wurden aber die Härten der Armut immer fühlbarer. In den eigenen Zimmern waren die Professoren nicht mehr gegen Wind und Regen geschützt; alle staken voll Rheumatismus. Die Briefe P. Sineos an Champagny aus dieser Zeit lauten wie der Notschrei eines tödlich geängstigten Vaters; aber was von da zurückkam, waren Höflichkeiten und leere Vertröstungen. Unerwartete Belästigungen traten hinzu. Zu Beginn des Jahres 1813 wurden die älteren Zöglinge zur Konskription herangezogen. Da die Theologen militärfrei waren, ließen viele sich als Theologen einschreiben. Um dieselbe Zeit trat Comte de Rambuteau als Präfekt an die Stelle des wohlmeinenden Malechard; unter glatten Formen barg er eine feindselige Haltung. Die Patres wurden überrascht durch die Forderung von Impfscheinen für alle Schüler. Kein Student sollte künftig zugelassen werden, der sich nicht ausweisen könne, daß er geimpft sei oder die Blattern bereits durchgemacht habe. In diesen Forderungen erblickten die damaligen Professoren nur Belästigungen und ein Symptom für die bei der Regierung herrschende Stimmung. Der Geldforderungen müde, hatte Napoleon entschieden, daß das Kolleg

aufgelöst, die einzelnen Professoren in ihre ursprüngliche Heimat zurückverwiesen werden sollten. Der Befehl lag in Sitten bereits vor, als die Kriegsereignisse mit einem Schlage die ganze Sachlage änderten. Der Präfekt de Rambuteau unterfertigte noch 20. Dezember 1813 eine Verordnung, derzufolge von dem seit November 1811 rückständigen Gehalt der Professoren 1800 Franken ausbezahlt werden sollten. Es war wie ein Hohn, denn in diesem Augenblick standen die Heere der Verbündeten bereits an der Schweizer Grenze, entschlossen, die proklamierte Neutralität diesmal nicht zu beachten. Die französischen Beamten dachten nur daran, über Hals und Kopf aus dem Wallis zu fliehen. Die Kasse verweigerte jede Zahlung; die Gelder seien bereits nach St-Maurice abgeführt. Die Patres säumten nicht, sich dort zu melden, aber auch da war kein Pfennig mehr zu erhalten. Statt der erhofften Zahlung sah man sich vor neuem Schrecken. In unmittelbarer Nachbarschaft des Kollegs, auf dem Mont Valérie, hatten die Franzosen bedeutende Pulvervorräte aufgestapelt, und diese gedachten sie angesichts des anrückenden Feindes vor der Flucht noch in die Luft zu sprengen. Für die Wohnung der Patres war dabei das Schlimmste zu fürchten. In aller Eile wurde daher das ganze Haus geräumt. Die offensichtliche Gefahr, welche im Grunde die ganze Stadt bedrohte, bewog schließlich den Magistrat, sich energisch ins Mittel zu legen, und das Pulver wurde in die Rhone versenkt. Am 24. Dezember 1813 war Sitten von den Franzosen verlassen; tags zuvor waren die Österreicher in Bern einmarschiert. Am 28. Dezember nahm eine Abteilung unter General Bubna vom Wallis Besitz, um den Kanton dem Anschluß an die Schweiz wieder zuzuführen.

Für die nächste Zeit freilich ging der Kanton, und mit ihm das Kolleg, unsichern Zuständen entgegen. Die napoleonischen Einrichtungen traten sofort außer Kraft. Einstweilen, bis zum Zusammentritt des Landtages, sollten nach der altererbten Weise die öffentlichen Angelegenheiten geleitet werden. Zwei Vizeballiven wurden aufgestellt, für das Unterwallis Stephan de la Soie, für Oberwallis der treue Gönner der Patres, Kaspar v. Stockalper.

So war nach drei Jahren und fünfzig Tagen eine Zeit der Leiden und Schrecken zu Ende. Wie durch ein Wunder hatte die kleine Genossenschaft sich behauptet. Im Ansehen nach außen gewachsen, der Bevölkerung durch die gemeinsamen Heimsuchungen noch teurer geworden, innerlich noch mehr geeint und im Beruf gefestigt, ging sie einer lichteren Zukunft vertrauensvoll entgegen.

2. Das Kolleg zu Brig.

Auf Betreiben eines Barons Kaspar v. Stockalper war durch seine und anderer Gönner hochherzige Schenkungen im Jahre 1666 die Fundation für ein Jesuitenkollegium in Brig zustande gekommen. Am 21. Juni 1673 hatten die Jesuiten ihre Tätigkeit eröffnet, am 18. Dezember 1686 war die Stiftung durch die Regierung mit Brief und Siegel bestätigt worden. Die Jesuiten kamen nicht als Fremdlinge. Bereits 1608 war es den fortgesetzten Bemühungen des päpstlichen Nuntius und des Sittener Bischofs Adrian II. v. Riedmatten geglückt, in dem religiös zerklüfteten Walliser Lande Jesuiten einzuführen. Erst in St-Maurice de Laques, dann in Ernen und Venthen erstanden unter deren Leitung Unterrichtsanstalten, die, bald miteinander vereinigt, zeitweise zu großer Blüte gediehen. Mitten zwischen Venthen und Ernen, am Fuße des Simplon, lag das ansehnlichere Städtchen Brig. Um 1620 kam von dort die Einladung zu einer Niederlassung, im Mai 1625 war eine solche gegründet und sogleich eine Schule eröffnet worden. Von hier aus gewannen die Jesuiten auch erst festen Halt in Sitten. Aber gerade diese raschen Erfolge hatten die feindlichen Parteien zur äußersten Kraftanstrengung aufgereizt; sie setzten es durch, daß 1627 ein Mehrheitsbeschluß beim Landtage zustande kam, welcher die Jesuiten aus dem Kanton Wallis verbannte. Erst 1651 auf unablässiges Drängen des Bischofs von Sitten, Adrian IV. v. Riedmatten, wurde der Beschluß aufgehoben und den Jesuiten der Zugang zum Wallis wieder geöffnet.

Ein Jahrhundert hindurch 1673—1773 hatte dann das Kolleg in Brig bestanden. Die Lage daselbst war niemals glänzend, die Zahl der dort tätigen Patres nicht beträchtlich gewesen; zwölf Köpfe

bezeichnete den höchsten Stand. Als 8. September 1773 die Aufhebung des Ordens auch für das Wallis promulgiert worden war, harrten die wenigen in Brig anwesenden Patres im Dienst ihrer Schule noch aus, bis Krankheit und Tod die Kraft benahmen. Seit Herbst 1777 waren die Piaristen der Trierschen Ordensprovinz berufen, um für Schule und Aushilfe in der Seelsorge die Stelle der Jesuiten auszufüllen. Sie erlebten zehn Jahre später den furchtbaren Brand, der Kirche und Kolleg zum großen Teil zerstörte. Kaum waren auf Kosten der Regierung die Gebäulichkeiten wiederhergestellt, so kamen 1798 die Franzosen ins Land, raubend und zerstörend. Als sie 1799 zum zweiten Mal sich näherten, flohen die Piaristen mit den Kirchengefäßen nach Italien; im Kolleg aber wurde vom Feinde alles verwüstet und zerschlagen. Notdürftig wurde eines der Stockwerke wieder instand gesetzt, in welchem die Ordensleute bei ihrer Rückkehr 1801 den Jugendunterricht wieder aufnahmen. Auch sie wurden infolge der Auflösung ihrer Ordensprovinz 1803 säkularisiert, verblieben aber an ihrem Posten, und da ihre Kräfte zu versagen begannen, waren längst Unterhandlungen im Gange, welche ihnen vonseiten der Patres in Sitten tätige Aushilfe, jenen aber die Anwartschaft auf die spätere Übernahme des ganzen Kollegs zusichern sollten. Seit Oktober 1808 wirkten zwei Professoren von Sitten mit den alten Piaristen gemeinsam im Briger Kolleg. Da war der unheilvolle November 1810 hereingebrochen und hatte die Franzosen ins Land gebracht. Sofort mußte das ganze Kolleg geräumt werden; die Piaristen mochten sehen, wie sie in Privathäusern ihren Unterricht fortsetzten. Das alte Kolleg aber von den Eroberern zum befestigten Waffenplatz ausersehen, wurde neu aufgebaut, stärker und stattlicher als es je gewesen war. Als um Weihnachten 1813 die Franzosen die Flucht ergriffen, stand das Gebäude leer; zwei Piaristen waren noch am Leben, aber der eine sterbenskrank, der andere hochbetagt und als geistlicher Direktor der Ursulinen an einen andern Amtskreis gebunden. So war für den Vorschlag des neuen Vizeballiven, Kaspar Eugen v. Stockalper, der Boden bereitet, daß das Kolleg von Brig alsbald her-

gestellt und völlig in die Hände der Patres von Sitten übergeben werden sollte.

Besonders einladend lagen für diese die Verhältnisse nicht. Das Kolleg, das bisher zur Kaserne gedient hatte, bot nur die nackten Wände, die Kirche glich einer Ruine; die beiden Gärten, völlig verwildert, lagen wüste; Äcker und Wiesen an den Ufern der Rhone von der alten Stiftung her waren mit Geröll und Gestrüpp überdeckt, die Dämme hinweggerissen. Auf Jahre hinaus war von all diesem ein Ertrag nicht zu erwarten, und inzwischen fehlte es an allem. Der Staat übernahm nur die dringlichsten Herstellungsarbeiten am Gebäude und gewährte wie früher das Einkommen aus der alten Stiftung, das 2000 Franken des Jahres nur wenig überstieg. Dafür hatten die Patres den vollständigen Gymnasialunterricht in drei Abteilungen: 1. Rhetorik und Humanität; 2. Grammatica suprema et media; 3. die Infima in zwei Klassen. Auf Einrichtung eines philosophischen Jahreskursus wurde vonseiten der Patres Aussicht gelassen, jedoch ohne bindende Zusage.

Diese Abmachungen, so bescheiden die Vorteile, die sie boten, kamen den Wünschen der Patres sehr entgegen. Zeigte sich doch hier ein naturgemäßer Weg zur Erweiterung ihrer Wirksamkeit und zur Ausdehnung der aufkeimenden Genossenschaft. Bis dahin hatte nur selten einmal ein junger Mann das Verlangen zu erkennen gegeben, dem geistlichen Professorenkollegium in Sitten sich anzuschließen, und in keinem einzigen Fall erschien es eine taugliche Kraft. Gerade in diesem Jahre aber lagen eine Reihe von Anmeldungen vor, die das Allerbeste erhoffen ließen. Nun sandte Gott für die künftigen Novizen zugleich auch das Noviziatshaus, denn Brig bot dafür Raum genug.

Die Abmachungen mit den Behörden waren bald im reinen; um Ostern, 25. April 1814, zogen zwei Patres und ein Laienbruder im neuen Kollegium ein, um für die Eröffnung des Hauses alles vorzubereiten, den Unterricht in den Klassen aber inzwischen schon aufzunehmen. Unterdessen war auch die allgemeine Lage der Kirche um vieles erfreulicher geworden. Napoleon war gestürzt, Pius VII.

im Triumph nach der Ewigen Stadt zurückgekehrt. Die Nachricht war in Sitten, wie überall in der katholischen Welt, mit ungeheuerem Jubel aufgenommen worden. Bei der festlichen Illumination in Sitten tat vor allem das Kollegium sich hervor.

Als die Ferien gekommen waren, zogen die Professoren von Sitten insgesamt ins neue Haus nach Brig, um dort die nötige Erholung zu finden. Nur P. Godinot, der sich bei der Seelsorge für kranke Soldaten eine Ansteckung geholt, mußte todkrank zurückbleiben. Mitten in die Ferientage traf unverhofft von Rom die Nachricht, daß Papst Pius VII. am 7. August 1814 die Gesellschaft Jesu für den ganzen Erdkreis wiederhergestellt habe. In der kleinen Jesuitenkolonie des Wallis war man darob voll der reinsten und heiligsten Freude. P. Sineo beeilte sich, dem Bischof, dem Domkapitel und den weltlichen Behörden von dem Ereignis offizielle Anzeige zu machen; schon am 28. August kamen ihm von allen Seiten die herzlichsten Beglückwünschungen zu. Sofort, zu Anfang September, wandte sich die provisorische Regierung des Kantons an den Stellvertreter des Ordensgenerals in Rom mit der Bitte, nunmehr auch im Wallis die Gesellschaft Jesu förmlich wiederaufzurichten. Von Rom kam umgehend die Antwort zurück, daß P. Sineo für alles delegiert sei und Auftrag habe, die beiden Kollegien im Namen der Gesellschaft zu übernehmen. In der Tat trafen für den Obern der Mission alle Vollmachten ein; weiterer Förmlichkeiten bedurfte es nicht[1]. Nach zehn Jahren opferreichen stillen Wirkens sahen sich die standhaften Pioniere öffentlich und amtlich als Jesuiten anerkannt. Es war ein einzigartiges Fest am 4. September 1814, als man in

[1] Ein formeller Vertrag wurde damals mit der Staatsbehörde nicht abgeschlossen, aber in der Folge suchte P. Sineo die Verhältnisse fest zu ordnen. Den Kollegiumsfonds, der bis auf 10 421 Schweizerfranken verloren gegangen war, zog die Regierung als Staatsvermögen ein, übernahm dagegen die Verpflichtung, die Schulgebäulichkeiten zu unterhalten und bestimmte als Jahresgehalt für den einzelnen Professor 25 Louisdor. Vgl. F. Schmid, Geschichtliches über das Unterrichtswesen im Kanton Wallis (Blätter aus der Walliser Geschichte II 118); Imesch, Zur Geschichte des Kollegiums von Brig 58.

Brig das frohe Ereignis gebührend beging. Die Dankfeier für die Wiederherstellung des geliebten Ordens traf zusammen mit der Eröffnung des neuen Ordenshauses. Die Mitglieder alle erschienen zum ersten Male wieder im einst gebräuchlichen Jesuitenkleid. Der alte Piarist, der nach Abgang der Exjesuiten seit 33 Jahren in Brig ihre Stelle vertreten hatte, hielt als Freund die Festpredigt. Die ganze Stadt nahm mit festlichen Kundgebungen an der Freude teil, und zum Ehrenmahle in den Räumen des Kollegiums fanden die angesehensten Männer sich zusammen.

Mit dem Festtage selbst, 4. September, wurde auch das Noviziat eröffnet. P. Drach, zum Vizerektor des Hauses ernannt, war Novizenmeister, drei Novizen erhielten sogleich das Ordenskleid: Fr. X. Beeger aus Sitten († 1826), Jakob Roh aus Conthey († 1841), J. B. Welte aus Stetten in Schwaben († 1850). Kurz darauf wurden Kaspar Rothenflue aus Stanz († 1850) und der Walliser Ignaz Brocard († 1852), dazu noch ein Laienbruder Franz Andeneggen, gleichfalls aus dem Wallis selbst, ihnen beigesellt. Andere schlossen sich während der folgenden Monate noch an, denen jedoch Schwäche der Gesundheit ein langes Verharren im gewählten Berufe nicht verstattete. Die Absonderung vom übrigen Teil der Ordensgemeinde, die für die Geistessammlung des Noviziates so wünschenswert, wurde dadurch erreicht, daß man den ganzen obersten Stock des Hauses für die Novizen vorbehielt.

Aber auch für das neue Konvikt galt es, einen geeigneten und abgeschlossenen Raum zu finden. Denn dem entschiedenen Verlangen einflußreicher Familien mußte stattgegeben werden, daß sofort mit dem Kolleg auch ein Internat zu eröffnen sei. Gleich für den Anfang wurden fünfzehn Studentchen aus guten Familien den Patres zur Erziehung übergeben. P. Balthasar Rudolf erhielt die Obsorge, ein Laienbruder, der hauptsächlich für die Reinlichkeit zu sorgen hatte, sollte ihn unterstützen. Ein geräumiger Schlafsaal war für die Knaben vorhanden und ein größeres Studierzimmer, im selben Stockwerk des einen Flügels gelegen. An Spielplätzen fehlte es nicht. Für das Essen mußte man sich mit dem Speisesaal des Kollegiums behelfen.

Nach dem Tisch der Ordensgemeinde folgte der für die Zöglinge, wobei die Novizen aufzutragen und zu dienen hatten. Öfter wurden sie dabei von den angesehensten Patres abgelöst.

Mit dem 1. November 1814 begann das Schuljahr. Da vorerst die ganze Anstalt nur dreißig Zöglinge zählte, konnten drei Patres bei geschickter Verteilung für die sämtlichen Klassen ausreichen. Man war darauf bedacht, von Anfang an alles nach der Weise der alten Jesuiten wieder einzurichten. Auch von dem Vorrecht der Briger Studenten wurde Gebrauch gemacht, das in Anerkennung ihrer Treue gegen die Eidgenossenschaft ihnen verstattete, Waffen zu tragen. Bei manchen feierlichen Gelegenheiten, wie zum Empfang des Bischofs oder des päpstlichen Nuntius, pflegten dann die kleinen Uniformträger als Ehrenwache aufzuziehen. Selbstverständlich wurden Schulkomödie und Preisverteilung am Schluß des Schuljahres für Brig wieder zur Regel.

Nicht so günstig, wie man es im rauhen, abgelegenen Alpentale hätte erwarten sollen, lagen die Verhältnisse für das seelsorgerliche Wirken unter dem Volke. Das viele fremde Gesindel, das der Bau der Simplonstraße mit herbeigelockt, die wiederholte und lange Anwesenheit der französischen Soldaten waren nicht ohne üblen Einfluß geblieben; es gab Schlimmes genug zu bekämpfen. Wohl sahen sich die wenigen Patres, die von Sitten herübergekommen waren, durch die Arbeiten der Schule so sehr in Anspruch genommen, daß nicht viel an Zeit für die Werke der Seelsorge übrig blieb; nur zweimal im Monat und an Festtagen fand in der Kirche des Kollegiums Predigt statt, sonst aber geschah, was nur in den Kräften stand.

Großen Anklang fanden im Frühjahr 1815 die Vorträge über das bittere Leiden, die an allen Sonn- und Festtagen der Fastenzeit gehalten wurden; sie schlossen mit der Bußprozession des Karfreitags, die nach dem Vorgang von Sitten auch hier eingeführt wurde. Der Marienmonat brachte die Maiandacht, für welche von Rom im März 1815 besondere Gnadenverleihungen gewährt wurden. In Brig wie in Sitten wurde sie zum stehenden Gebrauch. Die

Sodalität, von der alten Jesuitenzeit her noch erhalten, wurde zu neuem Leben aufgerüttelt.

Mit der Übernahme des Kollegs von Brig war die Walliser Jesuitenkolonie eigentlich erst lebensfähig geworden. Jetzt erst besaß sie ein eigenes Haus und für ein Kollegium regelmäßige feste Einkünfte und war in der Lage, einen Nachwuchs heranzuziehen. Brig blieb denn zunächst auch die Hauptniederlassung, wo P. Sineo als Oberer der helvetischen Mission seinen Sitz nahm. Hier vollzogen sich die Mehrzahl jener feierlichen Akte, welche das häusliche Leben einer Ordensgenossenschaft zu heben und verklären pflegen. An den Anfängen einer reich gesegneten Entwicklung stehend, bleiben sie denkwürdig für die nachfolgenden Geschlechter.

Hermann Kochs aus Aachen, seit 1808 Mitglied der Genossenschaft, durfte hier zu Brig am 8. September 1815 die ersten Ordensgelübde darbringen, und nachdem er kurz darauf die Priesterweihe erhalten, feierte er 15. Oktober in der Kirche des Kollegs sein erstes heiliges Meßopfer. Der älteste Laienbruder Viktor Mayer war schon am 4. November 1814 zu den Gelübden zugelassen worden; 18. Oktober 1816 folgte ihm darin Bruder Andeneggen als erster aus dem Noviziat von Brig. Bedeutsamer war das Ereignis, als 27. September 1816 die fünf Scholastikernovizen, „der erste Nachwuchs", zu den Gelübden hinzutreten konnten. Die Freude war überaus groß; die Patres, die bis dahin für ihren Beruf so schwer gekämpft und gelitten hatten, konnten sich der hellen Tränen nicht erwehren.

Diese Novizen waren nach Vollendung ihres ersten Jahres dem Brauch gemäß auf die Pilgerreise ausgesendet, nach der Heimkehr aber alsbald in die Studien eingewiesen worden, vier derselben sogleich in die Philosophie. Zu den Vorlesungen, die für sie besonders gehalten wurden, ließ man aus Wohlwollen auch einen weltlichen Studenten zu. Die studierenden Novizen hatte man schon damals von den Spätereingetretenen abgesondert. Jetzt, nach Ablegung der Gelübde, siedelten sie als „Scholastiker" mit P. Drach, ihrem Rhetorikprofessor, nach Sitten über, und P. Staudinger übernahm die Leitung des Noviziats. Schon nach einem Jahr jedoch kehrten die Juniores

nach Brig zurück, wo mit Herbst 1817 die Vorlesungen aus der Philosophie und Theologie für sie begannen.

Besonders reich an Freuden erwies sich das Jahr 1817. Der hochverdiente Obere der Mission, P. Sineo, jetzt 56 Jahre alt, im zwanzigsten Jahre seit seinem Anschluß an die „Väter des heiligsten Herzens", im siebten seit seiner Zugehörigkeit zur Gesellschaft Jesu, wurde in Rücksicht seiner außerordentlichen Verdienste und Fähigkeiten am 6. Januar 1817 zu den vier feierlichen Profeßgelübden zugelassen, zu deren Entgegennahme der greise Piaristenpater Dillmann als Freund der Genossenschaft bevollmächtigt war. Eine Woche später, am 12. Januar, nahm der Obere von P. Godinot zu Sitten die gleichen feierlichen Gelübde entgegen. Kaum minder denkwürdig war eine Profeßablegung am Tage des hl. Franz Xaver, 3. Dezember 1817, mit welcher die Reihe der Feste dieses Jahres schloß. Der aus dem Kanton Zug gebürtige Landdechant Anton Jodok Hausherr hatte dereinst 1762—1773 der Gesellschaft Jesu als Mitglied angehört, nach ihrer Aufhebung aber als Weltpriester eine an Verdiensten und Ehren reiche Laufbahn ausgefüllt. Als Greis von 74 Jahren kam er jetzt, um mit Verzicht auf Ruhe und alle Annehmlichkeiten des Lebens, aufs neue seinem Orden sich einzugliedern. Es geschah in diesem außergewöhnlichen Fall nach vorausgegangenem Theologieexamen durch die sofortige Ablegung der feierlichen Profeßgelübde.

Das gleiche Jahr hatte für mehrere der jüngeren Mitglieder, insbesondere für Ignaz Brocard, die Gnade der Priesterweihe gebracht, dem Noviziat aber eine Anzahl ausgezeichneter Kräfte zugeführt. Unter ihnen verdienen besondere Erwähnung zwei Elsässer: der Priester Theodor Neltner, als Lehrer und Prediger in Straßburg bereits wohl bewährt, und Joseph Deharbe, Joh. B. Diviné aus Lothringen und Jos. Simmen aus dem Kanton Uri. Einige Monate hindurch hatte P. Sineo, durch die Oberleitung des Ordens nach Rom berufen, für die gemeinsame Sache dort seine Kräfte und Erfahrungen verwerten müssen. Als er heimkehrte, brachte er zur allgemeinen Freude die Vollmacht mit, auch seine alten Gefährten,

die PP. Staudinger[1], Rudolf und Zipf am 8. September 1817 zu den letzten Gelübden zuzulassen.

Den geistlichen Freuden dieses Jahres waren irdische Leiden kaum minder reichlich zur Seite gegangen. Schon der erste Winter in Brig 1814/15 hatte durch außergewöhnliche Strenge sich schwer fühlbar gemacht; die beengten Wohnungsverhältnisse bei dürftiger Einrichtung blieben auch ferner eine harte Prüfung der Geduld. Dazu kamen die Hungerjahre 1816 und 1817, durch die gleich der übrigen Schweiz auch das Wallis empfindlich getroffen wurde. Einkünfte waren den Patres überaus knapp zugemessen, die Almosen, die ab und zu von edlen Wohltätern ihnen zuflossen, an sich nie sehr bedeutend, waren gegenüber den Anforderungen der Lebensnotdurft für so viele vollends verschwindend. In Brig wie in Sitten verkostete die junge Ordensgemeinde alle Härten und Sorgen einer drückenden Armut. Es währte einige Jahre — da kam die Vorsehung in liebreicher Weise zu Hilfe.

Bei der Aufhebung der alten Gesellschaft Jesu 1773 hatten sich an verschiedenen Missionsposten in Holland und Belgien die ehemaligen Jesuiten als Missionspriester erhalten, und ehemalige jüngere Ordensgenossen aus diesen Gegenden, nachmals zu den heiligen Weihen aufgestiegen, waren ihnen an die Seite getreten und pflegten mit ihnen des gleichen Geistes. Mehrere derselben hatten die Reise nach Rußland nicht gescheut, um der unter Gutheißung Pius' VI. daselbst fortbestehenden Gesellschaft Jesu sich neuerdings anzuschließen, wie P. Heinrich Fonteyne aus Brügge 1786, P. Adam Beckers aus Maastricht 1800, und waren dann an ihre früheren Posten in die Niederlande zurückgekehrt.

Anfangs bildete P. Beckers in Amsterdam, seit dessen Tod 1806 P. Fonteyne in Nimwegen das geistige Haupt dieser Getreuen, die einer besseren Zukunft entgegenhofften. Während sie rastlos in der Seelsorge wirkten, waren sie so glücklich, manchen tugendhaften und

[1] Auf besondere Verfügung der Obern legte P. Staudinger, nachdem er das vorgeschriebene Examen nachgeholt, am 31. Juli 1820 die vier Profeßgelübde ab.

tüchtigen Jüngling als Ordenskandidaten in das Noviziat von Dünaburg zu senden. Der französische Zweig der „Väter vom Glauben Jesu", der nach Lostrennung von Paccanari unter P. Varin in den Ländern französischer Herrschaft einen vielverheißenden Aufschwung genommen hatte, war 1807 durch Napoleon unterdrückt worden. Manche der tüchtigsten Mitglieder nahmen davon Anlaß, nun sofortigen näheren Anschluß an die in den belgischen Provinzen bereits tätigen Jesuiten zu suchen. In Anbetracht dessen hatte der Ordensgeneral P. Brzozowski unter dem 15. Juli 1814 von Polotsk aus an P. Fonteyne die Vollmachten eines Provinzials übertragen und die Eröffnung eines Noviziates wie die Annahme von Kollegien in seine Hand gegeben. Mutig hatte P. Fonteyne 31. Juli 1814 mit zehn Novizen zu Rumbeck, ganz nahe bei Roulers, dem einstigen Studienhaus der Väter des Glaubens Jesu, den Anfang gemacht. Zwar mußten die Novizen schon während des ersten Jahres dreimal den Aufenthaltsort wechseln, doch harrten sie aus, und immer neue Kandidaten drängten sich zu. Als sie im Juni 1816 durch königliches Dekret auch aus Destelbergh bei Gent ausgewiesen wurden, öffnete ihnen der Bischof der Diözese, Maurice de Broglie, sein eigenes Bischofshaus in Gent. Hier hielten sie sich, auch nachdem der Bischof selbst im März 1817 hatte in die Verbannung ziehen müssen, bis sie 24. Februar 1818 mit bewaffneter Macht vertrieben wurden.

P. Leblanc, der nach dem Tode P. Fonteynes 1816 die Leitung der belgischen Mission übernommen hatte, brachte die Novizen einstweilen im Hause eines Wohltäters unter; aber auf die Dauer ließ sich ein Noviziat so nicht weiterführen. Die Theologiestudierenden aus dem jungen Nachwuchs waren schon im September 1817 mit ihren Professoren nach Hildesheim abgezogen. Joh. Janssen, der die Theologie eben vollendet hatte und für die Lehrkanzel bestimmt war, kam nach dem Wallis, wo er in Sitten die Priesterweihe erhielt und am 3. Dezember 1817 zu Brig sein erstes heiliges Meßopfer darbrachte. Zehn andere belgische Scholastiker mit den Professoren der Physik und Mathematik kamen im April 1818 in Brig nach-

gerückt; im Oktober des gleichen Jahres folgte P. Leblanc mit seinen Novizen.

So hart für die kaum in der Bildung begriffene belgische Ordensprovinz diese Heimsuchungen auch erschienen, für die schweizerische Mission in ihrer kümmerlichen Lage wurden sie zum Heil. Die Belgier brachten nicht nur beträchtlichen Zuwachs an Zahl und damit Leben und Bewegung, sie brachten fähige, ausgebildete Arbeitskräfte, die sofort an richtiger Stelle eingesetzt werden konnten. Sie kamen auch nicht mit leeren Händen, und weitere Almosen aus Belgien flossen ihnen noch fortwährend reichlich zu. Diese Unterstützungen fielen nun freilich nicht ohne weiteres den armen Schweizer Jesuiten in den Schoß, denn die belgischen Wohltäter hatten mit dem Ordensgeneral eine Abmachung getroffen, durch die er gebunden war, eine zu der Höhe der Unterstützungen im Verhältnis stehende Anzahl ausgebildeter Priester für die belgische Mission zu stellen und die Überschüsse als Grundstock für die künftige Errichtung von Noviziat und Kollegien auf belgischem Boden sich ansammeln zu lassen. Bei der großen Armut jedoch, unter welcher die Häuser im Wallis zu leiden hatten, bedeutete es schon eine Erleichterung, daß für den Unterhalt jedes Mitglieds aus Belgien, dessen Dienste nicht für die Schweiz in Anspruch genommen wurden, jährlich die Pension von 500 Franken entrichtet wurde, und daß bei dringenden Notständen auch das aus Belgien zufließende Almosen als unverzinsliches Anlehen in Gebrauch genommen werden durfte.

So konnte denn die helvetische Mission langsam ihren Aufschwung nehmen. Man betrachtete es als guten Erfolg, daß zu Beginn des Schuljahres 1818 im Kolleg von Brig 50 Studenten einrückten, mehr als seit Jahrzehnten der Fall gewesen, und daß zehn Novizen neu eintraten. In den Vorlesungen über Philosophie, die für Scholastiker und Auswärtige in Brig gehalten wurden, zählte man neunzehn Zuhörer; auch die Theologie, welche nach Sitten verlegt wurde, war gut frequentiert. Die Vermischung der Schweizer und Deutschen mit den Belgiern und Franzosen vollzog sich nicht nur ohne Schwierigkeit, sondern zeitigte günstige Früchte. Sie ver-

lieh den kleinen Kollegien der schweizerischen Mission schon jetzt einen gewissen internationalen Charakter und eine moralische Bedeutung, die ihrer ferneren Ausbreitung gut zustatten kam. Ohne diesen unverhofften Zuzug aus Belgien wäre die Mission überdies ganz außerstande gewesen, die Gelegenheit zu weiterem Vordringen auszunützen, die schon in nächster Zeit an sie herantrat.

Allmählich besserte sich für das Kolleg auch etwas die finanzielle Lage. Schon in den Herbstferien 1815 war der Garten wieder instand gesetzt und mit Obstbäumen bepflanzt worden, 1818 wagte man sich an die lange brachliegenden Grundstücke entlang der Rhone, die im Lauf der nächsten Jahre mit großer Mühe und Einsicht wieder in urbares Land verwandelt wurden. Almosen oder Schenkungen waren bei der durchschnittlichen Dürftigkeit der Bevölkerung kaum zu gewärtigen. Doch kleinere Gaben von 100 bis 200 Franken für die Kirche, im Jahre 1818 einmal nahe an 2000 Franken, gaben die Möglichkeit, für die innere Zierde des Hauses Gottes Sorge zu tragen. Vor alters hatte die Kollegskirche aus den Einkünften einer Landpfarrei auf bischöfliche Festsetzung hin eine kleine Rente bezogen, 155 Franken im Jahre; diese wurde jetzt wieder zugestanden und 1819 zum ersten Male ausgezahlt.

Nachdem die Versuchs- und Anfangsjahre glücklich überstanden waren, mußte man darauf denken, dem Schulbetrieb auch nach außen hin mehr Form und Ansehen zu verleihen. Seit Herbst 1819 wurde das Schuljahr jedesmal durch einen feierlichen Akt mit lateinischer Ansprache eröffnet. Zu den Jahreszeugnissen kamen jetzt auch schriftliche Zeugnisse, die jede Woche und dann wieder alle drei Monate ausgeteilt wurden. Eine neue Art, unter Berücksichtigung der sämtlichen Fächer den Fortgang zu bemessen, wurde eingeführt. Bei der Schlußfeier zu Ende des Schuljahres wurden die Preise vermehrt und gedruckte Programme ausgegeben. Das alles brachte regeres Leben in die Schule, diente aber auch zur Förderung eines andern Unternehmens, das für Brig immer mehr in den Vordergrund trat, des Konviktes. Gerade an dem kleinen Konvikt hatten die Patres bis jetzt die ungetrübteste Freude erlebt und

von ihrer erziehlichen Tätigkeit die tröstlichsten Früchte gesehen. Der Ruf der ausgezeichneten Erziehungsanstalt hatte sich schon weit verbreitet. Aber die Räume für dieselbe waren zu eng, selbst wenn die Zöglinge die Zwölfzahl nicht überstiegen; fünfzehn war das Höchste, was untergebracht werden konnte; Anmeldungen, die von vielen Seiten und auch vom Auslande her kamen, mußten zurückgewiesen werden. Da erbot sich die Regierung des Kantons auf Anregung des Bürgermeisters v. Stockalper aus freien Stücken, einen beträchtlichen Geldbeitrag zu leisten, im Falle die Patres zu einer Erweiterung des Konviktes sich entschließen wollten[1]. Unmöglich war die Erweiterung nicht, denn unmittelbar an das Kolleg stieß eine Scheune, die ihm zugehörte und die erst 1819 neu aufgebaut worden war. Diese brauchte man jetzt nur zu Konviktsräumen passend umzugestalten. So wurde denn für vierzig Internen Platz geschaffen, eine besondere, gleichmäßige Uniform für die Konviktoren eingeführt, Prospekte gedruckt und nach verschiedenen Ländern hin versendet. Bald war das Pensionat von Brig überall bekannt, und von allen Seiten bewarb man sich um Aufnahme.

3. Solothurn und Freiburg (Schweiz).

Ein Jahr nur hatte die Gesellschaft Jesu im Wallis wieder zu wirken begonnen, als 1815 zwei Mitglieder von Professorenkollegien fremder Kantone zum Eintritt sich meldeten. Beat Jos. Günther aus Mümliswyl, geb. 1758, war seit 1782 Priester, seit 1784 Lehrer am Kolleg zu Solothurn, das, nachdem es 1646 der Gesellschaft übergeben worden, bis 1773 unter Leitung der Jesuiten gestanden hatte[2]. Anton Petitjean, ein Belgier, zu Namur 1780 geboren,

[1] Seit 1833 bestritt die Kantonalbehörde die jährliche Auslage für die Prämienbücher, die demgemäß auch mit dem Wappen des Staates geschmückt wurden. Diese Vergünstigung wurde aber nicht auf die beiden Kollegien von Sitten und Brig beschränkt, die als Staatsanstalten gelten konnten, sondern umfaßte auch die Preisbücher, welche den Briger Konviktoren vom Konvikt aus zugeteilt wurden.

[2] Vgl. F. Fiala, Geschichtliches über die Schule von Solothurn Bd. I—V (Solothurn 1873—1881).

hatte im Kolleg von Freiburg zuletzt die Predigerstelle bekleidet. Die Freude über den Gewinn solcher geschulter Kräfte erhielt noch einen besondern Hintergrund durch die längst genährte Hoffnung, daß nicht nur einzelne Lehrer, sondern die ganzen Kollegien von Solothurn und Freiburg der Gesellschaft wieder zufallen würden. Die Obern wünschten daher, daß beide Männer, obgleich bereits zum Orden zugelassen, einstweilen noch an ihren Stellen verbleiben und zur Herbeiführung der gewünschten Entscheidung das Ihrige beitragen möchten.

In Solothurn waren nach Aufhebung der Gesellschaft die alten Jesuitenprofessoren beisammengeblieben und hatten unter den veränderten Verhältnissen als Weltpriester im früheren Geiste weitergearbeitet. Soweit möglich, suchten sie sich aus Gleichgesinnten zu ergänzen. Sobald der Papst die Gesellschaft Jesu für das Königreich Neapel 1804 wieder ins Leben gerufen hatte, war auch in Solothurn der Ruf nach den alten Lehrern laut geworden. Abbé Rumpler, ehemals Chorherr in Straßburg, betrieb den Plan ihrer Wiederherstellung mit Feuereifer, und war bereit, zu Gunsten des Werkes eine beträchtliche Schenkung zu machen. Die Behörden verhandelten die Frage nach allen Richtungen hin, und im Mai 1805 war die Berufung der Jesuiten zur Übernahme des Kollegs im Großen Rat beschlossen.

Die Ordnung der Angelegenheit im einzelnen brachte indes Verzögerung: für die bisherigen Professoren mußten anderswo Gehalt und Stellung, für die kommenden Jesuiten eine passende Wohnung gefunden werden. Darüber verwickelten sich die Verhältnisse der äußeren Politik. Mehr denn je zitterte man vor Napoleon; mit Rom und dem Papst war der Verkehr aufs äußerste erschwert. Abbé Rumpler starb, und über den Beschluß des Großen Rates hinaus war nichts erreicht worden.

Die allgemeine Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu 1814 durch Pius VII. brachte die Sache neuerdings in Fluß. Die Behörden bekundeten angelegentliches Interesse, im Juli 1815 wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Allein von den einstigen

Jesuitenprofessoren waren jetzt nur noch zwei schwache Greise am Leben, die alte Einmütigkeit und Gleichartigkeit des Denkens im Gremium des Lehrkörpers[1] bestand nicht mehr, und eine feindliche Partei, die Radikalen, arbeitete mit fieberhafter Geschäftigkeit entgegen. Im Juni 1816 wurde noch einmal ein Bericht des Staatsrates über den früheren Plan eingefordert, aber dann vom Kleinen Rat für die Vorlegung vor den Großen Rat nicht bestätigt. Die Vorlegung erfolgte trotzdem, aber die stürmische Sitzung am 15. Juni endete mit einer Niederlage. Der Beschluß vom 21. Mai 1805 wurde umgestoßen, die Gesellschaft Jesu aus dem Kanton ausgeschlossen erklärt und eine Wiederanregung der Frage ihrer Berufung für alle Zukunft streng verboten. Unter solchen Umständen schüttelte Beat Günther den Staub von den Füßen und trat in den Orden, dem er in dreißigjährigem Wirken noch große Dienste zu leisten berufen war. Aber noch lange wurde die Hoffnung genährt, daß doch schließlich das Kollegium von Solothurn den Jesuiten wieder zurückgegeben werden würde. Selbst der Provinzial P. Staudinger, der sonst klar und nüchtern zu urteilen pflegte, sprach noch im Herbst 1835 im Briefe an den Pater General diese Hoffnung aus, und noch 1840 wird sie mit Wärme wiederholt in einem Schreiben, das der Kanzler des Bischofs von Freiburg, Fontane, an P. Roothaan richtete.

Nicht so rasch wie in Solothurn hatte man in Freiburg zur Wiederberufung der Jesuiten öffentliche Schritte unternommen. Auch hier gab es eine Gegenströmung und blieben Schwierigkeiten zu überwinden. Aber mit Freiburg unterhielten die Patres bereits viel nähere Fühlung. Hier, wo das Grab des seligen Petrus Canisius beständig an die alte Gesellschaft Jesu erinnerte, hatten Stadt und

[1] Eines der Mitglieder, Dr. Nüßle, hatte früher den Paccanaristen zugehört und seine ganzen Studien in Rom unter Paccanari gemacht. Er blieb demselben ein treuer Anhänger, selbst nachdem Paccanaris Verurteilung erfolgt war. Von den Schweizer Jesuiten scheint er sich ferngehalten zu haben. Doch gab er 20. Juli 1815 zugleich mit den Professoren Müller und Bock zu Gunsten ihrer Berufung sein Gutachten.

Kolleg derselben ein treues Andenken bewahrt. Nicht umsonst hatte Albert v. Dießbach hier oft verkehrt und noch seine letzten Lebensjahre zugebracht. Auch nachdem gegen 1800 die alten Jesuiten, die sich zahlreich hier zusammengefunden hatten, bis auf wenige ausgestorben waren, erhielt sich im Kolleg eine ernste kirchliche Richtung, die zum aufgeklärten Zeitgeiste und zu gewissen Strömungen innerhalb des Kantons selbst in bewußtem Gegensatze stand. Die schweren Heimsuchungen, welche die napoleonischen Kriege über Stadt und Kolleg von Freiburg brachten, hatten dies nicht verwischt, sondern eher verstärkt. Als P. Godinot 1810 vor den Franzosen aus dem Wallis flüchtete und in Freiburg ein vorläufiges Unterkommen suchte, traf es sich, daß gerade die Stelle eines Predigers im Kolleg unbesetzt war. Er bewarb sich um dieselbe, und wurde mit Freuden in die Gemeinschaft der Professoren aufgenommen.

Hier konnte er nach Herzenslust seinem Seeleneifer nachgehen und brachte es zustande, daß zu Anfang des Schuljahres 1811 die Schüler unter seiner Leitung acht Tage lang den geistlichen Exerzitien sich unterzogen.

Als er im Herbst 1813 nach Sitten zurückkehren mußte, ließ er an seiner Stelle Abbé Petitjean zurück, der damals bereits entschlossen war, der Gesellschaft Jesu sich anzuschließen. Im Laufe der Ferien 1813 kamen dann vier der angesehensten Freiburger Professoren ins Jesuitenkollegium nach Sitten, um dort gemeinsam volle acht Tage den Exerzitien obzuliegen. Sie verließen dieselben mit dem Entschluß, alles aufzubieten, um die Gesellschaft Jesu nach Freiburg zurückzuführen und das Kolleg wieder unter ihre Leitung zu bringen.

Nur ein Jahr später, im Herbst 1814, erfolgte die allgemeine Wiederherstellung des Ordens durch den Papst und die öffentliche Anerkennung ihrer Niederlassungen durch die Behörden des Wallis. Alsbald kamen vertrauliche Winke von Freiburg, daß der Staatsrat des dortigen Kantons dem Plan der Wiederberufung günstig gestimmt sei; an der wohlwollenden Gesinnung des neuen Bischofs (von Genf-Lausanne) Petrus Tobias Yenni war ohnedies nicht zu

zweifeln. Allein unerwartet verdüsterten sich wieder die Aussichten. Der Prinzipal des Freiburger Kollegs, zugleich der tüchtigste der dortigen Lehrer und ein warmer Freund der Jesuiten, wurde vom Tode hinweggerafft, unter den einflußreichen Familien brachen Streitigkeiten aus, bei den Studenten erschlaffte in bedenklicher Weise die Zucht, und selbst unter den Professoren entstanden Parteiungen.

Eine liberale Minorität in Stadt und Kanton bot alle Mittel der Agitation auf, der Berufung der Jesuiten entgegenzuwirken. Sie verfolgte den Plan, das bisherige Kolleg St-Michel zur Universität umzuschaffen und den Franziskaner P. Girard an die Spitze zu stellen, der durch seine pädagogischen Bestrebungen bekannt, einer besondern Gunst der Liberalen sich erfreute. Schon sanken die Hoffnungen. Der neue Vizeprinzipal amtierte im Kolleg unternehmungslustig darauf los, als wenn an einen baldigen Einzug der Jesuiten gar kein Gedanke wäre. Eine andere auswärtige Priestergenossenschaft bewarb sich 1817 um eine Niederlassung in der Stadt und wurde ohne Schwierigkeit sogleich zugelassen; das neue Kloster der Redemptoristen inmitten der nicht sehr zahlreichen Bevölkerung[1] schien die Ankunft der Jesuiten vollends überflüssig zu machen.

Aber da erfolgte ein rascher Umschwung. Der Vizeprinzipal des Kollegs starb und an seine Stelle trat der Professor der Theologie Joseph Chappuis, einer der entschiedensten Freunde der Jesuiten. Dieser benützte seinen ganzen Einfluß, um für den alten Plan zu arbeiten. Mehrere der angesehensten Staatsmänner waren im stillen längst auf seiner Seite. Als im Juni 1818 die liberale Minorität einen wohlvorbereiteten Vorstoß wagte, trug sie zwar anscheinend einen ersten Sieg davon. Sie setzte im Großen Rat den Beschluß durch, daß für Schul- und Studienangelegenheiten eine eigene Instanz, ein „oberster Erziehungsrat" gebildet werden sollte; allerhand pädagogische Zukunftsfragen waren mit dieser Neugründung verknüpft. Allein gerade dies wurde für den Ratsherrn Albert v. Müller

[1] Noch dreißig Jahre später 1847 zählte die Stadt Freiburg kaum über 9000 Einwohner.

der Anstoß, nunmehr offen den Antrag auf Berufung der Jesuiten einzubringen. Einige Monate lang schwankten die Meinungen hin und her. Aufregung und Agitation stiegen auf das höchste, die Presse aller Kantone nahm mit Leidenschaft an dem Kampfe teil. Üble Nachreden und falsche Gerüchte über die Jesuiten im Wallis wurden mit Eifer verbreitet. Bei der Abstimmung im Staatsrat am 17. Juni 1818 standen 5 Stimmen gegen 5; der präsidierende Schultheiß de Werro entschied für die Gegner. Wenige Tage später, am 24. Juni, ging das Präsidium an den andern Schultheißen über, den greisen Techtermann, sonst schwach und ängstlich, aber streng konservativ und den Jesuiten wohlgesinnt. Der 17. August brachte abermals eine Abstimmung im Staatsrat; diesmal standen 6 Stimmen gegen 4. Alle Künste der Agitation verschlugen nicht; die letzte Hoffnung der Liberalen blieb jetzt eine Intervention vonseiten Berns. In Bern ließ man sich wirklich bestimmen, an die Regierung von Freiburg ein warnendes Schreiben zu richten, am 14. September gelangte es in die Hände Techtermanns. Er wie die übrigen Räte erkannten darin eine unbefugte Einmischung, die eine weitere Berücksichtigung nicht verdiene. Am folgenden Tag den 15. September 1818 entschied der Große Rat mit bedeutender Mehrheit, daß das Kolleg St-Michel den Jesuiten solle übergeben werden. Den 69 Stimmen, die dafür abgegeben wurden, standen 42 entgegen, 6 hatten sich der Stimmabgabe enthalten.

In- und außerhalb des Kantons war man mit wachsender Spannung den Verhandlungen gefolgt. Von der Bevölkerung Freiburgs im großen wurde die Entscheidung mit Jubel aufgenommen. Der Bischof der Diözese richtete sogleich ein warm gehaltenes Glückwunschschreiben an den Schultheißen Techtermann; der Abt von Einsiedeln bekundete offen seine große Befriedigung; von vielen hochachtbaren Staatsmännern aus verschiedenen Kantonen liefen Glückwunschschreiben oder Freudebezeigungen in Freiburg ein. Selbst der Papst nahm Anteil. Auf die Mitteilung von diesen Vorgängen hin sprach er am 20. Februar 1819 Bischof Yenni seine Genugtuung aus und ließ dem Schultheißen Techtermann seine besondere Anerkennung zuteil werden.

Aber noch war nicht alles gewonnen. Die Radikalen im Kanton planten einen Putsch und hofften dadurch ein Eingreifen Berns und in der hervorgerufenen Verwirrung eine Unterdrückung des verhaßten Beschlusses herbeizuführen. Die Wachsamkeit der Regierung und die gute Gesinnung der Bevölkerung brachten alles zum scheitern; über einen mißglückten „öffentlichen Protest" und über laute Demonstrationen zu Ehren der jesuitenfeindlichen Vorkämpfer kam es einstweilen nicht hinaus. Trotzdem blieb die Lage eine prekäre. Alles kam darauf an, daß möglichst rasch eine vollendete Tatsache geschaffen würde. Schultheiß Techtermann hatte auch sofort mit dem Orden sich in Verbindung gesetzt. Aber statt sich kurzer Hand an die Obern im Wallis zu wenden, hatte er dem Ordensgeneral in Rom die Angelegenheit unterbreitet. Damit war eine Verzögerung unvermeidlich, den Patres aber war bis zur Entscheidung des Generals die größte Zurückhaltung auferlegt.

Zum Glück war einer, der die Lage richtig überschaute, der Vizeprinzipal Joseph Chappuis. Aus freien Stücken erbot er sich, mit einem seiner Kollegen rasch nach Brig zu reisen, um dort alles prompt ins Werk zu setzen. Seine Entschiedenheit überwand be P. Sineo zuletzt alle Bedenken, der nun die PP. Godinot und Drach von Sitten nach Freiburg abordnete mit allen Vollmachten, das Kolleg anzunehmen und den Vertrag abzuschließen. Diesen löste bei ihrer Ankunft der ehrwürdige Bischof Yenni die letzten Besorgnisse, welche einzelne Bestimmungen des Vertrages rege gemacht hatten, für alles übrige gab der erfahrene Schultheiß Techtermann eingehende und weise Ratschläge. Am 15. Oktober sprach P. Godinot urkundlich im Namen der Obern die Annahme der Bedingungen und die Übernahme des Kollegs St-Michel aus. Die Sache war damit glücklich beendet. Am folgenden Morgen traf ein Brief des P. Sineo ein, der zur Zurückhaltung und Vorsicht mahnte. Hätte P. Godinot dieses Schreiben einen Tag früher erhalten, so hätte er nicht abgeschlossen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre in diesem Falle das Freiburger Kolleg niemals in die Hände der Jesuiten gekommen.

Allerdings waren die Bedingungen der Übernahme derart, daß unter andern Verhältnissen manche Bedenken als wohlbegründet hätten erscheinen müssen. Das Kolleg St-Michel mit all seinen Einkünften und Lasten sollte den Jesuiten, so lange sie als kirchliche Genossenschaft in Freiburg ansässig, übertragen sein, andernfalls an den Kanton zurückfallen. Sie haben dafür den gesamten Unterricht des Kollegs zu übernehmen und demgemäß schon in nächster Zeit ihren Unterrichtsplan dem Staatsrat vorzulegen zur Berichterstattung an den Großen Rat. Von den Einkünften darf nichts für andere Häuser oder andere Zwecke verwendet werden als zum Besten des Kollegs und der Kirche von St-Michel, und jedes Jahr haben die Jesuiten über die gesamte Finanzverwaltung genau Rechnung abzulegen. Die gegenwärtig aktiven Professoren des Kollegs können entweder in die Gesellschaft Jesu eintreten und als Novizen ihres Amtes weiter walten oder verbleiben unter der Direktion des neuen Pater Rektor bei der bisherigen Stellung und Besoldung; emeritierte Professoren behalten gleichfalls Wohnung im Kolleg und beziehen ihre Pension aus dessen Einkünften. Kandidaten des Lehramtes, die sich zur Anstellung melden, können unter gleichen Bedingungen wie die bisherigen Professoren zugelassen werden. Im übrigen sind die Jesuiten allen Gesetzen des Staates wie den Anordnungen der Behörden unterworfen, insbesondere untersteht auch der Unterricht und die Schuldisziplin der Oberaufsicht der zuständigen Staatsbehörde. Die Zahl der Mitglieder des Kollegs soll dreißig nicht überschreiten, denen jedoch eine entsprechende Zahl von Laienbrüdern beigegeben werden darf.

Daß P. Sineo mit diesen einengenden Bedingungen nicht zufrieden sein werde, wußte man in Freiburg wohl; aber bei der starken Agitation der Gegenpartei hielten die Führer der Katholiken es für unvermeidlich, in der Nachgiebigkeit bis zum äußersten zu gehen, um nicht die ganze Sache zum Scheitern zu bringen. Mehrere der angesehensten Häupter, wie A. v. Müller und Charles Gottrau, schrieben daher auch sofort an P. Sineo, ihn aufzuklären und zu beruhigen.

Alles in allem bedeutete die Übertragung des Freiburger Kollegs für die Jesuiten einen mächtigen Schritt voran, und solange man einer einsichtigen und wohlwollenden Regierung wie bisher sich gegenüber fand, war von den angenommenen Bedingungen größerer Nachteil nicht zu fürchten. Um so mehr Vorteil versprach die günstigere Lage der Stadt und die im Vergleich zu den Städten des Wallis größere Volkszahl. Eine mehr als zweihundertjährige Erinnerung verknüpfte dieses gute Volk mit den Vätern der Gesellschaft Jesu, und das Grab des seligen Petrus Canisius inmitten der Stadt, von dem noch immer sichtbarer Segen ausging, war für beide ein gemeinsames Heiligtum. Vor allem aber fiel der Umstand ins Gewicht, daß mit dem hiesigen Kolleg eine vollständige philosophische und theologische Fakultät verbunden war, der Kern einer Hochschule.

Vor allem galt es nun sich einzurichten. Drei der bisherigen Professoren, der Vizeprinzipal an der Spitze, traten in die Gesellschaft Jesu ein, um bei währendem Noviziat ihre Lehrstellen weiter zu versehen. Joseph Chappuis, im Freiburger Kanton 1772 geboren und in Freiburg gebildet, war seit zwanzig Jahren am dortigen Kolleg in verschiedenen Stellungen erfolgreich tätig gewesen und stand mit 46 Jahren in der Blüte seiner Kraft. Sein älterer Kollege und Landsmann Denis Genoud, zuletzt Professor des kanonischen Rechts, hatte das fünfzigste Lebensjahr bereits überschritten. Nur der Dritte im Bunde, Joseph Corboz, bisher Kollegsprediger, im siebenundzwanzigsten Lebensjahre stehend, war eine noch junge Kraft. Von den übrigen Mitgliedern des Lehrkörpers verblieben elf Weltpriester auch ferner im Kolleg, acht in ihren Lehrstellen, einer als Ökonom, zwei ausgediente Professoren als Pensionäre.

Zum Rektor des neuen Kollegiums ward P. J. B. Drach ernannt; P. P. Leblanc, der vor kurzem aus Belgien gekommen war, wurde ihm als Minister zur Seite gegeben. P. Beat Günther und Theodor Neltner, eben noch mit einer großen Volksmission beschäftigt, trafen als neue Professoren in Freiburg ein. Im ganzen zählte man im Kolleg neben den elf Weltpriestern eine gleiche Zahl Jesuiten mit Einschluß der Laienbrüder, als am 1. November 1818 das neue Schul-

jahr mit 200 Zöglingen seinen Anfang nahm. Den böswilligen Ausstreuungen und Agitationen der letzten Zeit war es zuzuschreiben, daß die Schülerzahl nicht von Anfang an eine weit beträchtlichere war. Viele Eltern hatten sich teils erschrecken, teils einschüchtern lassen und ihre Söhne lieber an andere Orte geschickt.

Während die Verhandlungen in Freiburg noch im vollen Gange waren, trat ein anderes Angebot an die Patres heran, das, wenn zur Verwirklichung gediehen, der helvetischen Mission wohl eine völlig veränderte Richtung gegeben haben würde. Zu Melano, einem kleinen Orte Savoyens, hatte ein Weltpriester, Abbate Ducrey, in einem ehemaligen Kartäuserkloster eine Erziehungsanstalt für Knaben ins Leben gerufen und dieselbe zu verhältnismäßiger Blüte gebracht, so daß, abgesehen von den Externen, das Internat 150 Zöglinge zählte. Im Mai 1818 bot nun der Stifter selbst die ganze Anstalt den Jesuiten an und erklärte seine Bereitwilligkeit, mit der Mehrzahl der bisherigen Professoren unter ihrer Oberleitung an der Anstalt auch ferner tätig zu sein. Das Anerbieten weckte anfangs schöne Hoffnungen, zumal man sich durch Freunde die Gewißheit verschafft hatte, daß der König von Sardinien dem Plane günstig sei. Trotzdem wollte P. Sineo an Ort und Stelle sich über die Lage der Dinge genauer unterrichten. Da stellte sich nun aber heraus, daß Ducrey zwar mit den Patres zusammenwohnen und Unterricht wie Schulzucht, soweit an ihm, ihnen völlig überlassen wolle, daß er aber fest gewillt sei, Besitz und Verwaltung der ganzen Anstalt in seiner Hand zu behalten. Er wollte allein Herr sein und bleiben, der Jesuiten aber als seiner Angestellten sich bedienen. Überdies war die dortige Schule mit all ihren Einrichtungen in völliger Abhängigkeit vom Bischof von Chambéry einerseits wie von der staatlichen Schulbehörde anderseits. Für P. Sineo war dies genug, das ganze Projekt endgültig abzulehnen[1]. Denn nichts schien ihm für das Gedeihen der Häuser und für das Wirken der Patres so wesentlich

[1] Ducrey übergab später seine Anstalt an die Turiner Ordensprovinz, welche dieselbe weiterführte. Dieses Haus sollte dreißig Jahre später in schwerer Zeit für die Patres der Schweiz noch Bedeutung erlangen.

und wichtig als die volle Freiheit der Aktion, natürlich innerhalb der Grenzen von Pflicht und Beruf.

Auch in Freiburg schien man keine Eile zu haben, die Übergabe des Kollegsvermögens an die Jesuiten tatsächlich auszuführen. Es bedurfte des ganzen Eifers der Freunde, namentlich des Ratsherrn Tobias de Bumann, ehe die Übertragung am 27. Januar 1819 zur Wirklichkeit wurde. Die Anstalt hob sich rasch. Das Zusammenleben mit so vielen fremden Professoren im gleichen Haus blieb ein ungestört friedliches. Die Schülerzahl mehrte sich über Erwarten. Im Jahre 1818 erst nur 199, betrugen sie 1820 schon 264, 1821 bereits 330, 1824 gar 346.

Die Sorgfalt, welche die neuen Lehrer der Jugend zuwandten und der frische Studieneifer, den sie zu wecken wußten, gewannen ihnen mehr und mehr das Zutrauen der Bevölkerung. Großen Eindruck machten Jahr für Jahr die Schaustellung der Schülerarbeiten, Aufsätze, Gedichte, Reden in verschiedenen Sprachen und in Reinschrift gefertigt. Der Bischof und der Vorsitzende der Schulbehörde („Erziehungsrat") spendeten bei einem solchen Anlaß 1824 den Leistungen der Anstalt ausgezeichnetes Lob. Als vonseiten des Kollegs 1823 ein Staatszuschuß beantragt wurde zur Erweiterung des physikalischen Kabinetts, bewilligte die Regierung sogleich das Doppelte der gewünschten Summe und gab die Bereitwilligkeit zu erkennen, neben dem physikalischen Kabinett auch für ein entsprechendes Naturalienkabinett Raum und Einrichtung zu beschaffen. Dies kam um so gelegener, als schon im folgenden Jahre einer der Kanoniker von St. Nikolaus, der ehemalige Jesuit Alois Fontaine, seine wertvollen und umfangreichen Sammlungen für das Kolleg schenkte. Da andere Private das Beispiel nachahmten, so kam in verhältnismäßig kurzer Zeit eine recht bedeutende Sammlung zustande, so daß, namentlich in Bezug auf Mineralien, Freiburg mit den reichsten Kabinetten der Schweiz wetteifern konnte.

Die bevorzugte Pflege, welche Physik und Naturwissenschaften auf diese Weise fanden, war mehr als alles geeignet, die bisherigen Gegner der Jesuitenanstalt zu entwaffnen oder gar zu gewinnen.

Auch ein besonderer Hulderweis des Papstes Leo XII. für die Schweizer Jesuitenkolonie kam dem Ansehen des Kollegs zustatten. Der Papst, über den guten Fortgang der Mission erfreut, hatte 1826 eine vollständige Sammlung der päpstlichen Münzen von Martin V. an, 586 geprägte Münzen, zum Geschenk gemacht, und vom Missionsobern wurde dieselbe dem Kolleg in Freiburg überwiesen.

Einmal noch lebten die alten Parteitreibereien recht häßlich wieder auf. Der Franziskanerpater Gregor Girard hatte, während er in seinem Kloster in Freiburg die Philosophie vortrug, dem Volksschulwesen seiner Vaterstadt und seines Kantons die besondere Aufmerksamkeit zugewendet, hatte dann bei Pestalozzi studiert und arbeitete, seit ihm 1804 die Leitung der Volksschulen anvertraut war, auf deren Reform hin. Dazu bediente er sich seit 1816 der damals in Aufschwung gekommenen Bell-Lancasterschen Methode[1], die vom wechselseitigen Unterrichte der Schüler unter bloß entfernter Oberleitung des Lehrers das Außerordentlichste erwartete. Wie anderswo machte auch in Freiburg die Neuerung anfangs einen bestechenden Eindruck. Auch der treffliche Bischof Yenni hatte sich 1817 verleiten lassen, seiner Freude über diesen Fortschritt Ausdruck zu geben und die neue Methode öffentlich zu empfehlen. Aber wie überall, wo man die Methode eingeführt hatte, folgte nach einigen Jahren schon die Enttäuschung, und allerhand üble Wirkungen derselben auf die Jugend stellten sich heraus. Schon im Juni 1821 hatte der Bischof seine Beobachtungen hierüber dem Rate vorgestellt und tat dies noch entschiedener in einer zweiten Eingabe am 25. Februar 1823, in welcher er beantragte, daß der Rat die neue Methode gänzlich abschaffe.

Das gab nun eine ungeheure Aufregung. Dank einer reichen Begabung und gewinnenden äußeren Formen zählte P. Girard viele persönliche Freunde und Verehrer; er war Freiburger von Geburt, sein Kloster und sein Bekanntenkreis standen hinter ihm; sein Streben,

[1] Vgl. A. Zimmermann, Englands „öffentliche Schulen" von der Reformation bis zur Gegenwart (Ergänzungsheft der Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg 1892) 91 f.

das Volksschulwesen des Kantons in die Höhe zu bringen, war an und für sich der größten Anerkennung wert. Dazu kam aber, daß er als fortschrittlich galt und daher in allen liberalen Kreisen des Kantons wie der Schweiz überhaupt ein Liebling und Vertrauensmann war. Die Eingabe des Bischofs wurde als ein Akt der Feindseligkeit gegen den verdienten Pädagogen aufgenommen, und da die freundlichen Beziehungen des Kirchenfürsten zu den Patres des Kollegs bekannt waren, so schien es ausgemacht, daß hier eine Intrigue der Jesuiten vorliege, eine schwarze Tat des Neides und Hasses. Der ganze Zorn entlud sich gegen diese. Die Erbitterung war anfangs so groß, und es gelang den Hetzern so wohl, die Masse des Volkes mit sich fortzureißen, daß man auf die schlimmsten Ausschreitungen gefaßt sein mußte. Es war offen die Rede davon, das Kollegsgebäude in Brand zu stecken, und der Rat ließ beständig Patrouillen durch die Straßen ziehen, welche Befehl hatten, jede Volksansammlung sofort auseinander zu treiben. Der verhaltene Grimm löste sich schließlich in einem nächtlichen Skandal. In der Nacht vom 9. auf 10. März durchzogen Volkshaufen schreiend und lärmend die Straßen, ließen P. Girard hochleben, schmähten laut auf die Jesuiten und sammelten sich dann vor dem Hause des Bischofs zu einer scheußlichen Katzenmusik. Diese wiederholte sich vor dem Jesuitenkolleg und vor der Wohnung des den Jesuiten sehr gewogenen Schultheißen de Gottrau. Damit hatte aber das Unwetter sich ausgetobt; ein Rückschlag der öffentlichen Stimmung erfolgte. Allgemein war die Mißbilligung dieser Demonstrationen. Der Bischof bekräftigte noch einmal am 26. Mai seine früheren Darlegungen und erklärte in der bestimmtesten Weise die Jesuiten als an der ganzen Sache völlig unbeteiligt. Nach langer, stürmischer Ratssitzung wurde am 3. Juni 1823 mit 79 gegen 35 Stimmen beschlossen, daß P. Girards Lancastermethode in den Kantonsschulen abzuschaffen sei. Die Spannung zwischen P. Girard und dem Bischof stieg soweit, daß er bald für besser hielt, Stadt und Kanton zu verlassen. Bis 1834 lebte er in Luzern. Für die Jesuiten aber trat seitdem in Freiburg Ruhe ein. Sie erfreuten sich nicht nur der aufrichtigen Gewogenheit des

Klerus in seiner weitaus größeren Mehrheit, sondern besaßen auch die Gunst der einflußreichsten Mitglieder des Rates. Ihre Beliebtheit bei der Bevölkerung im großen wuchs von Jahr zu Jahr. Schon um 1826 erfreuten sie sich im ganzen Kanton eines großen Ansehens und waren im besten Sinne volkstümlich geworden.

4. Die Mission im Aufschwung.

Die Übernahme des Kollegs von Brig um Ostern 1814 hatte den vielgeprüften Pionieren in Sitten lebhaft zum Bewußtsein gebracht, wie schwach sie an Zahl und wie armselig ihre bisherige Lage. Wie in Brig, so mußte man sich in Sitten damit behelfen, daß jeder der Professoren zwei Klassen leitete. War das Haus in Brig ohne die notwendigste Einrichtung, so befand sich jenes in Sitten im traurigsten Zustand, dem Verfall nahe. Dort waren die Einkünfte knapp, hier waren sie seit Jahren gar nicht mehr entrichtet worden. Und doch lauteten schon die ersten Abmachungen aus dem Jahre 1805 für die Patres wenig günstig. Materiell betrachtet, arbeiteten sie um wahre Hungerlöhne, fast ohne jede Beihilfe für Lehrmittel oder Schuleinrichtung, und sahen sich für Wohnung und Klassenzimmer auf recht beschränkte Räume angewiesen. Ein Garten war zeitweise zum Gebrauch überlassen, dann aber gegen Versprechen einer jährlichen Geldvergütung wieder entzogen worden. Seit der Franzosenzeit war alles in großen Unstand geraten; Stadt und Umgebung, schon früher wenig wohlhabend, waren seitdem vollends verarmt.

Unter solchen Umständen kamen die Patres überein, das Kolleg in Sitten nunmehr völlig aufzugeben und mit ganzer Kraft sich auf die Hebung der Lehranstalt von Brig zu verlegen. Schon war dies beschlossene Sache, als der Magistrat davon Kunde erhielt. Die Bestürzung war groß. Sogleich wurde die Angelegenheit in der Ratssitzung verhandelt, und eine Abordnung der Ratsherren, den Vizeballiven Emanuel v. Riedmatten an der Spitze, erschien im Kolleg, die Patres zu bitten, daß sie doch in Sitten ausharren möchten. Im Laufe des Juli kam dann eine mündliche Abmachung zustande. Die Stadt gab Zusicherungen für die notwendigen Wiederherstellungs-

arbeiten und erklärte sich bereit, solange die Kräfte der Patres nicht ausreichten, für die Anstellung geeigneter Weltpriester an den unteren Klassen ihrerseits Sorge zu tragen. Daß der Obere der Mission hinfort Brig zu seinem Aufenthalt wählte, mußte man geschehen lassen gegen die Zusage, daß er öfters nach Sitten kommen werde, um persönlich alles zu überwachen. Die Stadt zeigte auch wirklich guten Willen. Nicht nur wurden die versprochenen Reparaturen ausgeführt, die Behörde half auch zur Errichtung eines Parallelkurses für die untere Lateinklasse, wies ein Schulzimmer dafür an und berief einen Weltpriester als Lehrer, der zwei Jahre im Amte blieb. Sie gab auch jetzt schon die feste Zusage, sobald nur die Möglichkeit sich biete, für Einrichtung eines physikalischen Kabinetts Raum und Mittel zu schaffen.

Aber mit allem guten Willen der Stadt Sitten war nicht geholfen, solange die Kantonsregierung die Zahlungen nicht wieder aufnahm, und trotz langer Verhandlungen und vieler Zitierungen ließ sich dies einstweilen nicht erreichen. Allmählich jedoch kehrten im Wallis geordnete Zustände wieder, der Landtag vom Mai 1815 machte dem bisherigen Provisorium ein Ende und stellte zwei brave konservative Männer, Leopold de Sepibus als Balliven und Emanuel de Rivaz als Vizeballiven, an die Spitze des Kantons. Noch zwei Monate geduldete sich P. Sineo, dann reichte er das Gesuch um Auszahlung der Gehälter ein. Die Antwort kam bald und lautete wohlwollend. Auf das Fest des heiligen Ordensstifters Ignatius, 31. Juli 1815, gelangte zum ersten Mal wieder eine Barzahlung der Regierung ins Haus. Es waren aber nur 800 Franken — für die dringendste Not. Mehr, erklärte die Regierung, für den Augenblick nicht erübrigen zu können; aber durch die verbindlichsten Formen und durch warme Anerkennung dessen, was die Patres bisher geleistet, suchte man den Bescheid zu versüßen. Abermals zwei Monate, und P. Sineo drängte aufs neue. Auch jetzt erfolgte Zahlung, diesmal 1000 Franken, auch jetzt waren die allerwohlwollendsten Formen gewahrt. Um so peinlicher für P. Sineo, daß er sich noch immer nicht zufrieden geben konnte. Von Erstattung der großen Rückstände

aus der Franzosenzeit war noch gar nicht die Rede, aber selbst bei der Berechnung dessen, was die Regierung seither wieder vertragsmäßig schuldete, hatten mehrfach unrichtige Voraussetzungen Einfluß geübt; fast noch 600 Franken waren zu beanspruchen, und dies bedeutete für die armen Walliser Jesuiten eine recht große Summe. Dabei wollte die Regierung für die ersten sechs Monate in Brig (April bis November 1814) gar nichts bezahlen, für die Patres in Sitten die kleine Gehaltserhöhung nicht anerkennen, welche 1810 mit Rücksicht auf die Steigerung der Preise bewilligt worden war. Daß die Regierung in jener schweren Zeit und gegenüber einem ganz verarmten Land sich zur äußersten Sparsamkeit verpflichtet glaubte, war leicht begreiflich. Von der andern Seite war die Lage der Patres seit Jahren eine drückende und schien in dieser Weise auf die Dauer unhaltbar. Zum zweiten Mal trat die Frage in den Vordergrund, ob nicht das Kolleg von Sitten ganz aufzugeben oder wenigstens die ursprüngliche Vereinbarung mit der Regierung durch einen neuen, der Billigkeit mehr entsprechenden Kontrakt zu ersetzen sei. Die gute Gesinnung einer wirklich wohlwollenden Regierung machte jedoch bald allen solchen Erwägungen ein Ende. Die in Frage gestellten 600 Franken wurden am 31. Oktober nachträglich vom Balliven übersandt und zugleich damit stellte er im Namen der ganzen Regierung dem Wirken der Patres ein überaus ehrendes Zeugnis aus.

Noch stand man nicht am Ende der Verhandlungen. Zwar hatte die Stadt Sitten die dringlichsten Ausbesserungen am Kollegsgebäude für 1814 auf ihre Kosten ausgeführt; aber neue größere Schäden am Brunnen und im Keller waren seitdem hervorgetreten, die Herstellung war unaufschiebbar, und die Baulast oblag der Regierung. Die von den Franzosen 1811—1814 vorenthaltenen Gehälter waren nicht zurückgezahlt; für die innere Einrichtung des Kollegs von Brig und für die Schul- und Seelsorgertätigkeit der Patres daselbst bis zum 1. November 1814 war bis jetzt nicht die geringste Vergütung zugestanden worden. Böser Wille lag dabei sicher nicht zu Grunde, sondern nur die Beschränktheit der öffentlichen Mittel und die große Verlegenheit im kaum wieder neu begründeten Staatshaushalt. Der

Ballid bat P. Sineo um Geduld und Zuwarten; jetzt sei kein Geld vorhanden, aber die Absichten seien die besten. Die Regierung hielt Wort. Als die Zeiten sich etwas gebessert hatten, bewilligte der Landtag ohne Schwierigkeit eine nicht unbedeutende Summe für Herstellung des Dachstuhls im Kolleg von Brig und verfügte 1820, ohne daß auch nur eine Bitte gestellt worden wäre, für beide Jesuitenkollegien auf zwei Jahre hinaus Befreiung vom Einfuhrzoll. Schon das folgende Jahr brachte wieder eine ansehnliche Bewilligung als Beitrag zur Einrichtung des physikalischen Kabinetts.

Während P. Sineo mit Geduld und Vorsicht den Behörden abrang, was zum Unterhalt der Schulanstalten unentbehrlich war, blieb er, keiner Entmutigung zugänglich, der leitende Geist für den Kirchenbau in Sitten. Voll froher Hoffnungen hatte man 1807 diesen begonnen, aber die Not der Zeit hatte das Werk zum Stillstand gebracht. Kaum begann Ruhe und Ordnung wiederzukehren, so wurde aufs neue Hand ans Werk gelegt. Die Marianische Kongregation war es eigentlich, für welche die Kirche gebaut wurde; sie war Bauherrin, hatte das erste Kapital bereitgestellt, und nachdem der Bauplatz von der Regierung bewilligt war, jährlich ihren Beitrag geleistet. Das übrige hatte durch die Erträgnisse einer Lotterie und durch freiwillige Geschenke aufgebracht werden müssen. Nachdem das Land von den Franzosen gesäubert war, verging mit der letzten Vollendung und Einrichtung des Rohbaues noch ein ganzes Jahr. Freunde kamen hier zu Hilfe, insbesondere die Familie v. Riedmatten und die Domherren Al. Amherd und August Zen Ruffinen. Bischof de Preux, der zu Beginn des Jahres 1818 in die Ewigkeit abgerufen wurde, traf noch in seinem Testament Vorsorge für eine Orgel.

Am ersten Weihnachtsfeiertag 1818 konnte in der neuen Kirche der Gottesdienst eröffnet werden. Von Anfang an übte sie auf das gläubige Volk große Anziehung, für das Kolleg aber, an das sie sich unmittelbar anschloß, gewährte sie unschätzbare Vorteile. Über der Sakristei war noch ein eigenes Oratorium eingerichtet worden, das den Studenten zu ihren Kongregationsversammlungen diente.

Die Freude an der endlichen Vollendung des Werkes hatte aber noch schwer erkauft werden müssen. Der Architekt hatte den ursprünglichen Kostenanschlag bedeutend überschritten, und damit er nicht Schaden leiden solle, hatte man ihm schon aus freien Stücken mehr bewilligt, als ausbedungen war. Da nun aber die Kirche zum Gebrauch fertig stand, erklärte er, daß über alle gemachten Zahlungen hinaus noch bedeutende Mehrkosten zu entrichten seien [1]. Dies brachte peinliche Verlegenheit. Weitere Mittel standen nicht zur Verfügung, und die Regierung beharrte dabei, einen Beitrag von ihrer Seite nicht zu gewähren. Von einer Kollekte war wenig oder nichts zu erhoffen; man hatte den Versuch bereits gemacht. Der Architekt hatte zwar auf Zahlung der Summe kein striktes und klagbares Recht, aber er hatte empfindlichen Schaden gelitten und erfüllte Stadt und Kanton mit heftigen Beschwerden. Die weitverzweigte, im Lande angesehene Familie, der er zugehörte, scheint mit ihm gemeinsame Sache gemacht zu haben. P. Sineo litt schwer unter dieser leidigen Verwicklung, die endlose Schreibereien im Gefolge hatte. Bis 1820 zog sich die Sache noch hin, dann übernahmen um des Friedens willen die Jesuiten einstweilen die Begleichung der Summe, wogegen die Sodalität sich anheischig machte, allmählich in kleinen Jahresraten das vorgestreckte Geld zurückzuzahlen. Der Architekt selbst, P. J. Andenmatten, verzichtete schließlich von seiner Seite auf gewisse Summen, die er für sich noch beanspruchen zu können glaubte [2].

An ihren Schulen in Sitten und Brig hatten die Patres bis zum Beginn des Schuljahres 1817 nur Freude erlebt. Die Regierung ließ für den Lehrbetrieb die vollste Freiheit, die Patres ihrerseits waren darauf bedacht, nach Maßgabe der Mittel und Kräfte

---

[1] Um allen äußeren Hindernissen zum Trotz den Bau voranzutreiben, hatte er im Laufe der Jahre über 9000 Franken (französ. Währung) aus dem eigenen Vermögen in den Bau gesteckt und verlangte jetzt diese ganze Summe nebst den bisher fälligen Zinsen. P. Godinot hat das Verdienst der friedlichen Beilegung. (Brief an den Ordensgeneral 3. März 1820.)

[2] So J. Zimmermann (Essai 115) auf Grund zweier noch vorliegender Schreiben vom 6. März 1816 und 27. März 1818.

die Studien zu heben. Ihre aufopfernde Sorgfalt für erziehliche Überwachung und Handhabung der Zucht zeitigte trostreiche Früchte. In einer Denkschrift für die Regierung vom 15. April 1818 konnte P. Sineo aussprechen: „Es sind jetzt mehrere Jahre her, daß der Fall nicht mehr vorkam, daß in einer der oberen Klassen eine strengere oder auch nur demütigende Strafe hätte auferlegt werden müssen. Wir haben selbst den Trost gehabt, zu beobachten, daß Schüler, welche ungestraft den Schulgesetzen hätten zuwiderhandeln können, dies nicht taten, um ihre Lehrer nicht zu betrüben; andere vermeiden solches überhaupt grundsätzlich aus Beweggründen der Religion und des Gewissens."

Die Patres ihrerseits suchten nicht nur die Schüler mit Achtung zu behandeln, sondern auch in ihnen das Bewußtsein lebendig zu machen, daß sie berufen seien, dereinst den gebildeten Berufsständen anzugehören. Bei den Zuständen, wie man sie vorfand, schien es vor allem geboten, die Schüler der höheren Lehranstalten erst mit Achtung vor sich selbst zu erfüllen. Die Patres duldeten nicht, daß vonseiten der Behörden oder auch Privatpersonen die Schüler geringschätzig behandelt würden. Mehrmals traten sie erfolgreich ins Mittel, als die Stadtbehörde oder das französische Militärkommando den Zöglingen Verrichtungen zumuteten, die ihrer Stellung nicht zu entsprechen schienen, und ihr Bestreben ging offen dahin, für den Fall von Anklagen oder Vergehungen den Zöglingen ihrer Kollegien eigene Gerichtsbarkeit zu sichern.

Ein Vorfall während der Fastnachtstage 1818 lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt. Am Fastnachtsdienstag hatten die Schüler der Oberklasse im Beisein ihres Professors den Abend in fröhlicher Unterhaltung zugebracht. Auf dem Heimgang waren sie auf geringen Anlaß hin mit den Nachtwächtern in Streit geraten, und der Bürgermeister der Stadt hatte auf den einseitigen Bericht seiner Sicherheitsmannschaft hin gegen die Studenten im allgemeinen schwere Anklagen ausgesprochen. Da übernahm der Präfekt des Kollegs selbst die Klarstellung des Vorfalles und führte in der Öffentlichkeit die Verteidigung seiner Studenten. Lange noch wirkte auf

beiden Seiten die Verstimmung nach, und P. Sineo verfehlte nicht, in seiner Denkschrift vom 15. April 1818 aus dem unangenehmen Zwischenfall die praktische Nutzanwendung zu ziehen. —

Der langwierige Kampf, der seit 1815 erst in Solothurn, dann in Freiburg um die Wiedereinführung der Jesuiten geführt wurde, hatte bald zur Folge, daß auf ihr bisheriges stilles Wirken im Wallis die öffentliche Aufmerksamkeit hingelenkt wurde. Die ganze Schweizer Presse, die Loge, die Führer der Parteien und infolgedessen auch Verleumdungssucht und Leichtgläubigkeit begannen mit den Jesuiten sich zu beschäftigen. Einem besonders gehässigen Schmähartikel der „Aarauer Zeitung" über die Jesuiten im Wallis trat zwar der Bischof von Sitten, August Zen Ruffinen, mit einer öffentlichen Erklärung kraftvoll entgegen, und gleich darauf gab der Großballiv de Rivaz im Namen der Regierung des Wallis für die dort wirkenden Jesuiten ein höchst anerkennendes Zeugnis ab. Allein die Agitation ging nur um so heftiger voran, und die Aussaat von Haß und Lüge fand ihren Weg bis in die stillen Täler des Wallis hinein. Die Zöglinge der Kollegien, welche zum größeren Teil bei fremden Leuten in Kost lebten, waren hier mehr noch als in ihren Heimatsorten den verschiedenartigsten Einflüssen ausgesetzt. Musik- und Zeichenlehrer, welche die Stadt Sitten beim Kolleg angestellt hatte, boten nicht alle die volle Bürgschaft für gute Gesinnung oder weise Zurückhaltung. Seit dem Schuljahre, das am 1. November 1817 seinen Anfang genommen, begannen in Sitten wie in Brig die Klagen über einen Geist der Widersetzlichkeit, wie man ihn bis dahin bei den Schülern niemals kennen gelernt hatte. Zu Anfang des Schuljahres 1818/19 kam es zu einer förmlichen Rebellion gegen den neuen Rhetorikprofessor, der an die Stelle des P. Drach getreten war. Es half nichts, daß er ein Mann von anerkannter wissenschaftlicher Tüchtigkeit war und im Schulwesen wohl erfahren, daß er vorher an einer weit bedeutenderen Lehranstalt eine Klasse mit Erfolg geleitet, er mußte entfernt werden, und P. Welte mußte ihn ersetzen. Schon das nächste Frühjahr brachte neue Aufregung wegen einiger Bücher zweideutigen Inhalts, die bei einem Schüler entdeckt und diesem

genommen worden waren. Der Bischof selbst mußte die Angelegenheit an sich nehmen und den Sturm beschwichtigen.

Schülerkonflikte ähnlicher Art werden zwar an keiner ernsten Lehranstalt auf die Dauer gänzlich fehlen, allein die gespannten Zeitverhältnisse in der damaligen Schweiz, dazu die kleinbürgerlichen Zustände und Anschauungen in den beiden Studentenstädtchen und der nahe Zusammenhang unter den Familien ließen jedes Vorkommnis solcher Art gleich zur Staatsangelegenheit werden und regte die Leidenschaften auf, wodurch das friedliche Wirken der Patres oft behindert und schwer beeinträchtigt wurde. Schon bei der Entlassung zurückgebliebener Schüler, die doch von der Regierungsbehörde grundsätzlich verlangt war, stieß man auf die unglaublichsten Schwierigkeiten, so daß P. Sineo in der Denkschrift vom 15. April 1818 mit Nachdruck hinwies auf den gerade hierfür vorgesehenen § 17 der Schulstatuten, indem er bemerkte: „Schon mehrmals hätte diese Vorschrift in Anwendung kommen sollen bei jungen Leuten aus vornehmen oder wohlhabenden Familien. Oder kann man denn in einem kleinen Ländchen, dazu noch mit demokratischer Verfassung, für die Schulen Rücksicht nehmen auf Rangunterschiede? Um so mehr, da gerade auch die Eltern geringen Standes, blind eingenommen von den Fähigkeiten ihrer Kinder, nachdem sie einmal ein paar Jahre lang die Auslage gehabt haben, um jeden Preis dieselben weiter studieren lassen wollen."

Schwierigkeiten und Klagen wegen Bestrafung einzelner unbotmäßiger Studenten hatten schließlich zur Folge, daß zu Ende 1818 der Landtag sich eingehend mit der Einrichtung und Disziplin der Kollegien beschäftigte und eine Reihe von Änderungen ins Auge faßte, über welche im Mai 1819 die Patres zu gutachtlicher Äußerung aufgefordert wurden. Alljährlich sollten hinfort von den Professoren genaue Fortgangslisten mit näherer Charakterisierung jedes einzelnen Schülers bei der Regierung eingereicht werden; den Ausschluß aus den Kollegien wollte die Regierung künftig ihrer Entscheidung allein vorbehalten; für jedes Kolleg sollte ein Herr des Rates mit der amtlichen Beaufsichtigung betraut werden, der mit den

Vorständen und Professoren der Kollegien einerseits, mit der Regierung anderseits in beständiger Fühlung zu bleiben hätte.

Rektor von Sitten war zur Zeit P. Petrus Leblanc, ein gewandter und tatkräftiger Belgier, welcher in seiner Antwort die gemachten Vorschläge ungescheut der Kritik unterzog. Er wies dieselben zurück als „unannehmbar, weil den Geist der Insurrektion fördernd", als praktisch undurchführbar und als direkt zuwiderlaufend dem Geiste der Gesellschaft Jesu und den ausdrücklichen Abmachungen zwischen Regierung und den Ordensobern. Die offene Sprache gab nun aber starken Anstoß. Sachlich ließ sich gegen P. Leblancs Aufstellungen nichts einwenden, um so mehr klagte man wegen Schroffheit der Form[1]. Gute Freunde mußten vermittelnd eintreten, um den Sturm zu beschwichtigen, vor allem der Bischof Zen Ruffinen und die beiden v. Stockalper, Vater und Sohn. Allmählich kehrte der Friede wieder; von dem unglücklichen „Schulinspektor" und den übrigen Neuerungen war nicht ferner mehr die Rede. Zwar suchte die „Aarauer Zeitung" (Nr. 15) im Januar 1820 aus dem Vorfall Kapital zu schlagen, wurde aber durch eine geharnischte Erklärung des Barons v. Stockalper vom 9. Februar 1820 vielfältiger Lüge überwiesen und zum Schweigen gebracht.

Neue Beunruhigung brachte 1821 die Entdeckung eines Geheimbundes, der sich unter den Studenten in Sitten gegen die Professoren gebildet hatte. Ähnliches wiederholte sich in noch größerem Umfang und bedenklicherer Weise in Freiburg zu Beginn des Schuljahres 1823/24, wo man trotz der Entlassung der Rädelsführer der Bewegung erst dadurch Herr wurde, daß der Hauptanstifter die Ausweisung aus der Stadt erhielt. Leichter gelang es 1821 in Sitten, die Sache zu unterdrücken. Um den vielen unwahren Ausstreuungen wegen allzu strenger Strafen wirksam zu begegnen, war es längere Zeit im Plan, einen Katalog von Strafen und Strafmaßen auf-

[1] Dr. J. Zimmermann (Essai 142 f.), der aus dem Schreiben reichliche Auszüge gibt, findet nichts daran zu tadeln, sondern legt ihm großen Wert bei: Le P. Le Blanc prit sa bonne plume et composa, pour l'Etat, un solide et intéressant mémoire pour s'opposer à l'innovation projetée.

zustellen und von der Regierung gutheißen zu lassen; doch stand man wieder davon ab. Schon im folgenden Jahre, 1822, mußte wegen öffentlichen Deliktes eines Zöglings abermals mit aller Schärfe eingeschritten werden. Zum Unglück war das Bürschlein aus vornehmem Hause. Der Vater, von allem verständigt, hatte anfangs den Kollegsvorständen zugestimmt. Dann aber kam die Hetze und der öffentliche Lärm, von denen die Familie sich mit fortreißen ließ. Die Erregung war so groß, daß der Rektor P. Leblanc Sitten verließ. Man benutzte das nahe Ende des Schuljahres zu einem Wechsel der Obern. P. Leblanc kam nach Chambéry und damit den Wallisern außer Gesichtsweite; nach Sitten aber kam als neuer Rektor der allen bekannte und allgemein beliebte P. Staudinger. Bald lachte über den Jesuitenhäusern des Wallis wieder die Sonne des Friedens.

Daß trotz einer gelegentlich hervorbrechenden Widersetzlichkeit unter den jungen Schweizer Kraftnaturen doch in den Kollegien im allgemeinen ein gesitteter und religiöser Geist platzgegriffen hatte, bezeugen ausdrücklich die fortlaufenden Jahresberichte. Ein Überblick über die von den Zöglingen beim Abschluß der Studien gewählte Laufbahn kann dies nur bestätigen. Bis zum Ende des Schuljahres 1818 waren aus beiden Kollegien schon zahlreiche Weltpriester hervorgegangen, 7 Schüler waren bei den Kapuzinern, 7 bei den Zisterziensern oder den Chorherren von St-Maurice, 5 bei den Jesuiten eingetreten. In den drei nächstfolgenden Jahren allein lieferten die beiden Kollegien 12 Kandidaten ins bischöfliche Seminar, 3 nach St-Bernard oder St-Maurice; 5 traten wieder bei den Jesuiten ein. Auch Freiburg sandte 1821 drei Ordenskandidaten ins Noviziat nach Brig.

Nicht so einfach wie die Streitfälle wegen Schuldisziplin konnten die von Zeit zu Zeit auftauchenden Fragen betreffs der Einrichtung und Ausdehnung der Studien erledigt werden. Als die Patres 1805 im Wallis erschienen, fanden sie das gesamte Schul- und Studienwesen sehr daniederliegend und nahmen sich der Hebung sofort mit allem Ernste an. Weit entfernt, an ihrem Unterrichte etwas ungenügend zu finden, schienen die führenden Geister des Kantons eher

zu befürchten, daß man mit der Wissenschaft für die jungen Walliser zu hoch hinaus wolle. Die Patres hatten zuweilen Not, die Berechtigung und den Nutzen der verschiedenen Unterrichtsfächer den Ratsherren begreiflich zu machen. Der erste Anlauf richtete sich gegen das Studium der Physik, wo aber die Patres so vollständig Sieger blieben, daß schon einige Jahre später dieses Fach einer besondern Begünstigung von oben sich erfreute. Ähnliche Auseinandersetzungen hatte P. Sineo zu führen zur Rettung der Algebra, die als unbrauchbar fürs Leben, und vollends der Philosophie, die als veralteter Ballast ausgeschrien worden war.

Anders gestalteten sich die Dinge seit 1817, infolge der erregten Kämpfe um die Einführung der Jesuiten in den andern Kantonen. Hier diente es den Gegnern zum Agitationsmittel, daß sie das ganze Unterrichtswesen des Wallis als möglichst rückständig, vor allem aber die Kollegien als minderwertig darstellten. Die Walliser setzten sich zwar tapfer zur Wehr, und die Regierung erklärte öffentlich ihre Zufriedenheit; allein die immer wiederholten Anklagen der liberalen Redner und der radikalen Zeitungen blieben nicht ohne Wirkung. Seit dieser Zeit begannen auch vonseiten der Walliser Regierung, allerdings stets in rücksichtsvollen Formen, Anfragen und Vorschläge für weitere Hebung und Förderung der Studien.

Da die Patres seit Jahren eine ziemliche Anzahl von Studenten aus auswärtigen Kollegien verschiedener Länder und Kantone als Schüler in ihre Klassen aufgenommen und manche ihrer Zöglinge hinwieder an fremde Schulen hatten übergehen lassen, so fehlte ihnen der sichere Maßstab der Beurteilung nicht. Sie konnten ruhig entgegenhalten, daß ihre beiden Kollegien in Bezug auf den Studienplan wie die wirklichen Leistungen mit keinem einzigen Kollegium der ganzen Schweiz den Vergleich zu scheuen hätten. In der Mathematik waren sie unbestritten allen voraus; in Bezug auf Latein wie auf Literatur standen die Kollegien hoch; Rhetorik und Poesie wurden in einer dem Jugendalter angemessenen Weise mit Erfolg gepflegt; Geschichte und Geographie, die an andern Schweizer Kollegien damals noch völlig fehlten, wurden als Nebenfach betrieben. Das

Griechische fehlte wenigstens nicht ganz; seit 1818 wurde es in den beiden Rhetorikklassen, seit 1824 auch in der Grammatik und Syntax gelehrt.

Um das Interesse an der Literatur zu unterstützen und einer allseitigen Ausbildung des Geistes noch wirksamer zu dienen, hatten die Patres schon frühzeitig auf die Gründung von Schülerbibliotheken Bedacht genommen, lange bevor dem Staatsrat zum ersten Mal etwas hierüber in den Sinn gekommen war. Vonseiten der Regierung war keinerlei Bewilligung dafür ausgeworfen, und so blieb es bei den kärglichen Subsistenzmitteln des Kollegs ein schwieriges Unterfangen. Man half sich damit, von jedem Benutzer der Bibliothek einen ganz minimalen Beitrag zu verlangen, und mit vielen kleinen Beiträgen ließ sich zuletzt doch etwas zusammenbringen. Man rechnete, daß ein Buch durchschnittlich innerhalb zehn Jahren sich bezahlt mache. Die bessere französische Literatur war bald reichlich vertreten; gute deutsche Literaturwerke erschienen „teuer und selten". Daß die verschiedenen Gebiete recht ungleich vertreten waren, beklagten die Lehrer selbst und suchten abzuhelfen. Anschaffung, Austeilung und Kontrolle der Bücher lag vollständig in ihrer Hand. Nur die Schwierigkeit blieb, daß für geeignete Aufstellung der Bücher in Sitten nicht einmal ein Raum vorhanden war; man sah sich gezwungen, auf dem Söller unter dem Dache sie notdürftig zu bergen. Die guten Erfahrungen, welche die Patres mit den Schülerbibliotheken in den Kollegien des Wallis gemacht hatten, wußten sie auch in Freiburg sofort auszunützen, zumal sie hier vielfach die schlechteste französische Aufklärungsliteratur in den Händen der Schüler antrafen. Glücklicherweise waren hier die Mittel weniger karg, und es kamen für einen so guten Zweck namhafte Geschenke ein. Die Congregatio latina schenkte 1821 mit einem Mal 12 Louisdor, ein privater Wohltäter 4 Louisdor. So konnten die Anschaffungen planmäßig auf die verschiedenen Gebiete verteilt werden. Im Jahre 1820 zählte man 1400 Nummern, 1821 schon 1600 Nummern, die verliehen wurden.

Alles in allem betrachtet, kamen die Sachverständigen der Walliser Regierung mit den Vorständen der Kollegien darin überein, daß die

Studien in gutem Gang und daß eine wesentliche Reform nicht benötigt werde. Anderseits machte man sich aber kein Hehl über wirklich vorhandene schwache Punkte. Zunächst war es mit den sog. Akzidentalien, wie Zeichnen, Musik u. dgl., weniger gut bestellt, und die Hilfskräfte waren in geringerer Auswahl vorhanden, als dies in großen Städten der Fall zu sein pflegt. Eine ernstere Schwierigkeit bereitete die Sprachmischung. Ein Teil der Schüler sprach das Deutsche, ein anderer das Französische als Muttersprache; in ihren Kosthäusern zu Sitten oder Brig wie auch oft an ihren Heimatorten waren sie gewohnt, ein verderbtes Schweizerdeutsch zu hören, und danach bildeten sie sich ihre Umgangssprache. Für die Professoren, deren jeder zwei Klassen zu versehen hatte, war es unmöglich, in den einzelnen Klassen auch noch Franzosen und Deutschen gesonderten Unterricht zu geben. Demnach hatte man die Einrichtung getroffen, daß für die unteren Klassen einschließlich der Syntax das Deutsche die Unterrichtssprache bildete, in den höheren Klassen, von der Humanität bis zur Philosophie das Lateinische. Fehler der Aussprache oder der Schreibweise wurden von den Professoren korrigiert, und durch Verteilung von Sprachlehren und Übungsbüchern suchte man bei Deutschen wie bei Franzosen der Sprachreinheit nachzuhelfen, soweit nur die Kargheit der Mittel die Möglichkeit gewährte. Aber die Gefahr blieb bestehen wie in allen gemischt sprachigen Ländern, daß die Schüler in keinem der beiden Idiome die volle Sicherheit sich erwerben möchten. Als Ausweg empfahl sich schließlich, daß in Brig vorwiegend das Deutsche, in Sitten das Französische gepflegt werden sollte. Die Schüler suchte man demgemäß nach Möglichkeit zu verteilen. Aber so wenig wie für Freiburg war damit auch für das Wallis der Übelstand ganz aus dem Wege geräumt.

Was am meisten Schreibereien und Kopfzerbrechen verursachte, war die immer neue Frage nach den „besten Schulbüchern". Einerseits fiel hierbei die Rücksicht auf die Mittellosigkeit der Schüler wie der Anstalt stark ins Gewicht, anderseits war eine Entscheidung überaus schwer, zumal auch an den Kollegien anderer Kantone die Urteile weit auseinandergingen und bei manchen derselben ein beständiger

Wechsel stattfand. Das klügste schien, einstweilen noch abzuwarten. Einige der gebrauchten Schulbücher waren inhaltlich gut, und es war nur die altmodische Sprache, die unangenehm auffiel, andere waren nach dem Urteil der Professoren selbst veraltet; man wollte sich aber zur Änderung nicht eher verstehen, als bis offenbar Gutes an die Stelle gesetzt werden konnte. Dem Übelstande wurde erst abgeholfen, als gegen Ende der zwanziger Jahre die Lehrkräfte soweit vermehrt waren, daß die Professoren selbst an die Bearbeitung und Herausgabe von Schulbüchern denken konnten. Einige tüchtige Belgier, die damals in der Schweiz arbeiteten, haben sich dadurch großes Verdienst erworben, wie Andreas van Iseghem besonders durch lateinische Grammatiken und mehrere Leitfäden für den Geschichtsunterricht, Prosper Coppens für Geographie, Joseph Rouiller (geborener Franzose, aber in Belgien eingetreten) mit andern durch ein größeres lateinisches Übungsbuch.

Für die Philosophie und ihre verschiedenen Gebiete begnügte man sich während der Jahre des Anfangs mit Diktaten der Professoren. Die Schwierigkeit begann, als die Regierung auf Einführung eines Lehrbuches drang. Hier stand man vor einem Problem. Die ersten der Patres im Wallis hatten nicht unter den alten Jesuiten ihre Studien gemacht. Bei den „Vätern des Glaubens Jesu" waren die führenden Kapazitäten aus französischen Akademien oder Seminarien hervorgegangen, überwiegend aus St-Sulpice. P. Sineo, der zuerst wieder von den Jesuiten der Schweiz die Philosophie vortrug, war an der Staatshochschule zu Turin, P. Godinot, der noch gleichzeitig mit ihm lehrte, war in Reims gebildet, beide zu einer Zeit, da es der herrschende Ton war, auf die „veraltete" Philosophie der Scholastik vornehm herabzublicken. P. Beat Günther, der seit Herbst 1818 als Lektor der Philosophie erscheint, war wenigstens in einer ehemaligen Jesuitenanstalt, dem Seminar von Solothurn, mit der alten Lehrweise bekannt geworden, seine Schule in der Philosophie hatte er noch kurz vor Ausbruch der Revolution in Paris durchgemacht. Allerdings hatte P. Sineo, wie sein Gutachten vom 15. April 1818 an die Regierung zeigt, von dem Wert der philosophischen Studien

eine hohe und ernste Auffassung, und hierin stimmten wohl alle seine Mitarbeiter im Lehrfach überein; was man aber in jenen frühesten Jahren in den Jesuitenhäusern der Schweiz als Philosophie betrieb, war nicht viel anders als ein Eklektizismus. Die Lehrbücher der Philosophie nach der alten Art waren den Schweizer Patres nicht mehr nach Geschmack. Was schlimmer war, sie vermochten dieselben kaum mehr recht zu verstehen. Hier gerade glaubten sie ein Bedürfnis zu erkennen, modern zu sein.

Joseph H. Sutter aus Zug, Priester seit 1802, im Kolleg zu Solothurn gebildet und dort lange Jahre als Lehrer tätig, galt daselbst als Säule des konservativen Geistes, von unverbrüchlicher Anhänglichkeit an das Altüberlieferte. Dieser erfahrene Lehrer gab für die Schweizer Kollegien in lateinischer Sprache Lehrbücher der gesamten Philosophie heraus, 1814—1815 drei Bände der Philosophia theoretica hodiernis discentium usibus accommodata, welcher er 1816 drei weitere Bände der Philosophia practica folgen ließ. Vonseiten der Walliser Regierungsherren scheint man die Einführung dieser auf katholischem Schweizerboden kürzlich neu entstandenen Lehrbücher erwartet und vielleicht gewünscht zu haben. Aber P. Sineo schrak davor förmlich zurück. Nicht nur vermißte er in diesen beiden Werken „jede Ordnung", er fand darin auch wieder die termini der alten Schule, „völlig unverständliche Ausdrücke", und was das Schlimmste schien, in dem nagelneu erschienenen Buche noch die veralteten Memorierverse der Schule: Barbara, Celarent.... Das war zuviel! Aber auch der etwas modernere in Lyon herausgegebene Philosophiekursus, der in Vorschlag kam, fand keine Gnade[1]. Für Horvath sprach, daß er der alten Gesellschaft angehört hatte, aber seine Philosophie war „veraltet". P. Sineo schwankte zwischen den etwas moderner angehauchten Lehrbüchern von Zallinger und von Storchenau; von Benedikt Stattler wollte er nichts wissen. Am

[1] Institutionum Philosophicarum Cursus ad usum studiosae iuventutis praesertimque seminariorum (Paris 1808) 3 Bde., gewöhnlich bezeichnet als: la Philosophie de Lyon, verfaßt vom Jansenisten Valla, neu bearbeitet durch mehrere Sulpizianer, darunter Jean Montaigne.

besten gefiel ihm Zallinger; aber dieser war für die Schüler zu schwer. Storchenau, der ihn an Klarheit übertraf, war zu umfangreich. Kurz, unter allen philosophischen Lehrbüchern fand sich keines, das für die Verhältnisse paßte. Der Plan war nun, daß einer der Professoren die eigenen Diktate für einen Leitfaden druckfertig machte; die Regierung des Wallis war bereit, die Kosten der Vervielfältigung zu tragen. Aber es währte bis zum Anfang der dreißiger Jahre, ehe es damit Ernst wurde.

In Freiburg fanden die Jesuiten, als sie im Herbst 1818 ihre Lehrtätigkeit begannen, fertige Verhältnisse und altgewohnte Gleise vor, denen sie fürs erste sich anzupassen hatten. Indes brachten sie den Entschluß mit, den Stand des Kollegs auf eine höhere Stufe zu heben, und begannen sofort bei der Abteilung der Philosophen. Hier wurde sogleich das Griechische eingeführt und mit Eifer betrieben, so daß 1822 sogar öffentliche Übungen in dieser Sprache angestellt werden konnten. Der Bischof mit seinen Domherren und mehrere Herren vom Rate erschienen bei dieser festlichen Gelegenheit, und zum Schluß sprach der Vorsitzende des Erziehungsrats seine Befriedigung und Freude über die großen Fortschritte aus. P. Drach hatte aus diesem Anlaß sein Exercitium philologicum linguae graecae veröffentlicht, welches der feierlichen Übung als Grundlage diente.

Nicht minder großen Eindruck machte es, daß der Physikunterricht für die Philosophen sogleich eine ganz andere Gestalt gewann. In dem dreiundzwanzigjährigen belgischen Scholastiker Anton Maas aus Maastricht (geb. 1795, gest. 1879 zu Alost) hatte man nicht nur einen vorzüglichen Mathematiker, sondern vor allem das Muster eines geschickten Lehrers, der anzuregen und mit sich fortzureißen wußte. Schon der Umstand, daß er mit der Anschaffung neuer und neuester Instrumente begann, verfehlte seine Wirkung nicht.

Während mit diesen vorläufigen Neuerungen die Widersacher zum Schweigen gebracht wurden, arbeiteten die Patres mit vielem Bedacht an dem neuen Studienplan, den sie gemäß der Abmachung mit der Regierung so bald als möglich zur Prüfung und Gutheißung vorlegen

sollten. Es währte bis in den Sommer 1819. Der vorgelegte Plan bezog sich auf die Studien selbst, auf Schulbücher, Methode und Disziplin. Die wichtigste Neuerung war, daß die bisher fünfklassige Anstalt zu einer sechsklassigen gemacht wurde, indem eine unterste Abteilung der Principia den Übergang von der Elementarschule zum Untergymnasium vermitteln sollte. Für die höheren Klassen wurde Griechisch und Hebräisch eingeführt, für das Gymnasium überhaupt Unterricht in der älteren und neueren Geschichte und Geographie. Mit diesen teilweisen Neuerungen verband sich die Zusage, daß der Orden darauf Bedacht nehmen werde, auch weiterhin noch das Studienwesen zu fördern und zu vervollkommnen.

Die Behörde, welcher der Plan zuerst eingereicht werden mußte, war jener selbe „Erziehungsrat", welcher zu dem Zwecke eingerichtet worden war, die Berufung der Jesuiten nach Freiburg zu hintertreiben. Noch stand er zur Zeit der Studienleitung der Jesuiten ablehnend und feindselig gegenüber. Mit einer absprechenden Kritik versehen, ließ er den Entwurf an den Großrat weitergehen. Dieser aber, in richtiger Würdigung der Sachlage, ließ sich dadurch nicht anfechten, sondern sprach in der Sitzung vom 15. Juni 1819 mit 69 gegen 19 Stimmen seine Zustimmung aus.

Neben der Schultätigkeit, welche allerdings vorerst noch die meiste Kraft in Anspruch nahm, blieben die Werke der Seelsorge keineswegs außer acht. Auf die Zierde des Gotteshauses und die Würde und Schönheit des Gottesdienstes wurde in allen drei Kollegskirchen die liebevollste Sorgfalt verwendet. Nach der alten Weise der Gesellschaft wurde durch die Feier von Festen und Andachten und Wechsel von Altem und Neuem das ganze Kirchenjahr belebt.

Eine Art von besonderem Vorrecht der Jesuitenpatres wurde bald schon, namentlich im Wallis, die Krankenversehung, sowohl in den öffentlichen Spitälern, welche sie regelmäßig besuchten, als in den Privathäusern, in Brig sogar weit und breit in der Umgegend. Die Seelsorgegeistlichen sahen es gern, daß die Patres von den Kranken und Sterbenden begehrt wurden, und überließen denselben im Wallis bereitwillig auch die Versehgänge. Die Patres ihrerseits hielten diesen

Dienst in hohem Wert, so große Anstrengungen er in jenen rauhen Gegenden auch auferlegte.

Großer Zudrang war zu der sonntäglichen Christenlehre, die in den Kollegskirchen (in Brig seit 1817) abgehalten wurde. Aus dem Noviziatshaus zu Brig wurden des Sonntags die Novizen auf die Dörfer hinausgeschickt, um die Kinder zur Christenlehre um sich zu versammeln. Aber auch die Erwachsenen blieben dabei nicht zurück. Wieviel das Wort der jungen Ordensleute vermochte, zeigt ein Vorfall aus dem Jahre 1819. Von den drei Dörfern, welche die Novizen damals zu besuchen pflegten, hatte zwar jedes seine Kapelle, aber nur in einer wurde ständig das heiligste Sakrament aufbewahrt, in den andern nicht. Bei den weiten Versehgängen, zu welchen die Patres oft gerufen wurden, wäre es eine wesentliche Erleichterung gewesen, hätte noch in einer andern Kapelle, die besonders günstig lag, das Allerheiligste jederzeit zu den Kranken abgeholt werden können. Umsonst hatten die Pfarrer der Umgegend ihre Leute dazu aufgemuntert, die Kosten für die hierzu notwendigen Einrichtungen zu bestreiten. Da verfiel man auf den Gedanken, daß die Novizen bei ihren Katechesen die Bauern für die Sache geneigt stimmen sollten. Ein zweitjähriger Novize tat dies mit solchem Geschick, daß die armen Bauern in seiner Zuhörerschaft alsbald 100 Franken aufbrachten und noch weitere Beiträge versprachen, damit ein Tabernakel aufgerichtet und ein Ewiges Licht davor ständig unterhalten werden könnte.

Als während des Kirchenbaus in Sitten die ortsanwesenden Italiener sich stark gemehrt hatten, wurde ein eigener Gottesdienst für dieselben eingerichtet mit italienischer Predigt für die Erwachsenen und Christenlehre für die Kinder. Die Seelsorge für die Gefängnissträflinge und die Vorbereitung der zum Tode Verurteilten hatten die Patres von der ersten Zeit an aus freien Stücken übernommen. Im Gefängnis zu Sitten war allwöchentlich Predigt und Beichtgelegenheit in französischer wie in deutscher Sprache. Die Leitung der geistlichen Exerzitien für Laien wie für Priester wurde schon bald ein wichtiger Zweig der Tätigkeit.

Das Werk der Volksmissionen konnte bei der starken Anspannung aller vorhandenen Kräfte nur allmählich wieder in Schwung kommen, und die Zeit der Ferien mußte dafür vorbehalten bleiben.

So war in der jungen Missio Helvetica alles im besten Zug; es bedurfte nur noch des Zuwachses an Kräften und des verfassungsmäßigen inneren Ausbaus. Für beides sorgte die Vorsehung. Gänzlich unerwartet traf im November 1818 die Nachricht ein, daß P. Sineo, das bisherige Haupt und der Vater aller, vom General des Ordens nach Rom berufen und zum Provinzial für Italien ausersehen sei. Was bis dahin die Gesellschaft Jesu in der Schweiz erreicht hatte, war zum großen Teil das Werk seiner Umsicht, Geduld und Ausdauer. Selbst den täglichen Lebensunterhalt der Patres hatte er in den früheren Jahren teilweise aus den Einkünften des ihm noch verbliebenen väterlichen Vermögens bestritten. Er war für die junge „Mission" der festeste Halt und der erprobteste Führer gewesen. Zum großen Schmerz der Seinen verließ er die Schweiz, um am 6. Dezember 1818 sein neues Amt anzutreten. Den Schweizer Patres blieb er ein treuer Freund. Im Juli 1821 kam er mit seinem Sozius P. Graffi, mit P. Taparelli und einem andern Italiener, die Häuser von Brig und Sitten wieder einmal zu besuchen; 1824 beglückte er das Noviziat von Brig durch Übersendung einer kostbaren Reliquie; es war ein Finger des hl. Stanislaus, des Patrons der Novizen. Nach Ablauf seines zweiten Triennums wurde er vom neuen Ordensgeneral P. Fortis als Rektor nach dem kleinen Kolleg von Tivoli versetzt, von P. Roothaan jedoch alsbald wieder auf den Leuchter erhoben und seit 1829 abermals Provinzial der italienischen Provinz. Der hochverdiente Mann starb 81 Jahre alt am 5. Oktober 1842 zu Tivoli[1].

---

[1] Vgl. Précis historiques 1878, 314 ff. — Ein Brief von ihm von Ende März 1819 an die belgischen Scholastiker a. a. O. 322; ein anderer an einen Auswärtigen aus dem Jahre 1816 über die Lage der Gesellschaft Jesu in Felders Literaturzeitung VII 2 (1816) 27. — Unter dem 8. Oktober 1842 meldete der Ordensgeneral P. Roothaan an die Obern in der Schweiz: Die 5. huius, circa horam matutinam 7½ Tibure ad meliorem vitam transivit

Einen letzten wertvollen Dienst erwies P. Sineo noch im Scheiden seiner bisherigen kleinen Herde, indem er drei der tüchtigsten Scholastiker zum Zweck einer gründlicheren Schulung mit sich nach Italien nahm, wo sie, zunächst in Ferrara, dann in Rom ihre Studien vollendeten[1]. Es waren Jakob Roh, Kaspar Rothenflue und der Belgier Peter van Lil.

An Stelle des Scheidenden war am 25. Oktober 1818 P. Nikolaus Godinot zum Obern der Schweizer Mission ernannt worden. Zugleich aber wurde die rechtliche Scheidung der drei bestehenden Häuser Sitten, Brig und Freiburg durchgeführt und jedem die Selbstverwaltung zugesprochen.

Auch die Zahl der Arbeitskräfte mehrte sich unerwartet. Rußland, das der Gesellschaft Jesu in der verhängnisvollsten Zeit ein Asyl gewährt und in einer fast wunderbaren Weise sie vor der völligen Ausrottung gerettet hatte, wies jetzt am 25. März 1820 ohne greifbare Veranlassung die Jesuiten aus seinen Grenzen aus.

Die Vertriebenen zogen in großer Zahl dem Westen Europas zu, wo allenthalben neue Jesuitenniederlassungen im Entstehen begriffen waren. Auf dem Wege nach Frankreich kamen viele durch die Schweiz, wo sie, mit Liebe und Gastlichkeit aufgenommen, einige Tage Rast machten. Nur sechzehn der Verbannten blieben in der

---

bonus seniculus noster P. Iosephus Sineo post gravem ex variorum morborum congerie 15 dierum infirmitatem. Uti Germaniae Provinciae primus Parens, Fundator et Superior in peculiari memoria istic habendus est.

[1] Dem Bemühen P. Sineos bei Pius VII. war es auch zu danken, daß durch Aufnahme zweier Jünglinge aus dem Wallis im Januar 1818 das Kollegium Germanikum wieder ins Leben zurückgerufen wurde. Die beiden Walliser, zu welchen bald noch ein Student aus dem Kanton Freiburg hinzukam, mußten gleichfalls in Ferrara ihre Studien beginnen. P. Sineo als Provinzial von Italien wußte es zu erreichen, daß vom Herbst 1819 an das Kollegium Germanikum wieder in Rom seinen Sitz nehmen konnte. Vgl. Steinhuber, Geschichte des Kollegium Germanikum Hungarikum II[2] (1906) 440—442.

Schweiz zurück, unter ihnen einige tüchtige Polen. Einer derselben, P. Stanislaus Pietrowicz, übernahm sogleich den Lehrstuhl der Physik im Kolleg von Freiburg und wurde zum Konsultor des Missionsobern bestimmt. Die wichtigste Errungenschaft aber, die viele aufwog, war der in seiner vollen Kraft stehende P. Joh. Phil. Roothaan, welcher der Mission noch die wesentlichsten Dienste leisten sollte. Er war für Frankreich bestimmt gewesen; P. Godinot gelang es, ihn zurückzuhalten.

III. Die Vizeprovinz (Januar 1821 bis September 1826).

1. Die vorgeschobenen Posten.

Eine Hauptaufgabe war es für den neuen Obern, P. Godinot, aus den provisorischen Zuständen einer „Mission" in die geordnete Verwaltung der Häuser nach Weise der alten Gesellschaft Jesu und nach Maßgabe der Ordenskonstitutionen überzuleiten. Der Missionsobere hatte von jetzt ab, gleich einem Provinzial, vier amtlich bestellte Konsultoren als Berater zur Seite. Mit 1819 beginnt die Abfassung der Litterae annuae und der Historia domus; über die bisherigen Schicksale der Schweizer Niederlassungen werden Dokumente zusammengestellt, die älteren Väter veranlaßt, ihre Erinnerungen an die Anfangszeit schriftlich zu fixieren, das Material für eine Geschichte der Mission wird bereit gehalten. In den Häusern wird die Trennung der verschiedenen Klassen, insbesondere der Juniores von den älteren Jahrgängen der Scholastiker streng durchgeführt, die Bußübungen im Refektorium und die regelmäßigen häuslichen Ermahnungsreden (Exhortationes domesticae) wieder in Übung gebracht, für Novizen und Scholastiker das Amt der Schutzengel. Auch die Studien der Scholastiker wurden jetzt den Vorschriften des Ordens gemäß genauer eingeteilt und geregelt: Rhetorik, Philosophie, Theologie erhielten ihre bestimmte Zeit und ihre besondern Lehrer.

Unterdessen war am 5. Februar 1820 P. Brzozowski in Rußland gestorben, die Rückverlegung der Residenz des Ordensgenerals nach Rom war beschlossene Sache. Hier tagte im Herbst des gleichen Jahres die 20. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu zum Zweck

der Neuwahl. Von Rom aus waren wiederholt und dringend auch Vertreter der Schweizer Mission zu dieser Versammlung eingeladen worden. P. Godinot als Superior, der wegen der Beschickung im Unklaren schien, ließ deshalb die sämtlichen der Mission angehörigen Professen in Brig zu einer Art „Provinzial-Kongregation" zusammentreten. P. Staudinger hatte 31. Juli, P. Drach 15. August 1820 die vier feierlichen Gelübde abgelegt. Außer ihnen zählte man noch die Belgier PP. Petrus Leblanc und Joh. Janssen sowie die aus Rußland vertriebenen PP. Joh. Roothaan, Stanislaus Pietrowicz und Kaspar Stibel, acht Professen im ganzen. Nach langen Erwägungen entschied die Mehrheit dahin, daß man bei Lage der Dinge kein Recht habe, an der Wahl des neuen Generals teilzunehmen, daß höchstens zur Abwicklung von andern Geschäften ein Vertreter der Provinz von Nutzen sein könne. Inzwischen wurde in Rom auf Wink des Papstes die Wahl beschleunigt und für die Abordnung war es damit zu spät. Am 18. Oktober 1820 ging der Veronese Alois Fortis, ein Greis von 68 Jahren, aus der Wahl hervor. Dieser erhob 8. Januar 1821 die bisherige „helvetische Mission" zum Rang einer „Vizeprovinz" und P. Godinot zum „Vizeprovinzial", damit er als solcher noch wirksamer das Werk des Ausbaus vollende. Allein nicht nur die drei Häuser der Schweiz wurden ihm zur Leitung anvertraut, sondern zugleich auch alle jene zerstreuten Missionsposten und Einzelstationen, wo nur irgendwo in Belgien, Holland, Sachsen oder sonst im westlichen Deutschland bis dahin Jesuiten tätig waren. Bisher unmittelbar dem Ordensgeneral unterstellt, sollten nun alle diese Einzelposten miteinander in Gemeinschaft und Wechselverkehr treten und von einem dem Schauplatz ihres Wirkens näher gerückten höheren Obern abhängig sein. Alles zusammen bildete die „Vizeprovinz Schweiz, Nieder- und Oberdeutschland", die jetzt 140 Mitglieder zählte.

Zu den neu anvertrauten Gebieten stellten die holländischen Missionshäuser wohl den wichtigsten Anteil, vor allem das von Amsterdam, wo immer mehrere Patres ihre Tätigkeit entfalten konnten, und sich seit 1826 sogar auf zwei verschiedene Nieder-

lassungen verteilten. Im Haag und in Nimwegen hatten Jesuiten festen Fuß gefaßt, desgleichen in Keulenburg, wo neben dem Missionshaus seit 1818 auch bereits die Anfänge einer Internenschule vorhanden waren. Von Jahr zu Jahr stiegen Bedeutung und Frequenz dieser Anstalt, die den Titel eines Konviktes bald mit dem ansehnlicheren eines Seminariums vertauschte. Mit 40 Zöglingen hatte man begonnen, 1822 waren es 100, 1823 gar schon 160.

In Belgien war es durch die Feindseligkeit der Regierung den Jesuiten schwer gemacht, sich dauernd festzusetzen. Ein Missionsposten zu Antwerpen mußte bald wieder aufgelöst werden. In Lüttich wagte man sich 1823 an ein kleines Konvikt in den Räumen der früheren Abtei Beauregard, zu welchem von einem Auswärtigen der schwierige Anfang gemacht worden war. Für die Zöglinge der bischöflichen Erziehungsanstalten zu Roulers und Aloft konnten die Patres einige Jahre hindurch eine trostreiche Tätigkeit üben. Allein durch die jähe Auflösung aller solcher Anstalten 1825 war dieser ganzen Wirksamkeit mit einem Schlage das Ende bereitet. Die bis dahin in Belgien übliche Abhaltung gemeinsamer Priesterexerzitien war schon 1824 durch königliches Dekret untersagt, 1825 auch die Volksmissionen und Laienexerzitien für Belgien und Holland verboten worden. In Gent gelang es gleichwohl einigen Patres, sich zu halten und im Verborgenen die priesterliche Tätigkeit auszuüben. Allmählich mehrte sich ihre Zahl und erweiterte sich das Arbeitsfeld, die Niederlassung gewann die Bedeutung einer „Residenz" und errang so festen Boden, daß sie seit 1826 als „Profeßhaus" nach der ganzen Strenge der Regel sich einrichten und ausschließlich von den Almosen der Gläubigen das Leben fristen konnte.

Ein Teil der belgischen Scholastiker, sieben Theologen, waren beim Ausbruch der Verfolgung 17. November 1817 nach Hildesheim in Hannover abgezogen, geführt von den PP. Kornelis van Eberbroeck und Joseph Van der Moere, jungen Priestern, welche ihr „drittes Probejahr" noch erst zu bestehen hatten. Hier vollendeten sie ihre Studien, begannen in der Seelsorge zu arbeiten und ergänzten ihre Zahl durch Aufnahme von Novizen.

Der Mann, dem die vertriebenen Belgier dieses unerwartete Asyl verdankten, war eine vielfach hochverdiente und auch für die Geschichte des Ordens merkwürdige Persönlichkeit. P. Franz X. Lüsken war 1750 zu Paderborn als Sohn eines Kunstmalers geboren, der mit einer Dänin vermählt war. Zu Trier war er 1767 in die Gesellschaft Jesu eingetreten und lehrte seit 1770 am Kolleg zu Hildesheim die Gymnasialfächer. Nach der Aufhebung des Ordens harrte er noch zehn volle Jahre in dieser Tätigkeit aus, bis ein Augenleiden ihn zwang, das Schulzimmer mit der Seelsorge zu vertauschen. Als Missionar und Schulinspektor für die ganze Diözese entfaltete er von da an eine nie ermüdende Tätigkeit und erwarb sich große Verdienste um die Hebung der Lehrerbildung, der Schuleinrichtung und Lehrmethode. Bis 1800 verblieb er Lehrer der Normalschule, jetzt aber wurde er zum Präses des Klerikalseminars erhoben, an welchem er bereits seit 1792 theologische Lehrvorträge übernommen hatte. Während der Franzosenherrschaft war es nur seinem ebenso klugen wie tatkräftigen und aufopfernden Bemühen zu verdanken, daß das bischöfliche Kollegium in seiner Existenz und seiner Selbständigkeit bewahrt wurde. Seit 1811 trat er auch in dieser Anstalt als Direktor an die Spitze, stellte Zucht und Ordnung wieder her und übte seitdem auf alles, was nur katholisches Schul- und Studienwesen in der Diözese berührte, den größten Einfluß. Mannigfache schriftstellerische Tätigkeit und mehr noch eine unermüdete Wohltätigkeit, insbesondere gegen arme Studenten, trugen dazu bei, in Stadt und Land sein Ansehen zu erhöhen[1].

Trotz seiner 67 Jahre verlangte es diesen ehrwürdigen Mann, dem Orden, dem seine Jugend angehört hatte, wieder beigesellt zu werden. Am 2. Oktober 1817 erhielt er neuerdings die Aufnahme, am 17. November empfing er als Jesuit die aus Belgien vertriebenen jungen Ordensbrüder, drei Jahre später wurde er in besonderer Anerkennung seiner hohen Verdienste zu der „Profeß der drei Gelübde" zugelassen.

---

[1] Vgl. „Der Katholik" LXXXII (1841) 54—75.

Als P. Godinot 1821 die Leitung der neugebildeten Vizeprovinz in die Hand nahm, weilten in Hildesheim außer P. Lüsken drei Patres und ein Theologe. Zwei andere Patres, die der Hildesheimer Niederlassung angehörten, versahen zur Zeit die Missionsstelle in Hamburg, wo sie fast ein ganzes Jahr festgehalten blieben. Das Noviziat zählte neun Häupter einschließlich zweier Priester, der PP. Devis und Beckx. Novizenmeister war P. van Everbroeck, der mit den PP. Lüsken und Elaerts im Kollegium wohnte, wo sie als Lehrer tätig waren. Der Sozius des Novizenmeisters P. Megank und Fr. Krupski als Theologe wohnten mit den Novizen gesondert in einem Privathaus. Bei der Visitationsreise im Sommer 1823 fand P. Godinot hier nur noch fünf Scholastiker mit einem Novizen vor; sechs Patres wohnten und arbeiteten als Professoren im Kollegium. Die Übersiedelung der Mehrzahl derselben nach den Häusern der Schweiz wurde jetzt entschieden. Dies hatte zu bedeuten, daß die Hoffnung, zu einer dauernden Niederlassung in Hildesheim zu gelangen, endgültig gescheitert war. Nicht ohne Einladung war Kornelis van Everbroeck mit seinen jungen Belgiern 1817 nach dieser Stadt gekommen. Es war der Gedanke des Fürstbischofs Franz Egon von Fürstenberg und der sehnliche Wunsch des P. Lüsken, die Jesuiten wieder in Hildesheim einzubürgern und das Josephinum wieder ihrer Sorge zu übergeben. Die jungen Belgier sollten hier einstweilen ihre theologischen Studien vollenden, die deutsche Sprache vollends beherrschen lernen und sich für ein höheres Lehramt befähigen. Dann hoffte man die vakant werdenden Professorenstellen mit ihnen zu besetzen und das Kollegium allmählich aus ihnen zu ergänzen. Es gelang, P. Elaerts eine Lehrstelle am Gymnasium zuzuwenden, als aber eine zweite Ernennung folgen sollte, machten solche Verstimmungen und Widerstände sich geltend, daß vom ganzen Plan abgesehen werden mußte.

Ein zweiter Versuch, wenigstens ein Noviziatshaus in Hildesheim aufrecht erhalten zu können, erwies sich undurchführbar bei der Dürftigkeit der Mittel und aussichtlos bei der schwindenden Zahl der Anmeldungen. Wer der Gesellschaft sich wirklich anschließen wollte, fand ein richtig geordnetes Noviziat zu Brig in der Schweiz. Nur die

PP. Beckx und Devis wurden zur Unterstützung des P. Lüsken in Hildesheim noch zurückgelassen.

Von Belgien nach Hildesheim führte der Weg über die aufblühende Stadt Düsseldorf. Auch hier hatten seit geraumer Zeit Jesuiten wieder Fuß gefaßt. Wie in andern katholischen Städten waren bei Aufhebung des Ordens 1773 in Düsseldorf die bisherigen Professoren am kurfürstlichen Kollegium in ihrer Tätigkeit verblieben und hatten eine Art gemeinsamen Lebens weitergeführt. Manche Exjesuiten aus andern Orten schlossen sich gelegentlich ihnen an, unter ihnen P. Michael Dienhardt, geboren zu Pisport a. d. M. 1745, in die Gesellschaft Jesu eingetreten 1768. Er war der Letzte, der dem Kollegium als Studienpräfekt vorstand, bevor es 1804 der Aufhebung verfiel. Um diese Zeit war die Gesellschaft Jesu von Pius VII. erst für Sardinien (1801), dann für Neapel (1804) wiederhergestellt, und ihr rechtmäßiges Weiterbestehen in Rußland war allmählich allgemein bekannt geworden. P. Dienhardt kam darüber nicht zur Ruhe, bis er mit seinem alten Orden wieder Fühlung hatte. Er erhielt von den Obern den Auftrag, einstweilen andere um sich zu sammeln und zu werben, um für eine künftige Wiedereinführung der Jesuiten in Deutschland vorzuarbeiten. Es fehlte in den Rheinlanden auch nicht an frommen Priestern, die nach der Aufnahme in den Orden Verlangen trugen; Dienhardt, an der früheren Kollegskirche zum hl. Andreas als Rektor bestellt, vereinigte sie zu der „Kongregation vom hl. Andreas". Zu den ersten, die sich ihm anschlossen, gehörte der Priester Anton Hamacher, der im Oktober 1754 geboren, im Oktober 1772 in die Gesellschaft Jesu eingetreten, nur ein einziges Jahr noch als Novize in derselben gelebt hatte. Andere Exjesuiten, wie Ferdinand Schall von Mülheim a. Rh., der 20 Jahre, Hermann Schönebusch, der 25 Jahre dem Orden angehört hatte, folgten nach. Als erster Neuling kam der 39jährige Priester Heinrich Wüsten, ein geborener Düsseldorfer, der 1805 die Aufnahme in den Orden erhielt, nach ihm im August 1807 sein Landsmann Philipp Schulten, im Oktober 1808 Michael Granderath (geboren 1769 zu Schilch bei Neuß).

Diese Männer wirkten als Beichtväter, Prediger, Leiter der Sodalitäten in Düsseldorf und Umgebung friedlich Hand in Hand mit der Weltgeistlichkeit und genossen in ganz außerordentlicher Weise das Vertrauen der Bevölkerung. Als das Haus im Februar 1821 der Schweizer Vizeprovinz angegliedert ward, lebten von der Genossenschaft des P. Dienhardt nur noch vier, und auch von diesen sollte P. Hamacher bald schon durch den Tod abgerufen werden. Andere waren vorausgegangen: P. Genneper 1808, Schönenbusch 1810, Schall 1815. Übrig blieb nur das in jenen Tagen allbekannte und volkstümliche Jesuitenkleeblatt: PP. Dienhardt, Wüsten, Schulten und Granderath. Ihnen war es beschieden, ein halbes Jahrhundert hindurch als eifrige Seelsorger in Düsseldorf zu leben und zu wirken. „Ohne diese vier Männer", sagte Pfarrer Heubes von Benrath bei der Leichenfeier für P. Granderath 1842, „haben wir die Stadt Düsseldorf nicht gekannt, ohne diese können wir uns Düsseldorfs katholische Geistlichkeit nicht denken. Sie waren zu einer gewissen Zeit die Seele alles geistlichen Wirkens und Lebens in Stadt und Umgebung. . . . Zu ihrer Zeit umfaßten sie alle Stände, alle Alter, alle an der Hand der Religion wie zur zeitlichen Wohlfahrt so besonders zum ewigen Heil zu führen."

P. Dienhardt als Präses der Männersodalität übte großen und heilsamen Einfluß auf die Hausväter der Stadt, P. Schulten als Junggesellenpräses schaltete mit der heranreifenden Jungmannschaft, P. Wüsten war der Patron und Freund der Kinder. Für die Frauen und Jungfrauen leiteten dieselben Männer weise und fest die „Ursula-Gesellschaft" und hielten den Sakramentenempfang in Übung, die führenden Katholiken aus den gebildeten Ständen vereinigten sie im Pactum Marianum. Das außerordentliche Ansehen, das diese Männer genossen, trat erst recht deutlich hervor, als P. Dienhardt im Mai 1834, P. Wüsten im November 1835, P. Schulten im Februar 1840, P. Granderath im April 1842 durch den Tod abberufen wurden. Die ganze Stadt, alle Stände und Lebensalter, alle Behörden und Konfessionen nahmen an den Trauerkundgebungen teil[1].

[1] Düsseldorfs Trauer über den Tod des hochw. Herrn P. Philipp Schulten ... (Grabrede von Kaplan Grünmeyer), Düsseldorf 1840. — Düsseldorfs

Der Ordensorganisation der Schweiz hat die Düsseldorfer Niederlassung nur etwa zwölf Jahre angehört, vom 8. Januar 1821 bis 3. Dezember 1832, und zwar war sie unmittelbar dem Hause von Keulenburg unterstellt. In diese Zeit fällt für die PP. Wüsten, Schulten und Granderath die Ablegung der letzten Ordensgelübde (1831 und 1832). Für das Wirken und Ansehen der kleinen Genossenschaft in Düsseldorf war dies gerade die Glanzperiode. Gleich in das Jahr 1821 traf das 200jährige Jubiläum der beiden Sodalitäten der Männer und Junggesellen; alles wurde aufgeboten, dieses Fest zu einer wahren religiösen Erneuerung, zugleich auch zu einer imposanten katholischen Kundgebung zu gestalten. Schon von Anfang des Jahres an wurde eine gründliche Herstellung des Innern der Andreaskirche in die Hand genommen. Vier Monate währten die Arbeiten; freiwillige Beiträge der Düsseldorfer Katholiken gewährten reichliche Mittel. Vom 11. bis 19. August währten die religiösen Festlichkeiten. Die ganze Bevölkerung nahm enthusiastischen Anteil; viele Hunderte traten neu den Sodalitäten bei. Von allen Seiten kamen die Prozessionen gezogen, von Kaiserswerth, Richrath, Monheim usw. Die Äbte von Werden und Hamborn erhöhten die Feier durch ihre Teilnahme und vollzogen die kirchlichen Funktionen. Ein Fest von solchem Glanz, solcher Einmütigkeit und Freudigkeit hatte Düsseldorf bis dahin nicht gesehen[1].

Das zweite Zentenarium der Heiligsprechung der hl. Theresia bot im nächstfolgenden Jahre den Anlaß, die weihevollen Eindrücke des Sodalitätsjubiläums zu erneuern. Die Patres, welche bei den Karmelitessen die regelmäßige Seelsorge übten, waren auch hier als Veranstalter

---

Trauer bei dem Tode des letzten der ehrwürdigen Geistlichen an der Jesuitenkirche, jetzt Pfarrkirche zum hl. Andreas, des am 12. April 1842 im Herrn entschlafenen P. Granderath. Herausgegeben zum Besten des Monuments auf dem Grabe dieser Männer (Düsseldorf 1842). — Heinrich Thoelen S. J., Die vier letzten Jesuiten Düsseldorfs. Vier Lebensbilder (Düsseldorf 1891).

[1] Vgl. Marianisches Andachtsbuch zum Gebrauch der hochlöblichen Bürgersodalität (Düsseldorf 1826). Sodalitätsgeschichte, 3. Abschn., S. 19 f

und Förderer zunächst beteiligt und ihre Sodalitäten spielten dabei die hauptsächlichste Rolle.

Katholische Kundgebungen solcher Art hatten damals nicht den Beifall der preußischen Regierung, deren besondere Aufmerksamkeit dadurch auf die vier Ordenspriester hingelenkt wurde. Im folgenden Jahre, 1823, drang das Gerücht in die Öffentlichkeit, die Andreaskirche werde den Protestanten zum Gebrauche überwiesen werden. Das Gerücht entbehrte vielleicht der Grundlage nicht, aber die Aufregung und Erbitterung, die schon durch das Gerücht geweckt wurden, veranlaßten wohl die Regierung, von dem Plane abzustehen. Statt dessen wurden unerwartet einem der Patres nach dem andern Pfarreien angeboten, falls sie aus Düsseldorf weichen wollten, aber keiner wollte davon etwas hören. Da sollte die Andreaskirche zur Pfarrkirche erhoben und eine neue Pfarrei gebildet werden. Auf diese Weise wären die vier Jesuiten entfernt worden. Aber zur neuen Pfarrei kam es vorläufig nicht. Im Jahre 1827 geschahen auf ausdrücklichen Wunsch Leos XII. hin Schritte von Rom aus, P. Schulten, der den Ruf eines tüchtigen Kanzelredners besitze, als Prediger für die Deutschen nach Rom zu ziehen. Der Erzbischof von Köln hatte seine Zustimmung ausgesprochen. Alles war abgemacht. P. Schulten hatte auf der Kanzel sich feierlich von den Düsseldorfern verabschiedet, als die Sache wieder rückgängig gemacht wurde. Die Ausfertigung des Reisepasses, wegen dessen der Regierungspräsident mit Berlin verhandelte, war so hinausgezögert worden, daß der Papst für das Jahr 1828 von der Sendung des Predigers Abstand nahm. Auf diese Weise blieb P. Schulten Düsseldorf erhalten.

So fanden sich die vier ehrwürdigen Männer in Düsseldorf noch vereinigt, als P. Dienhardt 1828 unter rührender Anteilnahme der ganzen Stadt sein goldenes Priesterjubiläum beging — wieder ein deutsches Jesuitenfest auf deutschem Boden.

Außer Düsseldorf und Hildesheim, die als erste Ansätze zum Wiederaufleben des Ordens in Deutschland ihre Bedeutung haben, gab es seit 1814 noch eine Anzahl einzelstehender ehemaliger Jesuiten, die, ohne aus den errungenen öffentlichen Stellungen auszuscheiden,

das Band mit ihrem einstigen Orden neu geschlungen hatten. An der Spitze des Kollegs zu Solothurn stand als Präses seit 1800 Joseph Urs Müller, einst Scholastiker der Gesellschaft, der ein Jahr nach Aufhebung des Ordens die Priesterweihe erhalten und als Lehrer am Kolleg getreulich ausgeharrt hatte. Er war die Seele jener Bestrebungen, die auf Rückberufung der Jesuiten nach Solothurn abzielten. Als er 1815 seine Bemühungen endgültig gescheitert sah, trat der 78jährige Greis wenigstens für seine Person der Gesellschaft Jesu bei. Nur der Wunsch der Obern hielt ihn in der bisherigen Stellung und Wirksamkeit zurück. Drei Jahre lang noch führen ihn die Ordenskataloge als Mitglied auf. Er starb nach längerem Siechtum als Jesuit zu Solothurn 1819.

Ein anderer Exjesuit aus dem angesehenen Freiburger Patriziergeschlecht v. Schaller hatte dereinst 25 Jahre lang dem Orden angehört und in demselben wichtige Lehrkanzeln und ansehnliche Stellungen innegehabt. Seit Aufhebung des Ordens lebte er in Freiburg, hochangesehen und um die Diözese hochverdient, dreimal bei Erledigung des Bistums als Administrator tätig. Er war ein Greis von 88 Jahren und stand seit langem als Dekan an der Spitze des Kapitels, als im Herbst 1818 die Jesuiten wieder in Freiburg einziehen konnten. Er selbst und seine einflußreiche Familie hatten nach Kräften dazu mitgeholfen. Auf seinen dringenden Wunsch wurde er nicht nur in die Gemeinschaft des Ordens, sondern auch zum Zusammenleben mit den Ordensbrüdern in das neue Freiburger Kollegium aufgenommen. Im März 1819, am Tage, da man dem Hochbetagten die Sterbesakramente reichte, erneuerte er in die Hände des Obern die vier feierlichen Profeßgelübde, die er in Wien 55 Jahre früher 1764 abgelegt hatte. Nachdem er alle Hausgenossen durch das Beispiel der Demut, Geduld und Frömmigkeit erbaut und in der Liebe zum Beruf gefestigt hatte, starb er 19. April 1819. Wiewohl er in Freiburg in hohen Würden und Ehren gestanden, wurde er nach seiner ausdrücklichen Bestimmung ohne allen Pomp wie ein einfacher Jesuit zur Erde bestattet. Die Ordensgeschichtschreibung rühmt ihn als einen Eiferer für die Betreibung der Seligsprechung des in der

Freiburger Kollegskirche bestatteten P. Petrus Canisius und dessen Verehrung.

Als die Nachricht von der Wiederherstellung der Gesellschaft 1814 sich über die Welt verbreitete, lebte in Mainz bei Bischof Ludwig Colmar ein ehemaliger Jesuit, Joh. Lorenz Doller. Zu Bretten in Baden 1750 geboren, war er zu Mainz 1768 in den Orden getreten, hatte in Heidelberg als Lehrer gewirkt und später nach Aufhebung des Ordens einige Zeit hindurch einen Lehrstuhl der Ästhetik an der dortigen Universität inne gehabt. Für verschiedene adelige junge Herren machte er dann den Erzieher, bis 1805 bei Freiherrn v. Bassenheim, nachher beim Bischof von Mainz, als Hausgenosse gastlich aufgenommen. Der gelehrte Mann übte als fruchtbarer Schriftsteller eine nicht unbedeutende Wirksamkeit. Die Aufwallungen der protestantischen Unduldsamkeit bei Gelegenheit des Lutherjubiläums 1817, die Wessenbergschen Verwicklungen in Baden und die eifrig betriebene Einschmuggelung von Zschokkes „Stunden der Andacht" in katholische Kreisen fanden ihn gerüstet und schlagfertig auf dem Kampfplatz. Über Thomas von Kempen, über Leibniz und dessen theologisches System, über Melling als katholischen Künstler hatte er Spezialarbeiten veröffentlicht, vor allem aber war er für seinen Orden kräftig in die Schranken getreten. Schon 1815 veröffentlichte er (zu Bamberg und Würzburg) die „Beleuchtung der Schrift: ‚Werden die Jesuiten auch in Deutschland wieder aufkommen?' Von einem Exjesuiten". Nur zwei Jahre später folgte „Der Jesuitenfeind. . . . Herausgegeben von dem Verfasser der Zeugnisse für die Gewalt der Kirche und ihres Oberhauptes. Für alle jene, die noch auf das Sprüchlein achten: Höre man auch den andern Teil".

Als P. Doller diese Schriften schrieb, hatte er bereits die Aufnahme in die neu hergestellte Gesellschaft Jesu erlangt[1]. Einstweilen

[1] Wie bei P. Doller, so regte sich bei vielen der noch überlebenden Mitgliedern der alten Gesellschaft Jesu in Deutschland das Verlangen, dem Orden sich wieder anzuschließen. Unter dem 10. Dezember 1814 schreibt P. Sineo nach Rom, daß vier ehemalige Jesuiten aus dem deutschen Rheinland dringend um die Wiederaufnahme sich bewerben: Pfarrer Beissel aus Aachen, der

verblieb er noch in Mainz, aber bereits war ihm eine Lehrstelle am Kolleg in Freiburg zubestimmt, als 30. Januar 1820 der Tod den Siebzigjährigen hinwegnahm. Bibliothek (5000 Bände) und Naturaliensammlung, die er hinterließ, beredte Zeugen seines wissenschaftlichen Sinnes und Strebens, fielen der dürftigen „Schweizer Mission" als willkommenes Erbe zu.

Nicht der alten Gesellschaft Jesu, sondern Paccanaris „Vätern des Glaubens" hatte P. Bartholomäus Gracchi angehört, durch den der wiederauflebende Jesuitenorden über dreißig Jahre hindurch in der Hauptstadt des Königreichs Sachsen eine Vertretung hatte. Er war in Piemont 1776 geboren und hatte 1803 in St. Silvester zu Rom die ersten Ordensgelübde abgelegt. Im Februar 1808 zog er auf Geheiß Paccanaris zugleich mit P. Calebotta nach Dresden, begleitet vom Segen Pius' VII. Die nächste Aufgabe war die Seelsorge für die dortigen Italiener. Als P. Calebotta 1813 nach Rußland

---

Pfarrer von Braunsrath, der Pfarrer von Oermond an der Mosel (wohl Ormont) und der Pfarrer von Erkelenz, die beiden letzteren von Alter und Krankheit gebrochen, die ersteren noch rüstig und voll Verlangen nach apostolischer Arbeit. Pfarrer Beissel, der als junger Jesuit die unteren Gymnasialklassen gelehrt hatte, bot sich wieder zum Lehramt an. Sobald die Wiederherstellung des Ordens bekannt geworden war, hatten diese vier Priester um Aufnahme nach Rom geschrieben. Da von dort keine Antwort kam, wandten sie sich an den Obern in der Schweiz.

Aus Haltenbergstetten bei Mergentheim schreibt der damalige Hofmeister bei der fürstlichen Familie Hohenlohe, Dominik Schelkle, am 21. September 1818, die in Württemberg lebenden ehemaligen Jesuiten seien durchwegs vom Alter verschlissen. Nur Philipp Metzger, tüchtig als Prediger wie als Dozent, sei noch in voller Rüstigkeit und trage Verlangen, in den Orden wieder einzutreten.

Doch bei keinem der Genannten kam es wirklich zum Wiedereintritt. Alter, Gesundheit und Lebensstellung bereiteten zu viele Bedenken und Schwierigkeiten, und durch die äußeren Verhältnisse war der Austausch und die Verhandlung mit den Ordensobern allzuviel erschwert. Die große Mehrzahl der greisen Exjesuiten im damaligen deutschen Klerus erwies aber ihre Treue und Anhänglichkeit durch Förderung des wiedererstehenden Ordens. Ganz besonders gerühmt wird in dieser Beziehung Direktor Köhler am kgl. Gymnasium zu Breslau.

zog, um in die Gesellschaft Jesu einzutreten, blieb Gracchi allein zurück, wußte es aber zuwege zu bringen, daß auch ihm die Aufnahme in die Gesellschaft gewährt wurde, sobald nur die allgemeine Wiederherstellung des Ordens in Kraft getreten war, noch im August 1814. Mit der Aufnahme kam zugleich seine Rückberufung nach Rom, wo er sein Noviziat durchmachen sollte. Allein in Dresden herrschte der Typhus, eine große Zahl der Priester waren von der Krankheit ergriffen, der Apostolische Vikar Schneider widersetzte sich der Abreise, und auch der päpstliche Nuntius in München drang darauf, daß Gracchi bleiben müsse. So wurde denn angeordnet, daß einer der ehemaligen Jesuiten, die jetzt als Weltpriester in Dresden lebten, P. Joseph Schmidt, ihm während der Jahre des Noviziates als Berater dienen und den Novizenmeister ersetzen sollte. Unterdessen arbeitete Gracchi unermüdlich als Kaplan an der großen Kirche wie als Seelsorger und Verwalter des katholischen Spitals; er besuchte die Gefängnisse und war der immer hilfsbereite Freund der Armen. Schon 1825 war er Beichtvater für einzelne Glieder des königlichen Hauses und 1827 erhielt er die förmliche Anstellung als Hofkaplan. Seine materielle Stellung war dadurch aufgebessert, aber er fuhr fort wie bisher, alles, was er nur ersparen konnte, für die Armen aufzuwenden, wozu er sich vom Ordensgeneral die Erlaubnis erwirkt hatte. Seit 1834 war er Beichtvater des Königs Anton. Als dieser ehrwürdige Greis am 6. Juni 1836 eines heiligen Todes starb, war P. Gracchi als Zeuge ihm zur Seite. Im Herbst des gleichen Jahres führte die Vertrauensstellung, die Gracchi zur Familie des Prinzen Max einnahm, ihn für einige Wochen nach Florenz und Rom und noch einmal einige Jahre später konnte er für kurze Zeit Italien wiedersehen.

Wiederholt war es die Absicht der Obern gewesen, Gracchi von seinem vereinsamten Posten abzuberufen, das eine Mal, um ihn für einige Zeit mit dem gemeinsamen Leben des Ordenshauses vertraut zu machen, das andere Mal, um durch ihn das Personal der kleinen Missionsstation in Köthen zu verstärken. Aber die Rücksichten auf die Verhältnisse der Katholiken in Dresden wie

insbesondere auf die königliche Familie ließen immer wieder davon abstehen.

Bis zum Jahre 1830 hatte Gracchi kaum jemals die Freude, mit einem seiner Ordensgenossen zusammenzutreffen. Selbst der Provinzial ließ bei seinen Visitationsreisen Dresden beiseite liegen, da unter den damaligen Verhältnissen der Abstecher ein zu weiter und kostspieliger gewesen wäre. Nur P. Calebotta, Gracchis alter Gefährte, konnte 1822 und 1823 für kurze Zeit bei ihm weilen. Um so eifriger war P. Gracchi bedacht, durch brieflichen Austausch mit seinem Provinzial wie mit dem Ordensgeneral lebendige Fühlung mit seinem Orden zu erhalten. Seitdem die Station Köthen bestand, waren die Mitbrüder ihm räumlich näher gerückt und gemeinsame Anliegen und Interessen führten von selbst zu mehrfacher Berührung. Doch währte es bis 1839, ehe eine persönliche Anwesenheit Gracchis zu vorübergehendem Besuch in Köthen verzeichnet ist. Doch war P. Beckx von Köthen aus schon früher mit ihm bekannt geworden, der 27. April 1830 ihm das Zeugnis ausstellte: „Er ist wahrhaft fromm, eifrig, tut viel Gutes, ist allgemein geachtet." In dem gleichen Jahre noch sollte Gracchi zu den letzten Ordensgelübden zugelassen werden. Es geschah 10. Oktober 1830 in Dresden selbst vor P. Beckx, der eben mit der verwitweten Herzogin von Anhalt-Köthen auf der Reise nach Wien begriffen war. Gracchi las die heilige Messe, während P. Beckx assistierte. Nur die Herzogin und ihr Kammerherr Freiherr v. Haza-Radlitz waren als Zeugen zugezogen, da der Zelebrant seine Gelübde verlas[1].

[1] Es entstanden nachher Zweifel, ob die Gelübdeablegung, in so ungewöhnlicher Weise vollzogen, Gültigkeit habe, um so mehr, da Gracchi in seinem Eifer den drei Gelübden des Coadiutor spiritualis auch noch die im Gefolge der feierlichen Profeß vorgeschriebenen einfachen Gelübde hinzugefügt hatte. Es ist bezeichnend für die Unsicherheit, die in jenen Zeiten des Anfangs in solchen Dingen noch herrschte. Im gleichen Jahre hatte P. Michellod in Sitten statt der Gelübde des Coadiutor spiritualis die Formel für die Professio trium votorum verlesen. Der Ordensgeneral P. Roothaan wies jedoch in verständiger Weise jeden Zweifel an der Gültigkeit ab.

P. Gracchi, nicht zufrieden mit fleißiger Tätigkeit auf der Kanzel, suchte auch eifrig zu wirken durch Verbreitung katholischer Schriften. Von einer Schrift des Erzbischofs Marchetti über die göttliche Vorsehung gab er selbst eine Übersetzung heraus. Zum Gebrauche beim Konvertitenunterricht ließ er 1819 einen kurzen Katechismus drucken mit einem Anhang von Gebeten. Beigefügt war ein Bekenntnis der katholischen Lehre, das ganz aus Aussprüchen Luthers, wörtlichen Zitaten aus Luthers Werken, zusammengesetzt war; 1834 war ein Neudruck dieses Katechismus nötig.

Von der Zusammenstellung der Geständnisse Luthers ließ Gracchi einen Sonderabdruck herstellen, wie es scheint sowohl in französischer wie in deutscher Sprache[1]. Unter dem 15. März 1838 sandte er drei Exemplare zugleich mit Kardinal Gerdils Werk über die Kennzeichen der wahren Religion an den neuen König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., ein kurzes italienisches Schreiben war zur Erklärung und Einführung beigegeben. Der König dankte gnädig, gleichfalls in italienischer Sprache unter Anerkennung der der Sendung zu Grunde liegenden guten Absicht, 9. April 1838.

Nicht immer indes war Gracchis Wirken in Dresden ein ungestörtes. Ein Volkstumult bedrohte 1830 die im Priesterhause gemeinsam lebenden katholischen Geistlichen, die man für Jesuiten ausschrie. Gracchi, dessen Zugehörigkeit zum Orden in Dresden allgemein bekannt war, wandte sich sofort persönlich an die höhere Behörde mit dem Erbieten, die Stadt aus freien Stücken zu verlassen, wenn anders ein wirksamer Schutz für die katholischen Priester in der Stadt nicht möglich sei. Allein man ermutigte ihn zu bleiben unter Anerkennung seiner aufopfernden, karitativen Tätigkeit, und die Ruhe war bald wiederhergestellt. Einen zweiten Sturm mußte der arme Pater durchleben, als 1838 in der Ständekammer ein Antrag gegen die Jesuiten debattiert wurde, der nicht nur alle Mitglieder des Ordens, sondern auch alle, welche irgendwie bei Jesuiten ihre geistige Ausbildung erhalten hatten, vom Lande aus-

[1] Doktor Martin Luthers ausgesprochene Überzeugung von der katholischen Kirche und ihren Lehrsätzen (o. J., 1820).

schließen sollte. Staatsminister v. Lindenau wahrte wenigstens dadurch die Ehre des Landes, daß er dem Antrag sich entgegenstellte und auf seine Ungereimtheit hinwies. Schlimmeres noch war dem eifrigen apostolischen Arbeiter für das Ende seines Lebens aufgespart. Die von den abgefallenen Priestern Ronge und Czerski ausgegangene kirchenfeindliche Bewegung hatte gerade in den protestantischen Ländern und Landesteilen den lautesten Widerhall gefunden. Die wenigen katholischen Diasporagemeinden in Sachsen hatten schwer darunter zu leiden und mit ihnen die vereinsamten Jesuitenpatres in Köthen und Dresden. Die Einweihung der neuen katholischen Kirche zu Annaberg hatte zu groben Ausschreitungen und drohenden Demonstrationen gegen die Jesuiten geführt[1]. Die Erregung der Geister war eine solche, daß zu Beginn des Jahres 1845 P. Gracchi der Landesverweisung fast stündlich gewärtig sein mußte. Weitere Prüfungen sollten ihm jedoch erspart bleiben. Ein leichter und frommer Tod rief ihn am 20. Mai 1845 heim zum ewigen Lohne. Aller blinde Haß gegen den Orden, dem er mit so viel Liebe und Treue angehört hatte, vermochte nicht zu verhindern, daß dem Hingeschiedenen nach dem Tode die ehrenvollste Anerkennung gezollt wurde. Manche in Dresden erscheinende akatholische Blätter widmeten ihm sympathische Nachrufe.

Mit P. Gracchi zugleich war im August 1814 ein in Dresden lebender Böhme, wahrscheinlich schon vorher sein Hausgenosse, in die Gesellschaft Jesu aufgenommen werden, aber als Laienbruder. Er hieß Wenzeslaus Waechter und war 32 Jahre alt. Anfangs verblieb er an Gracchis Seite als Sakristan; seit Herbst 1816 erscheint er als Pförtner und Sakristan im Kolleg von Sitten. Zu Brig legte er 1825 die letzten Ordensgelübde ab und starb zu Sitten im gleichen Jahre wie P. Gracchi, 27. Juli 1845.

Alle solche Einzelposten, sei es in Holland und Belgien, sei es in Deutschland oder der Schweiz, hatte der Vizeprovinzial zu überwachen und zu leiten. Alle mit Ausnahme derer in Sachsen hatte

[1] Vgl. Sion 1845, 698. Daselbst auch 1838, 16.

er auch persönlich zu visitieren. Er wählte dafür die einzige ihm freie Zeit, die beiden Monate der Herbstferien. Als Begleiter und Sekretär hatte er sich den rechten Mann ausgesucht, den die Vorsehung ihm eigens dafür aus Rußland zugeführt zu haben schien, P. Johannes Roothaan.

2. Die drei Stammhäuser in der Schweiz.

Soviel Erbauung das Wirken einzelner Veterane und soviel Trost die Arbeiten der einzelnen Posten in Belgien, Holland, in Düsseldorf und Dresden dem Obern bereiten mochte, seine Hauptsorge blieb der junge Nachwuchs, der vielversprechend in den Häusern des Wallis sich ansammelte. Zählte man doch 1822 in Brig 40 Novizen, und im Herbst 1825 wurden mit einem Mal wieder 14 aufgenommen. Auf dieses blühende Noviziat wurde nun vermehrte Sorgfalt verwendet, Vorsicht und Zurückhaltung bei der Aufnahme eingeschärft, die Absonderung der Novizen von den älteren Ordensmitgliedern streng aufrecht erhalten, eine eigene größere Kapelle den Novizen eingeräumt, neben dem Sozius des Novizenmeisters noch ein eigener Manuduktor zur Anleitung und Überwachung bei der Handarbeit für sie aufgestellt. Die Pilgerreise wurde alle Jahre vorgeschrieben und führte die jungen Ordensmänner oft weit nach Italien oder Savoyen hinein, zumeist nach irgend einem beliebten Wallfahrtsort. Gewöhnlich wurden die Pilger mit großer Liebe und herzlichen Sympathiebezeigungen aufgenommen und brachten unauslöschliche Erinnerungen mit heim. Einmal — es war im Jahre 1823 — kamen die pilgernden Novizen nach einem Ort in Piemont, wo der Erzbischof von Vercelli, Joseph Maria Grimaldi, gerade zur Firmung weilte. Dieser hatte dereinst als Novize der alten Gesellschaft Jesu angehört und wurde von tiefer Rührung ergriffen, als er so unerwartet nach fünfzig Jahren wieder Novizen der Gesellschaft ansichtig wurde. Er ließ sie zu sich rufen, unterhielt sich lange mit ihnen und trug ihnen alles Verbindliche an ihre Obern auf. Keiner der Schweizer Jesuiten dürfe künftig durch Vercelli kommen, ohne beim Erzbischof vorzusprechen. Von der Pilgerreise heimgekehrt,

richteten die Novizen an den gütigen Kirchenfürsten ein Dankschreiben, das dieser durch bischöfliches Handschreiben in der herzlichsten Weise erwiderte. Der Brief wurde als kostbares Andenken im Archiv des Noviziatshauses aufbewahrt.

Bei der sonntäglichen Christenlehre auf den Dörfern wurden regelmäßig etwa 1000 Kinder von den Novizen unterrichtet nicht nur im Katechismus und der heiligen Geschichte, sondern auch in frommen Liedern und Gesängen, was unter dem Volke vielen Anklang fand. Den Novizen wurde seit 1823 in Brig auch die Christenlehre für die Studenten anvertraut, welche bis dahin Scholastiker besorgt hatten; nur die öffentliche Christenlehre am Sonntag in der Kirche war einem Pater vorbehalten.

Im Scholastikat hatte die Kopfzahl sich so gemehrt, daß an einen weiteren Ausbau des Studienwesens gedacht werden mußte. Im Herbste 1823 traten mit einem Schlage 17 Novizen von Brig in die Studien über, dazu kamen noch 6 aus Hildesheim und 5 aus England und Irland.

Bei den Juniores wurde zunächst noch ein eigener Professor für Literatur und einer für das Griechische aufgestellt, die Redeübungen (toni) regelmäßig und mehrmals die Woche abgehalten, endlich die „Akademien" eingeführt, welche jeden zweiten Sonntag statthaben sollten. Dabei wurde der Gebrauch eingeschärft, öfter des Jahres zu besondern Gelegenheiten auch aus eigener Initiative Aufsätze oder Gedichte in den Atrien aufzulegen oder anzuheften.

Die Philosophen besuchten die Vorlesungen des Lyzeums wie die Auswärtigen und nahmen teil an allen Übungen. An dem freien Tage der Woche („Villa-Tag") waren sie gehalten, wenigstens eine Stunde des Nachmittags auf das Studium der deutschen Sprache zu verwenden. Eine Stunde Übung im Griechischen jeden Sonntag war für die Theologen wie für die Philosophen obligat.

In die Vorlesungen aus der Theologie teilten sich um diese Zeit nur drei Professoren; täglich fanden zwei Vorlesungen statt, des Morgens aus der Dogmatik, nachmittags abwechselnd Moraltheologie oder Kirchenrecht. Alle Samstag war Disputation in Gegenwart

des Professors (Sabbatina), den feierlichen Monatsdisputationen (disputatio menstrua) wohnten sämtliche Schüler und fast alle Professoren an. Öffentliche Disputierübungen, zu denen auch Auswärtige, insbesondere die Spitzen der Behörden eingeladen wurden, waren, meistens gegen Ende des Schuljahres oder in Verbindung mit der Schlußfeier, in allen drei Lehranstalten im Gebrauch.

Noch im Herbst 1820, bald nach seiner Ankunft, war P. Roothaan für die Scholastiker in Brig zum Professor des Griechischen und zum Lehrer der geistlichen Beredsamkeit ernannt worden. Durch Lehrgabe und reiche Erfahrung, mehr noch durch das Vorbild, das er selbst auf der Kanzel darbot, wußte er alle zu entflammen. Als er im Herbste 1821 das zweite Jahr seines Lehramtes begann, wurde von den Obern die Weisung gegeben, daß soviel möglich alle Studierenden, auch die Theologen und die bereits Priester waren, den Lehrstunden beiwohnen sollten, um von einem so hervorragenden Lehrer etwas zu lernen. Die Verfügung galt nur bis in den Januar 1822; sie war eine ganz außerordentliche. Sie beweist, wie großen Wert man darauf legte, tüchtige Prediger für die Provinz heranzuziehen. Daher auch der Gebrauch, daß während der Ignatiusoktav täglich ein Scholastiker im Refektorium predigen mußte, jeder in seiner Muttersprache, was einen recht bunten Wechsel und vielerlei Anregung abgab. Etwas den Schweizer Verhältnissen Eigentümliches war, daß man seit 1822 auch Scholastiker, die noch nicht Priester waren, zur Predigt in der Kirche zuließ, zunächst für die sog. Exempla (Beispielpredigten) an den Sonn- und Festtagen der Fastenzeit, welche bis dahin immer ältere Patres gehalten hatten. Der Erfolg dieser Neuerung erwies sich als ein durchaus glücklicher.

Wie für den Fortschritt der Studien wurde auch für das körperliche Gedeihen der Scholastiker Sorge getragen. Im Laufe von 1822 gelang es, ein größeres Haus auf einer der Stadt Brig nahegelegenen Anhöhe um geringen Zins zu mieten, einstweilen auf zehn Jahre, die „Villa Rohrberg", auf welcher die jungen Ordensmänner an ihrem freien Wochentag der Erholung pflegen konnten und wo sie auch im Herbst, Abteilung für Abteilung, ihre vierzehntägigen Ferien verbrachten.

Unterdessen war das Kolleg in Brig allmählich so bevölkert worden, daß alle Räume längst zu enge waren und namentlich das Refektorium nur noch die Hälfte der Bewohner faßte. So entschloß sich im September 1824 der Obere der Provinz, einen beträchtlichen Teil der Insassen, die ganze Philosophie und Theologie, Professoren, Scholastiker und Laienbrüder, ins Kolleg nach Freiburg übersiedeln zu lassen. In Brig waren nur 50 Hausbewohner zurückgeblieben. Doch ehe das Jahr zu Ende ging, waren sie wieder auf 70 angewachsen. Hier in Brig konnte nun endlich im Herbst 1824 das „dritte Probejahr" (Tertiat) eingerichtet werden. Der Rektor des Kollegs und Novizenmeister P. Staudinger war zugleich Instruktor für das „dritte Jahr". Man begann mit drei Tertiariern, im nächsten Jahre war die Zahl auf acht angewachsen.

Die auswärtigen Schulen in Sitten, Brig und Freiburg hatten sich während dieser Jahre an Schülerzahl wie an Leistungsfähigkeit zusehends gehoben. Sitten zählte mehr Studenten, als jemals erhört; in Brig, wo man mit 30 Köpfen begonnen, eröffnete man zehn Jahre später (1825) das Schuljahr mit 227 Schülern. Die Regierungen in beiden Kantonen erwiesen sich wohlwollend und hilfsbereit. Wo Neuerungen oder Einrichtung von Parallelkursen ersprießlich erschienen, wurden jetzt im Wallis ohne Schwierigkeit die Mittel gewährt. Um Eifer und Interesse für die Studien noch mehr wachzurufen, wurden in den höheren Klassen der Kollegien 1821 Studienzirkel, „Akademien", ins Leben gerufen, ähnlich der Einrichtung in den Scholastikaten der Gesellschaft, und man konnte sich des guten Erfolges nur loben. In Freiburg wurden deren gleich drei eingerichtet, eine für die Physik, eine für die Rhetorik, eine für Stilistik (suprema Grammatica). Eine gewisse Bedeutung gewannen am Kolleg von Freiburg die öffentlichen Disputationen, die meist gegen Ende des Schuljahres abgehalten wurden und zu denen ein zahlreiches und gewähltes Publikum zu erscheinen pflegte. Von 1819 an wurden regelmäßig die Thesen längere Zeit vorher in den Druck gegeben[1].

[1] Das Verzeichnis bei Sommervogel, Bibliothèque III ad v. Fribourg.

Aus ihnen geht hervor, daß nicht nur philosophische oder theologische Spekulationen, sondern auch Fragen aus Kirchengeschichte und Kirchenrecht, aus Apologetik und Hermeneutik, aus Moraltheologie und natürlicher Sittenlehre, ja aus Physik und Mathematik bei diesen feierlichen Gelegenheiten öffentlich erörtert wurden.

Freude und Stolz der Provinz blieb noch immer das Konvikt in Brig, wo ein trefflicher Geist sich erhielt und für das aus allen Ländern Europas Anmeldungen kamen, weit mehr als man annehmen konnte. Um die Anstalt zu erweitern, wurde 1823 das Haus des Barons v. Stockalper gemietet, vorläufig auf drei Jahre, und mit beträchtlichen Kosten seiner neuen Bestimmung angepaßt. Dadurch wurde es möglich, statt der eng zusammengedrängten 40 Konviktoren des Vorjahres im Herbst 1824 mit einem Mal deren 86 bequem unterzubringen, die 1825 das Hundert bereits überstiegen.

Um bei der größeren Zahl allen Anforderungen einer sorgfältigen Erziehung genügen zu können, wurden zwei Patres, ein Scholastiker und mehrere Laienbrüder ganz dem Konvikte zugeteilt. Regens blieb P. Balth. Rudolf, die oberste Überwachung hatte der Rektor des Kollegs. Mit Herbst 1824 wurden die Konviktoren in drei Divisionen abgeteilt, deren nun jede einen Scholastiker als Präfekten erhielt. Diese waren zugleich die Lehrer für die Jüngeren aus den französischen Zöglingen; die deutschen Konviktoren und die Franzosen in der Rhetorik und Philosophie besuchten den öffentlichen Unterricht am Gymnasium. Für Unterricht in Musik und Zeichnen war seit 1824 im Konvikt selbst genügend vorgesehen. Das Konvikt hatte jetzt auch eine eigene Kapelle für Blechmusik, die bei jeder feierlichen Gelegenheit hervortrat. Neben der großen Schlußfeier des Kollegs fand für das Konvikt im besondern eine jährliche Preisverteilung statt, an der die angesehensten Persönlichkeiten von Brig sich zu beteiligen liebten. Für Fleiß, gutes Betragen, Fortschritt im Zeichnen waren Prämien ausgesetzt; Medaillen wurden eigens dafür geprägt und von den anwesenden Herren des Rates ausgeteilt. Besondere Belohnungen waren ausgesetzt für Franzosen, die sich in Erlernung des Deutschen, und für Deutsche, die sich im Französischen hervor-

getan hatten. Ehrenmedaillen pflegten auch beim Monatsschluß verliehen zu werden, die als Auszeichnung während des folgenden Monats getragen wurden.

Auf wiederholtes Drängen des städtischen Rates verstand man sich dazu, in Brig vorläufig auch die Elementarschule für die Knaben in die Hand zu nehmen. Ein genügend vorgebildeter Laienbruder wurde als Lehrer aufgestellt und von der Stadt entsprechend besoldet. Da man die Beobachtung gemacht hatte, daß die Kinder im allgemeinen in der Religion nicht hinreichend unterrichtet seien, wurde neben der gewöhnlichen Christenlehre seit 1824 noch ein besonderer katechetischer Unterricht eingeführt für diejenigen, die sich zur ersten heiligen Beicht und die sich zur ersten heiligen Kommunion vorbereiten sollten. Man verwandte dazu während der Fastenzeit wöchentlich zwei Stunden. Zuletzt wurde für jede der beiden Abteilungen in einer ihrer Fassungskraft angepaßten Weise eine Art geistlicher Exerzitien gegeben. Die erste heilige Kommunion der Kinder, wo immer die Patres mitzuwirken hatten, namentlich aber die der Zöglinge in den eigenen Kollegskirchen wurde mit aller nur erdenklichen Würde und Weihe begangen und war wirklich für alle „der große Tag".

Erfreulichen Aufschwung nahmen in allen drei Schweizer Jesuitenstädten die Sodalitäten. Am meisten Änderung setzte es dabei in Brig ab. Bis dahin hatten daselbst die Studenten keine eigene Kongregation gehabt; den älteren derselben stand es frei, sich an der Männersodalität zu beteiligen. Endlich 1823 wurden zwei besondere Sodalitäten ausschließlich für die Studenten geschaffen, die von der Unbefleckten Empfängnis für die älteren, die zum hl. Aloisius für die jüngeren Jahrgänge. Als Kongregationssaal für die Versammlungen wurde ein Schulzimmer angewiesen. Als Grundsatz wurde hochgehalten, daß nur solche zur Sodalität zuzulassen seien, die durch Lerneifer und tadelloses Verhalten sich empfahlen.

Auch in Freiburg nahmen die Patres sofort nach ihrem Einzug sich der bestehenden Sodalitäten kräftig an; es galt in die von alters her bestehenden Formen neuen Geist einzuhauchen. Bei der Congregatio latina minor, der Sodalität für die jüngeren Schüler,

wuchs der Eifer mit dem Fortschreiten der Jahre. Im Schuljahr 1821—1822 erwarb sie sich bereits hohes Lob. Man machte hier den Versuch, neben den üblichen Sodalitätsversammlungen, noch eigene fromme Zusammenkünfte für eine Auslese der eifrigsten und tüchtigsten Mitglieder zu veranstalten, und zwar getrennt in zwei Gruppen. Die Wirkung auf den Geist der Kongregation war im ganzen eine günstige.

Unter den Werken des Seeleneifers, welche das Andenken der damaligen Jesuiten in der katholischen Schweiz verewigt haben, verdient die heilsame Einwirkung hervorgehoben zu werden, die sie auf das Ursulinenkloster in Brig auszuüben wußten. Das Kloster, dereinst 1673 kurz nach dem alten Kollegium der Jesuiten gegründet und lange in schönster Blüte, hatte, nach der Aufhebung des Ordens seiner Ratgeber beraubt, allmählich einer gewissen Erschlaffung der Ordensdisziplin Einlaß gewährt. Privatbesitz und Jahreseinkommen der einzelnen Schwestern war aufgekommen und mit dem Bande der Gemeinsamkeit auch das der Einheit gelockert. Da gelang es einem Pater, der in dem Kloster die Exerzitien erteilte, die Schwestern zum freiwilligen Verzicht auf ihr Sondereinkommen zu bewegen und das gemeinsame Leben wiederherzustellen. Nachdem dies richtig im Gang, wurde 1826 ein besonderes Triduum gegeben, um die Herzen zur Einigkeit zu stimmen und eine gute Neuwahl für das Amt der Oberin vorzubereiten. Alles gelang nach Wunsch. Der Erfolg war nicht nur für alle trostreich, sondern erwies sich dauerhaft und mit ihm die Dankbarkeit und Anhänglichkeit der Ordensfrauen.

Auch die vier Frauenklöster in Freiburg, die Barmherzigen Schwestern, Zisterzienserinnen, Salesianerinnen und Ursulinen, nahmen bald die Obsorge der Patres in Anspruch, die teils zu jährlichen Exerzitien, teils zu monatlichen Exhorten dahin erbeten wurden.

Wichtiger als solche vereinzelte Arbeiten war die größere Ausdehnung, die allmählich das Werk der Volksmissionen gewann. Von Sitten aus wurde fast in jedem Jahre während der Herbstferien die eine oder andere Mission gepredigt, aber einstweilen fast nur innerhalb des Wallis und für die französische Bevölkerung. Über mehr Kräfte verfügte das Kolleg von Freiburg, das seit 1821 den Patres von

Sitten nacheiferte und dieselben bald überflügelt hatte. Was den von Arbeiten fast erdrückten Jesuiten des Wallis bis dahin hauptsächlich fehlte, waren gute deutsche Prediger, überhaupt Kräfte für die deutsche Volksmission. Nun war 1820 aus Rußland P. Joh. Roothaan gekommen, ein vorzüglicher Kanzelredner und voll Verständnis für das Empfinden des Volkes, dabei in der jugendlichen Kraft seiner 35 Jahre. Er, der sprachkundige Holländer, und ein junger Pater aus Belgien, J. B. Boone (geb. 1794, gest. zu Brüssel 1871), wurden für einige Zeit die Vorarbeiter auf diesem so segensreichen Felde, beide gleich befähigt, auch eine französische Kanzel mit Ehren zu besteigen. An ihnen schulten jüngere deutsche Kräfte sich heran. Für die französischen Missionen hatte die Vorsehung um die gleiche Zeit eine ausgezeichnete Hilfe bereitet. Im September 1820 trat ein savoyischer Priester zu Brig ins Noviziat, P. Alois Geoffroy, zu Chambéry 1793 geboren, der so tüchtig war als Prediger und so erfahren in der Seelsorge, daß man ihn schon im zweiten Jahre seines Noviziats für die Missionen viel verwendete und bald die Leitung der französischen Missionen ganz in seine Hand gab. In fast allen namhafteren Orten des Wallis, öfter auch in ganz abgelegenen kleinen Gebirgsgemeinden, wurden damals die ersten Volksmissionen gepredigt, oft mit ganz wunderbarem Erfolge.

Denkwürdig bleiben in der Geschichte dieser frühesten Missionen vor allem die Arbeiten in Brig, Sitten und Freiburg. In Brig (1821) begnügte man sich vorerst mit Volksexerzitien, die von P. Roothaan und Boone gepredigt wurden. Das Vierzigstündige Gebet, das in den Fastnachtstagen in gewohnter feierlicher Weise abgehalten worden war, diente als Einleitung und Vorbereitung. Am Aschermittwoch begannen die Exerzitienvorträge. Die Studenten hatte man abgesondert; ihnen wurden in andern Räumen von einigen Scholastikern eigene Vorträge gehalten. Gleichwohl war der Zudrang zur Kirche ein ungeheurer. Mochte anfangs mehr die Neugierde vorherrschen, schließlich riß die Beredsamkeit des P. Roothaan alles mit sich fort. Am ersten Fastensonntag war Generalkommunion für die ganze Stadt. Bevor die Messe begann, bestieg P. Roothaan die

Kanzel und sprach warnende Worte über die Vorbereitung und Verfassung, um zum heiligen Gastmahle hinzutreten. Nach dem Hochamt beschloß er die Übungen, wie er auch bei den Missionen zu tun pflegte, mit einer Predigt über die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu.

Auch in Sitten hatte man lange gedacht, sich mit bloßen Volksexerzitien in der Kollegskirche begnügen zu müssen, da Befürchtungen und Schwierigkeiten verschiedener Art einem weitergehenden Unternehmen sich entgegenstellten. Schließlich kam es zur entschlossenen Tat; 1822 fand eine regelrechte Mission statt. Zwei Patres predigten in der Kathedrale französisch, zwei deutsch in der Kollegskirche, aber in den verschiedenen Kirchen zu verschiedener Stunde. Der Bischof mit dem gesamten Kapitel wohnte sämtlichen Predigten bei und begleitete die feierliche Prozession am Schluß. Die Wirkungen dieser Mission werden als ganz außerordentlich geschildert. 22 Beichtväter waren bis tief in die Nacht beschäftigt; zahlreiche Restitutionen fanden statt, Massen von schlechten Büchern wurden zum Verbrennen zusammengetragen. Noch volle acht Tage nach der Mission dauerte der Zudrang zu den Beichtstühlen fort, und es mußte schließlich dem Bitten der Geistlichkeit nachgegeben werden, daß am ersten Sonntag nach Missionsschluß die Missionäre noch einmal zur Aufmunterung der Gläubigen die Kanzel bestiegen. Auch hier hatte P. Roothaan als deutscher Prediger seinen Mann gestellt, wie überall, wo in diesen Jahren im Wallis eine deutsche Mission gegeben wurde. Seine letzte Arbeit dieser Art auf Schweizer Boden war die Mission zu Visp vom 15. bis 25. März 1823, bald darauf mußte die Schweizer Provinz ihn ziehen lassen. Der Ordensgeneral hatte den außerordentlichen Mann zum Rektor des Kollegs von Turin ausersehen; am 23. Juli 1823 trat er daselbst sein neues Amt an.

Im Innern der Provinz hatten sich, während die Arbeiten nach außen in stetem Wachstum sich mehrten, mancherlei Veränderungen zugetragen. Ein Jahr nur nach der Vertreibung der Jesuiten aus Rußland wurde ihnen von der österreichischen Regierung Aufnahme in Galizien gewährt, und nun beeilte sich der dortige Obere, P. Landes, sämtliche Polen, die in der Schweiz Aufnahme gefunden hatten,

dahin abzurufen. Abgesehen von P. Roothaan blieben fast nur einige alte oder kranke Laienbrüder zurück. Dafür brachte aber die gewaltsame Schließung der von Jesuiten geleiteten belgischen Lehranstalten 1825 einen neuen Zustrom tüchtiger und geschulter Arbeitskräfte aus Belgien in die Schweiz zurück, wo sie in den drei Kollegien die beste Verwendung fanden.

Das Ereignis des Jahres 1824 war der Wechsel in der Leitung der Vizeprovinz. P. Nikolaus Godinot, der seit dem Scheiden P. Sineos sechs Jahre hindurch mit unverkennbarem Segen am inneren und äußeren Ausbau der Provinz gearbeitet hatte, wurde 20. Februar 1824 zum Nachfolger P. Richardots als Provinzial von Frankreich ernannt und schied aus der Provinz, für die er ein Mitbegründer und einer der ersten Führer gewesen war. P. J. B. Drach, bis dahin Rektor des Kollegs von Freiburg, folgte ihm als Vizeprovinzial. Die Rektorstelle in Freiburg wurde einstweilen nicht anders besetzt; erst 18. Dezember 1825 wurde einer der tüchtigsten Professoren, P. Joh. Janssen aus Brüssel, der erste Belgier, der 1817 nach dem Wallis gekommen war, für diesen wichtigen Posten ernannt. Im gleichen Jahre 1825 wurde die neu erstehende Gesellschaft Jesu in ihrer Gesamtheit hoch erfreut und geehrt durch die Seligsprechung des ehrwürdigen Laienbruders Alfons Rodriguez. Auf Quinquagesimasonntag 1826 wurde dies in den Häusern der Schweiz durch feierliches Triduum begangen.

Um wenige Monate später fiel der Tod des ersten Novizen, den die Schweiz der Mission geschenkt. P. Franz X. Beeger aus Sitten, seit August 1814 im Orden, ein frommer, seeleneifriger Priester, verstarb im Kolleg seiner Vaterstadt 4. November 1826. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er die letzten Gelübde abgelegt, einen Monat vor seinem Tode hatte er seine Ordensprovinz vollendet gesehen. Im Februar 1826 war der Vizeprovinzial P. Drach nach Rom berufen worden. Als er heimkehrte, brachte er gute Kunde mit. Pater General sei entschlossen, die bisherige „Residenz" von Sitten zum Range eines „Kollegiums" (im Sinne der Gesellschaft), die bisherige helvetische Vizeprovinz zur „Provinz" mit Namen und Bedeutung

einer Provincia Germaniae Superioris zu erheben[1]. Unter dem 13. September fertigte der Ordensgeneral P. Al. Fortis die Urkunde aus, die neue Provinz umfaßte 168 Mitglieder.

In allen Werken der Seelsorge und des Lehramtes, im Eifer, Gutes zu wirken, und in der beharrlichen Kraft, Schweres zu ertragen, war bis dahin die entstehende Ordensprovinz, soweit die Enge des Schauplatzes es zuließ, den Spuren der alten Gesellschaft würdig gefolgt, mit der eine auserwählte Schar greiser Mitglieder, die auch jener ehemals angehört hatten, sie in lebendigem Zusammenhang hielt. Nur in einem konnte sie die geheiligte Überlieferung nicht sofort wieder aufgreifen, in der schriftstellerischen Tätigkeit und wissenschaftlichen Produktion. Mehr als einmal ist dieser Umstand in ungerechter Weise gegen die Schweizer Jesuiten ausgebeutet worden und wurde zum Vorwurf gestempelt, so oft es sich vor 1848 um Wiedereinführung der Jesuiten in Deutschland handelte. Allein bei den Lasten, welche die Jesuiten in der Schweiz auf sich genommen, bei der geringen Zahl ihrer Hilfskräfte und der Kargheit der Mittel waren größere wissenschaftliche Unternehmungen bis dahin von selbst ausgeschlossen. Die beiden Jesuiten, die allein vielleicht aus dieser Zeit als Schriftsteller in Betracht kommen können, sind P. Doller, der volkstümliche Apologet, und P. Lüsken, der Pädagoge. Beide gehören jedoch mehr der alten als der neuen Gesellschaft an. Sonst hat die Schweizer Mission bis zur Erhebung zur Provinz an schriftstellerischen Erzeugnissen fast nur Schulbücher und Andachtsbücher aufzuweisen, und auch diese erschienen fast durchweg ohne Nennung des Autors. Als erste, sicher nachweisbare Druckschrift, die von der Provinz ihren Ausgang nahm, erscheint: „Der Monat Mariens oder der Maymonat zur Ehre Mariens dargestellt den wahren Verehrern derselben. Auszuüben in den Häusern von den Haus-

[1] Der Name wurde 1852 bei veränderten Verhältnissen umgewandelt in „Provinz von Ober- und Niederdeutschland", seit 1853 lautete er einfach „die deutsche Ordensprovinz". Unter dem 2. Februar 1921 erfolgte dann die Teilung in zwei selbständige Ordensprovinzen, die von Oberdeutschland (Germaniae Superioris) und die von Niederdeutschland (Germaniae Inferioris).

bätern, in den Klöstern und auch von sich allein. Gedruckt bey Anton Advocat 1814 und zu finden im Kollegium zu Sitten".

Aber auch schon dieser frühesten Periode gehört eine Reihe tätiger Mitglieder an, deren Namen später schriftstellerisch ehrenvoll bekannt geworden sind. Die PP. Bruno Vercruysse und Kaspar Waser haben schon bald nachher als aszetische Schriftsteller größere Fruchtbarkeit entfaltet, P. Joseph van Hecke als gelehrter Bollandist sich später einen Namen gemacht.

Fehlt es bis zum Zeitpunkt der Errichtung der Provinz an bedeutenden schriftstellerischen Leistungen, so doch keineswegs an merkwürdigen und selbst hervorragenden Persönlichkeiten. Gleich die ersten Häupter der Provinz, Sineo de la Torre, Godinot, Drach und Staudinger waren Männer nicht nur von exemplarischer Tugend und vollendeter Klugheit, sondern auch von seltener Leistungsfähigkeit. Zwei spätere Ordensgenerale, Johannes Roothaan und Petrus Beckx, haben in dieser Zeit der Vizeprovinz als Mitglieder angehört und mit ihr gearbeitet. P. Joh. Janssen, der zum theologischen Lehrbetrieb in der Provinz die erste Grundlage legte, wurde 1830 als Generalsekretär der Gesellschaft nach Rom berufen und wurde Assistent für Deutschland († 1847). In diesem Amte folgte ihm später der aus der Hildesheimer Schule hervorgegangene Belgier Augustin Delacroix. Würdig schließt sich an diese P. Peter van Lil, dem es beschieden war, als erster Provinzial die Gesellschaft in Belgien neu zu organisieren. P. Theodor Neltner und P. Al. Geoffroy standen als Geistesmänner von hoher Erleuchtung schon zu ihren Lebzeiten in großer Verehrung.

Auch Namen von Jesuiten, die in Deutschland nachmals eine gewisse Bedeutung erlangt haben, spielen in dieser frühen Zeit schon eine Rolle. Genannt seien nur die vier Elsässer: Anton Burgstahler, eingetreten 1818 († 1876), Matthias Amon, eingetreten 1820 († 1876), Georg Schlosser, eingetreten 1821 († 1882), Anton Minoux, eingetreten 1823 († 1884).

Trotz aller Rauheit des Klimas und zeitweise drückender Armut waren in den Anfängen der Schweizer Mission die Todesfälle selten.

Der Novizenpater Franz Bucher, der schon bald nach Beginn seines Noviziates krank seine Heimat im Kanton Luzern aufsuchte und dort statt der gehofften Genesung 1816 den Tod fand, blieb für lange Zeit der erste und einzige der Heimgegangenen. Von Januar 1819 bis Januar 1820 folgten dann rasch die drei ehrwürdigen Veteranen P. v. Schaller, 89 Jahre, P. Doller, 70 Jahre, P. Hausherr, 75 Jahre alt. Letzterer hatte noch Anfang November 1818 als neu ernannter Oberer von Sitten das Schuljahr eröffnet, aber schon am 4. Januar 1819 führte ein frommer Tod ihn in die ewige Ruhe ein. Zwei junge Scholastiker aus dem Wallis und einer aus Piemont, sowie zwei aus Rußland zugewanderte bejahrte Laienbrüder machen für diese Zeit neben den PP. Hamacher und Beeger fast die ganze Totenliste aus. Nur zwei Namen verdienen noch besonderer Erwähnung: der fromme Scholastiker Ferdinand Blanc, geboren zu Corbières im Kanton Freiburg, der am 9. Mai 1826 zu Freiburg eines heiligen Todes starb, war eine der Erstlingsblüten, welche das dortige Kolleg der Gesellschaft Jesu 1821 geschenkt hatte, schon als Student ein hervorleuchtendes Beispiel gereifter Tugend. Kaum fünf Jahre Ordensleben waren ihm vergönnt. Vier Jahre vor ihm war eines der ersten und treuesten Mitglieder aus der Schweizer Mission geschieden: P. Michael Zipf, geboren zu Würzburg 1783. Bald nach den ersten Gefährten war er ins Wallis gekommen und hatte treu alle Arbeiten und Leiden mit ihnen geteilt, empfindlicher für ihn als für die andere, da er fast ständig mit schwächlicher Gesundheit zu kämpfen hatte. Still und demütig, immer fleißig und dienstwillig, hatte er sich selbst ganz zum Opfer gebracht, ohne für seine Person jemals in den Vordergrund zu treten. In Sitten wie in Brig hatte er als Lehrer, Prediger, Beichtvater und Seelenführer mit unermüdeter Emsigkeit gewirkt. Er war erst 39 Jahre alt, als er am 20. Mai 1822 den Folgen seiner Überanstrengungen und Entbehrungen erlag. Ihm ward das Zeugnis, daß er in völliger Selbstlosigkeit und über seine Kräfte gearbeitet hatte. Ein kleiner irdischer Lohn mochte es ihm sein, daß er die Schweizer Mission noch als „Vizeprovinz", im schönsten Aufsteigen begriffen, vor Augen sah.

Mit dem Abschluß dieser ersten grundlegenden Periode der jungen Ordensprovinz fällt die fromme Stiftung des Abtes Pankraz[1], des letzten Fürstabtes von St. Gallen, zusammen, der den Jesuiten- als besonderer Freund und Gönner sich erwies. Unter manchen andern hochherzigen Legaten zu Gunsten der katholischen Sache in der Schweiz wandte er durch Urkunde vom 17. Dezember 1824 den Jesuiten eine Summe von 16000 Franken zu, mit der Bestimmung, daß sie dafür alljährlich an zwei Orten der Schweiz eine Volksmission von wenigstens acht Tagen zu predigen hätten. So äußere Umstände dies unmöglich machten, sollten statt dessen 600 heilige Messen dargebracht werden für die dereinstigen Begründer und Wohltäter der untergegangenen Abtei. Die Schenkung kam aus edlem Herzen, aber auch zu guter Stunde. Mit freudigem Danke wurden die Bedingungen angenommen.

[1] Pankratius Vorster, geb. zu Neapel 31. Juli 1753, ins Noviziat aufgenommen 1770, gest. im Kloster zu Muri 9. Juli 1829.

IV. Die „oberdeutsche Provinz" bis zur gewaltsamen Unterdrückung in der Schweiz (1826—1847).

1. Die Fühlung mit Deutschland.

In denselben Wochen des beginnenden Jahres 1826, da am Sitze der Ordensverwaltung in Rom über die Errichtung einer eigenen Provinz für Deutschland die entscheidenden Beratungen stattfanden, vollzog sich in Deutschland selbst ein Vorgang, der in ungewöhnlicher Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf den wiedererstehenden Orden hinlenkte. Unter dem 13. Januar 1826 erließ Herzog Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen eine Kundgebung an seine Untertanen, in welcher er in landesväterlicher Weise, unter allen beruhigenden Zusicherungen, von seiner kurz zuvor erfolgten Rückkehr zur katholischen Kirche Mitteilung machte. Sein Schritt erregte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Bei dem Übertritt des herzoglichen Paares, der 24. Oktober 1825 zu Paris geschehen war, hatte ein französischer Jesuitenpater Dienste geleistet, und der Herzog hatte sich sogleich vom Ordensgeneral einen Jesuiten als Beichtvater und Seelsorger erbeten. P. Roothaan bestimmte dafür P. Petrus Beckx, der im März 1826 von Hildesheim abgeholt und in Köthen ehrenvoll aufgenommen wurde. Das Herzogtum Köthen war von bescheidener Ausdehnung und zählte damals kaum über 32 000 Einwohner. An Katholiken fanden sich unter ihnen etwa sechzig, die schon vorher, ermutigt durch die günstige Gesinnung ihres Herzogs, ein gottesdienstliches Lokal eingerichtet hatten, wohin sie zuweilen fremde Geistliche zur Ausübung der Seelsorge beriefen. Von jetzt an aber hatten

sie tägliche heilige Messe, an Sonn- und Feiertagen Predigt und Christenlehre, überhaupt ein geordnetes Gemeindeleben. Einzelne Übertritte Andersgläubiger blieben in der Folge nicht aus. Doch hatte der Pater dafür die Unduldsamkeit der Bevölkerung reichlich zu erfahren. Anfeindungen und üble Nachreden waren sein Anteil in dem Maße, daß der friedliebende Mann einmal sogar sich genötigt sah, zu den öffentlichen Gerichten seine Zuflucht zu nehmen. Sein Prozeß gegen den Wolfenbüttler Präsidenten, Dr. Hurlebusch, der ihn 1831 des Mordanschlags auf einen protestantischen Prediger bezichtigt hatte, führte zur schmählichen Niederlage des Verleumders.

Zur Zeit, da dieses vorging, befand sich P. Beckx an der kleinen Missionsstelle von Köthen nicht mehr allein, seit 1828 war P. J. B. Devis, der Gefährte seines Noviziates, von Hildesheim her zu ihm gekommen. Eine immer fühlbarer werdende Mißgunst von außen, mehr noch als Leiden an der Gesundheit hatten dahin geführt, daß er in Hildesheim freiwillig den Platz räumte. Unter unverkennbarem Segen arbeiteten nun die beiden alten Freunde gemeinsam, um die kleine Oase katholischen Lebens im kalten Norden recht in Blüte zu erhalten. Katholiken in Nähe und Ferne fanden an ihnen eine Stütze, manche Andersgläubige gelangten durch sie zur Erkenntnis der Wahrheit.

Mitten in das stille Wirken traf am 23. August 1830 jäh der Tod des guten Herzogs Ferdinand. Der edle Fürst hatte für die feste Fundierung der Missionsstation rechtzeitig Vorsorge getroffen und in seinem Testamente sie vervollständigt, auch den Bau einer katholischen Kirche gesichert, die im Rohbau schon Mitte 1831 fertig stand. Da der Herzog keine Nachkommen hinterließ, folgte ihm sein protestantischer Bruder Heinrich im Herzogtum. Die Witwe, Julie von Brandenburg, zog sich nach Wien zurück, wohin auf ihr Verlangen P. Petrus Beckx als Beichtvater sie begleiten mußte. P. Devis harrte an seinem Posten aus und erhielt erst an dem Elsässer P. Leybach, dann an P. J. B. Diviné wieder einen Gefährten. Außer dem eigenen Haushalt hatten die Patres noch die Sorge für eine Anzahl von kleinen Konviktoren, meist Kinder aus Misch-

ehen, die zur Aufsicht und Erziehung ihnen anvertraut waren. Das kleine Konvikt im Priesterhaus zählte 1841 der Knaben 16, im folgenden Jahre 20. Im ganzen waren die katholischen Schulen zu Köthen, die 1827 mit 20 Schülern begonnen hatten, 1841 von 75 Kindern (Knaben und Mädchen) besucht. Die Schulen waren im besten Stand; seit 1830 waren Knaben- und Mädchenschule getrennt.

Den notwendigen Unterhalt für die beiden Schulen wie für das Konvikt im Priesterhaus verdankte man der Hochherzigkeit der verwitweten Herzogin Julie, die nicht abließ, auch von Wien aus noch für die Gemeinde von Köthen zu sorgen. Sie hielt auch immer Mittel bereit, um brave Knaben des Köthener Konviktes, sofern sie gute Anlagen zeigten, an den Schulen von Hildesheim weiter bilden zu lassen.

Der neue Herzog Heinrich war zwar Protestant, aber den Katholiken in seinem Gebiete freundlich gewogen und auch den Missionären zugeneigt. So kam er 1841 mit den Herren seines Gefolges zu der öffentlichen Prüfung der katholischen Knabenschule und spendete den Kindern für ihre Leistungen Lob; 1843 erschien er am Nachmittag des Karfreitag zu den Metten und besuchte dann das Heilige Grab. Gegen die Anfeindungen von protestantischer Seite gewährte er manchen Schutz. Am allermeisten erfreute er die Katholiken durch Wiedergestattung der öffentlichen Fronleichnamsprozession. Denn nicht nur durfte die Gemeinde mit ausdrücklicher Bewilligung der Regierung wieder den feierlichen Umzug mit dem heiligsten Sakrament um die Kirche herum veranstalten, wie 1827—1830 geschehen war, es wurde auch Militär aufgestellt, um Störungen zu verhüten und die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Immer mehr regte sich aber von protestantischer Seite die Gehässigkeit[1], und selbst der gütige Herzog fühlte sich meist nicht stark

[1] Die ruhige und vorsichtige Leichenrede, mit der P. Beckx beim Trauergottesdienst für den Herzog am 3. September 1830 der Tugenden des Verstorbenen gedachte, wurde zum Vorwand für einen Volkstumult, der selbst das Schloß bedrohte und die Herzogin veranlaßte, sich nach Stolberg zurück-

genug, um die Patres gegen alle Anfeindungen in Schutz zu nehmen. Solche gingen mehr aus von der liberalen und ungläubigen Richtung, wie sie im Protestantenverein vertreten war. Dieser hielt in Köthen Versammlungen ab und ging darauf aus, gegen die kleine Katholikengemeinde böse Stimmung zu machen. Um so glücklicher geschah es, daß um diese Zeit ein tüchtiger apostolischer Arbeiter, P. Jos. Deharbe, der Mission von Köthen zu Hilfe geschickt wurde. Denn während P. Diviné, den er ersetzen sollte, als Lothringer mehr der französischen Sprache gewohnt war, stellte P. Deharbe auch für die deutsche Kanzel eine gute Kraft.

Den Machenschaften des Protestantenvereins gedachte P. Deharbe vor allem die Macht des Gebetes entgegenzustellen. Am 30. Oktober 1842 wurde im Kirchlein zu Köthen die Bruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder förmlich und feierlich eingeführt. Sie entzündete nicht nur in der Gemeinde neuen Eifer, sondern gewann bald in ganz Deutschland Mitglieder, so daß das Bruderschaftsbuch von Köthen bald schon 11 000 Namen verzeichnet trug. P. Deharbe hatte sich damit nicht begnügt, sondern zugleich auch eine Schrift über die Andacht, ihre Geschichte und ihren Gegenstand in deutscher Sprache veröffentlicht[1], die rasch in 13 000 Exemplaren über Deutschland hin sich verbreitete. Eine vierte Auflage erschien 1844 in 10 000 Exemplaren. Neue Freude weckte in der kleinen Diasporagemeinde die Einführung der Aloisianischen Sonntage mit ihren Andachten und Predigten. Pater Rektor von Linz a. d. D., P. Joh. Nep. Stoeger, hatte ein schönes Aloisiusbild dafür zum Geschenk geschickt. Zur selben Zeit bereiteten die Salesianerinnen von Dietramszell für das Kirchlein zu Köthen eine Weihnachtskrippe. Die Knaben der katholischen Schule übten fleißig die Weihnachtslieder und bereiteten fromme kleine Dialoge über das Jesuskind vor. Das brachte dann

zuziehen, bis der neue Herzog persönlich in Köthen erschienen war, die Ordnung aufrechtzuhalten.

[1] Unterricht über die Andacht zu dem allerheiligsten Herzen Jesu und Mariä und über deren Bruderschaften. Nebst einigen bezüglichen Gebeten und Gesängen (Cöthen 1842).

in den Weihnachtstagen reges Leben und große Freude. Der Sakramentenempfang um diese Zeit war im Vergleich zum Vorjahre geradezu verdoppelt.

Trotz all solcher Bemühungen war im ganzen der Eifer der Gemeinde keineswegs so, wie die Patres ihn gewünscht hätten. Dem ersten Aufflackern des guten Willens folgte eine allmähliche Erschlaffung; die protestantische Umgebung wirkte erkaltend. Wiederholt war das der Gegenstand der Beratung und die Sorge der Obern. Doch durch die Schulen geschah noch immer Gutes: die kleine Pflanzstätte katholischen Lebens blieb erhalten, und Köthen bildete noch immer einen Ort der Zuflucht für rat- oder trostsuchende Seelen im kalten Norden.

Die Station Köthen war anfangs dem Kolleg von Keulenburg angegliedert gewesen, verblieb aber auch nach der Loslösung der niederländischen Häuser bei der deutschen Ordensprovinz. Ihren höchsten Stand erreichte sie gerade in den Jahren, in welchen die wenigen Vertreter, die sonst der Orden noch auf deutschem Boden zählte, hinweggenommen wurden. In Hildesheim verstarb 1841 der hochverdiente P. Lüsken, ein Greis von 91 Jahren, der letzte Überlebende aus der „alten Gesellschaft". P. Michael Granderath, der letzte der Düsseldorfer Jesuiten, seit 1832 der belgischen Provinz angegliedert, schied vielbetrauert 1842. Ihm folgte im Tod 1845 zu Dresden P. Bartholomäus Gracchi, einer der alten „Väter des Glaubens Jesu". Außerhalb Köthens weilte nun kein Jesuit mehr dauernd auf deutschem Boden.

Die Rolle der unscheinbaren norddeutschen Missionsstation darf nach alledem nicht gering angeschlagen werden. In dem gleichen Augenblick, da 1826 der deutsche Zweig des wiedererstandenen Jesuitenordens, bisher in zwei gastlichen Schweizerkantonen fast versteckt, als „die oberdeutsche Provinz der Gesellschaft Jesu" den Provinzen aus fremden Nationen gleichberechtigt an die Seite trat, öffnete sich ihr eine staatlich und rechtlich anerkannte Stellung in einem deutschen Fürstentum und wandten mit einem Male die Augen von ganz Deutschland der bisher unbeachteten kleinen Ordenskörperschaft sich

zu. Deutsche Jesuiten übten von da an in Köthen und von Köthen aus in den verschiedenen deutschen Staaten ihre Wirksamkeit, auch dann noch, als alle bisherigen Vertreter des Ordens in Deutschland sonst vom Schauplatze verschwunden waren. Bei der Auflösung der Station Köthen im Frühjahr 1848 hatten bereits wieder andere Jesuiten an verschiedenen Orten Deutschlands Unterkunft gefunden. Im Hinblick auf die Station Köthen liegt es demnach vor Augen, daß von der ersten Errichtung der Ordensprovinz 1826 an bis zur Ausweisung derselben aus dem neugegründeten Deutschen Reiche 1872 die Ordensprovinz das ihr von der Vorsehung anvertraute Arbeitsfeld, wenn auch in geringer Ausdehnung, doch wirklich bebaut hat. Ebenso offenbar ist anderseits, daß schon vermöge der Missionsstation Köthen die Blicke der Schweizer Jesuiten auf Deutschland als das Arbeitsfeld der Zukunft gerichtet bleiben mußten.

Das Nächste im Erstarkungsprozeß der deutschen Ordensprovinz war die allmähliche Loslösung von fremden Elementen. Bis dahin hatten die Patres aus Belgien und Holland für die Provinz vorzügliche Kräfte gestellt und große Dienste geleistet. Sie hatten mit den Patres der Schweiz in bester Eintracht gelebt und dank ihrer Rührigkeit und Gewandtheit viele der wichtigeren Posten und ansehnlicheren Professuren in den Häusern der Schweiz bekleidet. Als daher 1832 eine eigene belgische Provinz aufgerichtet und infolge dessen alle Niederländer in ihre Heimat zurückgerufen wurden, bedeutete dies für den Augenblick einen einschneidenden Verlust. Es trug jedoch dazu bei, die Provinz, bis heran aus so ganz verschiedenartigen Elementen zusammengeschmolzen, mehr und mehr zu einer wirklich deutschen werden zu lassen.

Wohl begriff dieselbe noch immer viele Mitglieder aus der Schweiz und dem Elsaß in sich, deren Muttersprache das Französische gewesen war, und für Besetzung der zahlreichen Stellen in den Kollegien und Konvikten sah man sich bei dem Mangel an Kräften noch vielfach auf die Aushilfe angewiesen, die vonseiten der französischen Provinz entgegenkommend geleistet wurde. Allein der Kern der Provinz bestand aus Deutschen, ein Großteil der Zöglinge waren

Deutsche, und das Bewußtsein wurde stets wach erhalten, daß die deutsche Ordensprovinz zur Arbeit für Deutschland bestimmt und berufen sei. Von Bayern her war auch der Zuzug von Ordenskandidaten immer ein bemerkenswerter gewesen. Im Jahre 1836 zählte man im Noviziate vier Priester aus Bayern. Schon unter den ersten zehn Pilgervätern, die das Werk in Sitten begründen halfen, hatten drei dem Territorium der Krone Bayerns angehört: P. Staudinger aus Oberbayern, P. Zipf aus Würzburg und Br. Furtmüller aus Bayrisch-Schwaben[1]. In Bayern zählte die Gesellschaft Jesu noch immer viele Freunde und Gönner. Der bayrische Gesandte in Turin, Herr v. Obery, war während der zwanziger Jahre ein häufiger Besucher des Kollegs von Brig und dort als Hausfreund betrachtet. Zahlreiche angesehene Familien Bayerns, auch solche vom höchsten Adel, entsandten ihre Söhne zur Erziehung in das von den Jesuiten geleitete Konvikt zu Freiburg.

Zwei Männer gab es in der Provinz, deren Augen unausgesetzt auf Bayern gerichtet waren und die sich von dem Gedanken kaum lossagen konnten, daß dort für die junge Ordensprovinz der richtige Wirkungskreis sich erschließen werde. Bei P. Joseph Deharbe, der oft in Bayern weilte und mit trostreichem Erfolge daselbst arbeitete und dem überall ein außerordentliches Vertrauen entgegengebracht worden war, hatte sich eine ausgesprochene Vorliebe für Land und Leute gebildet, so daß die Hoffnung auf Bayern ihm zur Herzenssache geworden war. P. Staudinger, einer der angesehensten Männer der Provinz, ging von der klaren Überzeugung aus, daß die Provinz, wenn auf die Schweiz beschränkt, niemals genügenden Zuwachs an Kräften und nicht einmal die materiellen Mittel aufbringen könne, die zu einer gedeihlichen Entwicklung erforderlich wären. Ihm schien es ein Gebot der Notwendigkeit, irgendwo in Deutschland für die Ordensprovinz Boden zu gewinnen, und dies war zur Zeit nur möglich im katholischen Bayern, dem er ja selbst entstammt war.

---

[1] Auch in Rußland waren zu Anfang des Jahrhunderts viele Laienbrüder aus Bayern in die Gesellschaft eingetreten.

Von dem verhängnisvollen Jahre 1830 an, da infolge der politischen Umwälzungen das Bestehen der Jesuitenhäuser in der Schweiz ständig bedroht blieb, bis zum Jahre 1845 spinnen Bemühungen, Verhandlungen, Pläne und Hoffnungen sich unablässig fort, die auf Niederlassungen in Bayern abzielten. Schon im Sommer 1834 bezeichnet P. Staudinger die demnächstige Zulassung in Bayern als „sehr wahrscheinlich" bevorstehend. Die Bemühungen gingen von der Stadt Landsberg aus, wo früher ein Noviziatshaus der Gesellschaft Jesu bestanden hatte. Das ehemalige Kollegsgebäude war von der Stadt angekauft worden, in der Absicht, es den Jesuiten zu übergeben. Der Antrag war gemacht. Baron Westernach nahm sich der Sache mit großem Eifer an, Fürst Oettingen-Wallerstein, damals Minister des Innern, zeigte sich günstig und ließ große Hoffnung[1]. P. Jakob Roh wurde im Herbst 1835 als Begleiter von Zöglingen nach Bayern geschickt, um an Ort und Stelle alles einzusehen. Er hatte nur Günstiges zu berichten. Im Juli des gleichen Jahres war Bischof Albert v. Rieg von Augsburg in Begleitung des Benediktinerabtes Barnabas Huber nach Freiburg gekommen und hatte mit großem Interesse die Einrichtungen in Kolleg und Konvikt eingehend geprüft. Sein Bericht an den König lautete günstig. Eine Huldigungsadresse, welche die aus Bayern stammenden Zöglinge des Pensionates bei dieser Gelegenheit dem König überreichen ließen, wurde gnädig aufgenommen. Auf das Bittgesuch der Stadt Landsberg antwortete jedoch der König ausweichend und vertröstend. Man erfuhr unter der Hand, daß er 1835 von einem Professor der Münchner Universität eine Denkschrift über das Verhältnis von Benediktinern und Jesuiten habe ausarbeiten lassen. Noch 1838 sprach Bischof Reisach von Eichstätt die zuversichtliche Erwartung aus, daß die Jesuiten schon bald ein Pensionat in Bayern würden eröffnen können. Als im Frühjahr 1839 Ludwig I. wieder nach Rom kam in Begleitung des der Gesellschaft wohlgesinnten Grafen Karl Seinsheim, erbat sich der Ordensgeneral P. Roothaan eine

[1] In einem späteren Stadium der Angelegenheit unter dem Ministerium v. Abel galt Oettingen-Wallerstein als Gegner.

Audienz. Sie wurde sehr entgegenkommend bewilligt, fand 18. Mai auf der Villa Malta statt und hinterließ beim Ordensgeneral freundliche Eindrücke. Der König hatte u. a. mit viel Verständnis von den radikalen Umtrieben in der Schweiz gesprochen und erklärt, sollten die Jesuiten gewaltsam aus der Schweiz verjagt werden, so wolle er sie alle in sein Land aufnehmen. Während desselben Romaufenthaltes hatte der König der Kanonisationsfeier des hl. Franz von Hieronymo aus der Gesellschaft Jesu mit Interesse beigewohnt, und P. Roothaan hatte die Aufmerksamkeit, sowohl an den König wie an den Grafen Seinsheim Reliquien des Heiligen zu übersenden. Auch dies wurde freundlich aufgenommen.

Nur wenige Monate später, im Herbst 1839, reichte Graf Rechberg das Bittgesuch ein um Zulassung der Jesuiten in Bayern. Der König erhielt es in Neapel und überwies es zur Begutachtung an Minister v. Abel, der dem Plane sehr geneigt war. Zu Beginn 1840 schrieb Reisach aus Eichstätt, der neue Bischof von Passau beabsichtige die Wallfahrt zu Altötting wieder wie in alter Zeit der Pflege der Jesuiten zu übergeben.

Wohl verlautete zuweilen auch etwas von abgeneigten Äußerungen des Königs. Man wußte ja, daß auch von gegnerischer Seite an dem Fürsten gearbeitet werde. P. Roothaan hatte selbst in Rom Belege dafür in Händen. Trotzdem blieb noch immer gute Aussicht. Der Münchner Nuntius berichtet im Januar 1844 an den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini von der ausdrücklichen Erklärung, die der König ihm gegenüber abgegeben habe: Wenn die Bischöfe Bayerns die Einführung der Jesuiten verlangen, so werde er ganz gewiß sich nicht widersetzen. Als nun daraufhin im Februar 1844 Bischof Reisach ein ausdrückliches Bittgesuch in diesem Sinne an den König richtete, konnte man sich der besten Hoffnung hingeben.

Seit 1834 war es ziemlich ausgemacht, daß man in Bayern zunächst mit einem Noviziatshaus und einem Pensionat, vorerst nur mit den unteren Lateinklassen, beginnen werde. Der Provinzial hatte dazu bereits die Vollmachten, die geeigneten Männer wurden dafür ausgesucht, die geeigneten Stellen für eine Niederlassung in Er-

wägung gezogen. Nebst Landsberg kamen Günzburg, Kaufbeuren, Mindelheim und Augsburg in Frage, wo geräumige Kollegsgebäude bereits vorhanden waren. Günzburg, wo früher ein Kollegium der Piaristen gewesen war, hatte seinerseits ein Bittgesuch an den König gerichtet.

Als die Entscheidung des Königs sich noch immer hinauszögerte, wurden die verschiedenen Wege erörtert, wie einstweilen einer förmlichen Zulassung vorgearbeitet werden könnte[1]. Zu verschiedenen Zeiten waren drei verschiedene Wege ins Auge gefaßt. Zuerst war der Plan, einige tüchtig begabte Scholastiker an der Universität München Studien machen zu lassen, doch so, daß ein Pater von Erfahrung und Autorität zur Leitung ihnen an die Seite gegeben würde. Dann wieder schien es geratener, einige Patres von Ansehen, deren wissenschaftlicher Ruf bereits begründet war, in München Aufenthalt nehmen zu lassen, um an der dortigen Bibliothek zu arbeiten und sich Freunde zu erwerben. Schließlich aber ging die Absicht dahin, ein paar tüchtige Prediger und Exerzitienleiter irgendwo in Bayern, am besten in München, unterzubringen, welche für die außerordentlichen Seelsorgearbeiten in den verschiedenen Diözesen den Bischöfen zur Verfügung stehen sollten.

Sehr kühl stand diesen Absichten auf Bayern von Anfang an P. Beckx gegenüber, der vermöge seines Verweilens in Wien in die deutschen Verhältnisse besseren Einblick hatte. Er warnte immer wieder, die Patres würden in Bayern, wenn auch obrigkeitlich zugelassen, die Freiheit der Bewegung nicht haben; er wies hin auf die ausgesprochene Gegnerschaft des herrschenden Professorentums und prophezeite Schwierigkeit über Schwierigkeit.

Auch P. Roothaan war in seinen Erwartungen sehr zurückhaltend. Zwar betonte er oft und oft, daß die Provinz für das Arbeits-

[1] Diesen Bestrebungen der deutschen Ordensprovinz, völlig unabhängig von derselben, lief ein Plan der Provincia Franciae zur Seite, der darauf abzielte, zu Zweibrücken in der bayrischen Pfalz eine Niederlassung zustande zu bringen. P. Chable, zur Zeit Superior in Straßburg, weilte in dieser Angelegenheit 1844 einige Zeit in München.

feld in Deutschland bestimmt, sich für dasselbe vorbereiten und ausrüsten müsse. Er verlangte, daß die deutsche Sprache eifrig gepflegt, die in Deutschland erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften von den Professoren studiert, die in Deutschland im Schwange gehenden Irrtümer und falschen Richtungen im Unterricht gehörig berücksichtigt werden müßten. Im übrigen vertraute er der göttlichen Vorsehung. Beharrlich blieb er bei dem Standpunkte, den er dem Provinzial P. Staudinger gegenüber 18. Februar 1834 ausgesprochen hatte: „Was Deutschland betrifft, so halte ich dafür, da Sie mich nach meiner Ansicht fragen, daß wir der göttlichen Vorsehung folgen, nicht aber ihr voraneilen sollen und nur mit kluger Voraussicht uns vorbereiten müssen, damit, wenn einmal der Wink von Gott an uns ergeht, wir antworten können: Ecce adsumus. Aber unsre Sache ist es nicht, uns aufzudrängen, vielmehr die Sache anderer, uns herbeizurufen. Möge dies geschehen, wann es der Wille Gottes ist!"

Elf Jahre später schrieb der Ordensgeneral an P. Minoux, damals Rektor von Schwyz (31. Oktober 1845): „Ob die Hoffnung, die Sie noch auf den König von Bayern zu setzen scheinen, begründet sei, das bezweifle ich sehr. Jedenfalls ist es nicht mein Rat, daß jetzt in dieser Zeit von uns aus ein Versuch gemacht werde." Noch kurz vor der Katastrophe, die dem Bestande der Provinz in der Schweiz ein Ende machte, 18. Mai 1847, tröstete er P. Staudinger, damals Rektor und Novizenmeister in Brig: „Die geringe Zahl von Novizen, das einzige, worüber Sie klagen, scheint mir auf verborgene Absichten Gottes hinzudeuten. Ganz gewiß sind die gegenwärtigen Verhältnisse Deutschlands nicht derart, daß in nächster Zukunft eine Ausbreitung unsrer Provinz dahin erhofft werden könnte. Es kann für uns aber auch nicht mehr unklar sein, daß es zum Besten unsrer Gesellschaft war, wenn wir bis jetzt heran vom Boden Deutschlands ausgeschlossen geblieben sind."

An Aussichten und Einladungen hatte es, von Bayern ganz abgesehen, keineswegs gefehlt. Der Apostolische Vikar Mauermann hatte schon 1827 zwei Jesuitenpatres für die Seelsorge in Sachsen verlangt, 1834 drang der Münchner Nuntius mit großem Nachdruck

darauf, daß die Missionsstation Anhalt-Dessau von den Jesuiten übernommen werden müsse. Wäre es nicht gelungen, den Blitz abzulenken, so wären ähnliche Berufungen auf Missionsstationen des Nordens bald gefolgt, für die man in jener schwierigen Anfangszeit die Kräfte nicht verfügbar hatte. Abermals 1835 bewarb sich der Apostolische Vikar von Sachsen um einen Pater für Leipzig, und auch P. Gracchi hätte bei zunehmendem Alter gern einen Gehilfen bei sich in Dresden gehabt. Von Fulda aus wünschte man 1837 einen Jesuitenpater als Direktor eines theologischen Konviktes, und fast um die gleiche Zeit schrieb Dr. Eduard Michelis, Sekretär des Erzbischofs von Köln, Klemens August beabsichtige in Köln, Bonn und Düsseldorf Jesuitenniederlassungen einzurichten und sei bereits mit dem Provinzial von Belgien in Verhandlung getreten.

In Frankfurt a. M. wollte der Deutschmeister Erzherzog Max 1839 die Pfarrei Sachsenhausen mit Jesuiten besetzen, und gleichzeitig drängte der Pfarrer Hedler von Frankfurt, in dortiger Stadt ein Jesuiten-Pensionat zu eröffnen. Die Anerbietungen lauteten so dringend, daß der Ordensgeneral die Abordnung eines Paters zur genaueren Untersuchung an Ort und Stelle anzuordnen für gut fand. Die meisten dieser Anerbietungen hatten für den Augenblick Hoffnungen erweckt, und manchmal schien deren Verwirklichung unmittelbar bevorstehend; aber bald war wieder alles im Sande zerronnen.

Dies hinderte jedoch die Jesuiten nicht, auch jetzt schon in mannigfacher Weise den geistigen Nöten Deutschlands zu Hilfe zu kommen. Zu Ende des Schuljahrs 1836 hatte P. Deharbe einige Zöglinge des Freiburger Pensionates nach München zurückbegleitet. Der eigentliche Zweck der Reise war jedoch, um für eine Anzahl von Geistlichen Herren im Priesterhaus von St. Johann die Exerzitien zu geben. P. Fr. X. Huber, ein geborener Münchner, der einige Jahre zuvor als Priester in die Gesellschaft eingetreten war und wußte, was seinem Vaterlande not tat, hatte die Sache glücklich vermittelt. Das gleiche wiederholte sich im September 1837. Aus freien Stücken waren dreizehn Priester zusammengekommen, unter ihnen ein Greis von über

80 Jahren, ehemals regulierter Chorherr. Als kurz darauf die Stellen des Regens und des Subregens im Seminar von Freising neu besetzt werden mußten, traf es sich, daß beide aus der Zahl jener Dreizehn auserwählt wurden. Damit war den Exerzitien auch innerhalb des Seminars von Freising der Weg geöffnet, wo sie erst den rechten Aufschwung nehmen konnten. Die jährlichen Besuche in München und Freising setzten sich daher in der Folge immer weiter fort, und andere Diözesen Bayerns folgten dem Beispiel von München-Freising, so daß P. Deharbe bald in ganz Bayern heimisch war.

Bei Bayern allein blieb es nicht. Einzelne Priester der Diözese Hildesheim kamen ab und zu nach Köthen, um unter Leitung den Exerzitien obzuliegen. P. Deharbe fand schließlich am Pfarrhause von Nörthen, nicht weit von Göttingen, den geeigneten Ort, um auch eine Anzahl Priester zugleich zu den heiligen Übungen zu vereinigen. Als 1844 Herzogin Julie für einige Monate zu Besuch nach Köthen kam und auch P. Beckx ihren Beichtvater dahin mitbrachte, konnte P. Deharbe sich ungeteilt seinen apostolischen Ausflügen hingeben. Bischof Dammer von Paderborn berief ihn für seine Priester auf das Eichsfeld, der Bischof von Hildesheim zog ihn in seine Bischofsstadt; überall fand er vertrauensvolles Entgegenkommen und dankbare Ernte.

Noch von anderer Seite war während dieser Jahre die oberdeutsche Provinz ihrem deutschen Arbeitsfelde nähergerückt. Dadurch, daß eine Anzahl Elsässer, und namentlich einige eifrige Seelsorgepriester aus dem Elsaß, sich der Ordensprovinz angeschlossen hatten, waren regere persönliche Beziehungen zum Elsaß von selbst gegeben, und damit kamen auch Einladungen zu außerordentlichen Seelsorgearbeiten. Die dreiwöchige Mission von Rosheim, die am 1. November 1837 begann, eröffnete eine glänzende Reihe der erfolgreichsten Arbeiten. Der Bischof von Straßburg, Lepappe de Trévern, war nicht nur diesen Arbeiten günstig, sondern übertrug auch selbst in seiner Bischofsstadt und sogar auf der Münsterkanzel den beiden Patres ehrende Aufgaben. Ungestört predigten die Jesuiten in Straß-

burg und Mülhausen, gaben in den geistlichen Anstalten Exerzitien und hielten Volksmissionen in deutschen und französischen Gemeinden. Es war eine ungewohnte Erscheinung seit der Thronbesteigung Louis Philipps, aber allenthalben waren die Erfolge überaus tröstliche[1]. Ein Umstand jedoch gab diesen Arbeiten besondere Bedeutung. Mehrere dieser Missionen fanden statt in Ortschaften nicht fern von der badischen Grenze, und scharenweise kam das gute Volk aus Baden herüber, trotz des Winters und trotz der schlechten Wege, um der Gnaden der Mission sich teilhaft zu machen. Auf dem Heimweg betete man gemeinsam laut den Rosenkranz. Über all die Anstrengungen und Opfer, welche die braven Leute bringen mußten, hörte man keine Klage, wohl aber klagten sie laut darüber, daß sie in ihrem eigenen Lande solche Stärkung und Tröstung in ihrer heiligen Religion sich nicht verschaffen könnten. Dieser Zustrom des katholischen Volkes aus Baden und die musterhafte, ja bewunderungswürdige Haltung, die es dabei bewahrte, gaben den Missionen im Elsaß das eigentümliche Gepräge.

Im Herbst 1839 traf es sich, daß ein alter Bauer aus dem Badischen, Bernhard Eckert, auf der Heimkehr von der Wallfahrt nach Einsiedeln Gelegenheit fand, der Volksmission beizuwohnen, welche gerade von Jesuitenpatres im Dorfe Arth abgehalten wurde, und er folgte den Missionären noch zu einer zweiten Mission nach Sattel. Hingerissen von dem, was er erlebt, zog er über den Wohnsitz der Patres Erkundigungen ein. Diese gehörten dem Kolleg von Freiburg an, wohin sie nach getaner Arbeit sich zurückziehen mußten. Solange aber die Missionsarbeit währte, hatten sie ein Absteigequartier im Priesterhause von Steinerberg unweit Schwyz. Der alte Badener suchte nun den Pfarrer von Steinerberg auf und drang in ihn, auf jede Weise für die kommende Zeit die Patres noch bei sich zurückzubehalten. Für alle Kosten wollte der Bauer einstehen. Wirklich wurde vom Pater Provinzial die Erlaubnis erwirkt, daß zwei der Missionäre den Winter über in Steinerberg bleiben könnten. In-

[1] Vgl. J. Guerber, Bruno Franz Leopold Liebermann (Freiburg 1880) 378—381.

zwischen war der alte Eckert spornstreichs zum damaligen Generalvikar und Weihbischof der Freiburger Diözese, Hermann v. Vicari, gezogen, um von diesem die Gestattung einer Volksmission in der badischen Heimat zu erbitten. Dies war jedoch mehr, als der wohlgesinnte Prälat in seiner schwierigen Stellung hätte gestatten können. Da beschlossen die Bauern untereinander, die Volksmission, die man ihnen in Baden nicht gewähre, sich auf Schweizer Boden zu verschaffen. Um Weihnachten 1839 war der alte Eckert in Steinerberg wieder zur Stelle. Für Februar wurde alles verabredet. Der Pfarrer übernahm es, für die Unterkunft der Leute zu sorgen. Am bestimmten Tage im Februar trafen die Leute ein.

Es war ein grimmig kalter Winter. Die Fricktaler, aus deren Reihen die meisten Teilnehmer wären zu erwarten gewesen, waren in offenen Streit geraten mit der Behörde und mußten zurückbleiben. Aber noch immer zählte die Schar der Pilger 200 Köpfe, Männer, Weiber, Greise und Kinder. Manche waren zwanzig und dreißig Stunden weit zu Fuß daher gekommen. Auch ganz arme Leute waren unter ihnen, denen die Wohlhabenderen den Zehrpfennig gegeben. Sie waren zusammen wie eine einzige Familie. Ein Greis war mitgekommen, der schon 75 Lebensjahre hinter sich hatte; eine Frau, die ihren Gatten sterbenskrank zu Hause lassen mußte. Der Sterbende selbst hatte sie dazu gedrängt: er könne ruhiger sterben, wenn er sie auf der „heiligen Fahrt" begriffen wüßte. Die Leute wurden teils in den zwei Wirtshäusern des Ortes, teils in Privathäusern untergebracht, und die Mission nahm ohne jede Störung ihren Verlauf. Der Eifer, die Frömmigkeit und Empfänglichkeit dieses guten Volkes hatten etwas Rührendes. Mit unbeschreiblicher Freudigkeit wurde die Mission geschlossen. Andenken wurden an alle ausgeteilt, dann ging es noch zur Wallfahrt nach Einsiedeln.

Der Abschied war nicht vorübergegangen ohne Verhandlungen über eine zweite Mission für die Badener noch im gleichen Jahre 1840. Die Missionäre, welche durch feste Bestellungen schon gebunden waren, konnten wenig Aussicht lassen. Daher benutzten die Schwarzwälder Bauern eine Mission, die im April zu Galgenen am Zürichsee ge-

predigt wurde, und kamen in großen Scharen zu derselben herbei. Inzwischen aber war durch unerwartete Verschiebungen eine geeignete Zeit für die Badener gewonnen worden, und im Mai 1840 konnte eine zweite badische Volksmission in Steinerberg abgehalten werden. Diesmal waren 400 Gläubige aus dem Badischen dazu hergekommen, unter ihnen auch Männer von Ansehen und Einfluß. Aus einer der beteiligten Ortschaften hatte jedes Haus und jede Familie wenigstens einen Vertreter senden wollen. Am 26. Juli 1840 konnte noch eine dritte Mission für die Badener abgehalten werden, diesmal zu Wollerau, das mehr Raum bot. Es war notwendig, hierauf zu achten, denn diesmal waren es der Teilnehmer schon 600. Eine vierte Mission konnte im Mai 1841 für die Badener gepredigt werden, auch diesmal wieder zu Wollerau im Kanton Schwyz. Ein gute Anzahl von Elsässern hatte sich angeschlossen, so daß die Zuhörerschaft sich auf 700 belief.

Wie hier so boten auch in den folgenden Jahren die deutschen Kantone der Schweiz vielen Hunderten, ja Tausenden von Gläubigen der Erzdiözese Freiburg Gelegenheit, sich der Belehrungen und Tröstungen der Volksmissionen teilhaft zu machen, wenn auch meistens nur um den Preis großer Anstrengungen und Opfer. Über weitere Arbeiten im Elsaß steht nicht viel fest, doch konnte 1844 in Berwyler von den deutschen Jesuiten eine vollständige deutsche Mission gepredigt werden.

Missionsarbeit für Deutsche war es auch, was im Frühjahr 1841 P. Neltner nach Paris führte. Der Erzbischof selbst hatte ihn vom Pater Provinzial begehrt, um für die massenhaft in der Weltstadt ansässigen Deutschen einmal Fürsorge zu haben, und er stellte ihm für sein Wirken sogleich die Notre-Dame-Kirche zur Verfügung. Eine große Schwierigkeit bestand aber, diese armen Deutschen, großenteils Lohnarbeiter, aus der ganzen großen Stadt zu Predigt und Unterricht zusammenzurufen. Die einzige mögliche Zeit dafür war Sonntagabend zu später Stunde. Unverdrossen begann indes P. Neltner am ersten Fastensonntag 1841 mit der bescheidenen Zuhörerschaft, die man hatte zusammenbringen können, seine Arbeit. Er wußte

gleich das erste Mal die Zuhörer so zu elektrisieren und in Begeisterung zu versetzen, daß schon am nächsten Sonntag die Zahl der Hörer mehr als verdoppelt war, und so ging es dann beständig anwachsend voran, von Sonntag zu Sonntag. Großen Eindruck machten dabei die altbekannten deutschen Kirchenlieder, die P. Neltner anstimmen und singen ließ. Er erntete die trostreichsten Früchte, und als er am Weißen Sonntag seine Arbeit vollendet hatte, stand es beim Erzbischof fest, daß für die Deutschen in Paris eine eigene Seelsorge eingerichtet werden müsse. Damit war der Weg gebahnt für das Werk, das P. Charmillot bald nachher schon in die Hand nehmen sollte. P. Neltner aber eilte weiter nach Lyon, wo er 3000 deutsche Katholiken ansässig fand. Hier war es leichter, die Zuhörer zu sammeln, und hier konnte der Pater an vierzehn aufeinanderfolgenden Abenden regelrechte Volksexerzitien für die verlassenen Deutschen predigen, reich an Frucht und Trost für Priester und Herde.

So hatte die Provinz, eingeschlossen wie sie war in einigen Kantonen der Schweiz, doch bereits auf verschiedenem Wege Fühlung gewonnen mit Deutschland als dem Lande ihrer Bestimmung, und alles wies darauf hin, daß in der Richtung nach den deutschen Ländern zu ihr Wirkungskreis schon bald sich erweitern werde.

2. Das Noviziat in Stäffis (1826—1836).

Die Übernahme des Provinzialates durch P. Drach bezeichnete einen kräftigen Zug voran. Als bisheriger Rektor von Freiburg hatte er klar erkannt, daß das Kolleg St-Michel, seit sechs Jahren den Händen der Gesellschaft anvertraut, für die höheren Studien der Scholastiker ein richtigerer Platz sei als das abgelegene kleine Brig. Im Februar war er ernannt, am 31. Mai 1824 hatte er die Verhandlungen zu gutem Ende geführt und die Genehmigung des Staatsrates von Freiburg erlangt. Mit 30 Scholastikern wurde im Herbst desselben Jahres der Anfang gemacht. Nicht ohne Besorgnis waren die einleitenden Schritte geschehen. Noch bestanden in der Stadt und im Kanton feindliche Gegenströmungen, und die Behörde selbst wagte nicht, die Angelegenheit vor den Großen Rat zu bringen. Im Schoße

der Regierung aber fand man Verständnis und Entgegenkommen. Es wurde vereinbart, daß die Scholastiker in der Eigenschaft als Konviktoren ins Kollegium aufgenommen und für jeden jährlich 500 Franken an das Kuratorium des Kollegs entrichtet werden sollten. Der Einzug des Scholastikates hatte seinen Schatten vorausgeworfen, er war jedenfalls schon länger in Erwägung gestanden. Gerade ein Jahr zuvor hatte man das zum Kolleg gehörige Landhaus Marsens, wo bis dahin alles öd und brach gelegen, wieder instand gesetzt und wohnlich eingerichtet; seit Herbst 1823 war es im Gebrauch.

Zur Zeit, da dies geschah, berieten die Obern bereits auch über eine Verlegung des Noviziates. Ein Hauptgrund dafür war die Rauheit des Klimas in Brig, das sich tatsächlich manchen schädlich erwiesen, auf manche auch abschreckend gewirkt hatte. Gewiß fielen aber auch noch andere Momente ins Gewicht. Die Schwierigkeit war nur, den richtigen Ort zu finden. Außerhalb der Schweiz war bei der damaligen Lage an eine Niederlassung nicht zu denken, innerhalb der Schweizer Grenze hatten nur erst zwei Kantone, Wallis und Freiburg, sich den Jesuiten geöffnet. Für P. Drach war es ausgemacht, daß auch für das Noviziat der Kanton Freiburg der richtige Boden sei. Mit allem Eifer begab er sich auf die Suche, 16 verschiedene Häuser waren nacheinander in Frage gewesen, bis schließlich ein ehemaliges Schloß in St-Aubin die entscheidenden Stimmen für sich gewann. Die Verhandlungen über den Ankauf waren im Gange und bereits dem Abschluß nahe, als am 4. Oktober 1825 der Regens des Freiburger Seminars, Jos. Gottofrey, beim Provinzial erschien mit einer Einladung des Magistrats von Stäffis, das Noviziat in der dortigen Gemeinde zu errichten, wo ein alleingelegenes, geräumiges Haus zu sofortigem Ankauf zur Verfügung stehe.

Der Vorschlag, durch einen Zufall angeregt, aber vonseiten der Bürger von Stäffis mit großem Ernst betrieben, kam überraschend und fast ungelegen; er bot jedoch so viele günstige Seiten, daß die Entscheidung nicht lange zweifelhaft war. Stäffis war sechs Meilen

von Freiburg, an der Grenze des Kantons gelegen, freundlich hingestreckt am Ufer des Neuchâteler Sees. Es erfreute sich eines milden gesunden Klimas ebenso wie eines fruchtbaren Bodens. Dazu kam die wohlgeneigte Gesinnung der Bevölkerung. Das Haus, das zum Kaufe angeboten wurde, ein früheres Kloster der Minimen, entsprach zwar den Anforderungen nicht, dafür fanden sich aber dicht beim See zwei private Anwesen, welche genügenden Raum zu weiterer Ausdehnung gewährten und um mäßigen Preis erworben werden konnten.

Unter dem 29. Oktober 1825 wandte sich die Gemeinde Stäffis an die Regierung des Kantons mit dem Ersuchen, der neuen Niederlassung keine Schwierigkeit in den Weg zu legen; und am 8. November erfolgte die Eingabe des Provinzials. Man konnte bei diesem Anlaß schon deutlich den Umschwung beobachten, der sich seit dem ersten Einzug der Patres in der öffentlichen Meinung vollzogen hatte. Da die beiden Bürgermeister von Freiburg mit jedem Jahre wechselten, hatte man jetzt nicht mehr mit dem befreundeten Phil. de Gottrau zu tun, sondern mit Jos. de Werro, der bis dahin den Patres gegenüber Kühle an den Tag gelegt hatte und öffentlich als ihnen wenig geneigt galt. Trotzdem begegnete der Antrag allenthalben nur Wohlwollen und Ermutigung. Unbedenklich wurde diesmal die Angelegenheit dem Großen Rate unterbreitet und am 20. Januar 1826 war die Genehmigung erteilt. Ausbedungen war nur, daß das Haus zu Stäffis seine eigene Verwaltung führen und mit der Administration des staatlichen Kollegs St-Michel nichts gemein haben sollte.

Das Legat des Abtes Pankraz von St. Gallen zu Gunsten der Jesuiten kam eben recht, um für den Neubau die nötigen Mittel zu liefern. Pater General überwies dasselbe an das neue Noviziat. So standen die Dinge, als der Vizeprovinzial P. Drach im Februar 1826 nach Rom berufen wurde, um dort die Erhebung der bisherigen Vizeprovinz zur eigentlichen Ordensprovinz für Oberdeutschland entgegenzunehmen. Die neue Provinz begann also mit der Neuerrichtung des Noviziats. Im April 1826 wurde der Ankauf

der beiden in Aussicht genommenen Anwesen vollzogen, am Pfingstmontag 16. Mai durch den Pater Rektor des Kollegs von Freiburg, Joh. Janssen, der erste Stein in die Erde gelegt. Ein Jahr später, nachdem während des Winters der Bau geruht, am 17. Mai 1827, als die Mauern bereits ein gutes Stück über den Boden hervorragten, fand erst eine feierliche Grundsteinlegung statt. Sie wurde vollzogen durch den Pfarrer von Stäffis, Joh. Jos. Charpentier, im Verein mit dem Kanonikus Phil. Chaney, an welchem die Jesuiten in Stäffis den treuesten und eifrigsten Gönner gefunden hatten; der gesamte Klerus des Städtchens nahm an der Feier teil. Am 30. Oktober 1827 stand das Haus so weit vollendet, daß es für Auswärtige geschlossen und die Klausur eingeführt wurde.

Für eine gute Zahl Bewohner war im voraus gesorgt. Noch während der Bau in seinen Anfängen, im Herbste 1826, hatte der Magistrat von Stäffis an Pater Provinzial das Ansinnen gestellt, die im Verfall befindliche Lateinschule des Ortes mit zwei Jesuitenpatres zu besetzen. P. Drach ging darauf ein, und am 7. Dezember 1826 traten die PP. Peter Bernard und Ludw. Gilliodts in die neue Stelle ein. Solange der Bau währte, hatten sie ihre Wohnung im Schulhaus, die Verköstigung im Freundeshaus bei Kanonikus Chaney. Ihre Tätigkeit begannen sie zwar mit nur zwölf Schülern, allein schon im Herbste 1827 war deren Zahl mehr als verdoppelt und neben der Schule bot die Seelsorge ein dankbares Arbeitsfeld. Die beiden Magistri waren fleißig im Beichtstuhl und auf der Kanzel, führten die sonntägliche Christenlehre ein und erzielten tröstliche Erfolge mit der Feier der sechs Aloisianischen Sonntage.

Mit Anfang November 1827 begann die Auswanderung der Novizen aus Brig, die am 9. November in Stäffis ihren Einzug hielten. Am Abend dieses Tages wurde das Haus eingesegnet, folgenden Tages die Hauskapelle eingerichtet und Sonntag den 11. November zum ersten Mal daselbst das heilige Opfer gefeiert. Das Fest des hl. Stanislaus, zwei Tage später, fand alle beisammen. Rektor und Novizenmeister war P. Staudinger. Außer den beiden Professoren für die Stadt zählte das Haus 3 Patres im dritten

Probejahr und 3 Priester im Noviziat. An sie schlossen sich 14 Scholastikernovizen und 7 Laienbrüder, zwei derselben Novizen. Vorerst also war das neue Haus nur zur Hälfte besetzt, aber das Noviziat wie das dritte Probejahr waren in stetiger Zunahme; im Herbste 1828 begann man mit 50 Insassen, ein Jahr später war das Noviziatshaus von Stäffis mit 56 Köpfen die zahlreichste Ordensgemeinde der Provinz; im Herbste 1833 waren sie bis auf 63 angewachsen, und man litt bereits an Übervölkerung.

Dem Bau des Hauses war der einer eigenen Kirche sogleich gefolgt, und am 7. Dezember 1828 konnte der Pater Provinzial die Einsegnung derselben vornehmen. Das Gotteshaus, 60 Fuß lang, 30 Fuß breit, 35 Fuß hoch, wies drei marmorne Altäre auf; der Hochaltar war der Himmelfahrt Mariä, die Seitenaltäre den Jugendpatronen, den hl. Aloisius und Stanislaus, geweiht. Die Beichtstühle, anfänglich zwei, mußten schon bald auf vier vermehrt werden, zu denen ein fünfter für Schwerhörige hinzukam. Eine Vorhalle wurde an dem Toreingang der Kirche 1829 angebaut, das an die Sakristei anstoßende Fremdenzimmer, durch dessen Wand man Fenster in die Kirche brach, zum Teil als Chörchen eingerichtet, von dem aus die Novizen dem Gottesdienst beiwohnen konnten. Kein Jahr verging, ohne daß die Kirche an Zierde oder an Zweckmäßigkeit der Einrichtung etwas gewann, doch konnte sie nach Aufstellung der neuen Orgel 1833[1] als vollendet und wohleingerichtet gelten.

Für das Haus ergaben sich der baulichen Veränderungen in der Folgezeit nur wenige und unbedeutende. Wohl aber baute man entlang der Gartenmauer eine gedeckte Wandelhalle, ein großer Schuppen wurde im Garten errichtet mit verschiedenen Arbeitsräumen; ein ansehnliches Stück Ackerboden wurde dem See abgewonnen und mit einer Mauer eingefaßt. Einen nicht unerheblichen Übelstand hatte man bei der Anlage des Hauses etwas zu leicht genommen. Der alte Brunnen war nicht gut. Zwar hatte man beim Hausbau auch diesen neu gegraben und instand gesetzt, allein er gab so schlechtes

[1] Bis dahin hatte man von der Congregatio latina in Freiburg eine ältere Orgel zum Gebrauch entlehnt.

und schmutziges Wasser, daß man vorzog, das Wasser des Sees für den täglichen Gebrauch zu filtrieren. Nach langem vergeblichen Suchen gelang es endlich 1832, auf eine neue Wasserader zu stoßen. Der Brunnen, in den sie gefaßt wurde, erhielt, damit er nie gefriere, seinen Platz in der Küche[1]. Geduldigen Suchens hatte es auch bedurft, ehe ein passendes Landhaus als Erholungsstätte gefunden war. Das Gewünschte bot sich 1831 in einem hübschen Anwesen, das dreiviertel Meilen von Stäffis anmutig auf einem Hügel gelegen war, und das man in Miete nehmen konnte. Eine Hauskapelle wurde daselbst eingerichtet, und bald erfreute sich das Erholungsheim großer Beliebtheit. Als hiermit der Bestand des neuen Kollegiums zur allseitigen Vollendung gediehen war, hatte P. Staudinger längst aufgehört Rektor zu sein. Im Januar 1830, während er krank daniederlag, traf ihn die Ernennung zum Provinzial. An seiner Stelle war P. Nik. Godinot zum Rektor und Instruktor des dritten Jahres in Stäffis ernannt. Dieser, der Vorgänger des P. Drach in der Leitung der Vizeprovinz, war seit 1824 Provinzial für Frankreich gewesen und kehrte nach vielen Mühen, Sorgen und Leiden jetzt in seine Provinz zurück. Als Novizenmeister in Stäffis wurde ihm P. Geoffroy, der nach langer Abwesenheit aus Savoyen in den Dienst der eigenen Provinz zurückgerufen war, an die Seite gegeben.

War auch die geistliche Heranbildung des Ordensnachwuchses die Hauptaufgabe des neuen Hauses, so blieb doch das Augenmerk der Obern auch den Werken der äußeren Seelsorge zugewendet. Man benützte jede Gelegenheit, solche zu übernehmen, und zeitweise wurden Klagen laut, daß diese Gelegenheiten nur zu selten seien. In Stäffis selbst waren neben der sonntäglichen Christenlehre die Vorbereitung der Erstkommunikanten, die Abhaltung der Fasten- und Maipredigten, die Aloisianischen Sonntage den Jesuitenpatres vorbehalten.

[1] Merkwürdigerweise ergaben sich ganz parallele Schwierigkeiten bei Eröffnung des Noviziatshauses in Exaeten (Holland) seit Dezember 1872, wo noch nach Jahren das Wasser filtriert werden mußte und der Hauptbrunnen gleichfalls in der Küche angebracht war. Auch dort gelang es endlich nach Jahren, auf eine gute Wasserader zu stoßen.

An der Pforte des Hauses in Stäffis wurde der Speiseverteilung an die Armen täglich eine kleine Christenlehre vorausgeschickt. Mit vielem Erfolg wurde auch hier das Ausleihen guter Bücher in den Dienst der Seelsorge gestellt. Die Nachfrage wurde immer stärker, und immer neue und größere Anschaffungen waren erfordert. Der Andrang der lesebegierigen Klienten war oft so zahlreich, daß die Obern vor dem Sprechzimmer einen Anbau errichten ließen, um die Wartenden gegen üble Witterung zu schützen.

Die kleine Lateinschule schritt trotz der bescheidenen und stets schwankenden Schülerzahl befriedigend voran. Auf Antrag des Magistrats ließ sich der Provinzial bereit finden, vom Herbste 1830 an noch einen dritten Magister anzustellen für Humanität und Rhetorik. Die Anstalt, in drei Schulen eingeteilt, umfaßte somit die sämtlichen sechs Klassen des alten Gymnasiums. Dazu stand die Schülerzahl allerdings in großem Mißverhältnis. Die 30 Köpfe des Jahres 1830 mehrten sich zwar rasch auf 40 und hielten sich für einige Jahre auf dieser Höhe, aber schon 1835 wurde die dritte Lehrstelle wieder abgeschafft und die Zahl der Klassen auf vier zurückgeführt. Eine Visitation der Schule durch drei Abgeordnete der Regierung im Jahre 1834 brachte für ihre Leistungen ehrende Anerkennung. In diesem Jahre wurde auch zum ersten Mal bei der Schlußfeier ein Theaterstück aufgeführt, was in der Folge beibehalten wurde. Der Preisverteilung hatte man von Anfang an große Feierlichkeit verliehen. Mit dem Verhalten der Schüler konnte man durchwegs zufrieden sein. Die Patres ließen es aber auch an Sorge um dieselben nicht fehlen. Mittellose Studentchen wurden im Kolleg verköstigt. Zur Studentenmesse am Sonntag kam regelmäßig eine den Hörern angepaßte Ansprache. Vorzüglich bewährte sich die Marianische Kongregation. Trotz des guten Geistes unter den Studenten zögerten die Patres lange, ehe sie es wagten, der Eröffnung des Schuljahres dreitägige Exerzitien vorauszuschicken. Im Herbste 1835 wurde ein erster Versuch gemacht; die Frucht übertraf die Erwartungen.

Jahr für Jahr war die Zahl der in Stäffis neu eintretenden Novizen eine gute gewesen und eine Zunahme im ganzen unverkennbar,

in Anbetracht aber der steigenden Bedürfnisse der Provinz konnte sie immer noch recht mäßig erscheinen. Um so mehr fällt in die Augen, daß die Obern streng auf Auswahl hielten. Entlassung ungeeigneter Novizen, ebenso wie Aufschub der ersten Ordensgelübde begegnen verhältnismäßig häufig. Im übrigen bewährte sich Stäffis als Heimstätte des Noviziats vortrefflich. Die Neueintretenden hatten das Glück, hier ausgezeichnete Männer als Obere zu finden, und reichliche Anregung zu allem Guten. Auch von hier aus, wie früher von Brig, wurden die Pilgerreisen gemacht, die gewöhnlich einen der Wallfahrtsorte der Schweiz zum Ziele hatten. Die jugendlichen Pilger sahen sich allenthalben, auch bei den Protestanten, wohlwollend aufgenommen; viele Liebe und Ehre erwies man ihnen namentlich im Pruntruter Gebiet.

In der Kollegskirche von Stäffis selbst hatten die Novizen das vielfältige und erfolgreiche Wirken der älteren Patres vor Augen und konnten sich erheben an den begeisterten Eindrücken und erschütternden Erlebnissen, welche die Heimkehrenden von den apostolischen Wanderfahrten mit zurückbrachten. Dazu brachte aber fast jedes Jahr noch neue außerordentliche Begebenheiten, von welchen die jugendlichen Geister nicht unberührt bleiben konnten. So war es eine große Sache, als nach der Herstellung der politischen Ordnung in Belgien drei Novizen zugleich mit einem holländischen Pater unter Anführung des P. Roullier nach Belgien aufbrachen, um dort das Noviziat wieder neu zu begründen. Im Mai 1834 reiste P. Eschè von Stäffis aus in die vor kurzem eröffnete Mission von Syrien. Großen Eindruck machten auch einige Todesfälle. Der erste, der im Haus von Stäffis starb (Januar 1830), war der Laienbruder Georg Joseph Scherer aus Konstanz. Er hatte früher in Berlin gelebt als verheirateter Mann. Nachdem er Frau und Kinder durch den Tod verloren, war er in Polen in die Gesellschaft Jesu eingetreten, dann mit den übrigen aus Rußland vertrieben worden und fand jetzt als hochbejahrter Greis seine letzte Ruhestätte am Neuchâteler See. Ein anderer Laienbruder, Phil. Jak. Zerr, folgte ihm im April 1831. Er war früher Scholastikernovize gewesen und hatte die Studien

einschließlich der Rhetorik durchgemacht. Da er als weniger geeignet entlassen werden sollte, hatte er durch inständiges Bitten erreicht, als Laienbruder in der Gesellschaft verharren zu dürfen. In den letzten Augusttagen 1834 begrub man in Stäffis einen jungen französischen Pater, Theodul Fressencourt aus Rosoi (de l'Aine), der eben am Abschluß seines dritten Probejahres stand. Er hatte an mehreren Volksmissionen mitgearbeitet und war gerade erst ins Kolleg zurückgekehrt, als die Krankheit ihn erfaßte, die ihn rasch hinwegnahm. Kurz nach seinem Begräbnis, 5. September, reiste ein Landsmann des Verstorbenen, P. Gentil, der mehrere Jahre Minister des Kollegs von Stäffis gewesen war, in neuer Eigenschaft nach Toulouse ab. Aber auch er erkrankte; am 10. Oktober schied er in Lyon aus diesem Leben.

Schon seit 1828 hatte die Zahl der französischen Ordensgenossen in den Häusern der Schweiz sich beträchtlich gemehrt. Dies nahm noch zu seit der Julirevolution 1830, wo viele aus Frankreich flüchteten. Stäffis als nächstes Haus der Gesellschaft jenseits der Grenze wurde natürlich stark davon berührt. Manchmal hatte man zwanzig Flüchtlinge auf einmal zu Gast, und viele derselben blieben längere Zeit. Erst allmählich gelang es, sie auf die verschiedenen Häuser der Provinz zu verteilen. Einen Zuwachs brachten die französischen Patres für das dritte Probejahr. Aber um die aus Frankreich ankommenden Novizen aufzunehmen, bot Stäffis keinen Raum; für sie wurde im Herbst 1831 zu Brig wieder ein eigenes Noviziat begonnen, drei ältere Novizen aus französischem Sprachgebiet, die der oberdeutschen Provinz angehörten, zogen mit ihnen dahin. Das Kolleg von Stäffis begrüßte in jenen bewegten Tagen auch noch manche andere französische Gäste. Der Kardinal de Rohan, Erzbischof von Besançon, kam wiederholt zu Besuch. Endlich gegen Ende des Schuljahres 1834 konnten alle Franzosen in ihr Land zurückkehren. Nur vierzehn junge Patres sammelten sich nochmals in Stäffis, um dort unter P. Godinot ihr drittes Probejahr zu bestehen.

Die freundschaftlichen Besuche vonseiten des Bischofs wie des Bürgermeisters von Freiburg, welche die Jahrbücher von Stäffis

mehrmals zu verzeichnen haben, und die Erweise von Wohlwollen und Vertrauen, welche vonseiten des Stadt- und Diözesanklerus den Patres entgegengebracht wurden, könnten den Eindruck erwecken, als ob das Haus Stäffis die ersten zehn Jahre hindurch in stets ungetrübtem Frieden sich habe entfalten können. Und doch blieb auch hier der Himmel nicht ganz von Wolken frei.

Seit 1830 gingen revolutionäre Zuckungen durch fast alle Kantone der Schweiz. Auch im Staate Freiburg kam es zu Unruhen und Wirren. In Stäffis dachte man schon an Flucht und Sicherstellung der Habe. Kaum schienen sich in Freiburg die Wogen wieder zu glätten, als im Nachbarkanton Neuchâtel die Aufregung stieg. Was zurückbleiben mußte, war ein stetiges Gefühl der Unsicherheit und der bedrohten Zukunft.

Aber auch innerhalb des friedlichen und im ganzen wohlgesinnten Städtchens fehlte es nicht an kleinen Häkeleien, wie nur die Enge der Verhältnisse und des kleinbürgerlichen Gesichtskreises sie verstehen lassen. Bei Anstellung der ersten Lehrer an der Lateinschule 1826 hatte der Provinzial zum Lebensunterhalt für jeden Mann als erfahrungsgemäß notwendig jährlich 400 Franken verlangt, der Magistrat von Stäffis sich auf 300 Franken versteift. Schließlich einigte man sich im Kompromiß auf 350 Franken als Jahreseinkommen für einen Lehrer der Lateinschule. Als der Magistrat 1830 einen dritten Lehrer für die Schule verlangte, erklärte er sich bereit, von nun an die 400 Franken für jeden zu entrichten, aber schon 1832 petitionierte er wieder um Herabsetzung auf 320 Franken. In solchen Dingen gab der Provinzial mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel der Gemeinde gutmütig nach, indem er nur den rechtlichen Anspruch sich vorbehielt. Aber nicht immer wurden die Patres mit entsprechendem Hochsinn von der Gemeinde gelohnt. Als es sich 1828 darum handelte, einen kleinen Streifen Land, der für das Anwesen wertvoll gewesen wäre, von der Gemeinde käuflich zu erwerben, stieß man trotz der eifrigsten Unterstützung durch den Kanonikus Chaney auf hartnäckigen Widerstand. Neuen Zwist gab es bei Vollendung der Kirche. Es erwies sich als unvermeidlich,

den Eingang derselben durch einige Stufen mit der Straße zu verbinden. Dies sollte den Patres vonseiten der städtischen Behörde verwehrt bleiben. Doch erhob sich jetzt die öffentliche Meinung so nachdrücklich zu ihren Gunsten, daß das Verbot zurückgenommen wurde. Freunde und Wohltäter übernahmen auf ihre Kosten die Errichtung der Stufen. Einige Jahre später, 1836, wurde auch der Ankauf jenes Streifens Land zwischen dem Haus und der Landstraße aux chambrettes, worum 1828 so heiß gerungen worden war, zu einer nützlichen Anlage ohne Schwierigkeit wohlwollend gewährt.

Ähnlich löste sich ein kleiner Kirchenstreit mit dem Pfarrer einige Jahre später in Wohlgefallen auf. Nach der Übernahme der Lateinschule durch die Patres 1826 hatten die Studenten unter Aufsicht ihrer Lehrer regelmäßig dem Pfarrgottesdienst beigewohnt. Als dann 1828 die Kirche des Kollegs eröffnet wurde, sahen die Patres in ihrem eigenen Gotteshaus einen besondern Gottesdienst für die Studenten vor. Der Pfarrer betrachtete dies als Beeinträchtigung seiner Rechte und zeigte sich gereizt. Als der Provinzial den Fall vor den Bischof brachte, entschied dieser zu Gunsten der Kollegskirche. Um jedoch zum Frieden zu kommen, vermied man es, von dem äußersten Rechte Gebrauch zu machen, sondern schlug dem Pfarrer einen Ausgleich vor: an bestimmten hohen Festtagen sollten die Studenten am Pfarrgottesdienst teilnehmen; an gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen bleibt es bei der bisherigen Ordnung. Aber während der Zeit des Pfarrgottesdienstes müssen die Studenten in den Schulzimmern sich aufhalten zum Studieren. Damit kehrte für jetzt die Ruhe zurück. Nur wenige Jahre später, 1831, wurde auf Antrag des Pfarrers selbst die Abmachung wieder aufgehoben und nur bestimmt, daß bei größeren Prozessionen die Schüler unter Führung ihrer Lehrer sich beteiligen sollten.

Andere Kämpfe gab es noch, bald wegen neuer Schulbücher, welche die Eltern nicht bezahlen wollten, bald wegen des Schulgeldes, das der Magistrat eintrieb, bald wegen der schlechten Schulräume, welchen der Magistrat nicht abhelfen wollte. Endlich nach

vielen Bemühungen gelang es 1836, das verhaßte Schulgeld zu Fall zu bringen und die einstweilige Verlegung der Klassenzimmer durchzusetzen. Zugleich wurde jetzt wieder jedem der Lehrer ein Jahresgehalt von 400 Franken zubestimmt.

Während all dieser Jahre waren mit der Einwohnerschaft des Kollegs mannigfache Veränderungen vor sich gegangen. Die Dinge hatten sich in Stäffis so günstig angelassen, daß man willens war, künftig auch das Juniorat für die Scholastiker dort einzurichten. Im Herbst 1829 blieben also elf Novizen, welche ihre Probejahre glücklich vollendet hatten, zur Weiterausbildung in den humanistischen Fächern im Kolleg zurück. Sie erhielten ihren eigenen Pater Minister und Pater Spiritual, mußten von den Novizen Absonderung einhalten und hatten das Vorrecht, da in Stäffis damals ein Landhaus noch nicht gefunden war, die vierzehntägigen Ferien mit den Scholastikern von Freiburg auf deren Landhaus Marsens zu verbringen. Die Verpflanzung des Juniorats nach Stäffis bot mancherlei Vorteile. Da die Patres des Hauses zum Teil krank, zum Teil durch auswärtige Arbeiten in Anspruch genommen waren, ließ man die in der Fastenzeit üblichen Passionspredigten von den jungen Scholastikern halten[1]. Sie befriedigten so sehr, daß man ihnen auch einige Monate später die Predigten für die sechs Aloisianischen Sonntage ruhig übertragen konnte. Aber die Herrlichkeit des Juniorates von Stäffis dauerte nicht lange. Stäffis war überfüllt, und im Herbst 1831 mußten die zweitjährigen Novizen die Wanderung ins Juniorat nach Brig wieder aufnehmen.

Ein zweites Mal wurde mit dem Juniorat in Stäffis der Versuch gemacht, sobald durch den Abzug der französischen Ordensbrüder wieder Raum dafür gewonnen war. Im Herbst 1834 blieben acht der zweitjährigen Novizen als Juniores im Kolleg, zwei Scholastiker kamen von Freiburg her dazu, und die Einrichtungen wurden wieder getroffen wie das vorige Mal. Auch jetzt ließ man bei bestimmten

[1] In Brig war es schon seit der Fastenzeit 1822 Brauch, die Exempla Quadragesimalia, die an den Sonn- und Feiertagen der Fasten stattfanden, durch Scholastiker halten zu lassen.

Gelegenheiten die jungen Ordensmänner in der Kirche predigen, was um so tieferen Eindruck machte, da fast alle aus Stäffis selbst gebürtig waren. Dies verlieh ihren Predigten an den sechs Aloisianischen Sonntagen vermehrte Anziehung, aber auch größere Wirkung. Einer der Scholastiker, der neunzehnjährige Lorenz Chaney, hatte schon am Fest der Unbefleckten Empfängnis mit gutem Erfolg gepredigt. Da nun bald nachher seine Schwester als Ordensfrau eingekleidet werden sollte, drängten die Nonnen, daß er auch für diese festliche Gelegenheit die Predigt übernehmen möchte. Da der Bischof zustimmte, geschah es so, nicht ohne Rührung und reichliche Tränen der Zuhörer. Das Juniorat nahm sehr guten Fortschritt. Wenn es trotzdem auch diesmal das zweite Jahr in Stäffis nicht überdauerte, so hing dies mit andern großen Änderungen in den Verhältnissen der Provinz zusammen.

Das Tertiat, das von Anfang an mit dem Noviziat in Stäffis eingerichtet wurde, konnte nicht auf zahlreichere Teilnehmer rechnen, erhielt jedoch Zuwachs aus der französischen Provinz. Im Herbst 1829 konnte es mit sechs Köpfen eröffnet werden, Herbst 1830 zählte es deren zwölf, im Herbst 1833 erreichte es seine höchste Zahl mit vierzehn.

Aber auch die Novizen, für die Stäffis besonders ausgewählt und eingerichtet war, sollten sich der Vorzüge dieses schönen Hauses nicht lange erfreuen. Im November 1831 hatte das Noviziat einige Ableger nach Belgien entsenden müssen; kurz zuvor im gleichen Jahre waren drei der Insassen im Geleite der französischen Novizen nach Brig gezogen. Mit Rücksicht auf das Überwiegen des französischen Elements im Hause von Stäffis[1] wurde 1833 die Einteilung dahin abgeändert, daß alle deutschen Novizen ihr Noviziat in Brig, die französisch

[1] Der Rektor P. Godinot und der Novizenmeister P. Geoffroy waren des Deutschen nicht mächtig, und trotz der hervorragenden Eigenschaften dieser verehrungswürdigen Geistesmänner schuf dies für die deutschen Ordenskandidaten manche Schwierigkeit. P. Roothaan hatte schon lange zuvor den Provinzial gemahnt, mit der Zeit wieder auf die Wahl eines deutschen Paters als Novizenmeisters bedacht zu sein.

Redenden in Stäffis zu vollenden hätten. Damit war dem Noviziat von Stäffis der Todesstoß gegeben. Denn der französisch redenden Novizen zählte die Provinz nicht eben viele, und der Zudrang solcher zur oberdeutschen Provinz war kein starker. Es blieb auch immer die Möglichkeit, einzelne, die sich etwa meldeten, in Mailand oder in Avignon das Noviziat durchmachen zu lassen; ein eigenes Noviziat nur für französisch redende Novizen war mithin in der Provinz kein Bedürfnis. Den Franzosen aber öffnete sich die Heimat wieder. So kam denn mit Ende des Schuljahres 1836 der Entschluß zur Reife, das gesamte Noviziat der Provinz wieder nach Brig zu verlegen und das Haus von Stäffis einer andern Verwendung anzupassen.

3. Die Konvikte Brig — Freiburg — Stäffis.

a) Brig.

Unter allen Betätigungen, welche die Patres im Dienste ihres Berufes auf sich nahmen, war von Anfang an eine Quelle der Freude das kleine Konvikt in Brig, das durch Eifer und guten Geist reichlich ersetzte, was an Kopfzahl ihm abging. Daß die Zahl der Konviktoren sich nicht rasch vermehrte, lag an nichts anderem als den beschränkten Raumverhältnissen und den beschränkten Mitteln, welche einen Neubau nicht zuließen. Endlich gedieh 1823 der Entschluß zur Reife, das Wohnhaus des Barons v. Stockalper in Miete zu nehmen und die Räume den Bedürfnissen des Konviktes anzupassen. Infolgedessen wuchs schon im Herbst 1824 die Zahl der Zöglinge von 40 zu 86 an; bald war das erste Hundert überschritten, 1829 zählte man 140 Interne, für die kleine Lehranstalt und im Verhältnis zu der bescheidenen Schar der Externen eine sehr namhafte Zahl.

Die der Obsorge der Patres anvertrauten Kinder, aus fast allen Ländern Europas zusammengewürfelt, erfuhren hier eine sehr sorgsame Überwachung und Herzensbildung. Die Jahresberichte erzählen nicht nur von religiösem Eifer und Opfersinn, sondern erwähnen auch Beispiele heldenmütiger Überwindung schon bei zartem Alter und

wetteifernde Beteiligung an Werken der Wohltätigkeit. Der Ort Biel war 1827 durch eine Lawine zerstört worden; sogleich veranstalteten die Zöglinge eine Sammlung für die unglücklichen Bewohner. Das Ergebnis dieser einen Sammlung betrug mehr als die Spenden des gesamten „Zenten Brig". Ein anderes Mal erfuhr man im Konvikt, daß ein mittelloser Schüler des Kollegs, zugleich Mitglied der Marianischen Kongregation, in der Stadt krank daniederliege. Zwei Zöglinge wurden abgeordnet, nach dem Kranken zu sehen und ihm im Auftrag der Mitzöglinge eine gute Unterstützung in die Hand zu drücken. Als die Abgesandten bei der Rückkehr von der Dürftigkeit erzählten, in welcher sie den Kranken gefunden hätten, wurde sogleich noch einmal gesammelt, und diesmal betrug die Spende das Dreifache.

Es wurde aber auch nichts unterlassen, den religiösen Sinn der Zöglinge heilsam anzuregen. Öftere Ansprachen, abendliche Novenen zur Vorbereitung auf hohe Feste, und die mit großem Ernst abgehaltenen viertägigen Exerzitien wurden durch außerordentliche Veranstaltungen bei besondern Anlässen fast in jedem Jahre noch wirksam unterstützt. Seit 1829 wurden für die Gereifteren unter den Konviktoren wöchentlich zwei Vorträge über die Glaubenslehren gehalten nach Art öffentlicher Konferenzen, welche den Religionsunterricht des Kollegs noch ergänzten.

Auch der Studieneifer der Zöglinge wurde rege erhalten durch geistige Wettkämpfe unter den verschiedenen Klassen (concertationes), durch Fleißkarten, durch feierliche Akademien vor gewählter Zuhörerschaft und schließlich durch die Preisverteilung für das Konvikt, die neben der Preisverteilung des Kollegs einherging.

Die plötzliche Schließung von acht Jesuitenkollegien in Frankreich durch die königlichen Ordonnanzen im Juni 1828 hatte zur unmittelbaren Folge, daß mit einem Male das Kolleg von Brig mit zuströmenden französischen Zöglingen sich überschwemmt sah. Natürlich zog mit der großen Zahl und dem hitzigen Blut der jungen Franzosen anfangs auch einige Unordnung ein, und es mußte kräftig zu Entlassungen geschritten werden, um den alten Geist des Hauses zu

wahren. Mit Rücksicht auf die große Zahl der französischen Zöglinge ward aber die Änderung eingeführt, daß von nun an auch die Rhetorik für die Franzosen gesondert in den Räumen des Konviktes gegeben wurde.

Nicht wenige der Zöglinge gehörten hohen Familien des deutschen oder französischen Adels an; der Herzog v. Caylus (Jos. Franz Xaver Robert de Lignerac) wird besonders genannt. Reichlich vertreten war der rheinisch-westfälische Adel; von den damaligen Briger Konviktoren sind nachmals besonders bekannt geworden Freiherr v. Waldbott-Bornheim-Bassenheim und Freiherr Wilhelm v. Ketteler, der gefeierte Bischof von Mainz. Das brachte dem Städtchen viele vornehme Besuche, was hinwieder das Ansehen der Patres in den Augen der Bevölkerung hob. Auch der Kirche des Kollegs und besonders der Kongregationskapelle floß bei solchen Gelegenheiten manche Wohltat zu. Ein besonderer Ruhm des Kollegs war seine trefflich geschulte Musikbande, die oft eine Rolle spielte. Als der neu ernannte Bischof Roten 1830 in Sitten inthronisiert werden sollte, lud er den Rektor des Kollegs von Brig zu der Feier ein, ausdrücklich aber auch die Musikbande des Konviktes.

Durch alles dies hatte das Konvikt neben dem Kolleg eine wachsende Bedeutung erlangt, und Gründe der Zweckmäßigkeit führten 1830 dahin, daß man beide Anstalten voneinander loslöste und jeder ihre selbständige Verwaltung und Haushaltung zugestand. Als dies geschah, hatte jedoch das Konvikt seinen Zenit bereits überschritten, und rasch sank die Zahl der Zöglinge.

Das Emporkommen des Kollegs von Chambéry, das die italienischen Jesuiten ins Leben gerufen hatten, machte sich fühlbar. Dies hinwieder brachte einen Entschluß zur Reife, vor dem man lange zurückgeschreckt war. Seit Jahren litt das Konvikt, während es nach außen den besten Ruf bewahrte, an finanziellen Nöten. Viele der Zöglinge waren kostenlos oder zu ermäßigten Preisen verpflegt worden, bei nicht wenigen war der Pensionspreis ausgeblieben. Alle Beratungen und Reformversuche vermochten die vorhandenen Schwierigkeiten nicht zu heben. Die einst so blühende Anstalt war zum Gegenstand der Sorge geworden.

Da mit dem Abzug der Flüchtlinge aus Frankreich 1833 im Kolleg die Räume wieder frei wurden, kündigten die Patres die Miete des Stockalperschen Hauses, und sämtliche bisherige Zöglinge ohne Ausnahme wurden verabschiedet. Dafür wurde in den alten Kollegsräumen auf veränderter Grundlage ein kleines Konvikt neu ins Leben gerufen. Mit zwölf sorglich ausgewählten Knaben machte man den Anfang. Sie waren überwacht durch einen Pater als Regens, dem ein Präfekt und für die körperliche Pflege der Knaben noch ein Laienbruder zur Seite standen. In dieser Neugestaltung blieb von nun an das Konvikt fortbestehen, viel größere Ausdehnung hat es nie mehr erlangt. Die Zöglinge lebten an der Seite der Patres wohl behütet und überwacht; sie galten gleich Kindern des Hauses.

b) Freiburg.

Auf das kleine Pensionat in Brig konnte man leicht verzichten bei dem außerordentlichen Aufschwung und weltweiten Ruf, den ein anderes nicht weit entfernt gelegenes Konvikt binnen weniger Jahre gewonnen hatte. Es war das berühmte Pensionat von Freiburg, damals und noch auf lange hinaus einzig in seiner Art, gleich dem von Brig unter Leitung der deutschen Ordensprovinz und auf Schweizer Boden, aber durch Lage und Klima, durch zweckentsprechende Einrichtung wie durch die Macht des Prestige jener älteren Schwesteranstalt weit überlegen.

Nachdem die Väter der Gesellschaft 1818 die Leitung des staatlichen Kollegs St-Michel in der Stadt Freiburg übernommen hatten, meldeten sich nicht nur aus andern Kantonen der Schweiz, sondern auch vom Ausland her und namentlich aus Deutschland Schüler für den dortigen Unterricht. Wiewohl dieselben darauf angewiesen waren, in Privathäusern der Stadt sich einzumieten, mehrte sich doch dieser Zuzug und begann bereits 1820 die Aufmerksamkeit zu erregen. Der Wunsch der auswärtigen Eltern, ihre Kinder durch die Patres angeleitet und überwacht zu sehen, mußte von selbst den Gedanken an die Eröffnung eines Konviktes wachrufen, wie es schon bald nach der Übernahme des Kollegs von Brig in jener Stadt der

Fall gewesen war[1]. Die Erfahrungen mit Brig waren durchaus günstig; ähnliche Gründungen durch Patres der Ordensprovinz in den Niederlanden (Keulenburg in Holland und Beauregard [Lüttich] in Belgien) hatten raschen und vielversprechenden Fortgang genommen. Alles sprach daher für das Konvikt, nur die Mittel fehlten. Die Ordensprovinz war zu arm. Von der andern Seite fielen die Vorteile in die Augen, die ein von Ausländern stark besuchtes Konvikt der Stadt zu bieten versprach, und die Freiburger Freunde schafften daher Rat. Auf Anregung Tobie de Gottraus (Sohn des Bürgermeisters) trat ein Komitee zusammen, das zum Zweck der Errichtung eines Konviktes für Schüler des Kollegs eine Aktiengesellschaft ins Leben rief. Angesehene, der Gesellschaft befreundete Familien standen an der Spitze, wie d'Odet, de Buman, de Diesbach, de Boccard, de Gottrau, de Gendre, de Gottrau-Riederaz, und es erwachte für das Werk eine wahre Begeisterung. Der Bauplatz kostete 45000 Franken; am 25. März 1825 wurden die Fundamente in Angriff genommen. Die Mauern des umfangreichen Baues reckten sich schon mächtig aus dem Boden empor, als in den Niederlanden durch königliches Dekret 14. Juni 1825 die blühenden Konvikte von Keulenburg und Lüttich unterdrückt wurden. Das Gebäude, schon 1826 unter Dach, konnte vollendet am 27. September 1827 vom Komitee den Patres zum Gebrauche übergeben werden. Das Verhältnis der Patres zum Komitee war vertragsmäßig geregelt. Für die Leitung war volle Aktionsfreiheit verbürgt sowohl rücksichtlich des Komitees wie rücksichtlich des Erziehungsrates. Das Komitee mußte sich anheischig machen, für die bestimmte Zahl von Jesuiten, die im Konvikt und für dasselbe arbeiteten, eine Hälfte dieser Zahl an Scholastikern des Ordens im Kolleg zu unterhalten, solange die Scholastikatshäuser der Provinz nicht genügend fundiert seien.

Inzwischen war der erste Konviktor in Freiburg bereits eingetroffen, er kam aus Deutschland, Andreas Oehninger von Würzburg. Als

[1] Die Regierung des Wallis unterhandelte daher 1830 mit den Patres über Errichtung eines Konviktes auch in Sitten.

am 1. Oktober 1827 die feierliche Eröffnung der neuen Anstalt vor sich ging, waren 27 Zöglinge aufgenommen; deutsche Namen standen an der Spitze. Franz X. Schaeffer aus Mainz stand an zweiter, Graf August Spee aus Heltorf bei Düsseldorf an dritter, Graf Christian Schmising-Kerssenbrock an fünfter Stelle. Julius Pottgeisser aus Koblenz, der spätere Volksmissionär, hatte Nr. 13, Gilbert Wingens aus Kamberg Nr. 17. Aber auch Belgien und die Schweiz, Rußland, Frankreich und Spanien waren vertreten. Es war dies nur ein vorläufiger Schattenriß dessen, wozu das Pensionat bald sich erheben sollte. Zehn Jahre später waren nicht nur die Länder Europas, sondern nahezu alle Weltteile hier vertreten. Als der Apostolische Nuntius Alexander Macioti bei Gelegenheit der Freiburger Bischofsweihe am 15. März 1846 in Begleitung der Bischöfe von Annecy, Lausanne und von Bethlehem i. p. i. das Konvikt zum ersten Mal besuchte, traten 13 Zöglinge aus verschiedenen Nationen auf, die jeder in der Sprache seiner Heimat den Vertreter des Papstes begrüßten. Als der Nuntius am 19. März zum zweiten Male kam, um, wie er wünschte, einmal einen ganzen Tag das Leben in dem berühmten Pensionate mitzumachen, war es ein junger Italiener aus dem Kirchenstaat, der ihm als Heimatgenosse die Begrüßungsansprache halten konnte.

Es schien bei der neuen Anstalt eine eigene Vorsehung im Spiel. Nicht nur brachte sie einen rechtzeitigen Ersatz für Keulenburg und Lüttich; noch konnte sie nicht auf ein Jahr ihres Bestehens zurückblicken, als in Frankreich am 16. Juni 1828 die königlichen Ordonnanzen erschienen, die acht der dortigen Kollegien mit einem Schlag ein Ende machten. Wie einige Jahre später 1835 nach der Austreibung der Jesuiten in Spanien, so richteten sich jetzt die Blicke der Eltern in Frankreich nach den Jesuitenpensionaten der Schweiz. Es währte nicht lange, und die neuen Konviktsräume von Freiburg sahen sich mit mehr als 400 jungen Franzosen überflutet. Dieser so plötzliche Zustrom fremder und teilweise recht ungebärdiger Elemente brachte jedoch wie in Brig, so noch mehr in Freiburg manche Schwierigkeit. Der erste Rektor des Konviktes, P. Petitjean aus Namur in

Belgien, wurde schon im August 1828 seiner Stelle enthoben, ein anderer Belgier, P. Pierre Walle, trat für ihn ein. Aber nicht besser als dem ersten Rektor ging es dem ersten Generalpräfekten (Préfet des études), P. Alexander Boudaert aus Brüssel; dem wilden Heer der turbulenten kleinen Franzosen hielt er nicht stand. Ein deutscher Pater, der Konvertit P. Burkhard Freudenfeld, mußte vorerst einspringen, bis der richtige Mann gefunden war. Dann übernahm P. Freudenfeld das Amt eines Ministers des Hauses, für das seine feine weltmännische Bildung und sein liebenswürdiges Wesen ihn ganz besonders geeignet erscheinen ließen. Für den Anfang mußte freilich, um die Ordnung wiederherzustellen, unnachsichtig zur Entlassung der Widerspenstigen geschritten werden, so daß 1830 nur noch 220 Zöglinge im ganzen übrig waren. Aber von jetzt an konnte der Aufschwung beginnen.

Den Unterricht erhielten die Zöglinge gemeinsam mit den Externen im nahegelegenen Kolleg St-Michel. Nur die untersten Klassen für die Kleinen wurden im Konvikt gesondert gegeben. Abgesehen von den Schulstunden, gehörten die Zöglinge ganz dem Konvikte.

Die Zeiteinteilung war nach dem Livre d'Or die folgende:

5 Uhr: Aufstehen (6 Uhr für die vierte Division)[1], Morgengebet im Studiensaal, dann Studium.

7 Uhr: heilige Messe in einer der Kongregationskapellen.

7½ Uhr: Frühstück, nach welchem eine Viertelstunde Erholung.

8—10 Uhr: Klasse.

10 Uhr: Erholung von einer halben Stunde.

10½ Uhr: Studium, währenddessen die Unterrichtsstunden für Zeichnen und Musik, letztere auch während der Dauer der Mittagserholung.

11½ Uhr: Mittagessen.

12 Uhr: Erholung.

1 Uhr: Studium.

2—4½ Uhr: Klasse.

4½ Uhr: Vesperbrot und Erholung.

5 Uhr: Studium.

[1] Die vierte Division (eigene Abteilung für die Kleinen) bestand nicht immer. Sie war vorhanden 1828—1831, 1833—1836, 1837—1839, 1846—1847 (12. November).

7 Uhr: Abendessen (vom 1. Mai an eine halbe Stunde Erholung, das Abendessen 7½ Uhr).

7½ bzw. 8 Uhr: Abendgebet im Studiensaal und Schlafengehen.

Dienstagnachmittag war von Schule frei. Es war Spaziergang in der Umgebung, oder man ging nach dem Landhaus oder im Sommer zum Baden.

Auch Donnerstags war keine Klasse, sondern nachmittags Spaziergang (Landhaus) oder im Sommer kaltes Bad.

Sonntags war stille Messe und Vesper; an Festtagen Hochamt und musikalische Vesper. Um 6 Uhr nachmittags Predigt und Segen mit Orchester.

An Ausflugtagen Aufbruch am frühen Morgen und Heimkehr zum Abendessen. Während des Sommers war bei Auszug und Heimkehr die Musikkapelle an der Spitze.

Übungen und Wiederholungen für die Schule wurden im Konvikte vorgenommen; die Vorsorge für das religiöse Leben wie für die Körper- und Gesundheitspflege fiel ausschließlich dem Konvikte zu, das für die Zöglinge das Elternhaus ersetzte.

Selten wohl hat ein Erziehungshaus in solchem Maße dieser Aufgabe entsprochen und so unauslöschliche Eindrücke, so innige Anhänglichkeit und Dankbarkeit zurückgelassen, und zwar bei Angehörigen der verschiedensten Nationen. In sehr vielen Fällen ist diese Anhänglichkeit an die einstigen Lehrer in Freiburg als geheiligtes Erbe auf die Familien übergegangen. Und doch hat dieses Pensionat nur zwanzig Jahre, 1827—1847, bestanden, und nur in wenigen Jahren ist die Zahl seiner Zöglinge über das vierte Hundert hinausgegangen.

In Frankreich erhielt sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ein Verband der ehemaligen Zöglinge des Pensionates, der alljährlich seine Zusammenkünfte feierte[1]. Die angesehenen Männer an der Spitze haben nebst ihrer Tafelrunde die Erinnerungen ihrer Jugendtage mit rührender Treue gepflegt und den Geist weiterzupflanzen versucht, den sie im Pensionate in sich aufgenommen. Das gemeinsame Liebesmahl, das einmal des Jahres veranstaltet wurde, bald in dieser bald in jener Stadt, sollte einen der einstigen

[1] Es bestanden drei solcher Vereine, die zu Paris und Marseille mehr lokaler Natur, der 1852 zu Lyon gegründete, der die andern überdauerte, hatte von Anfang an eine mehr zentrale Bedeutung.

Villa-Tage in Belfaux vergegenwärtigen. Alle „Freiburger", welcher Altersklasse sie angehören mochten, waren dazu geladen. Solche, die am Erscheinen verhindert waren, schickten oft Begrüßungen oder Mitteilungen. Über alles, was an diesem Tage vorgekommen oder in Erfahrung gebracht worden war, wurde dann für die Abwesenden ein Bericht verfaßt und nach vielen Seiten hin versendet. Die Werke, welche ehemalige „Freiburger" im Druck hatten ausgehen lassen, wurden zu einer eigenen Bibliothek gesammelt. Als Frucht jahrelanger mühevoller Forschung und Arbeit haben zuletzt die Leiter dieser Vereinigung für die Heimstätte ihrer Jugend ein bleibendes Denkmal geschaffen in dem Livre d'Or des élèves du Pensionnat de Fribourg en Suisse 1827—1847, das in reichlich ergänzter zweiter Auflage und mit würdigem Schmucke 1889 erschien und bis 1893 durch mehrere Nachtragehefte vervollständigt wurde[1]. Nach kurzen Vorbemerkungen zur äußeren Geschichte des Pensionates bringt es in alphabetischer Reihenfolge biographische Angaben über die im Konvikte betätigten Mitglieder des Ordens, dann in gleicher Weise über die sämtlichen Zöglinge, die dem Konvikte angehört haben. Zahlreiche Abbildungen, Porträts und verschiedene Zusammenstellungen wie über die Nationalität und die spätere Berufsart der Zöglinge erhöhen den Wert.

Der tragische Untergang der Anstalt, die inmitten ihrer Tätigkeit und in schönster Blüte durch Rechtsbruch und Gewalt brutal niedergetreten wurde, war wohl geeignet, die dankbare Sympathie der einstigen Zöglinge für dieselbe noch tiefer ins Herz zu graben. Doch wird durch diesen Umstand allein die außergewöhnliche Anhänglichkeit, die bei den einstigen Freiburgern fast allgemein sich findet, nicht ausreichend erklärt. Schon zur Zeit, da das Konvikt noch bestand und niemand seinen nahen Untergang ahnen konnte, gab sich bei den Zöglingen eine Wärme der Liebe und Begeisterung kund, die über das Gewöhnliche weit hinausging.

[1] Der Hauptband, in Montpellier gedruckt, enthält (in gr. 8°) XL u. 532 S. mit 18 Tafeln (480 Porträts). Über Entstehung und Bedeutung vgl. Stimmen aus Maria-Laach 1891, Bd. XLI, 7. Heft.

Vielen wurde der Abschied überaus schmerzlich, gleich als gelte es, die Heimat zu verlassen, und manche taten Schritte, denselben hinauszuschieben. Schon bald entstand im Pensionate eine besondere Abteilung von sog. „Veteranen", jungen Herren, die sich nach Abschluß der in Freiburg üblichen Studien vom Konvikte noch nicht trennen mochten. Sie beschäftigten sich hier noch auf längere Zeit hinaus mit Literatur und Geschichte und andern Lieblingsstudien, wobei P. Freudenfeld ihnen als kundiger Führer diente. Ein eigener Präfekt stand ihnen vor. In dem alljährlich ausgegebenen Ordo doctrinae et praemiorum in Athenaeo, Gymnasio et Convictu Friburgi Helvetiorum bildeten diese „Veteranen" eine besondere Abteilung. Unter den vier preisgekrönten Veteranen des Jahres 1835 tritt Stanislaus de Blacas besonders ehrenvoll hervor. Im Herbst 1844 führte Philippe de Montbel, der spätere treue Gefährte des Herzogs von Bordeaux, eine kleine Truppe der „Verteranen" auf einer Wallfahrt nach Rom, wo sie von Gregor XVI. für ihr Pensionat den Segen des Papstes und den Leib eines Märtyrers als Reliquie erbaten.

Andere, die sich so langes Verweilen nicht gönnen durften, entschädigten sich durch öftere Besuche und kamen zuweilen aus weiter Ferne hergereist, nur um ein Kongregationsfest mitzufeiern oder einige Tage bei ihren alten Erziehern zuzubringen. Im Herbst 1845 erbat sich ein vornehmer junger Herr, der bereits zwei volle Jahre die Freiheit des Pariser Lebens erprobt hatte, vom Rektor des Pensionats die Gunst, noch einmal als einfacher Zögling in der Reihe der übrigen die Ferien auf Belfaux mitmachen zu dürfen. Vier Wochen brachte er so zu und trennte sich nur wieder mit dem größten Schmerz. Er hatte unter den jüngeren Kameraden, die mit großem Respekt zu ihm aufblickten, wie ein Apostel gewirkt und ihnen manche heilsame Warnung aus eigenen Erfahrungen wirksam eingeprägt.

Im Herbst 1835 verließ der Sohn einer vermögenden Pariser Familie, Louis Damey, nach Abschluß der Studien das Freiburger Pensionat, dem er seit 1828 angehört hatte. Aus Dankbarkeit und

Anhänglichkeit verlegte er sich nun darauf, allen „Freiburgern", die nach Paris kamen, mit Rat und Tat behilflich zu sein, eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen und zuweilen Versammlungen zu veranstalten. Ein Pater der Pariser Ordensprovinz, an den er sich enge angeschlossen hatte, kam ihm dabei zu Hilfe. Die Jahresberichte des Konviktes nennen ihn einen „ausgezeichneten Jüngling"[1] und legen diesem seinem Wirken großen Wert bei, das vielen in den Gefahren des Pariser Lebens zum Guten gereicht habe.

Freiburg war nicht wie sonst ein gut geleitetes Pensionat, Freiburg war einzig in seiner Art. Es ist nicht leicht, die Momente restlos nachzuweisen, welche zusammenwirkten, um solchen Zauber auf die jugendlichen Gemüter auszuüben. Briefe und Aufzeichnungen von persönlichen Erinnerungen aus jenen Tagen lassen immerhin einige Hauptzüge mit Deutlichkeit hervortreten.

Übereinstimmend lauten die Berichte von jung und alt über die ergreifende Schönheit des Gottesdienstes. Würde und Pracht, aber auch Wechsel und Eindruck waren sorgfältig berücksichtigt. Nirgends begegnet man Klagen über Länge oder Vielheit gottesdienstlicher Veranstaltungen. Die Zöglinge waren stolz auf ihren herrlichen Gottesdienst, und so gerade wie er gefeiert wurde, entzückte er sie.

Neben diesen ernsteren Eindrücken bestrickte den jugendlichen Sinn der Reichtum und stete Wechsel der Erholungen und Spiele, Spaziergänge und Ausflüge, durch welche das Studium rechtzeitig und in vernünftigem Maße immer wieder unterbrochen wurde. Während des Schuljahres stand wöchentlich einen ganzen Tag hindurch das Landhaus für die Zöglinge offen. Dieses, von den Konviktoren das „Waldschloß" (Château du bois) genannt, lag fünf Kilometer von der Stadt Freiburg entfernt, auf dem Wege gegen Stäffis zu, bei dem Dorfe Belfaux, am Fuße eines mit Tannen bewaldeten Hügels, und bot die prächtigste Fernsicht. Nach Fertigstellung des Konviktes hatte das Komitee auch diesen notwendigen Zubehör für den Ge-

[1] In den Studien war er über ein gutes Mittelmaß nicht hinausgekommen; nur im Erlernen der deutschen Sprache gehörte er zu den Besten.

brauch der Zöglinge erworben und zweckentsprechend eingerichtet[1]. Es war alles wohl vorgesehen. Außer der geräumigen Kapelle war ein Speisesaal für wenigstens 500 Gedecke vorhanden, geschützte Hallen zum Spielen auch bei ungünstiger Witterung, geschlossene Räume für literarische Beschäftigung. Vier große Spielplätze, mit Baumalleen eingefaßt, und ein hübscher Badeweiher, in welchem mehr als 300 Mann zu gleicher Zeit bequem sich tummeln konnten und wo man Schwimmen lernte, ohne dem Ertrinken ausgesetzt zu sein, waren für die Sommerfreuden wohl die Hauptsache. Dazu kam aber noch Ungezähltes andere: Wasserfälle und Springbrunnen, Heiligenstatuen und Kapellchen, Gartenhäuser und Hühnerhof, Taubenschlag und Eichhörnchendriller, Papagei und Schwäne, Schaukeln und Turngeräte, alles was nur der Jugendmut zur Ergötzung verlangen mochte.

Während des Sommers boten sich für die Zöglinge die einladendsten Spaziergänge in der Umgebung der Stadt oder weitere Ausflüge in die Umgegend, der Winter hatte seine Eisbahnen und „russischen Berge“.

Auch in den Ferien konnte ein Zögling, für den die Rückkehr ins Elternhaus nicht gegeben war, auf dem Landhause in Belfaux die angenehmste Erholung finden. Anregende, aber leichtere geistige Beschäftigung wechselte dann mit Ausflügen und Spielen. Die meisten aber unternahmen in kleineren Abteilungen von je zwölf bis fünfzehn unter Führung zweier ihrer Präfekten weite Ferienreisen, die großenteils zu Fuß zurückgelegt wurden. Wechsel und Verschiedenheit walteten auch hier. Die Wanderungen mußten dem Alter und der Kraft der kleinen Truppe angepaßt werden. Ausflüge durch die Schweiz genügten für die Kleineren; andere zogen nach Italien oder nach Tirol, nach Bayern, Schwaben und den Rheinlanden. In größeren Städten oder an merkwürdigen Orten wurde für einen oder zwei Tage Halt gemacht, um die Sehenswürdigkeiten zu studieren.

[1] Das Landhaus Belfaux, ein Besitz des seiner Zeit soviel genannten Pariser Arztes Récamier, wurde 1832 für das Pensionat zunächst nur gemietet, etwas später dann um 55 000 Franken angekauft.

Die Zöglinge waren angehalten, jeden Abend ihre Beobachtungen und Eindrücke kurz anzumerken. Nach der Heimkehr wurden diese Bemerkungen zu einem Reiseberichte verarbeitet, der den Eltern zugeschickt zu werden pflegte. Diese Ferienreisen waren ein Bildungs- und Erziehungsmittel mehr. Der Livre d'Or rühmt ihnen nach, daß sie zu einem brüderlichen, echt kameradschaftlichen Verhältnis der Zöglinge untereinander viel beigetragen hätten. Jedenfalls bildeten sie damals eine Eigentümlichkeit und zugleich eine besondere Anziehung der Jesuitenpensionate von Brig und Freiburg.

Auch die Schauspiele und Konzerte, Lustspiele und Deklamationen, die bei verschiedenen Gelegenheiten des Jahres im Konvikt zur Aufführung kamen, übten ihre Wirkung. Sie brachten immer Wechsel, neues Leben und neue Ideen. Überhaupt stand der Dienst der Musen in allen Ehren. Musik, Poesie, Malerei oder zum wenigsten die edle Zeichenkunst wurden mit Liebe begünstigt und mit Eifer gepflegt. Für die Musik standen 18 bis 20 Lehrer bereit, alles tüchtige Musiker, zum Teil Virtuosen. Wie diese war auch der Direktor, welcher das gesamte Musikwesen der Anstalt leitete, ein Auswärtiger. Ihm war die Einführung in die Harmonielehre vorbehalten. Wie für die wissenschaftlichen Fächer bestanden auch für die Musik verschiedene Kurse, mußten Prüfungen durchgemacht werden und wurden Preise verteilt. Aus einer Auswahl der tüchtigsten Schüler und den Lehrern setzte sich das vorzügliche Orchester zusammen, das bei den Konzerten wie bei den musikalischen Hochämtern sich das Lob der Kenner und die Bewunderung des großen Publikums zu erringen pflegte. Trefflich geschult war auch die Blechmusik, zu welcher 50 Zöglinge, alles ausgewählte Spieler, zugelassen waren. Sie erfreute sich vorzüglicher Beliebtheit bei den Zöglingen wie beim Volk. Es gab dem gemeinsamen Ausmarsch erhöhten Reiz, wenn die Musikkapelle — 50 Mann in schmucker Uniform — mit flatternder Fahne[1] und klingendem Spiel voranzog, jugendliche Kavaliere, hoch zu Roß, an ihrer Spitze.

[1] Die Fahne hatte die Freiburger Kantonsfarben: weiß und himmelblau; ihr Träger zu sein war ein Ehrenamt.

Für den Tag auf dem Landhaus wie für alle festlichen Anlässe fiel dieser Pensionatsmusik eine große Rolle zu.

Auch für Ausbildung in den graphischen Künsten war Anregung und reichliche Gelegenheit geboten. Einmal des Jahres wurden die besseren Zeichnungen und Malereien im großen Ansprachzimmer zu einer Ausstellung vereinigt. Auch für Fortschritte in diesen Künsten wurden jährlich Preise ausgeteilt. Es spricht für gute Erfolge, daß der Zeichenlehrer M. Bader ein jährliches Album in je zwei Lieferungen herausgab, in welchem zur stolzen Freude der Eltern die Leistungen der Zöglinge vervielfältigt waren. Der Livre d'Or zählt 25 berufsmäßige Künstler (Musiker, Maler, Architekten) zusammen, die aus dem Pensionat hervorgegangen, Kunstliebhaber und Kenner nicht gerechnet.

Für Körperübungen: Turnen, Fechten, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen, war alles aufs einladendste gegeben, beim großen Badeteich war ein Schwimmlehrer angestellt, die Reitschule mit ihren 20 Pferden durch einen tüchtigen Reitmeister geleitet. Man darf im allgemeinen das Urteil dahin abgeben[1]: Alles für die Jugend wahrhaft Gesunde und Heilsame wurde ermutigt, Zwang jedoch ward nicht geübt, soviel als nur möglich der Bestimmung der Eltern oder dem persönlichen Entschluß des einzelnen überlassen.

In der Pensionatszucht war man dahin gelangt, daß es strengerer Strafen kaum bedurfte. Es hatte sich unter den Zöglingen selbst ein so beharrlicher guter Geist und eine so starke öffentliche Meinung ausgebildet, daß dadurch allein schon der einzelne in Schranken gehalten wurde. Bezeichnend für jeden, der etwas vom Pensionatsleben kennt, ist ein Vorfall, der aus dem Jahre 1846 berichtet wird.

[1] Über die äußere und innere Einrichtung des Pensionates findet sich eine ausführlichere Darstellung aus der Zeit seiner höchsten Blüte in „Analekten über das Pensionat und Collegium der V. Jesuiten zu Freiburg i. d. Schweiz. Nach dem Französischen bearbeitet von Vinzenz Graf Piccolomini (Regensburg 1842)". Das Pensionatsleben selbst beschreibt, als einer, der es in der glorreichsten Zeit mit durchlebt hat, noch ganz voll jugendlicher Begeisterung, P. Léon de Chazournes, Vie du R. P. Joseph Barrelle I² (Paris 1870) 235—337.

Eines Morgens, als die Zöglinge aus dem Schlafsaal in die Studiensäle geführt werden sollten, war für eine Division von über sechzig Zöglingen (und zwar jüngerer, der berüchtigten moyens) durch unglücklichen Zufall kein Präfekt zur Stelle. Alle hielten sich ruhig und ernst und warteten schweigend. Als der Präfekt sich noch immer nicht zeigte, winkten viele dem Präfekten der Sodalität, er möchte den Zug führen. So geschah es. In bester Ordnung folgen alle in den Studiensaal, der Zögling besteigt den Katheder und gibt das Zeichen zum Morgengebet, dann wird die geistliche Lesung gehalten, der alle schweigend zuhören. So war eine Viertelstunde vergangen, und noch immer waren die Zöglinge sich selbst überlassen. Nach beendeter Lesung beginnt das Studium. Der Kongregationspräfekt bleibt auf dem Katheder, um die Ordnung aufrechtzuhalten. Als nach Verlauf einer halben Stunde endlich der Präfekt voll Besorgnis und Bestürzung bei seiner Herde eintrifft, findet er alles in schönster Ordnung und vollkommener Ruhe.

Alle diese äußeren Vorzüge, vereint genommen mit allen Vorteilen der Lage und des Klimas, würden für sich allein doch nicht hingereicht haben, Freiburg zu dem zu machen, was es für seine Zöglinge war. Es kam noch hinzu die weise Überwachung und liebevolle Führung, welche darauf abzielten, der anvertrauten Jugend die Herzensreinheit zu bewahren und die Keime des Guten und Rechten ihr tief in die Seele zu pflanzen. So blieb den Knaben bis hinauf zum angehenden Mannesalter der harmlose Jugendmut und die ungetrübte Freudigkeit. Hier lag die Stärke Freiburgs. Elemente, die hätten Gefahr bringen können, wurden rasch erkannt und unnachsichtig entfernt; die aber in der guten Atmosphäre heimisch wurden, fühlten sich wie im Paradies[1].

Statutengemäß vorgeschrieben war die tägliche heilige Messe und einmal im Monat Empfang der heiligen Sakramente, für das Weitere war

[1] Ausspruch eines englischen Zöglings, des Herrn John Rockliff in Liverpool, der 1846 und 1847 dem Konvikt angehörte und nach dessen Unterdrückung zwei andere Pensionate kennen gelernt hatte. Freiburg war ihm nach vierzig Jahren noch „das Paradies".

dem guten Willen freier Spielraum gelassen. Aber das ganze Leben im Hause war von der Religion beherrscht und verklärt. Das erfolgreichste Hilfsmittel der religiösen Einwirkung und Erziehung boten die Kongregationen. Drei bestanden unter verschiedenen Benennungen. Die Kleinen konnten Aufnahme finden in die Kongregation der heiligen Engel, für die Mittleren bestand die des hl. Aloisius, für die Größeren die der seligsten Jungfrau[1]. Erfahrene Jugendfreunde standen als Präsides an der Spitze, und die ganze Einrichtung der Kongregation arbeitete zur Vollendung. Nicht nur Frömmigkeit und Herzensreinheit, auch Kraft der Selbstüberwindung und Liebe zur Wohltätigkeit wurden hier gepflanzt. Wiederholt ließ man von Sammlungen für die Armen, die von den Studenten selbst ausgingen und ausschließlich aus ihrem Taschengelde bestritten wurden. Manchmal kamen ganz stattliche Summen zusammen. Für das Knabenseminar in Algier sandten die Zöglinge 1840 einen Beitrag von 400 Franken. Ähnliche Gaben flossen für das Hospiz auf dem St. Bernhard, für die von Hungersnot betroffenen Irländer u. dgl. Am Neujahrstag fand regelmäßig eine Verlosung für die Armen statt. Ganz besonders betätigte sich der Wohltätigkeitssinn der Konviktoren in dem harten Winter 1846/47. Am ersten Tage des unglücklichen Jahres 1847, das dem Konvikt den gewaltsamen Untergang bringen sollte, hatten die Konviktoren sich mit der gewohnten Armenverlosung nicht begnügt. Eine Abordnung der größeren Studenten hatte dem Pater Rektor die Bitte vorgelegt, die sonst an diesem Tage übliche Austeilung von Süßigkeiten in Anbetracht der im Volke herrschenden Not zu Gunsten der Armen zu unterlassen. Freudig nahmen die Zöglinge den Verzicht auf sich, und ein Almosen

[1] Vgl. Catalogus sodalium B. Mariae Virg. sine labe Conceptae in Convictu Friburgensi Soc. Iesu, ab instituta sodalitate in Epiphania Domini 1829. 8° (Friburgi Helvet., typis Schmid-Roth et soc., 1846). Nur diese letztere der drei genannten war Marianische Kongregation im eigentlichen Sinne, doch wurden auch die beiden andern ganz nach Art der Marianischen Sodalitäten geleitet. Die Aloisiuskongregation des Konviktes wurde während des Schuljahres 1840/41 zur Würde einer Sodalitas primaria erhoben.

von 100 Franken konnte dafür unter die Ortsarmen verteilt werden. Unter den Kongreganisten insbesondere war es schon in früheren Jahren eine ganz häufige Erscheinung, daß sie Süßigkeiten oder Leckerbissen anderer Art bald den Kranken im Spital, bald den Armen zutrugen oder zukommen ließen. Dem frommen Eifer innerhalb der Kongregationen entsprach das Verlangen der übrigen Zöglinge, in die Kongregationen Zulaß zu finden. Vonseiten der Leitung mußte man darauf bedacht sein, die Zahl der Kongreganisten im Vergleich zu den übrigen nicht zu sehr anwachsen zu lassen, und es wurden 1844 neue Wege ersonnen, die Aufnahme zu erschweren.

In welcher Weise dies alles auf die jungen Gemüter wirkte, spiegelt sich in den Briefen zweier Zöglinge[1], die, mit Beiseitelassung des nicht zur Sache Gehörigen, hier wörtlich zur Mitteilung kommen. Das erste dieser Schreiben, vom 24. November 1845, ist von dem siebzehnjährigen Theodor Schaaffhausen aus Bonn, der seit Oktober 1844 dem Konvikte angehörte, an seinen früheren Religionslehrer in der Heimat gerichtet:

„Sie werden wohl schon gehört haben, daß ich mich hier sehr wohl und gut befinde. Was hätte auch besser für mich sein können! O wie muß ich Gott und meinen Eltern danken für die große Wohltat, die man mir hierdurch erzeigt hat. Sie haben keinen Begriff von der Aufnahme, von der Behandlung, die man hier findet. Man ist wie im elterlichen Hause. Nichts und nichts bleibt zu wünschen übrig. Ich will mich bemühen, Ihnen einen vollständigen Plan unsrer Lebensweise zu geben:

Morgens um 5 Uhr, Winter und Sommer, stehen wir auf. Alsdann ist ‚im Studium' das Morgengebet und Studium bis 6¾ Uhr, von wo an

[1] Zwei Briefe eines aus Bayern stammenden Scholastikers, der Präfekt und Repetitor im Freiburger Pensionat war, über das Leben daselbst (Mai 1835) veröffentlichte die in Augsburg erscheinende „Sion" 1835, 4. Jahrg., 549 557 559, wo namentlich auf die Blüte der Kongregationen und die Betätigung der Zöglinge in der Armenpflege eingegangen wird. Betont wird auch der starke Zudrang von Frankreich her. Die Zahl der Pensionäre betrug zur Zeit 360. Verfasser der Briefe ist allem Anschein nach Franz X. Wälder (1805—1842), ein begabter Musiker, der in verschiedenen Stellungen im Pensionat tätig gewesen ist und 1842 in Sitten verstarb. Außer ihm waren fünf andere aus Bayern stammende Jesuiten zeitweise im Pensionat in Tätigkeit.

die Messe ist. Hierauf Frühstück und ein wenig Rekreation und um 8 Uhr, im Sommer um 7½ Uhr, fängt die Klasse bis 10 Uhr an. Hierauf ist eine halbe Stunde Rekreation und Studium bis zum Essen um 11½ Uhr. Hierauf von 12 bis 1 Uhr Rekreation. Von 10 bis 1 Uhr sind während dem Studium und Rekreation die Musikstunden, wo Sie jedes beliebige Instrument erlernen können. Denn es sind neunzehn Lehrer und ein Direktor dort. Von 11 bis 11½ Uhr ist Zeichnen. Aber alles, wenn man will.

Nach der obigen Rekreation ist eine halbe Stunde Studium und bis 4 Uhr Klasse, darauf eine halbe Stunde Rekreation und Musik und dann im Winter bis 7½ Uhr Studium, im Sommer bis 7 Uhr. Um 7½ Uhr oder im Sommer um 7¾ Uhr Essen, Abendgebet ‚im Studium' und dann Schlafengehen. Das ist die Tagesordnung.

Während Studium, Essen und dem Ruhen darf kein Wort gesprochen werden, ausgenommen an Sonn- und Feiertagen und wenn Spaziergang ist. Jetzt nur Donnerstags, wo gar keine Klasse ist, und im Sommer Dienstags, indem dann Spaziergang ist. Im Sommer geht man alle Sonntage nach dem Landhaus, wo wir den ganzen Tag bleiben, spielen, Spaziergänge machen und indem Musik gemacht wird. Denn wir haben unsre eigene Militärmusik, Orchester, spielen Theater oder Konzerte usw. Sie können sich kaum von allem dem einen Begriff machen, und ich hoffe, Sie einmal hier zu sehen, und Sie bekommen einen besseren Begriff davon.

Man wird Ihnen gewiß schon von unsern Messen gesagt haben. Jedes große Fest hat seine große Messe mit Musik, aber alles von den Eleven und Meistern. Die Bedienung ist auch von den Eleven; es sind ihrer 25—30, wie ich glaube. Alle gepaart und gleich, die Paare ganz gleich. Ihr Anzug besteht in einem roten langen, hinten in einer langen Schleppe auslaufenden Rocke, über dem ein weißgesticktes Chorhemd ist, und bei denen, die Kerzen tragen, ist es mit einer rotseidenen Escharpe, bei denen, die das Weihrauchfaß schwenken, deren acht sind, ist es mit einer weißseidenen, von Gold durchwebten gebunden. Das Ganze leitet einer, der zur Auszeichnung vor den andern ein rotsammetnes Krägelchen trägt, so daß der ganze Altar von diesen Chorknaben umgeben ist. Dieses macht die Messe so erbaulich und andächtig.

Auch bestehen hier drei Kongregationen, für jede Division eine. Zu unsrer Protektorin haben wir die seligste Jungfrau Maria, unsrer aller gute und liebevolle Mutter. Dieses nun ist eine Versammlung derjenigen, die sich gut aufführen. Denn man muß drei Stufen durchmachen, ehe man aufgenommen wird, und das erfordert ziemlich lange Zeit. Aus den Kongreganisten werden nun der Präfekt, zwei Assistenten, der Portier, Sakristan, Räte, alles gewählt, und so ist die Kongregation nur von uns geleitet unter Vorstehung eines Paters, der zweimal wöchentlich Predigt hält. Es ist eine Bruderschaft, aber etwas schöner wie die in der Jesuitenkirche [in Bonn].

Denn jede hat auch ihre eigene Kapelle. Die Regel davon hat Mama, fragen Sie nur darum, so können Sie leicht sehen, was es ist.

Ich muß Ihnen doch auch ein Wunder erzählen, was hier geschehen ist. Es war nämlich ein Engländer hier, der ein überaus liebevoller, guter Mensch war; ich habe ihn noch gekannt. Dieser hatte ein böses Bein, und kein Arzt konnte ihn heilen. Er stand die größten Schmerzen aus und mußte immer liegen. Man wollte versuchen, ihn an einer heiligen Reliquie anzurühren. Aber er hielt sich nicht würdig und glaubte nicht fest an die Möglichkeit. Doch auf einmal fühlt er ein heftiges Verlangen. Man bringt ihn in die Kapelle zum Muttergottesaltar, wo die Reliquie sich befindet, betet, er wird berührt und — er springt auf, fällt vor den Altar und bricht in einen Strom von Tränen aus. Die Ärzte werden gerufen, sie sahen ihn daknien, und alle weinten vor Freude mit ihm. In der Division wußte man von nichts, und auf einmal kommt er mitten unter sie hinein. Aber Sie können nicht denken, was das für ein ausgezeichneter Jüngling ist. O lieber Herr N., wäre dieses Pensionat nicht gut für noch viele andere — des Gymnasiums?

Unsre Exerzitien sind nun vorbei. Es sind dieses vier Tage, an welchen man nichts arbeitet, als nur geistliche Bücher liest. Viermal des Tages ist Predigt von einem eigens dazu bestellten Pater eines andern Kollegiums, aber immer ausgezeichnete Männer und Redner. Während diesen Tagen ist man nun einzig mit seinem Seelenheil beschäftigt, macht (wie man will) eine Generalbeicht und am Ende schreibt man seine Vorsätze auf, welche dann in der heiligen Messe aufgeopfert werden, und nachher bekommt man sie zurück und bewahrt sie sich auf. O das ist etwas Schönes. Mit neuem Eifer und gestärkt kann man dann seine Pflichten wieder erfüllen. . . .

Wie man hier die Ferien verbringt, können Sie sich nicht denken. Man geht nach Hause oder bleibt auf dem Landhause oder geht auf Reisen mit zwei Patres und ungefähr fünfzehn andern. Eine solche Bande ist auch dieses Jahr durch Bonn gekommen. Und ich bin ungefähr zwei Monate fortgewesen, nämlich auf dem Großen St. Bernhard, in Chamounix, wo wir den Montblanc sahen, das Eismeer, welches achtzehn Stunden lang ist, bestiegen, dann durch ganz Savoyen nach Turin über den Mont Cenis; von hier nach Genua. Hier finden Sie Kirchen! O es geht über alle Begriffe. Dann nach Mailand, wo wir auf dem Wege ein Kartäuserkloster sahen, aber eine Kirche, nie habe ich so etwas gesehen! Nun den Dom von Mailand, den Kölner ganz in Marmor, nur schöner, weil fast alles neu ist. Von Mailand gingen wir auch nach der Wasserstadt Venedig. O Venedig! Ganz im Wasser! Aus der Türe steigt man ins Schiff. Jetzt ist eine Brücke von bald einer Stunde übers Meer für die Eisenbahn gebaut. Hier sahen wir den berühmten Markusplatz mit der Kirche, die ganz in Mosaik von Gold mit den schönsten Figuren ist; der Boden ist wellenförmig. Dann den Dogen-

palast mit dem Gefängnis Silvio Pellicos und den Bleidächern und den unterirdischen Gefängnissen. Unter anderem sahen wir ein armenisches katholisches Kloster und eine griechisch-katholische Kirche und die Andacht derselben. O, ich könnte ein Heft vollschreiben, wenn ich alles sagen wollte. Von Venedig kehrten wir über Verona nach dem Comer See und dem Lago Maggiore zurück, wo wir die herrlichen Borromäischen Inseln sahen. Dann über die prachtvolle Simplonstraße zurück in die Schweiz. Das ist ein Weg, grausenhaft und voll der schönsten Naturschönheiten."

Der fünfzehnjährige Zögling Heinrich Stahl aus Bonn, Konviktor 1845—1847, schreibt an einen priesterlichen Gönner am 22. März 1846:

„Ich will Ihnen jetzt das Merkwürdigste von meinem hiesigen Aufenthalte erzählen. Besonders hat mir der Gottesdienst auf Weihnachten sehr gefallen. Dieser fand während der Nacht statt. Um $^1/_2$12 Uhr des Nachts standen alle auf, und um 12 Uhr begann die Messe. Wir kommunizierten alle während derselben, und Sie können sich nicht denken, wie sehr mich dies ergriffen hat. Diese Nacht werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen. Auch die geschmackvolle Ausschmückung der Kirche und der Gesang trugen viel dazu bei, um das Feierliche noch zu vergrößern.

Auf Fastnacht ging es hier ganz ruhig her. Wir hatten zwar auch viel Vergnügen, aber von so lärmenden Feierlichkeiten merkten wir hier nicht das Geringste. Wir hatten dreimal Theater, einmal ein Drama, dann eine Oper und noch ein kleines Lustspiel. . . .

Wir beichten und kommunizieren hier weit öfter als auf dem Gymnasium. Man kann hier gehen, so oft man will; jedoch jeden Monat ist man verpflichtet zu gehen. Die meisten gehen alle acht Tage; ich bin bis jetzt alle vierzehn Tage beichten, jedoch nicht so oft kommunizieren gegangen. Wir haben jeden Morgen Messe. . . ."

Freiburg als Stätte der Jugendbildung besaß damals Weltruf, das Konvikt gehörte zu den Merkwürdigkeiten der Schweiz und gewährte für Fremde und Reisende eine mächtige Anziehung. Berichte über Schweizerreisen aus jener Zeit, auch von Protestanten oder Ungläubigen, werden nicht leicht das Pensionat unberührt lassen. Der durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen bekannte Württemberger K. C. v. Leonhard erzählt von seiner Reise 1841 (Aus unserer Zeit in meinem Leben II [Stuttgart 1856] 248):

„Ins altertümliche, an erhabenen Felsenufern gelegene Freiburg führte die berühmte Drahthängebrücke. Nicht unbesucht blieb das

Erziehungshaus der Jesuiten. Wir fanden hier Leben, Bewegung, anständige Freiheit. Offen ging man auf meine Fragen ein, welche namentlich den Unterricht in Naturwissenschaften betrafen."

Freundlicher noch lauten die Bemerkungen des nachmaligen preußischen Kriegsministers Grafen Roon, der 1846 den achtzehnjährigen Prinzen Friedrich Karl auf der Reise durch die Schweiz nach Italien begleitete. Nach dem unmittelbaren Eindruck, noch von der Reise aus, schrieb dieser an seine Frau (vgl. Schlesische Zeitung 1880, Beilage 14. Juli):

„In Freiburg wird ein Konvikt besichtigt. Der Prinz fand es höchst interessant, hier einmal persönlich von Jesuiten und Jesuitismus Kenntnis zu nehmen. Mir war es recht, und so brachen wir noch am dunklen Abend in die heiligen Räume ein, wo man uns freundlich empfing und den Speisesaal, die Arbeitszimmer und Schlafsäle der Eleven zeigte. Alles war aufs reinlichste, ja großartigste eingerichtet. Was man uns über die Lebensweise der Zöglinge mitteilte, zeugte von Vernunft und pädagogischer Einsicht. Ich begreife, wie ein Katholik diesem Jesuiteninstitut den Vorzug zugestehen mag."

Der Prinz durfte sich diesen Besuch um so eher gestatten, da der derzeitige König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz am 13. November 1832 gleichfalls das Pensionat besucht hatte. Er hatte sich bei dieser Gelegenheit den Patres überaus liebenswürdig gezeigt, wie Pater Rektor noch am gleichen Tage an den Ordensgeneral schrieb. —

Die auffallende Heilung des jungen Engländers, die Theodor Schaaffhausen in seinem obigen Briefe (etwas ungenau) erzählt, gehörte allerdings zu den bedeutenderen Vorkommissen in der Geschichte des Freiburger Konviktes und hat damals auf alle Hausgenossen einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Schon oft ist der Vorgang eingehender dargestellt worden[1]. Ein authentischer Bericht, kurz

[1] Ausführlich wird der Hergang geschildert in der Lebensgeschichte des P. Ferdinand Jeantier (Séjourné, Un apôtre des petits enfants dans les collèges des Jésuites 1885); A. Byrne, Brief account of the relic venerated as the seamless tunic of Our Lord Jesus Christ which is preserved

nach dem Ereignis abgefaßt und von Bischof Yenni ausdrücklich gutgeheißen, wurde unter dem Datum des 6. Juli 1843 in den Druck gegeben: La Sainte Tunique de N.-S. J.-Chr. Souvenir pour les élèves du Pensionnat de Fribourg, 1843; er enthält den Bericht der Augenzeugen und die Zeugnisse der Ärzte und ist zusammengestellt vom damaligen Rektor des Konviktes P. A. Geoffroy.

Ein ehemaliger Zögling des Pensionates, August de Saintard, hatte nach seiner Anstellung im Dienste der Kirche zu Argenteuil von der dort hoch verehrten Reliquie vom Kleide des Herrn ein kleines Teilchen dem geliebten Pensionate zum Geschenk gemacht; am 19. März 1842 hatte die Reliquie in einer der Kongregationskapellen unter andächtiger religiöser Feier Aufstellung gefunden. Diese Feier hatte auf einen vierzehnjährigen Knaben großen Eindruck hervorgerufen, der schon seit vier Jahren von einem gichtartigen schmerzlichen Gliederleiden gequält war, das ihn zeitweise selbst im Gehen behinderte, so daß er sich eines Stockes zur Stütze bedienen mußte. Es war Charles de Damas d'Hautefort, Kind einer vornehmen französischen Familie. Die aufgewendete Sorgfalt der Ärzte hatte bis dahin keine Besserung herbeizuführen vermocht. Von jenem 19. März an erhoffte der Zögling eine Hilfe von oben und ließ seitdem eine neuntägige Andacht der andern folgen. Auf sein Bitten hin wurde die Reliquie ihm auf das schmerzende Glied gelegt, zuerst Samstag 11. Juni, dann Samstag 18. Juni. Ein Zurückweichen des Übels und Linderung trat ein, aber nicht völlige Heilung. Nach einer nochmaligen, mit großem Vertrauen und vieler Dringlichkeit vorgenommenen Berührung des kranken Körpers mit der Reliquie am 2. Juli 1842 war das Übel gänzlich und für immer verschwunden. Charles de Damas war von diesem Tage an ein gesunder Mann und konnte schon in den bald folgenden Herbstferien eine große Fußreise durch die Schweiz mitmachen. Er trat später in die Gesellschaft Jesu ein und hat als Militärseelsorger in Belfort während

in the church of Argenteuil, 1853; Guérin, La Sainte Tunique de Notre-Seigneur Jésus-Christ, 1845; Le Mémorial Catholique 1843—1844 III 263; Livre d'Or, Nouvelle édition 1889, 62—64.

der Strapazen des Krieges 1870 noch Gelegenheit gehabt, die Gründlichkeit seiner Heilung zu bewähren.

Etwa ein Jahr nach dieser glücklichen Heilung erlebte das Pensionat den Vorgang mit Henry Clifford. Gleich de Damas stammte dieser aus einer hochangesehenen und vortrefflichen Familie. Einer seiner Brüder starb später als Bischof von Clifton, ein anderer als Jesuitenpater; ihm selbst war eine glänzende militärische Laufbahn vorbehalten. Er hatte das 17. Lebensjahr bereits erreicht und gehörte seit Herbst 1841 dem Pensionate an, das er erst 1845 verließ. Er war von kräftigem Körperbau, durch und durch gesund und sehr abgehärtet. Die behandelnden Ärzte ebenso wie die Mitzöglinge rühmen sein gerades und herzhaftes Wesen; er war das Bild des frischen, gesunden englischen Jungen.

Am Karsamstag 15. April 1843 hatte während des Fußballspiels der schwere Ball Clifford heftig an den Knöchel getroffen. Er verbiß den Schmerz und ließ sich nichts anmerken, aber durch den Druck neuer Stiefel, die er zufällig gerade trug, wurde nach einigen Tagen die Sache schlimmer, so daß der Chirurg und der Krankenbruder des Pensionates zu Hilfe gerufen werden mußten. Aber alle angewandten Mittel verschlugen wenig. Zwar gelang es, ein kleines Geschwür, das sich gebildet, zur Reife und Entleerung zu bringen; aber der Fuß, beständig kalt, blieb über die Maßen empfindlich gegen jede noch so leise Berührung, zeitweise wurden die Schmerzen heftig; Krämpfe und Ohnmachten traten ein. Die Obern begannen sich ernstlich zu beunruhigen. Seit dem 12. Mai wurden zu dem Chirurgen noch zwei erfahrene Ärzte hinzugezogen, die täglich den Kranken besuchten, und auf ihren Wunsch ließ man am 25. Mai von Lausanne her den Professor der Medizin Dr. Mayor zur Konsultation kommen, der als Zelebrität galt. Aber alle angewandten Mittel erwiesen sich als vergeblich, und die Besorgnis wuchs. Die Vorsteher des Konviktes verabredeten unter sich eine Novene mit täglichen heiligen Messen, um Hilfe zu erflehen, und von England her kam Cliffords Mutter bestürzt herbeigeilt. Als sie am 9. Juni in Freiburg eintraf, schienen neue Krampfanfälle

im Anzug; man mußte Bedenken tragen, sie beim Kranken vorzulassen.

So stand es, als am Morgen des 10. Juni einer der Patres dem jungen Clifford die Auflegung der Reliquie vorschlug. Schon vorher hatte man ihm davon gesprochen, aber als nüchterner Engländer hatte der Zögling gemeint, man müsse vorerst die Ärzte gewähren lassen, bis diese am Ende ihrer Kunst. Er war bis dahin ein Jüngling von aufrichtiger Frömmigkeit und hatte auch um Wiedererlangung seiner Gesundheit schon eifrig gebetet. Aber Außerordentliches wagte er für sich weder zu hoffen noch zu verlangen. Doch das Leiden währte nun schon 55 Tage, es war immer schlimmer geworden, alle Mittel versagten. Die Priester im Konvikt, die eben die Novene für die Heilung des Kranken beendet hatten, wünschten, daß nun die Sache der übernatürlichen Hilfe anheimgegeben werde. Am Morgen des 10. Juni wurde die Reliquie ins Krankenzimmer gebracht. Der fromme P. Jeantier, der dieselbe jahrs zuvor dem jungen de Damas mit so gesegnetem Erfolge aufgelegt hatte, redete mit schlichten Worten dem Kranken zu, und es gelang ihm nach und nach, die Bedenken zu beseitigen und Vertrauen wachzurufen. Clifford stimmte zu. Bei der ersten und bei der zweiten Auflegung zuckte der Fuß krampfhaft zurück, wie es bis dahin bei jeder Berührung zu geschehen pflegte. Als aber P. Jeantier zum dritten Mal die Reliquie dem kranken Fuße aufdrückte, da war es dem Leidenden, als ob plötzlich eine Kraft hineinfahre. Er sprang vom Ruhesessel auf und ging festen Schrittes im Zimmer hin und her. Er wußte und fühlte, daß er geheilt sei. Überwältigt von Empfindungen stürzte er, ohne auch nur den Fuß genügend bekleidet zu haben, nach der Kapelle, um unter Schluchzen Gott seinen Dank darzubringen. Eben jetzt kamen die drei Ärzte an, um ihn zu besuchen. Da in der Frühe die Vorboten neuer Krämpfe sich eingestellt hatten, waren sie benachrichtigt worden. Jetzt trafen sie ihren Patienten völlig geheilt und konnten auch ihrerseits eines tiefen Eindruckes sich nicht erwehren. Sie versuchten, nachdem Clifford ins Krankenzimmer zurückgerufen worden war, sofort ein genaues Verhör mit ihm an-

zustellen. Aber der sonst ruhige, besonnene Junge war für jetzt noch zu stark erschüttert und erregt.

Während dies alles vor sich ging, weilten die übrigen Zöglinge in der Klasse im Kolleg. Niemand ahnte etwas von dem Vorgefallenen, als um 10 Uhr vormittags alle in der Kapelle versammelt wurden. Pater Präfekt berichtete kurz, was geschehen war, und sie erblickten den allgemein beliebten Kameraden als Geheilten zum ersten Mal wieder in ihrer Mitte. Unbeschreiblich war die Ergriffenheit und Freude, als zum Ausdruck des gemeinsamen Dankes jetzt das Magnifikat angestimmt wurde.

Am folgenden Morgen sah man Henry Clifford wieder eifrig und kräftig beim Fußballspiel; er wollte bemerkt haben, daß sein Fuß an Stärke gegen früher gewonnen habe. Der Eindruck des Geschehenen aber war kein bloß vorübergehender; ein Hochflug frommer Begeisterung erfüllte noch auf lange hinaus das ganze Haus. Unterstützt wurde dies durch tröstliche Gebetserhörungen, die während jener Jahre in der Kapelle des Kollegs, wo die Reliquien des seligen P. Petrus Canisius aufbewahrt waren, immer wieder von Zeit zu Zeit sich ereigneten[1]. War das Konvikt auch räumlich wie rechtlich von dem Kollegium geschieden, so blieb doch ein gewisser höherer Zusammenhang und geistige Gemeinschaft. Daß das Kollegium, in dessen Räumen die Zöglinge ihre geistige Bildung schöpften, die geheiligte Begräbnisstätte eines großen Glaubenskämpfers und vermöge dieses Grabes der Zielpunkt frommer Pilgerfahrten und der häufige Schauplatz übernatürlicher Hilfeleistungen war, trug gewiß mit dazu bei, dem Studienaufenthalt in Freiburg eine höhere, religiöse Weihe zu geben. So wirkte vieles zusammen, um dem Pensionat von Freiburg sein eigentümliches Gepräge und seine Macht über die Gemüter zu verleihen.

Es ist leicht begreiflich, daß auch im Freiburger Pensionat nicht sofort in den ersten Jahren die höchste Vollendung erreicht war.

[1] Die Litterae annuae Collegii Friburgensis berichten darüber des öfteren; über einen derartigen Fall erzählt die in Augsburg herausgegebene „Sion" 1839, Nr. 37, S. 355.

Schon die äußeren Einrichtungen waren nicht von Anfang an so weit gediehen, wie es für die leichte Beaufsichtigung einer zahlreichen und mutwilligen Jugend wünschenswert gewesen wäre. Manche Jahre hindurch gab es von Zeit zu Zeit unliebe Anlässe, die zu Strafentlassungen führen mußten. Aber man gelangte dahin, daß auch die Bestunterrichteten an Ort und Stelle in ihren Berichten an den Pater General den Geist des Pensionates als einen vortrefflichen und das Ansehen der Anstalt als ein ungewöhnlich ehrenvolles anerkennen durften.

Während jedoch alle Welt für das Freiburger Pensionat voll des Lobes war und vielleicht nichts anderes um jene Zeit der neuen Gesellschaft mehr Achtung und Sympathien von außen zuwandte, blieb die Anstalt für P. Roothaan, den weisen Ordensgeneral, ein Gegenstand beständiger Unruhe und Sorge. Kein Jahr verging, ohne daß er Mahnungen und Warnungen sandte und mancherlei Besorgnissen Ausdruck gab. Es schien ihm die Zahl der Zöglinge zu groß, um sie richtig zu beaufsichtigen; er fürchtete, man sei zu leicht bereit bei der Aufnahme und zu zurückhaltend mit den Entlassungen. Er meinte, es werde den Wünschen und Geschmacksrichtungen der vornehmen Familien zu viel nachgegeben. Er stand unter dem Eindruck, es werde den Zöglingen zu viel an Erholung und Vergnügen geboten und zu viel Anlaß zu Geldausgaben verstattet. Nach P. Roothaans ernstem Sinn sollten die Knaben zur Sparsamkeit erzogen werden und vor allem tüchtig Latein und Mathematik studieren.

Dagegen geschah ihm zuviel mit Theatern und Konzerten; den Akzidentalien wie Musik, Malen, Zeichnen, Reiten, Fechten u. dgl. wurde, wie ihm schien, zu viel Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet. Er wollte nur solche Schauspiele auf der Schülerbühne zulassen, bei denen eine religiös sittliche Einwirkung auf die Zöglinge direkt angestrebt war, und selbst diese nur in beschränktem Maße. Bei den ausgezeichneten musikalischen Kräften, über welche das Pensionat verfügte, hatte man dort die großen Opern aufgeführt, die damals in der Welt von sich reden machten, nur so, daß ein anderer, dem Gesichtskreis der Zöglinge angepaßter Text unterschoben war. P. Root-

haan, der den sinnreizenden und verweichlichenden Einfluß jener oft allzuprofanen Musik auf die jugendlichen Gemüter fürchtete, schritt, sobald er zuerst davon erfuhr, mit strengem Verbot dagegen ein.

Gar manchmal konnten die von dem Ordensgeneral geäußerten Unruhen und Befürchtungen durch die Obern in Freiburg so völlig beschwichtigt werden, daß P. Roothaan selbst sich befriedigt erklärte. Es währte jedoch nicht lange, daß neue Mahnungen oder gar Rügen eintrafen. Manche derselben zeugen heute nicht gerade zu Ungunsten der blühenden Erziehungsanstalt.

P. Barrelle als Generalpräfekt hatte die feierliche monatliche Notenverlesung eingeführt, bei der es scharf herging. Die Sündenböcke des Monats wurden in Gegenwart der Mitzöglinge tüchtig hergenommen. Bald schon waren die Klagen bis zum Ordensgeneral gedrungen, und P. Roothaan, der sonst immer der strengen Zucht das Wort redete, wollte ein so scharfes pädagogisches Mittel durchaus nicht dulden. Eine andere Eigentümlichkeit des Freiburger Pensionatslebens, über welche er wiederholt seine Beunruhigung zu erkennen gab, war die häufige Kommunion vieler Zöglinge. Es war damals eine ganz ungewohnte Erscheinung, daß so viele junge Studenten auch öfter während der Woche zum Tische des Herrn gingen, und zwar alle durchaus auf eigenen Antrieb. Deutlich erkennt man den Einfluß des Pater Generals in einer Verordnung, die erfloß, daß Schüler, deren Fortschritt in den Studien nicht befriedigte, zu den Musik- und Zeichenunterrichten nicht zugelassen werden sollten.

Gerade durch diese außerordentliche und besondere Fürsorge trug der Ordensgeneral auch seinerseits wirksam dazu bei, Leben und Geist des Freiburger Pensionates zu solcher Höhe zu bringen. Eine ererbte Tradition, eine klar ausgebildete, fest überkommene Einrichtung war es nicht, was in Freiburg die Hauptsache hätte ausmachen können. Gewiß fanden sich in der Gesetzgebung wie in der Geschichte der alten Gesellschaft Jesu kostbare Normen und wertvolle praktische Winke. Die alte Ratio studiorum konnte noch immer als Wegweiserin voranleuchten. Allein die Voraussetzungen,

unter welchen man jetzt arbeitete, waren gegen früher völlig verändert. Durchaus verschiedenartig war zur Zeit die Vorbildung beim Lehr- und Erziehungspersonal, kaum mindergroß die Abstände in der geistigen Entwicklung der Schüler. Wie die junge Ordensprovinz überhaupt, so war ihr Erziehungs- und Studienwesen zu jener Zeit noch in einem Werdeprozeß begriffen. Überdies war das Pensionat bezüglich des Standes der Studien abhängig vom Kolleg St-Michel, und hier waren die Vorstände in vielem gebunden durch die Verordnungen und Wünsche der Regierung. Manche versuchsweise Änderungen brachten die Verhältnisse von selbst mit sich. Nicht altbewährte Einrichtungen machten hier die Männer, sondern auserwählte Männer schufen die Einrichtungen. Das ererbte Gute aus alter Zeit mußten sie den Verhältnissen und den Anforderungen ihrer Tage gemäß mit selbsterworbenem Guten neu gestalten.

Abgesehen von den ersten Versuchsjahren waren es denn auch außerordentliche Männer, welche über das Gedeihen des Konviktes wachten. Zwei Rektoren und zwei Generalpräfekten haben dem Pensionat seine Blüte und seinen Glanz gebracht, mit ihrer Person ist die Geschichte desselben gegeben. Dem Stabe treuer und tüchtiger Mitarbeiter blieb dabei immer noch eine gute Aufgabe zu lösen, denn nur durch selbstloses Zusammenwirken vielfältiger Kräfte ließ die gediegene Frucht sich zur Reife bringen. Auch machte die Verschiedenheit der unter den Konviktoren vertretenen Nationalitäten eine einigermaßen internationale Zusammensetzung im Vorstande des Pensionates wünschenswert. Unter den Rektoren und Generalpräfekten findet sich nur ein einziges Mal vorübergehend ein Deutscher[1], die Umstände brachten dies mit sich. Um so mehr erscheinen bekannte deutsche Namen und Mitglieder der oberdeutschen Provinz in den verschiedensten Stellungen als Mitarbeiter. Ohnehin waren ja mehrere Lehrstühle des Kollegs mit deutschen Lehrkräften besetzt. Unter dem Aufsichtspersonal des Konviktes liest man die Namen der späteren Provinziale Anderledy, Behrens und Faller, der Volksmissionäre Allet

[1] P. Anton Burgstahler, Generalpräfekt Oktober 1836 bis August 1837, Elsässer von Geburt.

und Anna, Pottgeißer und Wertenberg, Laurenz Ketterer, Phil. de Mehlem und Joseph de Lamezan, neben den ehrwürdigen Gestalten der PP. Karl Billet, de Werra und Gustav Eck stehen noch eine lange Reihe weniger bekannter Mitglieder der Provinz aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands.

Für das Schuljahr 1847/48, in dessen Beginn die gewaltsame Unterdrückung der Anstalt fiel, hatte P. Klemens Faller aus der deutschen Provinz eben begonnen, im wichtigsten Amte als Generalpräfekt zu walten.

Derjenige, dem man vor allem die Hochblüte des Konviktes verdankt, war weder Deutscher, noch Franzose, noch Schweizer, und nicht einmal ein Mitglied der oberdeutschen Provinz. Es war P. Nepomuk de Galicet (eigentlich Galicz), zu Polozk in Westrußland 1794 aus vornehmem polnischen Hause geboren. In den Schulen der Jesuiten hatte er mit glänzendem Erfolge studiert, war 1810 in den Orden eingetreten und hatte sich bereits in der Lehrtätigkeit erprobt, als die Ausweisung der Jesuiten aus Rußland ihn, der noch nicht Priester, unstät durch Österreich, Italien und die Schweiz nach Frankreich gelangen ließ, wo er im Kolleg von Poitiers Verwendung fand, und dann zu Dôle seine eigene Vorbereitung zum Abschluß brachte. Vom dritten Probejahre hinweg wurde er sofort als Präfekt an die Spitze des großen Kollegs von St-Acheul gestellt, bis die königlichen Ordonnanzen 1828 diesem ein frühes Ende bereiteten. In Freiburg kam er August 1828 gerade zu guter Stunde, um die ins Wanken gekommene Autorität des Generalpräfekten wieder in ihre Rechte einzusetzen und den ungestümen Strom der französischen Ankömmlinge in das ruhige Bett der Ordnung zu leiten. Von Herbst 1828 bis Februar 1831 verblieb er als Generalpräfekt die Stütze des Gebäudes. Am 9. Februar 1831 zum Rektor proklamiert, erhob er das Pensionat erst recht zu seiner Höhe. Der Weltruf der Anstalt war begründet, als „der große Rektor" im Herbst 1839 seinem Nachfolger Platz machte.

Der hochverdiente Mann zog sich zunächst nach dem Hause von Stäffis zurück, das auf sein Betreiben eine Filialanstalt von Freiburg

geworden war. Hier waltete er als Generalpräfekt der kleinen Konviktoren, bis er im Herbst 1841 nach Abberufung des P. Barrelle die Präfektur im Pensionat von Freiburg wieder auf sich nehmen mußte. Da indes die Ordensbrüder in Galizien seiner Hilfe bedurften, wurde er im Herbst 1842 durch P. Gloriot ersetzt. Einige Monate noch konnte er als Gast und Freund unter den Mitbrüdern in Stäffis verweilen. Sobald die Jahreszeit es gestattete, trat er am 6. Februar 1843 die Reise nach Galizien an. Er schied unter allgemeiner Trauer, denn in ungewöhnlichem Maße hatte er bei den Ordensgenossen wie bei den Auswärtigen Liebe und Verehrung sich erworben. Aber um den Wünschen des Erzherzog-Statthalters von Galizien, Ferdinand von Este, möglichst entgegenzukommen, hatte P. Roothaan den außerordentlichen Mann zum ersten Rektor des neu zu gründenden adeligen Konvikts von Lemberg bestimmt. Erst der November 1847 machte seiner Verwaltung, aber nicht seiner Tätigkeit für das dortige Pensionat ein Ende. Er verblieb als Generalpräfekt in Lemberg, bis die Stürme der Revolution über Galizien hinfuhren und seine Ordensbrüder auseinanderjagten. Galicet harrte im Lande aus und widmete sich, allen Stürmen Trotz bietend, den Werken der Seelsorge. Als Vertreter seiner Ordensprovinz war er 1853 in Rom, um teilzunehmen an der Wahl des P. Petrus Beckx, des 22. Generalobern der Gesellschaft. Dieser war es auch, der das Licht wieder auf den Leuchter erhob. Unter stillschweigender Begünstigung der kaiserlichen Regierung war es nach langen Wirren den Jesuiten möglich geworden, 1856 in Tarnopol eine private Erziehungsanstalt zu eröffnen, bei welcher seit 1858 auch P. Galicet tätig mitwirkte. Am 7. Juli 1861 wurde P. Galicet als Rektor dieses kleinen, aber wichtigen Pensionats verkündigt, das er über die gefährliche Zeit des polnischen Aufstandes von 1863 glücklich hinüberleitete. Auch nachdem er 1867 im Rektorat einen Nachfolger erhalten hatte, verblieb er bis 1872 segensreich tätig in diesem Hause, das Muster eines gewissenhaften Ordensmannes. Er starb, vom Alter gebrochen, am 3. Januar 1876. P. de Galicet war Jugendfreund von ganzem Herzen, der geborene Menschenbildner und Erzieher.

Mit dem Imponierenden verband er das Liebenswürdige, Einfachheit mit Großartigkeit. Der Geschichtschreiber der galizischen Ordensprovinz zählt ihn mit Recht den hervorragendsten Gestalten bei, welche in jenen Jahren nicht nur seine Ordensprovinz, sondern die gesamte Gesellschaft Jesu aufzuweisen hatten.

Galicets Nachfolger als Rektor des Konvikts von Freiburg war seit Herbst 1839 P. Alois Geoffroy, geboren 1793 zu Chambéry in Savoyen, der im September 1820 bereits Priester, den Weg zur „Helvetischen Mission" gefunden und als tüchtiger Prediger schon bald wertvolle Dienste für die Volksmissionen geleistet hatte. Dem Kollegium von Chambéry zu Hilfe geschickt, blieb er in dieser seiner Vaterstadt tätig, bis er 1830 in seine Provinz zurückberufen wurde, um als Novizenmeister in Stäffis die geistliche Heranbildung des Nachwuchses für dieselbe zu übernehmen. Er gehörte dann einige Jahre hindurch dem Konvikte von Freiburg an, wo er geistlicher Vater der Ordensgemeinde war, ehe er 1839 als Rektor an die Spitze gestellt wurde. Gleich Galicet war er ein Mann von mehr als gewöhnlichem Verdienst und bewährter Tugend, sonst traten die Verschiedenheiten stark hervor. Gegenüber dem Großartigen und wahrhaft Fürstlichen, was Galicet eigen war, erschienen bei Geoffroy Bescheidenheit und Demut vorherrschende Züge. Hatte Galicet die Güte des herablassenden Vaters, so leuchtete aus P. Geoffroy die Sorglichkeit und Zärtlichkeit der Mutter. In das Rektorat des P. Geoffroy fallen die drei auffallenden Krankenheilungen durch Berührung mit der Reliquie von Argenteuil[1]. Zwei wichtige Anordnungen gereichen seinem Regiment zu besonderer Ehre. Bis dahin war der Religionsunterricht, den das Konvikt den Zöglingen erteilen ließ, für alle Angehörigen der ersten Division gemeinsam. P. Geoffroy ließ 1842 zwei Stufen unterscheiden, so daß seitdem die mehr Entwickelten und weiter Fortgeschrittenen ihre besondere Unterweisungen haben und auch schriftliche Ausarbeitungen darüber machen sollten. Die Liebe zu den schönen Musen, wie sie

[1] Außer den beiden Zöglingen 1842 und 1843 wurde 1845 P. Joseph Brunner, der als Schwindsüchtiger in Stäffis lebte, durch Berührung mit der Reliquie vollständig geheilt.

im Pensionat mit vielem Erfolg gepflegt wurde, scheint zur Folge gehabt zu haben, daß die Mathematik dort weniger Liebhaber fand, und die Klagen mehrten sich, daß dies gewöhnlich der schwache Punkt der Konviktoren sei. P. Geoffroy ließ daher 1845 zwei Nachhilfekurse für Mathematik im Konvikt einrichten und Privatlehrer dafür aufstellen. Nach Wunsch der Eltern konnte seitdem Nachhilfe gegeben werden. Diesem verdienten Rektor war die herbe Prüfung beschieden, die gewaltsame Unterdrückung des Pensionats als dessen Oberhaupt zu überleben. Nach der Vertreibung aus der Schweiz war er Jahre hindurch teils als Spiritual teils als Instruktor des dritten Probejahres in andern Provinzen tätig. P. Anderledy, der als sein Untergebener die Schreckenstage von 1847 mit ihm durchlebt hatte, berief ihn, Provinzial geworden, in die deutsche Provinz zurück und machte ihn zum Spiritual für das Kollegium zu Maria-Laach. Der Schmerz einer abermaligen Vertreibung ist dem ehrwürdigen Greis erspart geblieben. Er starb, verehrt wie ein Heiliger, in Maria-Laach am 14. Februar 1870.

Den zwei großen Rektoren standen zwei große Generalpräfekten zur Seite: P. Joseph Barrelle und P. Joseph Gloriot, beide Männer von geistiger Bedeutung, schon im Äußern imponierende, männlich schöne Erscheinungen und begabt mit außergewöhnlicher Kraft der Beredsamkeit. Beiden war eine bewegte Laufbahn zubestimmt.

P. Barrelle[1] war zu Ciotat im Süden Frankreichs 1794 geboren und 1816 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Hatte er sich durch die Gunst der Umstände schon vor diesem entscheidenden Schritt manche Erfahrung im Erziehungsfache gesammelt, so war ihm im Dienste des Ordens ein reiches Arbeitsfeld und eine gründliche Schule zuteil geworden. Im großen Kolleg von St-Acheul und in dem neugegründeten Erziehungshause zu Billom in der Auvergne hatte er als Generalpräfekt erfolgreich gewirkt, hatte nach den Ereignissen von 1828 mitgeholfen zur Neueinrichtung des Collège du passage jenseits der spanischen Grenze, als ihn der Ordensgeneral P. Roothaan

[1] Vgl. P. Léon de Chazournes, Vie du R. P. Barrelle[2] (Paris 1870) 2 Bde.

zu Anfang 1829 für die schwierige Vertrauensmission an der Seite des Königs Dom Miguel in Portugal ausersah. Von hier folgte er im August 1831 dem Ruf des Ordensgenerals nach Rom, wo er sich als Prediger wie als Seelenführer reichlich in Anspruch genommen sah. So war P. Barrelle ein durch Laufbahn und Verdienst hochangesehener Mann und als Prediger gefeiert, als er im Oktober 1833 an der Seite des „großen Rektors", P. de Galicet, die Stelle des Generalpräfekten im Pensionat von Freiburg übernahm. Von den acht Jahren, die er in Freiburg blieb, hat er sieben Jahre in dieser Stellung zugebracht und dieselbe glänzend ausgefüllt[1]. Nur während des einen Schuljahres 1836—1837 hatte man ihm, wohl mit Rücksicht auf die erschütterte Gesundheit, statt der aufreibenden Präfektur die Leitung der Marianischen Kongregation anvertraut.

P. Barrelle war ein Mann von so großen Gaben und so seltenen Eigenschaften, daß er in jeder Umgebung und jeder Art der Tätigkeit sich bemerkbar gemacht haben würde. Alle stimmen überein, daß er als Erzieher an Erfahrung und Feingefühl wie an Macht über die Gemüter unvergleichlich war. Man sah in ihm das Ideal des christlichen Pädagogen verkörpert vor sich. Unerschütterlich in der Aufrechthaltung der Ordnung, war er überall gegenwärtig, alles überschauend, alles gewahr werdend, unbeugsam fest, unbeeinflußbar in seinem Gerechtigkeitssinn. Aber der Ernst des Erziehers war bei ihm von so viel Herzensgüte begleitet, daß nicht so sehr die Furcht als vielmehr die Ehrfurcht und Liebe auf die Zöglinge wirkte. So war es möglich, daß derselbe Mann, der sich als unnachsichtiger Wächter der Zucht und Ordnung erwies, zugleich als der beliebteste Prediger immer wieder die Herzen entflammen konnte. Oft hatte er die Predigten an Sonn- und Feiertagen; die Fastenpredigten für die Zöglinge waren ihm vorbehalten, gewöhnlich hielt er auch für das Pensionat die viertägigen Exerzitien. Besondere Geistesübungen veranstaltete er für die abgehenden Schüler als Anleitung zu einer guten Standeswahl und Vorbereitung für die kommenden Gefahren.

[1] Zwischen P. Barrelle und P. de Galicet bestand die vollständigste, nie getrübte Harmonie.

Von außerordentlicher Wirkung und Bedeutung waren die religiösen Konferenzen, die der Pater Präfekt zweimal die Woche für die Zöglinge der ersten Division zu halten hatte, um sie in Glaubensfragen noch mehr zu klären und zu festigen. Die hinreißende Kraft der Rede, die P. Barrelle eigen war, verband sich dabei trefflich mit einer großen Belesenheit und vielseitigem Wissen. Gerade dem Eindruck dieser Konferenzen hat man zum guten Teil die unentwegte Treue zuzuschreiben, mit der die Mehrzahl der „alten Freiburger" später für ihren katholischen Glauben eingetreten sind. Derselbe Mann, den die Zöglinge fürchteten als einen Herzensdurchschauer und Richter, den sie wie einen Heiligen verehrten und als unvergleichlichen Redner bewunderten, war zugleich für sie ein immer fruchtbarer Erfinder und Schöpfer ihrer jugendlichen Freuden. Wie die geschmackvolle Anordnung des Gottesdienstes, der Reichtum der Novenen und sinnigen Andachten sich zum guten Teil auf ihn zurückführten, so noch unmittelbarer die mancherlei trauten Familienfeste und überraschenden Erholungen und Vergnügungsstunden, immer neu, immer sinnreich und dabei immer fromm. P. Barrelle war literarisch nicht nur reich gebildet, sondern auch schöpferisch begabt. Nicht wenige von den Theaterstücken, die mit glänzendem Erfolg zur Freude aller über die Konviktsbühne gingen, waren teils von ihm gedichtet, teils den Umständen nach bearbeitet. Festgedichte, Prologe, heitere und fromme Gelegenheitsverse flossen nur so aus seiner Feder, und häufig verschmähte der Pater Präfekt es nicht, seine Dichtungen auch selbst vorzutragen, um desto mehr die Hörer zu begeistern.

Die Sorgfalt des P. Barrelle in seiner Eigenschaft als Präfekt erstreckte sich nicht auf die Zöglinge allein. Die Patres in Freiburg hatten sich in jener Zeit veranlaßt gesehen, für manche Obliegenheiten auch Weltgeistliche zu ihrer Hilfe heranzuziehen. P. Barrelle erzeigte ihnen Interesse, sammelte sie um sich und hielt ihnen Konferenzen, die darauf abzielten, die volle Einheitlichkeit ihres Vorangehens den Zöglingen gegenüber mit dem der Patres herzustellen[1].

[1] Léon de Chazournes, Vie du R. P. Barrelle I 251.

Noch ungleich mehr leistete er für die jüngeren Ordensbrüder, die ihm zur Überwachung der Zöglinge beigegeben waren; er ging darauf aus, auch sie zu wahren Erziehern auszubilden. Die von ihm gegebenen Anweisungen und Winke für die Behandlung der Zöglinge in den Internaten der Gesellschaft, die er auch schriftlich fixierte[1], haben eine feste Tradition begründet und sind in mehreren Provinzen des Ordens auf lange Zeit hinaus in Ehren geblieben; zumal für die deutsche Ordensprovinz, in deren Diensten sie entstanden waren, sind sie ein kostbares Vermächtnis gewesen.

Von Freiburg hinweg als Superior der Residenz nach Lyon berufen, entfaltete P. Barrelle auch ferner noch eine gesegnete Tätigkeit als Prediger, Exerzitienmeister und Seelenführer, insbesondere hatte er einen bedeutenden Ruf für die Leitung von Priesterexerzitien. Wiederholt war dem erfahrenen Geistesmann die Leitung des Noviziats seiner Ordensprovinz anvertraut. Er starb als Rektor von Clermont-Ferrand im Oktober 1863. Da er gegen Ende seines Lebens die Kräfte schwinden fühlte und vom Provinzial die Enthebung von den Verantwortlichkeiten eines Novizenmeisters erbat, schickte ihm dieser als Ersatzmann den P. Alberich de Foresta, der einst 1831—1836 Zögling des Pensionates von Freiburg, noch vier Jahre hindurch P. Barrelle als seinen Erzieher und Lehrer verehrt hatte. Jetzt sollte er im schönsten Erzieheramte dessen Nachfolger sein.

Als P. Barrelle 1840 von Freiburg schied, trat zunächst P. de Galicet wieder als Generalpräfekt an seine Stelle. Im Herbst 1842 nahm P. Joseph Gloriot diesem die Bürde ab. Joseph Gloriot — nicht zu verwechseln mit dem älteren P. Karl Gloriot, der einst zu den „Vätern des Glaubens Jesu" gehört hatte — war gleich diesem zu Pontarlier geboren, doch um mehr als 40 Jahre jünger. Im jugendkräftigen Alter von 24 Jahren begann er seine ersten Dienste im Pensionat 1835—1840, in das er 1842 schon wieder zurückgerufen wurde, um an Stelle P. Galicets Generalpräfekt zu werden. Er blieb es bis August 1847, und hatte kaum als Rektor die Verwal-

[1] Avis pour les surveillants, vgl. Léon de Chazournes a. a. O. I 399—407.

tung des Kollegs von Dôle übernommen, als über Freiburg die Katastrophe hereinbrach. Gloriot blieb von da an beständig Oberer, bis er bei Ausbruch des Krimkrieges als Feldgeistlicher die französischen Truppen nach dem Osten begleitete. Er war es, der nach dem Tode des Marschalls de Saint-Arnaud 1854 dessen sterbliche Überreste nach Frankreich zurückbrachte. Schon ein Jahr später erlag er selbst als Opfer des Eifers und der Liebe. Er starb zu Konstantinopel im Mai 1855 in der Blüte des Mannesalters an der Cholera, die er im Dienste der französischen Soldaten sich geholt. Als Präfekt in Freiburg besaß er alles, was geeignet macht, den Zöglingen zu imponieren, stattliche Erscheinung, Macht des Wortes, Entschlossenheit und Kraft des Handelns.

Im Bilde des Freiburger Pensionatslebens bliebe eine große Lücke ohne den Hinweis auf das stille Wirken der verschiedenen Kongregationsleiter, deren hingebende Tätigkeit zum glücklichen Ergebnis des Erziehungswerkes wesentlich beigetragen hat. P. Roman Denieau, später Missionär in Madagaskar, war Kongregationspräses von 1836 bis 1841; P. Bernhard Laporte von 1833 bis 1834 und wieder 1841 bis 1847. Ein besonders gefeiertes Andenken bei den „alten Freiburgern" ist P. Pierre Labonde verblieben[1]. Geboren zu Amiens 1795, war er 1821 der Gesellschaft Jesu beigetreten, nachdem er als auswärtiger Klassenlehrer im Kolleg von St-Acheul schon seit 1818 gearbeitet hatte. Er verblieb auch jetzt in diesem großen Kolleg und wurde hier der Begründer der Schutzengelkongregation für die Abteilung der Allerjüngsten. Die königlichen Ordonnanzen von 1828 vertrieben ihn nach der Schweiz, wo er im Pensionat von Freiburg als Kongregationspräses sofort einen neuen Wirkungskreis fand. Die neun Jahre seines Wirkens daselbst waren für das Pensionat von großer Bedeutung. Unversiegbare Fröhlichkeit und harmloser Scherz minderten bei ihm nicht die Macht über die Herzen. Von den Zöglingen ist er aufs innigste geliebt und verehrt worden. Der Zauber seines Wesens bewährte

[1] Vgl. Charruau, Vie du Père Labonde (1884).

sich auch in seinem späteren langjährigen Wirken zu Nantes im Dienste der Jugend und im Apostolat für die Arbeiter. Als altersschwacher Greis nach Angers verpflanzt, starb er daselbst im Januar 1883.

Neben einem Seelenführer von so liebenswürdiger Originalität wie Labonde noch besondere Beachtung zu finden, war nicht leicht, doch gelang dies dem stillen demütigen P. Ferdinand Jeantier, der bis auf wenige Jahre des ganzen Bestehens des Pensionats dort als Leiter der jungen Seelen tätig war. Aus Liesle (Doubs) gebürtig, war er 1822 in die Gesellschaft Jesu eingetreten, mußte 1828 mit den übrigen aus Frankreich weichen, erhielt noch im Oktober des gleichen Jahres zu Freiburg die Priesterweihe, um dann sofort im Pensionat seine unvergleichliche Tätigkeit zu beginnen. Die richtigen Leute für ihn waren die Kleinen, sein Arbeitsfeld die Schutzengelkongregation. Man nannte ihn zuweilen nur den „Engelpater". Im Collège du passage in Spanien[1], wohin er 1832 berufen war, verblieb er nur zwei Jahre. Die Ausweisung der Jesuiten aus diesem Lande führte ihn zur großen Freude der Zöglinge nach Freiburg zurück. Hier harrte er an dem Posten aus, für den Natur und Gnade ihn besonders vorbereitet hatten. Erst der Untergang des Pensionates im November 1847 entriß ihn seinem Wirkungskreis. Auch in Turin, wo er zunächst Verwendung gefunden hatte, traf ihn mit seinen Ordensbrüdern die staatliche Ausweisung. Nach vorübergehender Tätigkeit in verschiedenen Kollegien von Belgien und Frankreich faßte er seit 1856 wieder festen Boden im Kollegium zu Vannes. Hier verstarb er eines frommen Todes am 8. Mai 1878 im achtzigsten Jahre seines Alters. Ohne glänzende Vorzüge nach außen besaß P. Jeantier eine außerordentliche Gabe, auf die Herzen der Kinder einzuwirken. Seine innige Andacht zu den heiligen Engeln schien wie einst beim seligen P. Petrus Faber einen besondern Himmelssegen auf sein Tun herabzuziehen. Durch ihn war dem

[1] Von den aus Frankreich ausgewiesenen Jesuiten 1828 dicht an der Grenze bei San Sebastián unter dem Schutze Ferdinands VII. hauptsächlich für französische Schüler begründet.

jungen de Damas und Henry Clifford die Reliquie aufgelegt worden, die ihnen die Heilung brachte. Den Freiburger Zöglingen blieb das Andenken an sein bescheidenes, selbstloses Wirken unvergeßlich.

Noch ein anderer ist, der in der Geschichte des Freiburger Pensionates nicht übersehen werden darf, der einzige, der sich rühmen kann, demselben vom ersten bis zum letzten Tag in leitender Stellung angehört, zu seiner Vertretung nach außen, zu seiner glanzvollen Ordnung und zu seinem herrlichen Geiste in dieser ganzen Zeit ein Namhaftes beigetragen zu haben. Es ist der deutsche Konvertit P. Burkhard Freudenfeld, in den ersten schweren Monaten aushilfsweise Präfekt, dann 20 Jahre hindurch Minister dieses großen Hauses. P. Freudenfeld, am 1. Januar 1784 zu Schwerin von protestantischen Eltern geboren, war seit 1809 Privatdozent für Geschichte an der Universität Göttingen und hatte 1811/12 mehrere Bändchen mit Dichtungen herausgegeben, als der Ausbruch des Befreiungskrieges ihn unter die Waffen rief. Der Anteil, den er als Kavallerieoffizier an den blutigen Kämpfen nahm, war kein geringer und kein unrühmlicher. Es heißt, daß er bei Blücher Ordonnanzoffizier gewesen und daß er mit unter den ersten in Paris eingeritten sei. Nach Beendigung des Krieges lebte er in Berlin seinen Studien und folgte 1819 einem Ruf an die neugegründete „paritätische" Universität Bonn, wo er als außerordentlicher Professor unter großem Zulauf und mehr als gewöhnlichem Beifall die Geschichte vortrug. In dieser Zeit erschien von ihm die Schrift „Das Glaubensbekenntnis der römisch-katholischen Kirche" (Münster 1820). Bei der scharfen Gegensätzlichkeit, wie sie damals in Bonn zwischen den Vertretern der verschiedenen Konfessionen herrschte, und der gereizten Stimmung der staatlichen Organe gegen alles Katholische erregte es bald Aufmerksamkeit, daß die von Freudenfeld vorgetragenen Auffassungen in manchem der katholischen Sache günstig waren. Gelegentlich eines Vortrages über die Reformation, bei welchem die Person Luthers im Mittelpunkte stand, kam es am 24. Mai 1821 am Ende der Vortragsstunde bei einem Teil der Zuhörer zu einer künstlich vorbereiteten lärmenden Demonstration, die bei der größeren Mehrzahl der Hörer Mißbilligung, Entrüstung

und selbst Protesten begegnete. Statt die Schuldigen zu belangen, untersagte der Rektor der Universität dem beleidigten Lehrer auf eine Woche die Vorlesungen. Als die Frist abgelaufen war, nahm Freudenfeld sie ruhig wieder auf, bis ihm am 18. Juni vonseiten des Ministeriums das Recht der Vorlesungen entzogen wurde. Fürs nächste wählte der Gemaßregelte seinen Wohnsitz in Münster. Ob er jetzt in dieser Zeit erst den offenen Übertritt zum katholischen Glauben vollzogen habe, oder im stillen schon vor 1819 zur alten Mutterkirche zurückgekehrt war, darüber fehlt die bestimmte Angabe. Der Umstand, daß er am 1. Juni 1822 in die Gesellschaft Jesu eintrat, legt die Mutmaßung nahe, daß er bereits seit 1817, dem Jahre des Lutherjubiläums, der Kirche angehörte. Nachdem er zu Brig unter Leitung des P. Staudinger das erste Jahr seines Noviziates vollendet hatte, begann er das Studium der Theologie und wurde 1826 zu Freiburg von Bischof Yenni zum Priester geweiht. Am 2. Februar 1833 legte er die Profeßgelübde ab. Dem Pensionate von Freiburg hat er von Oktober 1827 bis November 1847 angehört. Für die Repräsentation, die bei einer Anstalt von solchem Rufe von großer Bedeutung, war der hochgebildete und gewandte Mann, der die meisten europäischen Sprachen mit Sicherheit beherrschte, wie geschaffen. Er besaß aber auch den raschen Überblick, den organisatorischen Griff und die Kraft, deren es in diesem umfangreichen und verwickelten Betriebe bedurfte.

Seit der Mitte der dreißiger Jahre hatte P. Freudenfeld für die Klasse der „Veteranen" die Vorlesungen aus der allgemeinen Weltgeschichte zu halten, und fünf Jahre später wurden ihm diese Vorlesungen auch für das Kolleg St-Michel übertragen[1]. Wiewohl er sich hierbei der französischen Sprache bedienen mußte, wußte er in ausnehmender Weise die Geister zu fesseln, immer gewählt, geistreich und interessant. Von den Zöglingen des Pensionates war er hoch-

[1] Aus dieser seiner Tätigkeit und ursprünglich im Dienste derselben ist seine Schrift hervorgegangen: Tableau analytique de l'histoire universelle présenté d'après les vrais principes pour servir de guide aux études historiques (Paris 1848).

verehrt und als Ratgeber in allen Angelegenheiten gesucht; sie brachten ihm ein fast unbegrenztes Vertrauen entgegen. Für eine Auswahl größerer Zöglinge leitete er fünf Jahre hindurch als Präses die Marianische Kongregation, und er hat es wirklich verstanden, eine Elite aus ihnen zu bilden. Als über die Patres der Schweiz der Sturm losbrach und Freiburg geräumt werden mußte, sprach er noch unter der allgemeinen Erregung das prophetische Wort: „Jetzt geht es über den Rhein!" Er selbst begleitete fürs erste die Scholastiker von Freiburg nach Chambéry, erhielt aber dort die Ernennung zum Minister im Kolleg von Stonyhurst im Norden Englands. Auf Wunsch der dortigen Obern übernahm er auch hier wieder Vorlesungen aus der allgemeinen Weltgeschichte. Aber mit dem Untergang des Freiburger Pensionates war seine Aufgabe erfüllt. Im Sommer 1850 erkrankte er ernstlich. Mit eigener Hand machte er seinem deutschen Provinzial die Mitteilung, daß sein Tod bevorstehe. Gefaßt, freudig und dankbar gegen Gott und die Gesellschaft Jesu, schied er wenige Tage danach am 19. Juli 1850 aus diesem Leben.

c) Stäffis.

Der gleichmäßige Gang der Freiburger Pensionatsleitung nahm eine unerwartete Wendung, als durch Rückverlegung des ganzen Noviziates nach Brig im Herbst 1836 das Haus in Stäffis einer entsprechenden Verwendung beraubt und von Bewohnern fast entleert werden sollte. Die gesunde und freundliche Lage des Hauses, damals noch dicht am See, bei verhältnismäßig geringer Entfernung von Freiburg, gab P. de Galicet den Gedanken ein, das Haus zu einer Filialanstalt für das Pensionat und zur besondern Pflegestätte der kleinen Zöglinge, zum Heim der vierten Division zu machen. Auf diese Weise konnte das Pensionat erweitert und die Zahl der Zöglinge erhöht werden, den Scholastikern der Provinz aber, die mit jedem Jahre sich mehrten, war neue Gelegenheit geschaffen zu praktischer Übung und Erfahrung in der Leitung der Jugend. Der Plan fand Billigung. Pater General bestimmte, daß der Obere des neu zu gründenden Hauses nur den Titel eines Regens Convictus führen

und in allem, was Ordnung und Leitung des Pensionates anging, dem Rektor des Konviktes von Freiburg unterstehen solle. Die nötigsten baulichen Veränderungen wurden während der Herbstferien rasch vorgenommen, insbesondere für Schlafsaal, Speisesaal und Spielsaal. Als erster Regens wurde ein erfahrener Schulmann, der Schweizer P. Louis Chappuis, ernannt und P. B. Giraud aus der Lyoner Provinz ihm als Vizeregens zur Seite gegeben.

Bei der Bevölkerung von Stäffis hatte die Neuerung, von der man sich viele Vorteile versprach, nicht geringe Freude geweckt. Alle Vorstellungen des Regens und des Rektors vermochten die Väter der Stadt von der Veranstaltung eines feierlichen Empfanges nicht abzuhalten. Am 8. Oktober 1836 des Morgens um 10 Uhr zog der Bürgermeister von Stäffis mit einer Abordnung des Rates den Ankömmlingen entgegen. Die ganze Lateinschule, nach Klassen abgeteilt, deren jede durch Fahnen unterschieden, zog hinter ihnen her. In fünf Wagen nahten sich von Freiburg her die Erwarteten, im vordersten Gefährte Pater Rektor mit drei andern Patres. Die Wagen hielten, und nachdem auf die Begrüßungsworte des Bürgermeisters Pater Rektor geantwortet hatte, ging es zu Fuße der Stadt zu. Dort harrte am Tore der übrige Teil des Rates, hinter welchem ein Musikchor Aufstellung genommen hatte. Laute Begrüßung tönte entgegen, und unter Trompetenschall ordnete man sich zum Einzug. Pater Rektor, von den Angesehensten der Herren geleitet, schritt voran. 34 kleine Zöglinge folgten. Um sie herum und hinter ihnen her die dicht gedrängte Volksmenge. Soldaten waren aufgeboten, den Kleinen Weg zu schaffen und sie vor dem Erdrücktwerden zu schützen. Alle Fenster waren mit Schaulustigen dicht besetzt, und die Freude war allgemein. Im Rathaussaale war für die Zöglinge ein Begrüßungsschmaus hergerichtet mit auserlesenen Leckerbissen; die Ratsherren selbst warteten den Knaben auf. Diese hinwieder säumten nicht, der Gelegenheit Ehre anzutun und entwickelten einen phänomenalen Appetit. Freundliche Dankesworte des Pater Rektor, denen Händeklatschen und Gläserklingen Echo gaben, waren endlich das Zeichen zum Aufbruch. Die Stadtmusik voran, bewegte sich der Zug in der vorigen

Ordnung dem Konviktsgebäude zu. Kaum hatte man sich hier in den Räumen etwas umgesehen, als der große Freund der Patres, Kanonikus Chaney, erschien, um auch im Namen der gesamten Ortsgeistlichkeit die neuen Ankömmlinge und mit ihnen den Pater Rektor zu begrüßen. Auch nach dem Mittagsmahle, das darauf gemeinsam eingenommen wurde, gab es noch offizielle Begrüßung der Behörden, ehe Pater Rektor nach Freiburg zurückeilte. Auf seine Anordnung fand folgenden Tages, am Nachmittag des 9. Oktober, festliche Bewirtung der Arbeiter statt, die zur Herstellung der Konviktsräume in irgend einer Weise mitgewirkt hatten; gleichzeitig in einem getrennten Lokale wurde die Musikbande, die tags zuvor aufgespielt hatte, reichlich traktiert. Die Stimmung war sehr gehoben. Am Abend kam die Musik nochmals vor das Haus gezogen, um, ein Ausdruck ihres Dankes, eine Serenade zu bringen. Die kleinen Konviktsbürger, voller Freude, drängten sich an die Fenster, jauchzten und klatschten. Einer der Herzhaftesten rief dann mit lauter Stimme hinunter: „Den Bewohnern von Stäffis allen Ehre und Dank! Es lebe Stäffis!" Kräftig schrien die andern mit: „Es lebe Stäffis!" Von unten herauf aber schrie das Volk: „Es lebe das Pensionat!" Am nächstfolgenden Sonntag den 16. Oktober fand dann in der Kollegskirche musikalisches Hochamt statt unter Aufgebot aller Feierlichkeit. Die Musikkapelle hatte aus freien Stücken ihre Mitwirkung dazu angeboten. Von den fünf Ministranten, die am Altare dienten, waren vier neuangekommene Zöglinge; nur der Zeremoniar war ein Externer.

Trotz dem allem hatte einer der Zöglinge das Heimweh nach dem Pensionat von Freiburg nicht zu überwinden vermocht. Nur drei Tage nach dem jubelnden Einzug hatte er sich heimlich davongemacht und war nach Freiburg zurückgelaufen. Pater Rektor in Person kam nach Stäffis, den Flüchtling wieder einzuliefern.

Der Vorfall bestätigte die Befürchtung, die man gleich anfangs gehegt hatte, es möchte Stäffis, wo ohnehin der Pensionspreis um 100 Franken herabgesetzt war, als hinter Freiburg zurückstehend und als minderwertig angesehen werden. Auf Jahre hinaus richtete sich deshalb das Bestreben P. Galicets dahin, die enge Zusammengehörig-

keit der beiden Häuser und die Gleichwertigkeit der Erziehung in beiden deutlich hervortreten zu lassen.

Die erste Sorge war, in dem neuen Hause wirklich gute Arbeit zu tun und dem Vertrauen der Eltern in allem zu entsprechen. Die Zöglinge, deren Zahl noch im Laufe des Jahres von 34 auf 64 anwuchs, waren in vier Schulen verteilt. Außer der Infima und der Grammatica superior war die Elementarschule hier unerläßlich. Sie wurde zunächst gesondert gehalten für die Deutsch- und die Französischredenden, später, 1839—1844, bestand auch eine eigene Schule für die Spanier, welcher P. Mariano Cortés vorstand, und eine für die Italiener, welche Giacomo Razzini, den nachmaligen Provinzial von Turin, als Magister hatte[1]. Katechismus war dreimal wöchentlich eine halbe Stunde; dazu kam aber für die Erstkommunikanten, die unter den Kleinen immer zahlreich waren, drei Monate hindurch der Kommunionunterricht, der allsonntäglich durch eine besondere Ansprache und Christenlehre unterstützt wurde. Zwei Religionsstunden die Woche wurden für die andern in späteren Jahren zur Regel.

Sehr vieles geschah, um bei den kleinen Konviktoren den Lerneifer zu wecken und rege zu erhalten. Wettkämpfe unter den verschiedenen Klassen wie unter den einzelnen Schülern, öftere Akademien, auch Gratulationen zu den Festen der Obern, die mündlich oder schriftlich, meist in verschiedenen Sprachen dargebracht wurden, unterstützten die Bemühungen der Lehrer. Alle Sonntage war Verlesung derer, die sich durch Fleiß hervorgetan hatten. Kreuze und andere Ehrenzeichen wurden verteilt, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit. Die Trägen erhielten Rüge. Im Maimonat wurden die Ehrenkarten für Fleiß beim Bild der Muttergottes aufgehängt. Lohn für besondern Fleiß war die Ermächtigung zum Besuch im Pensionat in Freiburg am nächstfolgenden Festtage. Mit Verständnis wurde darauf geachtet, den musikalischen Sinn bei den Kindern früh zu wecken. Für die Musikstunden und Übungen war ein eigener, vom übrigen Hause

[1] Die deutsche Elementarschule ging wegen Schülermangel nach einiger Zeit wieder ein.

getrennter Pavillon errichtet. Die Zöglinge sangen in der Kirche beim Gottesdienst. Die festlichen Gratulationen während des Jahres waren nie ohne Deklamation und Musik. Auf Fastnacht gaben die Zöglinge ihr eigenes Konzert, zuweilen auch zum Namenstag des Pater Rektor. Der Gesang der kleinen Konviktszöglinge erlangte einen gewissen Ruf. Im Jahre 1841 wurden sie zur Einweihung einer neuen Kirche im Kanton Waadt eingeladen und der Hauptanteil des Gesanges ihnen überlassen; die wohlgeschulten hellen Knabenstimmen wirkten allgemeines Entzücken.

Der religiösen Herzensbildung war selbstverständlich die erste Stelle gewahrt. Von Anfang wurde für die Kleinen eine eigene Kongregation errichtet, die den hl. Stanislaus zum Patron erhielt, während die externen Lateinschüler ihre Aloisiuskongregation hatten. Die neue Kongregation gab an frischem Leben denen des Freiburger Pensionats nichts nach; ihre Kapelle erstrahlte schon bald von herrlichen Geschenken. Der Eifer wurde immer wieder angefeuert durch die Novenen vor den höheren Festen. Den tiefsten Eindruck machte die Andacht zum Jesuskind. Während der Weihnachtstage blieb im Studiensaal die Krippe aufgestellt, dabei ein Körbchen, in welchem die Zöglinge ihre guten Vorsätze niederlegten. Im ersten Schuljahre wurde diese Jesuskindnovene noch zweimal zu andern Zeiten wiederholt. Mit der Frömmigkeit sollten die Kinder auch den Sinn für Wohltätigkeit schöpfen. Allwöchentlich wurde ein Scherflein gespendet für das Werk der Glaubensverbreitung, aber ebenso auch für die Armen. Bei den Spaziergängen wurde es ein Hauptvergnügen und war manchmal das erste Anliegen, daß man Gelegenheit finde, ein Almosen zu spenden. Bei einem Ausflug 1838 wurden die Kinder von einem armen Knaben angebettelt. Da baten sie den Präfekten um die Erlaubnis, die Mutter des Knaben aufzusuchen, um sich von der Lage der Dinge selbst zu überzeugen. Die Armut, die sie da gewahrten, machte tiefen Eindruck. Eine Sammlung wurde veranstaltet und vom Erlös für die arme Frau eine Ziege gekauft.

Zurückhaltend waren die Obern hingegen in Rücksicht auf das zarte Alter der Kinder mit der Einführung der Jahresexerzitien, wie

sie sonst für Schulen und Kollegien im Gebrauch waren. Als 1840 das Zentenarium der kirchlichen Bestätigung der Gesellschaft Jesu gefeiert und durch fromme Übungen vorbereitet werden sollte, hatten auch die Zöglinge von Stäffis drei Tage besonderer Andachten; im zweitfolgenden Jahre predigte ihnen ein auswärtiger Pater drei Tage von den Erbarmungen des göttlichen Herzens. Erst 1844 fand für die Erstkommunikanten, denen man die des Vorjahres beigesellte, eine Art dreitägiger Kinderexerzitien statt. Um so mehr benutzte man andere Anlässe, um die Frömmigkeit zu beleben.

Inzwischen war man bedacht, die Einrichtung des Hauses noch immer weiter zu vervollkommnen. Die Krankenzimmer, ausgezeichnet durch schöne und günstige Lage, wurden mit aller Sorgfalt ausgestattet, ein neuer Schlafsaal gebaut, ein neues Badehaus errichtet, nach dem großen Spielsaale hin, der im Freien lag, ein gedeckter Gang angebracht. Auch mit der Verschönerung des Landhauses war man im besten Zuge, als im Sommer 1837 dessen Eigentümer fallierte und infolgedessen das Anwesen in andere Hände überging. Lange wollte es nicht gelingen, einen geeigneten Ersatz dafür zu finden. Da ersah man ein Ackerfeld auf einem Hügel zwischen Stäffis und Montet, anmutig gelegen und in richtiger Entfernung. Marquis Christian de Nicolay, dessen Sohn Zögling des Freiburger Pensionates war, zahlte den Preis, und in kurzer Zeit stand ein Holzbau errichtet, der für jetzt den Anforderungen genügte, so daß im September 1838 die neue Villa in Gebrauch genommen werden konnte. Zwar mußte man mit dem eilig aufgeführten Bau schlimme Erfahrungen machen; aber Schaden und Verdruß waren bald überwunden, Besitz und Haus wurden mit den Jahren erweitert, gutes Wasser aus zwei Quellen zugeleitet, und schon 1841 ließ das neue Landhaus kaum mehr etwas zu wünschen übrig.

Während von diesen Verbesserungen das meiste noch in der Zukunft lag, bildete es eine der nächsten Sorgen, die Zöglinge und deren Eltern mit der neuen Anstalt von Stäffis und der Abtrennung der Kleinen vom Freiburger Pensionat auszusöhnen. P. de Galicet, der die Notwendigkeit erkannte, war unerschöpflich in immer neuen

Mitteln. Das erste war, die Kinder in Stäffis fröhlich zu erhalten und das Gefühl der Vereinsamung oder Abgeschiedenheit nicht bei ihnen aufkommen zu lassen. Freiburger Pensionäre, deren kleine Brüder in Stäffis waren, durften öfter den Pater Rektor zum Besuch dahin begleiten. Auswärtige, die nach Freiburg zu Besuch kamen, besonders Personen von Rang und Ansehen, führte der Rektor wenn immer möglich ins Pensionat der Kleinen nach Stäffis. Trauerfälle wie festliche Veranlassungen führten die beiden Pensionate des öfteren zusammen, insbesondere der Rektorstag wurde gemeinsam begangen, sei es in Freiburg, sei es in Stäffis oder auf dem Landhaus. Die großen Tage für Stäffis waren das Fest des hl. Stanislaus, der Tag der Unschuldigen Kinder und der Pfingstdienstag als Tag der Erstkommunion. Regelmäßig erschien dazu der Rektor des Freiburger Pensionats und wenn immer möglich der Pater Provinzial. Zum Pfingstdienstag liebte es der Bischof der Diözöse, jedesmal zu kommen[1], teilte die heilige Kommunion aus und hielt wiederholte herzliche Ansprachen an die Kinder. Am festlichen Mittagsmahl nahm mit den Eltern der Erstkommunikanten, den angesehensten Herren der Stadt und den Vorstehern des Hauses auch der Bischof teil. Am Nachmittag war die feierliche Weihe der Kinder an die Mutter Gottes, bei welcher der Bischof wieder fromme Worte sprach. Von Freiburg her war mit dem Pater Rektor auch der Sängerchor des Pensionats gekommen, und so fehlte es dem Festtage nicht an Gesang, Musik und Deklamation. Den folgenden Tag wanderten die Erstkommunikanten zur Wallfahrt, zuerst zu St. Nikolaus nach Sivaz, dann zur Muttergotteskirche nach Bussy, wo kleine Opferspenden dargebracht werden durften.

Das Hauptvergnügen des Jahres brachte das Unschuldig-Kinder-Fest; am 28. Dezember 1836 war es der erste große Vergnügungstag, der im Pensionat gefeiert wurde, und so war alles Erdenkbare dafür aufgeboten worden. Als die Kinder den Speisesaal betraten, erblickten sie in der Mitte desselben einen Riesenbau, der bis zur Decke

[1] Nur 1841 blieb er aus.

hinaufragte. Es war Herodes auf seinem Thron, ganz aus Eßwaren und Backwerk aufgebaut. Um ihn her Soldaten mit langen Spießen, an denen die toten Kinder aufgespießt — alles lecker aus guten Sachen. Vor dem großen Bau war ein Tisch gedeckt, an welchem die brävsten der Zöglinge Platz nehmen durften, die als Hebräerknaben artig in Rot gekleidet waren. Einer von ihnen war als Rex Innocentium besonders ausgezeichnet. In seinem Namen ward nun von einem Herold das Strafurteil über Herodes verkündet, und herein trat der Erzengel Michael, schlug dem bösen Tyrannen den Kopf ab und hieb ihn in Stücke. Jetzt war die Reihe an den rotgekleideten Jüngelchen. Flugs sprangen sie auf, sammelten die Stücke auf bereitgehaltenen Platten und reichten sie herum. Ein allgemeines fröhliches Schmausen begann, durch Gesangstücke, Deklamationen und Musik mannigfaltig unterbrochen. Freude und Vergnügen waren auf dem Höhepunkt.

Für die Fastnachtstage wurde im Refektorium eine Bühne aufgeschlagen, denn auch die kleinen Leute von Stäffis wollten ihr Theater haben. Dreimal wurde gespielt, einmal deutsch, einmal französisch, zuletzt noch ein Lustspiel; in den Zwischenpausen wurde kräftig musiziert. Den Schluß der Feier bildete eine Preisverteilung. Kreuze und Ehrenmedaillen wurden überreicht von den Angesehensten der Gäste.

Noch bunter gestaltete sich das Leben, als von Ostern an die Ausflüge nach dem Landhaus begannen. Abwechselnd machte man den Rückweg bald zu Fuß, bald zu Schiff. Das Hauptschiff, das dabei diente, war ein Geschenk des Pater Rektor. Dazwischen hinein kamen Ausflüge der Freiburger nach Stäffis oder der kleinen Leute von Stäffis nach Freiburg. Der Namenstag des Pater Rektor im Mai vereinigte beide Pensionate. Ein besonders festlicher Tag war der 27. Juli 1837. Zur Belohnung für bewiesenen Fleiß durften 130 Freiburger Zöglinge einen Ferientag in Stäffis machen. Auf 16 Wagen kamen sie an, Pater Rektor mitten unter ihnen. In Reih und Glied, die Musikkapelle des Pensionats in den schmucken Uniformen voraus, rückten sie zuerst vor die Kirche zum feierlichen Gottesdienst. Im Garten, dem Ufer des Sees entlang unter Zelt-

dächern, Fahnen und Blumengirlanden standen die Tische schon gedeckt. Gesang und Musik — 60 Instrumente waren in Tätigkeit — bildeten die Würze des Mahles. Geschmückte Schifflein auf dem See luden mit flatternden Wimpeln nach Tisch zur Spazierfahrt. Rings hatte sich das Volk angesammelt, um zu schauen und zu lauschen. Einer der Freiburger fiel aus dem Schiff ins Wasser, bewährte sich aber als gewandter Schwimmer und erhöhte dadurch noch die gehobene Stimmung. Als unter den Klängen der Musik die Freiburger des Abends wieder heimwärtszogen, geleiteten sie dichte Volksscharen noch eine weite Strecke des Weges.

Kaum minder belebt war die Feier des Jahresschlusses am 15. August 1837. Die feierliche Preisverteilung an die Konviktoren fand in der Kirche statt, unter zahlreicher Beteiligung, eingeleitet durch die Festpredigt eines der Ehrengäste, und mit Te Deum und sakramentalem Segen beschlossen. Nachdem man sich dann im Garten erholt und erquickt hatte, war Schiffahrt auf dem See unter den Klängen der Musik. Auf zwei Schiffen fuhren die Zöglinge, sieben andere waren für die Eltern und die Ehrengäste. Nach der Heimkehr wurde nochmals gespeist; Gesang und Musik hatten wieder ihre Stelle. Dann erfolgte für die meisten der Zöglinge die Abreise. Glücklicher waren die, welche bleiben konnten, denn die Ferien mit den vielen Ausflügen und dem wechselnden Aufenthalt bald in Freiburg, bald in Stäffis oder Belfaux gestalteten sich über die Maßen fröhlich und erquickend.

Während man des Landhauses 1837 entraten mußte, boten allwöchentliche Kahnfahrten auf dem See und Mahlzeiten im Freien einen beliebten Ersatz; doch die Seefahrten erlitten schon im folgenden Jahre eine Einschränkung, nachdem das dem Hause gehörige Schiff verunglückt war, zumal auch andere Rücksichten zur Behutsamkeit mahnten. Aber der Aloisiustag 1838 wurde wieder durch eine große Festfahrt auf dem See gefeiert, und mit dem Herbst desselben Jahres öffneten sich die Räume und Spielplätze des neuen Landhauses.

Es läßt sich denken, wie dieses frohe Treiben, durch welches der Lerneifer keineswegs gelähmt wurde, auf die Zöglinge selbst und

auf die Eltern wirken mußte. Bald trafen von auswärts die ausdrücklichen Zustimmungen und lebhafte Anerkennung ein für die vorgenommene Änderung. Hochgestellte Besucher kamen aus Spanien, Deutschland und Frankreich nicht mehr bloß wegen des Pensionates von Freiburg, sondern um das Märchenland der kleinen Konviktoren in Stäffis mit eigenen Augen zu sehen. Es mehrten sich sogar die Wünsche der auswärtigen Eltern, daß die Kinder länger in Stäffis zurückbehalten werden möchten. Infolgedessen sahen sich die Obern im Herbst 1838 veranlaßt, für die Konviktoren in Stäffis eine neue Klasse einzuschieben, den Ordo superior infimae Grammaticae. Dadurch stieg die Zahl der Zöglinge mit einem Mal auf 87, und obwohl der Preis der Pension um 100 Franken erhöht wurde, waren es im folgenden Jahre 90. Sie wurden in zwei Divisionen geteilt, deren eine für die ganz Kleinen. Für sie wurde ein eigener Spielplatz und ein eigener Spielsaal geschaffen. Schlafsaal und Krankenzimmer wurden geräumiger neugebaut.

So war der Gedanke des P. de Galicet glücklich zur Wirklichkeit geworden, der Plan mit Stäffis als Zubehör zu Freiburg war vollständig gelungen. Der rege Wechselverkehr zwischen den Zöglingen der beiden Pensionate, aus weisen Rücksichten in den Anfangsjahren von den Obern begünstigt, scheint immerhin im Verlauf der Zeit manche Mißstände gezeitigt zu haben. Dies erklärt die verschärfte Abtrennung, die im Schuljahr 1840/41 zur Durchführung kam. Selbst zum Namenstag des Pater Rektors durften die Zöglinge von Stäffis weder nach Freiburg noch nach Belfaux kommen, sondern mußten die Feier für sich allein in Stäffis begehen. Die letztere, besonders empfindliche Einschränkung hielt jedoch nur in diesem einen Jahre vor; später war diese Feier alle Jahre wieder gemeinsam.

Mit dem Ende des Schuljahres Herbst 1842 hatte der Regens P. Chappuis sein zweites Triennium als Oberer des Hauses Stäffis vollendet. P. Georg Rauchenberger, aus Bayern gebürtig, der vom ersten Beginn in den verschiedensten Ämtern dem Pensionat von Stäffis gedient hatte, wurde zu seinem Nachfolger ernannt, jetzt aber mit dem klangvolleren Namen eines „Rektors". P. Chappuis,

dessen Kraft dem Hause erhalten werden sollte, behielt als Praefectus scholarum die Aufsicht über das gesamte Studienwesen sowohl im Konvikt wie in der Lateinschule der Externen. Trotz der Änderung der Namen und Titel blieb somit alles beim alten. Auch der gute Geist der Zöglinge währte fort und das Vertrauen der Eltern. Bis zum August 1845 war die Zahl der Konviktoren nur ausnahmsweise etwas unter 75 gesunken. Jetzt aber trat die große Stockung ein. Die Zeiten wurden zu unruhig, die Parteikämpfe in der Schweiz zu heftig und bedrohlich, die Eltern wagten nicht mehr, Kinder in so zartem Alter nach der Schweiz zu schicken. Mit Wiedereröffnung des Schuljahres im Herbst 1845 rückten 25 der bisherigen Zöglinge in das Pensionat in Freiburg auf. Neue Zöglinge waren nicht eingetroffen, nur die alten waren treugeblieben. Der Ausfall war empfindlich und die verminderte Zahl entmutigend. Aber auch mit 49 Konviktoren hielten die Patres bis zum Ende aus. Allein im folgenden Jahre wurde es noch schlimmer. In der Schweiz war alles unsicher und auf Sturm gestellt. In Genf Staatsumwälzung, ähnliches war in Freiburg möglich. Im Pensionat in Freiburg wie in Stäffis blieben viele Zöglinge aus. Da beschloß der Provinzial, um wenigstens Freiburg genügend zu bevölkern, alle Konviktoren, auch die von Stäffis, wieder in Freiburg zu vereinigen. In Stäffis blieben so nur die drei Magistri der Lateinschule mit den von der Stadt jährlich ihnen gezahlten 1200 Franken; für die bisher gepflegten Seelsorgearbeiten war niemand übrig. So wurde beschlossen, die Rhetoriker von Brig, 11 Schüler mit ihren Professoren nach Stäffis zu verpflanzen. Am 20. November 1846 zogen die Konviktoren aus Stäffis ab; zehn Jahre und sechs Wochen (8. Oktober 1836 bis 20. November 1846) hatte das Pensionat von Stäffis bestanden.

Die Kinder, die bisher, unberührt von den politischen Erregungen und sorgfältig bewahrt vor jeder Ahnung einer Gefahr von außen, in harmloser Fröhlichkeit dahingelebt hatten, empfanden die unerwartete Trennung von Stäffis auf das Schmerzlichste. Tränen flossen in Strömen. Ein hervorragender kleiner Trotzkopf, den bisher

niemand zu bändigen vermocht hatte, gelobte, sich fortan in alles willig zu fügen, wenn man sie nur noch ferner in Stäffis belasse. Unter der Bevölkerung des Ortes gab es eine wahre Bestürzung. Man dachte nicht anders, als daß die Patres Stäffis überhaupt verlassen würden. Aus der ganzen Umgebung strömte das Landvolk zusammen, um noch einmal bei den Patres zu beichten. Am größten und allgemeinsten war die Trauer bei den Armen.

Zahl der Konviktoren in Stäffis[1].

	Historia domus	Livre d'Or		Historia domus	Livre d'Or
1836	34 steigend bis 64	67	1842	75	81
1837	am Schlusse 62	77	1843	75	78
1838	87	93	1844	75	81
1839	90	107	1845	49	51
1840	85	94	1846	26	—
1841	—	69			

Gesamtzahl der Zöglinge des Freiburger Pensionates (mit Einschluß von Stäffis) nach dem Livre d'Or.

Oktober Schulanfang:

1827	30	1834	378	1841	361
1828	368	1835	398	1842	364
1829	231	1836	404	1843	346
1830	247	1837	419	1844	374
1831	255	1838	408	1845	307
1832	257	1839	431	1846	290
1833	289	1840[2]	391	1847	(264) 180[3]

[1] Die Historia domus scheint die Zahl der am Schlusse des Schuljahrs vorhandenen Zöglinge zu berücksichtigen, der Livre d'Or, der sich gleichfalls auf authentisches Material stützen kann, alle, die überhaupt während des betreffenden Jahres Konviktoren gewesen sind. Daher wohl die Abweichungen.

[2] In diesem Jahre erließ die französische Regierung die Verordnung, daß künftig niemand zum Bakkalaureat zugelassen werden solle, der nicht die zwei unmittelbar vorhergehenden Jahre in Frankreich selbst die Studien gemacht habe. Das Bakkalaureat war aber die Bedingung zur Aufnahme in die höheren Schulen, Offiziersschulen, Rechtsschulen. In nächster Folge verlor das Pensionat 50 Zöglinge und hat nie mehr die alten Ziffern erreichen können.

[3] Gemeldet und erwartet waren 264, tatsächlich erschienen zum 10. Oktober 180 Zöglinge.

4. Der Ausbau im Innern.

An die junge Ordensprovinz waren im Verhältnis zu ihren Kräften schon große Anforderungen gestellt, und die Zukunft ließ deren noch größere voraussehen. Um dem allem gewachsen zu sein, bedurfte sie vor allem der inneren Festigung, Einheit und Ordnung. Vonseiten der Ordensleitung wurde daher am inneren Ausbau unablässig weitergearbeitet. Schon 1826, als die Erhebung zur „Provinz" amtlich bekanntgegeben wurde, benutzte man den Anlaß, um gleichzeitig auch die Consuetudines Provinciae Germaniae superioris, d. h. das Verzeichnis der in der Provinz geltenden Bräuche und Lebenseinrichtungen, als Norm vorzuschreiben. Die XXI. Generalkongregation, die im Juli 1829 P. Roothaan zum Oberhaupt des Ordens wählte, hatte darauf gedrungen, daß die Versammlung der „Prokuratoren" (d. h. bevollmächtigte Vertreter der Provinzen) und damit auch die für das Gedeihen der Gesamtheit wichtigen Provinzialkongregationen wieder regelmäßig veranstaltet würden. Seitdem sah Freiburg alle drei Jahre die Professen der Provinz in den Räumen des Kollegs zur Beratung versammelt; 1835 trafen die Prokuratoren von fünf Provinzen in Freiburg zusammen, um gemeinsam die Romreise anzutreten.

Besondere Denkwürdigkeit kommt der sechsten Provinzialkongregation zu, die unter dem Provinzial P. Minoux am 28. August 1847 in den Räumen des Freiburger Kollegs sich versammelte. Die Zeiten waren schon so erregt, daß die Reise der Patres, die aus dem Wallis und aus Schwyz durch akatholische Kantone ihren Weg nach Freiburg nehmen mußten, sie mancher Gefährdung und Beschimpfung aussetzte. Doch waren alle zur rechten Zeit zur Stelle, abgesehen von P. Waser, den ernstere Erkrankung in Schwyz zurückhielt. An den Beratungen nahmen zweiundzwanzig berufene Patres teil; von Postulaten nach Rom wurde völlig abgesehen. Als Prokurator wurde P. Burgstahler, der Rektor von Schwyz, gewählt, der schon das vorige Mal, 1844, die Provinz in Rom vertreten hatte[1].

[1] Bei der ersten regelrechten Prokuratorenkongregation im November 1832 war die Provinz vertreten durch P. van Lil, der bald nachher als erster Pro-

Als die Teilnehmer der Kongregation voneinander schieden, standen alle unter dem Eindruck, daß sie einer schweren Zeit und großen Prüfungen entgegengingen. Es war die letzte Provinzialkongregation auf Schweizer Boden.

Ein großes Hemmnis für eine reichere und raschere Entwicklung nicht nur des Studienwesens und der wissenschaftlichen Betätigung, sondern auch der Niederlassungen und sogar der Ergänzung des Personals war der Mangel an materiellen Hilfsmitteln. Die Niederlassung in Sitten hatte mit äußerster Armut begonnen, und in allen Häusern waren Einschränkungen und Entbehrungen der empfindlichsten Art der Anteil der Patres geblieben.

Nicht nur in Sitten und Brig, sondern auch im berühmten Kolleg St-Michel in Freiburg war den Jesuitenpatres ein wahrhaft kümmerliches, an Entbehrungen reiches Dasein beschieden. Bei allen Unternehmungen oder Veränderungen, die wünschenswert schienen, fiel die finanzielle Frage verhängnisvoll ins Gewicht. Das Drückendste für die Obern war, daß die Häuser für die Ausbildung des Nachwuchses, also Noviziat, Juniorat, Philosophat, Theologat, drittes Probejahr, nicht fundiert waren, wie es die Ordenssatzungen voraussetzen, daß also Jahr für Jahr mühsam die Mittel aufgebracht werden mußten, um so viele junge Männer zu erhalten und auszubilden. P. Roothaan schrieb wiederholt, es sei ihm ein Geheimnis, wie der deutsche Provinzial es fertig bringe, bei so knappen Einkünften so viele Menschen zu ernähren. Es komme ihm vor wie ein beständiges großes Wunder der göttlichen Vorsehung. Aus den Rechnungen, die man ihm vorlegte, blieb es ihm unverständlich. Wohl fanden sich mit der Zeit hochherzige Freunde und Wohltäter, namentlich seitdem viele Kinder aus angesehenen Häusern in den Konvikten der Schweizer Jesuiten ihre Erziehung erhielten. Unter den ortsanwesenden Fremden wie unter den Einheimischen in Freiburg fehlte es nicht an solchen, die bereit waren, ihrer Hochschätzung für die Gesellschaft auch durch

vinzial an die Spitze der neu errichteten belgischen Provinz treten sollte, 1835 und 1838 war P. Drach, 1841 P. Kaspar Rothenflue der Bevollmächtigte der Provinz.

materielle Unterstützung Ausdruck zu geben. Aber dies geschah meistens durch kostbare Geschenke an die Kongregationskapellen, durch Gaben für die Kirche, für die Volksbibliothek, für ein Landhaus der Zöglinge oder zu irgend welchen guten Werken, für welche die Patres gerade ihre Kräfte anstrengten.

Die Häuser der Jesuiten verblieben dabei in ihrer ganzen Dürftigkeit, und ihre „Seminarien" für den Nachwuchs waren mittellos. Ein Wechsel begann erst sich anzubahnen, nachdem feindselige Angriffe in den Zeitungen 1834 dem Freiburger Publikum vorgemalt hatten, wie die vielen Jesuiten im Kolleg die Reichtümer des Kantons verprassten. Nun war eine öffentliche Erörterung dieser Verhältnisse unerläßlich. Sie erfolgte von unbeteiligter, aber kompetenter Seite. Doch bezogen sich die Eröffnungen nur auf die äußeren Lebensverhältnisse der Professoren von St-Michel. Der Anstoß war aber jetzt gegeben, von der bisherigen achtungswerten, aber wohl zuweitgetriebenen Feinfühligkeit abzusehen und in den Kreisen der Befreundeten offen von der vorhandenen Notlage zu sprechen. Noch am 8. Oktober 1835 schreibt der Provinzial P. Staudinger an den Ordensgeneral: „Wir sind sehr arm an Leuten wie an Hilfsmitteln. Wir brauchen zur Zeit an die 38 Hilfskräfte aus andern Ordensprovinzen, um nur unsere fünf Häuser mit der einen Missionsstation einigermaßen instand halten zu können, und ohne die hochherzige Unterstützung von Freunden außerhalb der Schweiz vermöchten wir nicht einmal das Leben zu fristen (ne vivere quidem possemus).

„Wie es mit dem Vermögensstand der Provinz bestellt ist, sowohl was die Provinz als solche, wie was die einzelnen Häuser betrifft, ist aus den vorgelegten Verzeichnissen ersichtlich. Nur das möge hier ausdrücklich dazu bemerkt werden, daß außer dem Freiburger Pensionat kein einziges unserer Häuser imstande ist, zum Unterhalt unseres Nachwuchses einen jährlichen Beitrag zu leisten. Ja das Kolleg von Freiburg trägt nicht einmal etwas bei zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben der Provinz, sondern es muß an seiner Stelle die Kasse der Provinz dafür aufkommen. Die Provinz soll also auf ihre alleinigen Kosten die Lehrkräfte und Arbeiter für

die Kollegien heranbilden, und wenn dieselben durch Alter oder Krankheit untauglich werden, gibt man sie der Provinz zurück, damit diese sie nun weiter unterhalte. Und doch kommen in der Schweiz Almosen für den Unterhalt unseres Nachwuchses so gut wie gar nicht ein, es sei denn gelegentlich der Vermögensentsagung unserer eigenen Leute. Nur eine Dame aus Frankreich hat jetzt innerhalb kurzer Zeit 60 000 Franken dafür gegeben."

Im Jahre 1836 wurde eine Bestimmung getroffen, die für das Leben der Provinz eine gewisse Bedeutung bewahrt hat. Bis dahin war für die Ablegung der letzten Gelübde, nachdem einmal die Vorbedingungen alle erfüllt waren, irgend ein größeres Fest des Kirchenjahres gewählt worden. Noch 1834 feierte man in Freiburg die Profeßablegung eines Paters auf das Fest der Unbefleckten Empfängnis. Jetzt aber wurde bestimmt, daß künftig alle Gelübdeablegungen dieser Art auf die beiden Feste Mariä Reinigung und Mariä Himmelfahrt verteilt werden sollten. Daß man jedoch nicht unerbittlich unter allen Umständen darauf bestand, zeigt u. a. die Gelübdeablegung des P. Joh. Nep. Aubry, eines sehr erbaulichen Religiosen, der als Prokurator der Provinz, dann als Sozius des Provinzials sich große Verdienste erworben hatte. Er starb zu Freiburg am 18. Oktober 1839, gerade an dem Tage, an welchem er sein 17. Jahr in der Gesellschaft vollendet hatte. Kurz vor seinem Tode war ihm gestattet, die vier Profeßgelübde abzulegen.

Der Gebrauch, daß alle Mitglieder der Provinz am ersten Freitag des Monats zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu die heilige Kommunion empfangen, geht auf eine Bestimmung des Jahres 1845/46 zurück. Im Pensionat von Freiburg war schon 1842 für den ersten Freitag des Monats eine kleine Herz-Jesu-Feier eingeführt worden. Es scheint demnach nicht, daß die Rücksicht auf größere Not oder Gefahr von außen den Anstoß dazu gab, sondern mehr der Wunsch der Obern, die Andacht zum Heiligsten Herzen zu fördern und ihre Wertschätzung in den Augen aller zu erhöhen[1].

[1] An und für sich könnte es naheliegen, die Anordnung mit dem Ausschreiben des P. Roothaan De praesenti calamitate vom 21. September 1845 in Verbindung zu bringen.

Ein besonderer Segen war es in jener Zeit für die Ordensprovinz, daß ein vorzüglicher religiöser Geist unter ihren Laienbrüdern herrschte. Frömmigkeit, Opferwilligkeit und Seeleneifer standen unter ihnen wahrhaft in Blüte. Man findet unter diesen schlichten Ordensmännern manche recht merkwürdige Gestalten, deren wechselvoller Lebenslauf die Aufmerksamkeit fesseln könnte. Der alte Viktor Ursus Mayer (1773—1840) hatte als Schweizer-Soldat unter Pius VI. gedient bis zu des Papstes Gefangennahme. Die erschütternden Ereignisse der Zeit hatten ihn dem Ordensleben zugeführt. Er war bei den „Vätern des Glaubens" eingetreten, hatte die ersten Patres nach Sitten begleitet und die ersten schweren Jahre der Not und Entbehrung mit ihnen durchgelitten. Der aus Böhmen stammende Bruder Wenzel Waechter († 1845) war Küster an der Hofkirche zu Dresden gewesen und hatte sich in durchaus günstiger Lage befunden, als er sich den „Vätern des Glaubens" anschloß, um seit 1814 der Gesellschaft Jesu anzugehören. Bruder Joh. Jacobs aus Maastricht (1789—1840) war Veteran aus dem russischen Feldzug des ersten Napoleon. Bruder Jos. Schmidt aus Bruelisacker im Kanton Aargau (1780—1840) verband mit großer Frömmigkeit in eigentümlicher Weise die Gabe des „doppelten Gesichtes". Denkwürdiger aber als alle solche einzelnen Züge ist das Gesamtbild des Tugendeifers und des wahrhaft hohen Sinnes, der damals diesen Stand der Provinz beseelte. Die Beispiele ausgezeichneter Tugend unter den damaligen Brüdern sind sehr zahlreich. Bruder Jos. Schmidt († 1840) stand schon im Ruf der Wundertätigkeit, bevor er als achtunddreißigjähriger Mann 1818 ins Noviziat trat, und es wird von ihm gerühmt, daß er den ganzen Eifer und die ganze Demut des Anfangs bis zu seinem Ende bewahrt habe. Bruder Alois Bussy wurde von den Zöglingen des Freiburger Pensionates, mit denen er als Musikpräfekt viel zu tun hatte, wie ein Heiliger verehrt. Seine bloße Gegenwart genügte, um allen Mutwillen zu bannen. Noch im Livre d'Or 1889 wird seiner gedacht: „Bruder Alois, Musik und Quästur, sehr bekannt und sehr geliebt bei den letzten Generationen der Musikzöglinge" (S. 482). Noch

mehr war er geschätzt von seinen Obern. P. de Galicet, der hervorragendste unter den Rektoren des Freiburger Pensionates, der ihn besonders hochstellte, sagte einmal zu ihm, da der Bruder sich mehr als sonst krank fühlte, solange er Rektor im Pensionat sei, dürfe Bruder Bussy nicht sterben. Auch in Grenoble, wo er nach der Austreibung aus der Schweiz eine Zuflucht fand, erwarb er sich in dem Jahre, das bis zu seinem Tode verging († 16. Dez. 1848), die Verehrung derer, die ihm näher kamen. Es wird erzählt, daß der dortige Superior öfter das Grab des verstorbenen fremden Laienbruders aufgesucht habe, um in seinen Anliegen zu ihm zu beten. Von den drei Laienbrüdern, die in jener Zeit nach Galizien verschlagen wurden, sagte der galizische Provinzial P. Nikolaus Bavorowski, „sie kommen ihm vor wie Engel, die Gott ihm zugeschickt habe", und er wünschte trotz des Ausweisungsbefehls vonseiten der österreichischen Regierung (8. Mai 1848) sie dort zurückzuhalten und sie vorläufig bei Freunden unterzubringen. Außer Viktor Ursus Mayer seien nur noch genannt Jakob Kemp († 1847), der langjährige Einkäufer des Kollegs von Brig Leonhard Furtmüller († 1848), der heiligmäßige Pförtner und Sakristan Joseph Lambrigger († 1850), Bruder Philipp Gerner, der nach mehrmaliger Vertreibung zwei Jahre lang beim Grafen Jos. Stolberg auf Westheim lebte († 28. Febr. 1852), Karl Sicca, Ferdinand Vetter, welch letztere noch die Ausweisung aus Deutschland miterlebten.

Eigentümlich ist jener Periode, daß verhältnismäßig viele im Range der Laienbrüder sich befanden, die früher studiert hatten. In mehreren Fällen geschah dies auf Bitten solcher hin, die wegen irgend eines Mangels oder Hindernisses die Gesellschaft sonst hätten verlassen müssen. Ein Beispiel ist Bruder Zerr († 1831), der als Scholastiker die Rhetorik durchgemacht hatte. Bruder Trope aus Lippe-Detmold war zehn Jahre Scholastiker gewesen, als eine Art Lähmung seines rechten Armes ihm die Aussicht auf das Priestertum verschloß. Er wurde nun Laienbruder und fand als Elementarlehrer gute Verwendung. Jahre hindurch hatte er so in vollem Seelenfrieden gearbeitet, und allmählich hatte sich auch das Übel an

seinem Arme gehoben. Da erwachte in ihm eine große Sehnsucht nach dem Priestertum. Als braver Religiose suchte er diese Versuchung gegen den ihm vom Gehorsam angewiesenen Stand zu bekämpfen durch Schweigen, Fasten und Vermehrung seiner Bußwerke. Unterdessen kamen immer neue Hilferufe aus Nordamerika, wo Tausende von Deutschen der Seelsorge entbehrten. Dies lenkte den Blick der Obern auch auf den braven Bruder. Auf Empfehlung seines Provinzials wurde er von P. Roothaan 1835 nach Amerika geschickt, um dort als Priester ausgebildet zu werden. Leider starb er schon 1843.

Häufiger geschah es, daß Ordenskandidaten, die schon an Jahren etwas vorgerückt waren und mehr Geschick für äußere Arbeiten als Anlage zu gelehrten Studien verrieten, von Anfang an nur als „Indifferente" aufgenommen wurden, d. h. unter der Bedingung, daß sie völlig bereit seien, je nach dem Urteil der Obern entweder durch die Studien sich zum Priestertum zu bereiten oder ihr Leben hindurch als Laienbrüder der Gesellschaft zu dienen. Während des Noviziates lernte man dann ihre Eigenschaften und Fähigkeiten genauer kennen, und auf Grund dessen wurde — oft schon nach Ablauf des ersten Probejahres die Entscheidung getroffen. Namentlich P. Godinot als Vizeprovinzial liebte diese Art des Vorangehens. So wurden 1821 drei Novizen auf einmal zu Laienbrüdern bestimmt: Ferdinand Helias, Thomas Fellner und Michael Tüffer. Helias, ein Belgier, kehrte schon nach einem Jahre zu den Studien zurück; er starb als Missionär in Nordamerika 1874; Fellner starb als Laienbruder in Münster i. W. 1872. Bruder Tüffer lebte zufrieden als Koch des Pensionates von Freiburg in dessen höchster Blüte, als 1843 die Bestimmung des Ordensgenerals eintraf, daß er sofort für die Reise nach Pennsylvanien sich bereit machen solle, um dort nach zwanzig Jahren die Studien wieder aufzunehmen. Der Provinzial P. Kaspar Rothenflue hatte dem braven Bruder den Weg dazu bereitet. P. Tüffer starb als Mitglied der Provinz Maryland 1873.

Als Indifferenter war auch Bruder Jos. Drücke aus der Paderborner Diözese aufgenommen, den es sehr nach der Mission verlangte

und bei dem 1835 eine gute Anlage zum Predigtamt hervorgehoben wird. Bruder Rudger Dietz, gleichfalls Indifferenter, hatte als Scholastiker die Logik gehört und dann mit dem Moralstudium begonnen. Er verstand Latein und etwas Französisch, war gescheit und gewandt und hatte gute Formen des Auftretens. Lange Jahre leistete er als Elementarlehrer treffliche Dienste. Leider ließ er sich im Verlauf der Jahre von Unzufriedenheit mit seinem Stande so einnehmen, daß er seinen Obern manche Sorge bereitete. Als die Zeit für ihn kam, zu den letzten Gelübden zugelassen zu werden, gab es Schwierigkeiten, und dieser wichtige Schritt zögerte sich lange hinaus. Doch die große Priesternot in Nordamerika kam auch ihm zu statten. Da er nicht nur ein recht brauchbarer Mann, sondern im übrigen auch ein guter Ordensmann war, empfahl ihn P. Staudinger selbst für die Entsendung in die Mission und die Bestimmung zum Priestertum.

Die außergewöhnlichen Verhältnisse jener Zeit lassen solche Veränderungen wohl verstehen. Es kann jedoch nicht verschwiegen werden, daß jenes Verfahren mit den Indifferenten in der Mehrzahl von Fällen große Schwierigkeiten für die Obern zur Folge hatte. Die Beförderung hinwieder gewesener Laienbrüder nach ihren letzten Gelübden noch zum Studium und zum Priestertum mußte bei den übrigen Laienbrüdern jedesmal recht gemischte Gefühle hervorrufen.

Der Ruf zu den auswärtigen Missionen trat an die kleine Provinz, die für den Bedarf der eigenen Kollegien kaum Kräfte genug aufzubringen vermochte, nur langsam heran. Eigene Missionen in überseeischen Ländern besaß sie noch nicht. Um so mehr Eindruck brachte es hervor, wenn Mitglieder anderer Provinzen, die in den Kollegien der Schweiz Hausgenossen gewesen waren, nach den Missionen abberufen wurden, so als P. Eschbe, der mit P. de Ravignan eifrig in der Schweiz missioniert hatte, 1834 den Ruf nach Syrien erhielt. Diese selbe damals neugegründete syrische Mission war auch die erste, welche von der oberdeutschen Provinz einen Mitarbeiter verlangte. Anfang Juni 1839 wurde P. Friedr. Hecht, ein tüchtiger Niedersachse, dahin abgesendet, der leider schon vor Jahresfrist den Anstrengungen erlag. Im Jahre 1840 zogen die

PP. Anton Rey und Joseph Enders mit Bruder Rudger Dietz als Missionäre nach Maryland. Weiteren Nachschub erhielten sie 1843 an dem Scholastiker Georg Villiger und Bruder Tüffer.

Einige Jahre danach, im Dezember 1847, wurde ein früherer Provinzial der oberdeutschen Provinz und ehemaliger Rektor des Kollegs von Freiburg, P. Brocard, in eben diese Mission gesandt und ihr wenige Monate später als Provinzial vorgesetzt.

Im Jahre 1843 folgte P. Joseph Josef dem Ruf als Indianermissionär ins Felsengebirge, wo er noch über 50 Jahre tätig sein sollte. Er hat dort das seltene Alter von 90 Jahren erreicht und fast alle überlebt, die er als Mitbrüder in der Schweiz zurückgelassen hatte. Unvermutet wurde 1846 P. Bernhard Fritsch in die Mission nach Kanada entsendet zum großen Schmerze seiner Schüler, die er in Brig in der Rhetorikklasse leitete. Mit ihm zogen P. Luk. Caveng und Bruder Fidelis Josef (älterer Bruder des P. Jos. Josef). Weniger vom Glück begünstigt waren die Opfer der Provinz für die Missionen gerade in jenen Weltteilen, wo ihr später selbst größere Missionsgebiete vorbehalten waren. P. Peter Walle aus der belgischen Provinz, früher Rektor des Freiburger Pensionates, hatte in Guatemala wohlbereiteten Boden für Missionstätigkeit gefunden und war nach Europa zurückgekehrt, um Hilfsarbeiter zu werben. Mit mehreren seiner Belgier führte er 1844 auch den Elsässer P. Fr. X. Hiß aus der deutschen Provinz mit sich in die Ferne. Aber infolge einer Staatsumwälzung, die inzwischen eingetreten war, wurde den Missionären die Landung untersagt und nach langem Harren und vielen Mühseligkeiten kam P. Hiß ein halbes Jahr später wieder in seine Provinz zurück. Erfolgreicher waren die spanischen Patres, die nicht lange nachher in Kolumbia Zulaß fanden, unter ihnen P. Mariano Cortés, der vier Jahre lang in Stäffis die kleinen Spanier unterrichtet hatte und von den Patres der Schweiz ganz wie einer der Ihrigen betrachtet wurde. Für die ostindische Mission in Madura gab die Provinz 1844 zwei Patres, für Kalkutta einen Scholastiker ab. Nicht alle entsprachen den Hoffnungen, die auf sie gesetzt waren; P. Anton O'Kenny hat

zwar für die Mission von Madura seinen Mann gestellt, erlag jedoch bereits 1846 dem Klima.

So bescheiden diese ersten Anfänge einer äußeren Missionstätigkeit waren, so fehlte es doch innerhalb der Provinz keineswegs an Begeisterung und Verlangen nach diesem apostolischen Arbeitsfeld. Von 1835 an liegen zahlreiche Bittgesuche an den General vor, in welchen Patres, Scholastiker, Laienbrüder nicht nur für die Mission sich anbieten, sondern zuweilen dringend und zu wiederholten Malen um Sendung in die auswärtigen Missionen bitten. Das erste dieser Gesuche ist von P. Joseph Anna, der nachmals in Deutschland so überaus segensreich als Missionsprediger wirken sollte. Von den PP. Faller, W. Wilmers, Petr. Roh und vielen andern, die später für die Provinz große Bedeutung erlangt haben, gelangten solche Bitten nach Rom. P. Roothaan schreibt darüber an den neuernannten Provinzial P. Kaspar Rothenflue 14. August 1842: „Es sind in Ihrer Provinz viele, die dringend nach den auswärtigen Missionen verlangen, unter ihnen die PP. Josef und Ketterer. Aus der Provinz Maryland wird fortwährend bei mir gedrängt, um einige ausgebildete Arbeiter zur Hilfe zu erlangen. Könnten nicht Euer Hochwürden mit einem Akt der Großmut Ihre Verwaltung beginnen? Eine gesicherte Erfahrung lehrt, daß solche Provinzen am meisten zur Blüte gelangen, von wo aus am meisten apostolische Arbeiter in die Missionen reisen. Je mehr zu den fremden Völkern ausgesendet werden, desto mehr und desto bessere Kandidaten melden sich zum Noviziat. Überlegen Sie sich die Sache und berichten Sie mir. Viele tausend Deutsche in Amerika entbehren jeder geistlichen Hilfe und verlaufen sich in das Lager der Irrgläubigen oder der Ungläubigen. Wenn Sie wenigstens auch nur zwei Leute abschicken könnten, so bräuchten Sie meine ausdrückliche Zustimmung gar nicht abzuwarten, damit nur nicht durch die längere Verzögerung die Gefahr für so viele Seelen noch vermehrt werde. ‚Gebet, und es wird euch gegeben werden.'"

Als P. Minoux beim Beginn seines Provinzialates sich sehr bereit zeigte, Leute für die auswärtigen Missionen abzugeben, erntete er dafür im Oktober 1846 ein warmes Lob vonseiten des Ordens-

generals. Jetzt eröffnete sich auch zum ersten Mal die Aussicht auf ein eigenes Missionsgebiet für die deutsche Provinz. Die Insel Mauritius, deren Bischof der Gesellschaft Jesu sehr freundlich gesinnt war, ließ die Patres zur Niederlassung daselbst einladen, und P. Roothaan wies P. Minoux an, sich mit dem englischen Provinzial darüber zu beraten, zur Vorbereitung der Sache nach London zu reisen und alle erforderlichen Schritte dafür zu tun. Er schrieb dazu 6. April 1847: „Gerne wollte ich nicht nur die Insel Mauritius, sondern auch die weiten Ländergebiete am Oregon oder ein Stück von China Ihrer Provinz anweisen, aber wie Euer Hochwürden selbst sehen, verlangt man von allen Seiten deutsche Missionäre für Provinzen oder Missionen, die bereits festen Bestand haben. Daher sehe ich mich genötigt, das, was Ihre Provinz und was die österreichische an Leuten abgeben kann, nach verschiedenen Stellen zu verteilen, damit nicht so viele tausend Deutscher ganz ohne Hilfe bleiben."

Zwei Patres der österreichischen Provinz wurden in jenem Jahr für die Deutschen nach Algier entsendet; ein deutscher, Kaspar Müller, ging zugleich mit dem italienischen Pater Cattani 1848 nach Brasilien, mehrere tüchtige Arbeiter 1847 nach Maryland. Aber bevor noch die Angelegenheit mit der Insel Mauritius zur Reife gelangen konnte, brach über die Provinz die große Katastrophe herein.

Für jungen Nachwuchs war die Provinz zunächst auf die Schweizer Kantone angewiesen, für welche sie arbeitete, und diese haben auch seit 1814 immer wieder gute Kräfte gestellt. Seit 1817 mehren sich die Kandidaten aus dem Elsaß, in den zwanziger Jahren kamen manche aus Hannover, seit den dreißiger Jahren mehren sich die Bayern. In dem unruhigen Jahre 1840/41 klagte man über geringen Ersatz, aber schon 1843 machte man die Beobachtung, daß die Zahl der Novizen nicht nur bedeutend sich mehre, sondern daß mehr als früher aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Kandidaten sich meldeten.

Daß nicht alle Kandidaturen jener frühen Zeit durch Beharrlichkeit gekrönt wurden, bedarf einer Erklärung nicht, wohl aber sind

einige solcher Fälle der Erwähnung wert. So erregte es ein gewisses Aufsehen, als Baillet, ein bekannter Professor der Universität Paris, 1838 in Brig ins Noviziat trat. Leider übereilten sich die öffentlichen Blätter, dies weithin bekannt zu machen, denn der Professor hielt nicht aus.

Zum Jahre 1841 meldet die Geschichte des Kollegs von Stäffis zwei Konversionen, darunter die eines jungen Waadtländers namens Thomas, der nach Stäffis gekommen war, um sich als Musiker weiter auszubilden. Sein Vater war Kalviner, seine Mutter aber katholisch gewesen. Ihm selbst war es mit seiner Konversion offenbar Ernst, in der ersten Begeisterung nahm er statt des früheren Rufnamens den Namen Stanislaus an. Infolge seiner Konversion der Unterstützung vonseiten des Vaters beraubt, begann er als Externer die Schule der Patres in Stäffis zu besuchen und verriet bald glänzende Anlagen. Aber der Leichtsinn und die Beweglichkeit des Musikus kamen bald wieder zum Vorschein, so daß man schon im ersten Jahre mit dem Konvertiten keineswegs zufrieden war. Später indes wurde er gesetzter und ernster, wenn auch immer etwas zu Extravaganzen geneigt. Nachdem er im Herbst 1844 die Rhetorik absolviert hatte, brachte ihn die Unterredung mit einem Kameraden, der im Begriffe stand, sich zum Eintritt in die Gesellschaft zu melden, zum Entschluß, auch seinerseits diesen Versuch zu wagen. Gemeinsam zogen sie nach Freiburg zum Pater Provinzial. Der Kamerad wurde nicht angenommen, Stanislaus Thomas aber erhielt die Aufnahme.

Es duldete den außergewöhnlich veranlagten, aber ruhelosen Mann zweiundzwanzig Jahre innerhalb des Ordens. Er kam in die Mission nach Kalkutta und wurde Priester. Aber er war zu den letzten Ordensgelübden noch nicht zugelassen, als er 1866 aus Ostindien zurückkehrte. Im Kollegium von Maria-Laach erhielt er die gewünschte Entlassung.

Mehr Freude und Frucht erwuchs der Provinz aus einer andern nicht dauerhaft befundenen Berufung, bei welcher indes die liebevolle Hand der Vorsehung unverkennbar im Spiele war, Joseph Graf zu Stolberg, der jüngste Sohn des großen Konvertiten und Kirchenschriftstellers, hatte sich nach langer, ernster Prüfung, nachdem er schon

mehrere Semester die Hochschule besucht, Anfang November 1824 in Brig zum Eintritt ins Noviziat gestellt. Der junge Graf fand sich trefflich in alle Einrichtungen und Verhältnisse hinein, war voll Liebe zu seinem Beruf und erwarb sich bei seiner Umgebung in mehr als gewöhnlicher Weise Zuneigung und Wertschätzung. Nach vollendetem Noviziat machte er den zweijährigen Philosophiekursus durch, wie er damals vorgeschrieben war, und ein Jahr Rhetorik. Ein Jahr hindurch lehrte er als Magister am Kolleg von Freiburg und wurde dann, da er für die spekulativen Studien Talent und Neigung zeigte, zum Studium der Theologie nach Rom geschickt[1]. Hier stand er bereits nahe vor den höheren Weihen, als Beklommenheit und Angst ihn vor den Verantwortlichkeiten des Priestertums zurückschreckten. Die Versuche, ihn zu beruhigen, blieben vergebens, das Anerbieten von seiner Seite, als Laienbruder in der Gesellschaft auszuharren, wurde vom Pater General zurückgewiesen. P. Roothaan, der sich persönlich um den jungen Ordensbruder mit väterlicher Liebe angenommen hatte, gab ihm mit großer Beruhigung am 5. Januar 1833 die Entlassung aus dem Orden und die Lösung seiner Gelübde. Der Ordensgeneral selbst schreibt darüber an den deutschen Provinzial am 3. Januar 1833: „Den ausgesprochenen tröstlichen Hoffnungen und Wünschen muß ich leider eine unliebe Nachricht beifügen, wenn sie auch vielleicht für Euer Hochwürden nicht ganz überraschend kommen mag. Joseph v. Stolberg gehört nicht mehr zu den Unsrigen. Ich erinnere mich, daß Euer Hochwürden einmal schrieben, sie zweifelten, ob er standhalten werde, und daß mich dies bewog, seine Sendung hierher zur Vollendung seiner Studien in Vorschlag zu bringen. Ich glaube auch, daß dieser sein Romaufenthalt für ihn wie für die Gesellschaft von Nutzen war. Aber in der Frage seines Berufes selbst hatte ein wesentlicher Irrtum sich eingeschlichen. Ich habe daher nach langer und reifer Überlegung ohne jedes Be-

[1] Einige Monate nach seiner Ankunft, 10. Dezember 1831, schrieb P. Roothaan, es gehe mit ihm und seinem Gefährten gut, und man sei im Römischen Kolleg in hohem Maße zufrieden: bene se habent in Collegio Romano et omnino satisfaciunt egregie.

denken dahin entschieden, daß er austreten könne und solle. Er verläßt uns aber mit einer Liebe zur Gesellschaft, wie sie herzlicher kaum sein kann. Euer Hochwürden mögen davon fest überzeugt sein und mit mir die sichere Hoffnung hegen, daß er jetzt außerhalb der Gesellschaft derselben nicht weniger ein treuer Freund und vielleicht auch nicht weniger nützlich sein wird, als wenn er bei uns geblieben wäre. In dieser ganzen Angelegenheit kann ich nur die göttliche Vorsehung bewundern und anbeten."

Graf Joseph Stolberg trat nach einiger Zeit als Offizier in die österreichische Armee, ließ sich dann als Gutsherr in Westfalen nieder und entfaltete im preußischen Landtage wie bei den Generalversammlungen der deutschen Katholiken, in den Kreisen seiner Standesgenossen wie in den verschiedenartigsten katholischen Vereinen und Unternehmungen eine außerordentlich rührige und wahrhaft apostolische Tätigkeit. Am meisten hat er sich bekannt und verdient gemacht durch Begründung des Bonifatiusvereins zur Unterstützung katholischer Kirchen und Schulen in der deutschen Diaspora. Dem Orden, dem er acht Jahre angehört hatte, ist er bis zum Ende seines Lebens († 1859) von Herzen zugetan geblieben und hat sich gerade um die deutsche Ordensprovinz hervorragend verdient gemacht. Für die Einführung des Ordens in Deutschland nach der Katastrophe des Sonderbundskrieges ist er an erster Stelle mitbestimmend und wirksam tätig gewesen[1].

An vielen Stellen der Jahresberichte wie in der Geschichte der einzelnen Häuser wird mit Genugtuung hervorgehoben, daß die Heiligen der Gesellschaft hoch in der Verehrung des Volkes stünden. Viel begehrt und gegen Krankheit aller Art andächtig gebraucht war vor allem das Ignatiuswasser. Auch Protestanten verlangten viel danach. Heilungen wurden häufig berichtet, und wie von Stäffis 1837 bezeugt ist, gelangten an das dortige Kolleg auch zahlreiche Danksagungen. Ähnlich wurde auch zu Ehren des hl. Franz Xaver Wasser

[1] Vgl. O. Pfülf, Joseph Graf zu Stolberg-Westheim 1804—1859. Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands (Freiburg 1913).

geweiht und gegen Krankheiten vertrauensvoll angewendet. Im Wallis rief man diesen Heiligen an als Patron gegen Lawinen und Überschwemmungen[1]. Die Gnadennovene zu Ehren des Heiligen, die in allen Häusern auf den 12. März angestellt wurde, war überall beliebt und stark besucht. Noch allgemeiner gab die Verehrung für den hl. Aloisius sich kund. Die Aloisianischen Sonntage wurden alljährlich feierlich begangen und glichen mit ihren ernsten Festpredigten stets einer Art Geisteserneuerung; sie waren aber auch wahrhaft volkstümlich geworden. Aus der Ampel, die vor dem Aloisiusaltar in der Freiburger Kollegskirche brannte, holten sich die Leute gerne etwas von dem Öl; es galt als Heilmittel für kranke Augen. Als dieser schöne Marmoraltar 1833 zu Ehren des Heiligen aufgerichtet werden sollte, war es eine arme Dienstmagd, welche den ersten Beitrag dazu brachte.

Andere dem Orden eigene festliche Veranstaltungen, welche zuweilen einfielen, fanden beim guten Volke stets rege Anteilnahme; sie wurden aber auch von den Patres im Dienste der Seelsorge weise ausgenützt. Die Seligsprechung des Laienbruders Alfons Rodriguez wurde 1826 von Quinquagesimasonntag an drei Tage hindurch festlich begangen. Man hatte ein Büchlein mit kurzer Lebensbeschreibung drucken lassen, das in Hunderten von Exemplaren verteilt wurde. Die Feier begegnete namentlich im Wallis einem warmen Interesse. In Sitten liehen die Familien ihre schönsten Teppiche, um für diese Tage die Kirche damit zu zieren.

Glänzender gestaltete sich die Feier zu Ehren des hl. Franz von Hieronymo im Mai 1840, nachdem Gregor XVI. jahrs zuvor am 26. Mai 1839 die Heiligsprechung vollzogen hatte. In allen Häusern der Provinz wurde aufgeboten, was nur in den Kräften stand, um das Triduum vom 11. bis 13. Mai und den während der Oktav einfallenden Sonntag möglichst festlich zu halten. Das Kolleg von

[1] Alte Votivtafeln bewahrten das Andenken an glückliche Erhörung. In der Umgegend von Brig wurde am Feste des Heiligen von der Arbeit gefeiert; Prozessionen, selbst entfernter Landgemeinden, zogen zur Jesuitenkirche in Brig.

Freiburg, obgleich zur Zeit gerade in großen Geldnöten, ging mit dem Beispiel voran. Ansehnliche Geschenke, die von auswärtigen wie von einheimischen Freunden für diese Gelegenheit dargebracht wurden, schafften dazu die Möglichkeit. Auswärtige Prediger von hohem Ansehen, darunter der Bischof der Diözese, hatten die Festpredigten übernommen. Die Ausschmückung der Kirche erregte Staunen und Bewunderung. Mit geschickter Verwendung von durchleuchtendem Farbenpapier waren Glasgemälde nachgeahmt und in die Räume der Fenster eingefügt worden, so daß die helle Maisonne wie durch Glasfenster in allen Farben durch die Kirche hin ihr Licht ergoß. Über dem Altar schwebte, von Engeln emporgetragen, das Bild des Heiligen. Während des Festgottesdienstes leuchtete hoch über ihm in zahlreichen Lichtflammen das Monogramm Christi; zu den Seiten aber stiegen mächtige Pyramiden und Säulen von Lichtern empor. Der eigentliche Mittelpunkt aber, von dem die Lichtstrahlen nach allen Seiten sich ergossen, war, von einem Meer von Licht umwogt, die Monstranz mit dem Allerheiligsten. Der Zulauf des Volkes nicht nur aus der Stadt, sondern aus der ganzen Umgebung weit und breit, war ein außerordentlicher. In Brig mußte mit Rücksicht auf die hochgehende politische Erregung und die bürgerlichen Wirren die Feier auf den folgenden Monat verschoben werden. Dafür tat die kleine Missionsstation von Köthen sich bei dieser Gelegenheit besonders hervor. Hier besaß man eine Reliquie des Heiligen, die den Gläubigen zum Kusse gereicht wurde. Es machte auf das Volk tiefen Eindruck und es fehlte nicht an auffallenden Gebetserhörungen.

Im Hause von Stäffis begann man die Feier mit der Primiz eines Scholastikerpaters und beschloß sie mit der Feier der Erstkommunion von einundzwanzig Zöglingen. Der Bischof selbst reichte den Kindern das heiligste Sakrament.

In dasselbe Jahr 1840 fiel auch die dritte Säkularfeier der Gesellschaft Jesu, die 27. September 1540 von Paul III. als Orden bestätigt worden war. Pater General hatte angeordnet, daß bei diesem Anlaß in den Kirchen der Gesellschaft Volksexerzitien ver-

anstaltet werden sollten[1], und hatte für dieselben vom Papste einen außerordentlichen Ablaß erwirkt. Vorher ging aber eine dreitägige Geistessammlung für die Mitglieder des Ordens, die eingeleitet und vorbereitet war durch Verlesung der Briefe der Generäle, die einen ganzen Monat hindurch bei den Mahlzeiten stattzufinden hatte. Während der drei Tage[2] wurde täglich an die Hausgenossen eine Erbauungsrede gehalten und fand des Abends vor ausgesetztem hochwürdigsten Gut eine Betrachtung statt. Aus praktischen Gründen war die Feier bis in den Dezember verschoben worden. In Sitten hielt man sie in der Weise, daß vier Tage für die Deutschen, vier Tage für die Franzosen je vier Vorträge stattfanden. Trotz der Wirren, die in jener Zeit das Wallis erschütterten, verlief die Feier über alles Erwarten günstig, besonders in Brig, wo von auswärtigen Patres eine vollständige Mission gepredigt wurde. In Freiburg hielt man eine Art Mission mit drei Predigten des Tages, acht Tage lang französisch, fünf Tage lang deutsch. Außer den Predigten wurde täglich bei der heiligen Messe eine Art geistliche Erwägung gehalten über den Inhalt der vorausgegangenen Abendpredigt, welche zugleich schon für das Kommende die Gemüter bereiten sollte. In Freiburg und Stäffis nicht weniger als im Wallis erwies sich diese Säkularfeier segensreich.

Der Umstand, daß das Kollegium von Freiburg dereinst durch den ehrwürdigen Petrus Canisius, den ersten deutschen Jesuiten, ins Leben gerufen war, dessen Grab die Kollegskirche barg, und dessen Sterbezimmer zur Kapelle umgewandelt war, machte dieses Kolleg den Mitgliedern der oberdeutschen Provinz besonders teuer. Die Kapelle bildete noch immer eine Art Pilgerstätte, wo fromme Beter Hilfe suchten oder ihrer Andacht nachgingen. Am 21. Dezember, dem Todestag des ehrwürdigen Dieners Gottes, fand man gewöhnlich Grab und Kapelle durch fromme Verehrer festlich geschmückt. Von Gebetserhörungen, die daselbst geschahen, hatten schon die Jahres-

[1] Epistola in annum saecularem 27 Dec. 1839.

[2] In Freiburg ist nur die Rede von einem Biduum.

berichte der alten Gesellschaft häufig zu berichten, und seitdem die Patres wieder im Kanton walteten, hatte die Andacht neuen Aufschwung genommen. Es war daher ein Ereignis, das nicht nur die Jesuiten, sondern den ganzen Kanton Freiburg freudig bewegen mußte, als am 29. Oktober 1832 Bischof Petr. Tobias Yenni von Lausanne und Genf mit seinem Kanzler und dem Promotor fiscalis im Kolleg erschien, um nach Auftrag der Ritenkongregation die früher unterbrochene Voruntersuchung für eine Seligsprechung des ehrwürdigen Dieners Gottes wieder aufzunehmen. Was zum Nachlaß des ehrwürdigen Petrus Canisius gehörte, wurde unter das bischöfliche Siegel gelegt und das Mandat der Kongregation an allen Kirchentüren angeschlagen.

Mit der Freude bekundete sich bald auch Steigerung der Andacht und erhöhtes Vertrauen. Noch aus dem gleichen Jahre werden zwei erfreuliche Gebetserhörungen berichtet. Eine kranke Zisterzienserinnonne, die von vier Ärzten aufgegeben war, hatte sich entschlossen, zur Fürbitte des P. Canisius ihre Zuflucht zu nehmen. Die Schwestern begannen am 21. Dezember, am Todestag des Ehrwürdigen, eine neuntägige Andacht, die Kranke hüllte sich in das Tuch, in welchem dereinst die Reliquien aus St. Nikolaus nach St-Michel gebracht worden waren. Täglich kam die Magd des Klosters, um am Grabe des seligen Canisius zu beten. Am vierten Tage bereits war die kranke Ordensfrau völlig hergestellt. Eine ähnliche Heilung erfolgte bald danach an einem Studenten, der einen Blutsturz hatte und bei dem zwei behandelnde Ärzte nichts auszurichten vermochten. Von Zunahme der Andacht und des Vertrauens wurde auch in der Folgezeit berichtet. Fast immer fand man Betende am Grabe des Ehrwürdigen; im März 1836 erlangte eine Ursuline durch ihn Heilung von ihrer Krankheit. Die Jahresberichte des Kollegs 1834 führen Klage darüber, daß so selten nach erfolgter Erhörung genaue Mitteilungen an die Patres gemacht würden.

Vonseiten der Jesuiten geschah hinwieder manches, um die im Volke längst vorhandene Andacht rege zu erhalten. Die Studentenexerzitien wurden 1833 so gelegt, daß sie mit dem 21. Dezember,

dem Todestag des ehrwürdigen Canisius, schlossen, an welchem dann die Generalkommunion stattfand. Dies bot den Predigern der Deutschen wie der Franzosen reiche Gelegenheit, die jungen Seelen auf das Beispiel wie auf die Fürbitte des Apostels von Freiburg eindringlich hinzuweisen.

In den Lebensbeschreibungen des ehrwürdigen Dieners Gottes wird eine Marienkapelle in der Nähe von Freiburg („auf dem Bühel") erwähnt, zu welcher er in seinem hohen Greisenalter fast täglich gewallfahrtet sei. Das Muttergottesbild, vor dem er betete, war noch unversehrt an der alten Stelle, und nun steuerten die Kongregationen der Bürger und die der Handwerksgesellen zusammen, um dieses ehrwürdige Bildnis 1834 mit einer silbernen Krone zu schmücken. Es geschah unter großer Feier, zugleich eine Ehrung für die Gottesmutter wie für ihren frommen Diener.

Im Jahre 1842 ging man an eine neue Auszierung der Canisiuskapelle selbst. Von alter Zeit her war in der Kapelle an einigen Stellen geschnitzte Holztäfelung zur Verzierung angebracht. Diese ließ der Rektor des Kollegs, P. Ignaz Brocard, weiterführen und genau in derselben Weise alle Wände bekleiden. Der Altar erstand zu neuer Zierde, und auch der ganze Fußboden wurde in angemessener Weise erneuert. Im Jahre 1844 stand alles vollendet da. Vier Novizen, die gerade ihre Probezeit vollendet hatten, durften im Herbst dieses Jahres ihre erste Gelübdeablegung in der neuen Canisiuskapelle feiern.

Am 28. Januar 1844, dem für Deutschland immer bedeutungsvollen Tage Karls d. Gr., unterzeichnete Papst Gregor XVI. das Dekret der Ritenkongregation, welches die Tugenden des ehrwürdigen Dieners Gottes als in heldenmütigem Grade bewährt anerkannte und damit auf einen glücklichen Fortgang des Beatifikationsprozesses die Aussicht eröffnete. Es war eine ersehnte und eine wichtige Entscheidung. Die Freude war groß bei den Jesuiten in der Schweiz, eine rechtzeitige Tröstung in den Verwicklungen und Kämpfen, von denen sie sich umgeben sahen. Auch die Verehrung des Freiburger Volkes für den ehrwürdigen Petrus Canisius flammte neu auf.

Es kam diese kirchliche Entscheidung noch hinzu zu einer Reihe von Momenten, welche hinzuweisen schienen auf eine bald bevorstehende größere Zukunft in den Ländern, in welchen der erste deutsche Jesuit einst so erfolgreich gewirkt hatte. Das innere Auswachsen und Erstarken der Provinz, das vielfache Hinübergreifen ihrer seelsorglichen Tätigkeit in die Diözesen des deutschen Südens und Nordens, die wachsende Volkstümlichkeit ihrer Heiligen und ihrer bevorzugten Andachten, alles dies läßt die auf die Errichtung der Provinz folgende zwanzigjährige Periode erscheinen als eine Vorbereitungs- und Übungszeit für die Arbeit in Deutschland.

Der Männer, welche in dieser Zeit der Reihe nach an die Spitze der Provinz gestellt ihre Geschicke lenkten, waren im ganzen sechs. Während der vorhergehenden, fast gleichlangen Periode 1805—1824 hatten nur zwei Führer sich abgelöst. P. Sineo de la Torre 1805—1817 und P. Godinot 1817—1824. Sie waren ganz außerordentliche, auserwählte Männer; den schwachen Anfängen gereichte diese Stetigkeit der Leitung zum besseren Gedeihen. Auch den beiden nächsten Provinzialen, die noch ganz und gar in der Schule solcher Meister gebildet worden waren, verblieb eine längere Zeit des Wirkens an ihrer einflußreichen Stelle, P. J. B. Drach 1824 bis 1830, unter dem die Vizeprovinz zur Provinz erhoben wurde, war ein Mann voll Kraft und Klugheit, wie geschaffen für die Arbeit und den Kampf. Mit dem frommen und weisen P. Georg Staudinger kam ein Provinzial, der hervorragend war in der Seelenleitung, ein Engel des Friedens für die Provinz in bewegter Zeit. Er war der erste Obere der Provinz, der auch der politischen Zugehörigkeit nach ein Deutscher war. Während seiner ersten Amtsperiode wurden Belgien und Holland von der Provinz abgetrennt. Sein Nachfolger P. Ignatius Brocard war zu Ardon im Unterwallis 1793 geboren. Er hatte schon drei Jahre Theologie studiert, als er 1814 zu Brig ins Noviziat eintrat, erhielt daher bald die Priesterweihe, war fünf Jahre Magister und bekleidete dann verschiedene Ämter, in welchen er Geschäftsgewandtheit an den Tag legte. Seit 1832 war er Sozius des Provinzials, 1836 wurde er dessen Nachfolger.

Je mehr P. Brocard durch Unternehmungsgeist und Tüchtigkeit in äußeren Dingen sich hervortat, um so wichtiger wäre es für ihn gewesen, die lange Geistesschule durchzumachen, wie sie der Studiengang innerhalb der Gesellschaft mit sich bringt. Er hatte jedoch seine Vorbildung fast ganz außerhalb der Gesellschaft erhalten, und kaum im Orden, mußte er bei dem großen Mangel an Kräften in der äußeren Arbeit verwendet werden. Schon früh war es an ihm bemerkt worden, daß er in Geist und Richtung von dem, was in der Ordensprovinz Geltung hatte, abzuweichen schien. Er neigte dazu, sich an Angelegenheiten zu beteiligen, die außerhalb der Sphäre des Berufes lagen, und hielt eine größere Bewegungsfreiheit für wünschenswert, als wie sie bis dahin in der Provinz für den einzelnen bestand. Einige wenige innerhalb der Provinz, die ähnlich dachten, sahen in P. Brocard ihre Stütze und ihren Mittelpunkt. Er hatte indes in verschiedenen wichtigen Ämtern gute Arbeit geleistet und sich manches wirkliche Verdienst um die Provinz erworben. Ein ernsterer Vorwurf lag gegen ihn nicht vor, als P. Roothaan die Geschicke der Provinz seinen Händen anvertraute. Allein es währte nicht lange, daß der Ordensgeneral Ursache hatte, mit diesem und jenem in der Leitung der Geschäfte unzufrieden zu sein, und die dreijährige Amtsperiode des Provinzials endete mit einem Mißklang. Immerhin besaß P. Brocard noch so weit das Vertrauen, daß er bei Niederlegung des Provinzialates als Rektor an die Spitze des Kollegs St-Michel in Freiburg gestellt wurde. Dieses Amt machte ihn zum Obern eines vielgestaltigen Lehrkörpers und übertrug ihm die Obsorge für eine zahlreiche Schülerschaft, und was noch viel wichtiger war, es gab die Leitung des Philosophates und Theologates, also des Nachwuchses der Provinz, in seine Hände. In Anbetracht der verwickelten Rechtsverhältnisse des Kollegs und der immer zu befürchtenden Einmischungen der Regierung war das Amt auch sonst ein überaus schwieriges und verantwortungsreiches. Die Amtsführung des P. Brocard war keine glückliche. Zu der ihm einmal eigenen Geistesrichtung kam eine gewisse Verstimmung, mit der er die neue Stellung antrat. P. Roothaan war schon bald ernstlich unzufrieden

und wartete nur den Ablauf der dreijährigen Amtsperiode ab, um den bisherigen Rektor nicht nur von Freiburg, sondern überhaupt aus der Provinz zu entfernen. Von St-Acheul bei Paris, wohin er zunächst geschickt wurde, berief ihn P. Roothaan nach Rom zu persönlicher Auseinandersetzung und wies ihm dann den Posten eines Militärseelsorgers für die in Forlì garnisonierenden Schweizertruppen an.

P. Brocard ließ diese schwere Demütigung mit großer Fassung über sich ergehen; im Kolleg der italienischen Jesuiten in Forlì, dem er nunmehr eingegliedert war, gereichte er den italienischen Mitbrüdern fortwährend zur großen Erbauung, seines Amtes bei den Schweizer Soldaten waltete er mit vorzüglichem Erfolg und stand bei ihnen im höchsten Ansehen. Einmal, da zwischen zwei Führern Streit ausgebrochen war und eine blutige Schlägerei mit den schlimmsten Folgen für die Stadt befürchtet wurde, gelang es seinem Einfluß, alles friedlich beizulegen. So erfreute er sich nach allen Seiten hin großer Achtung; auch der Bischof war für ihn voll des Lobes. Durch alles dieses wurde P. Roothaan bestimmt, nach einer Prüfung von zwei Jahren P. Brocard zum Rektor des Kollegs von Forlì zu ernennen. Da er auch in dieser Stellung sowohl die Obern wie die Untergebenen durchaus befriedigte, wollte ihm der Ordensgeneral einen noch größeren Beweis des wiedergeschenkten Vertrauens geben. Nach dem ersten Jahre des Rektorates ernannte er ihn zum Visitator der Provinz Maryland und gab ihm gleichzeitig die Ernennung zum Provinzial dieser Provinz mit auf den Weg. Im Dezember 1847 betrat P. Brocard sein neues Arbeitsfeld, aus dem kaum fünf Jahre später ein rascher Tod ihn abberief. Er starb, 59 Jahre alt, am 1. April 1852.

In der deutschen Provinz hatte diese Erhebung des P. Brocard bei den mit den früheren Vorgängen näher Vertrauten begreiflicherweise Verwunderung erregt. P. Roothaan begnügte sich nicht damit, eine erste Anfrage, die darüber an ihn gelangte, eingehend zu beantworten, sondern sandte dem derzeitigen Provinzial zur Mitteilung an andere eine Darlegung dessen, was P. Brocard in Forlì geleistet,

und der Beweggründe, die ihn bei seiner Anordnung bestimmt hätten. Er stellte dabei dem musterhaften Verhalten des schwer gedemütigten Ordensmannes ein ehrenvolles Zeugnis aus.

Nach P. Brocard verwaltete die deutsche Provinz P. Joseph Simmen 1839—1842, abermals ein Schweizer, aus Realp im Kanton Uri. Er hatte in Sitten bei den Patres seine Studien gemacht und gereicht seinen Lehrern zum Ruhme, denn er war ausgezeichnet tüchtig in allen Studien und sein ganzes Leben lang ein großer Liebhaber der alten Klassiker. Auch seine Lehrweise war vorzüglich. Er gehörte zu den besten Dozenten, welche die Provinz in jener Zeit gehabt hat. Er hatte 15 Jahre das Lehramt verwaltet, 9 davon in den höheren Disziplinen, ehe er zur Leitung der Provinz berufen wurde. Später war er Rektor des Kollegs von Freiburg, dann noch 2 Jahre Rektor von Luzern, wo er seine schwierige Aufgabe vortrefflich löste. Mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit rief ihn Pater General im August 1847 nach Rom, und als bald darauf P. Joh. Janssen, der deutsche Assistent, mit Tod abging, wurde P. Simmen an seine Stelle zum Assistenten ernannt. Als solcher begleitete er P. Roothaan, als dieser im März 1848 Rom verlassen mußte, mit den übrigen Assistenten nach Marseille, bis im Juli 1850 die Rückkehr möglich wurde. P. Simmen sollte dessen nicht froh werden. Er war schon vorher von schweren Körperleiden heimgesucht, denen er am 9. Oktober 1850 erlag.

Dem trefflichen Dogmatikprofessor P. Simmen folgte im Provinzialat am 18. Juli 1842 der allgemein hochgeachtete und beliebte Moralprofessor P. Kaspar Rothenflue, aus Stanz in Unterwalden gebürtig, schon infolge seiner Verwicklung in die Luzerner Angelegenheit viel genannt. Gleich P. Simmen hatte er in Sitten studiert, war aber schon drei Jahre vor jenem in die Gesellschaft eingetreten; die theologischen Studien hatte er in Ferrara und Rom gemacht. Seine sehr mannigfaltige Betätigung nicht nur als Lehrer und Studienpräfekt, sondern auch als Minister, Spiritual und Soldatenseelsorger, vor allem aber als Konsultor der Provinz (seit 1824) hatte ihn zu seinem Amte als Provinzial aufs beste vorbereitet. Nach

der Vertreibung lebte er einundeinhalb Jahre beim Erzbischof von Chambéry, der ihn ganz in sein Haus aufgenommen hatte, zugleich als Oberer der über Savoyen hin zerstreuten Mitglieder der Provinz. Seit Herbst 1849 war er wieder Moralprofessor und Spiritual der Scholastiker in Dôle (Lyoner Provinz), wie früher geliebt und geschätzt. Auf der zum Kolleg von Dôle gehörigen Villa Mont-Roland, wo man gerade den Besuch des Provinzials von Turin begrüßte, erkrankten eine Anzahl der anwesenden Patres am 21. August 1850 infolge verdorbenen (giftig gewordenen) Weines. Während die andern sich erholten, wirkte auf den schwachen Organismus des Paters die Vergiftung so verhängnisvoll ein, daß er noch in derselben Nacht unter großen Schmerzen, aber mit völliger Fassung starb. Die Provinz verlor an ihm einen ihrer namhaftesten Männer, einen der „Weisen des Rates". Im Januar 1795 geboren, stand er erst im 56. Lebensjahr.

Aus den Händen des P. K. Rothenflue übernahm der aus dem Elsaß stammende P. Anton Minoux, erst seit kurzem Rektor von Schwyz, am 21. Juli 1846 die Verwaltung der Provinz. Seiner gewinnenden Persönlichkeit kamen freudige Sympathien und Hoffnungen entgegen. Aber mit ihm war für die Gesellschaft Jesu in der Schweiz die letzte Stunde angebrochen.

5. Das Studienwesen in den Lehranstalten.

Seitdem es den gutgesinnten Elementen in Freiburg 1818 gelungen war, das dortige Kolleg St-Michel in die Hände der Jesuiten zurückzugeben, von deren Vorgängern es einst gegründet war, wurde es zum beliebten Agitationsmittel der Radikalen, das Unterrichtswesen der Schweizer Jesuiten herabzusetzen und als gänzlich veraltet und rückständig auszuschreien. Bis 1836 waren Jesuitenschulen nur in zwei Kantonen zugelassen, im Wallis und in Freiburg, in keinem derselben besaßen sie ein Monopol. Im Wallis bestand neben den beiden Jesuitenanstalten von Brig und Sitten[1] auch noch

[1] Die Schülerzahl in Sitten war meistens unter 150; in Brig stieg sie nur einige Male höher in der Blütezeit des dortigen Konvikts. Meist hatten hier Gymnasium und Lyzeum zusammengenommen kaum 100 Schüler.

ein Kollegium in der Abtei St-Maurice; Freiburg aber besaß außer dem Kollegium St-Michel noch Lateinschulen in Romont, Châtel-St-Denis und Stäffis, welch letztere erst Ende 1825 den Jesuiten übergeben wurde. In keinem der beiden Kantone konnten die Jesuiten für das öffentliche Schulwesen völlig unabhängig schalten; bald hatten sie vonseiten der Regierungen, bald vonseiten der Volksvertretung Einmischung zu gewärtigen. Noch weniger lag es im Machtbereich der Patres, an der Enge aller Verhältnisse in den kleinen Walliser Städtchen oder an der Knappheit der Mittel etwas zu ändern, unter welcher nicht nur die Lehrer, sondern auch das Schulwesen selbst zeitweise zu leiden hatten.

Für das Wallis bedeuteten ganz zweifellos die Kollegien von Sitten und Brig einen großen geistigen Gewinn und den Anstoß zu einer Aufwärtsbewegung, die mit den Jahren sich noch immer verstärkte. Abgesehen davon, daß die Patres hier auch für die Elementarschule und für den religiösen Unterricht des Volkes Nachhilfe gewährten, ging ihr ernstes Streben dahin, trotz aller Dürftigkeit der Mittel ein humanistisches Vollgymnasium aufrechtzuerhalten, das seiner doppelten Aufgabe der veredelnden Geistesbildung und der Vorbereitung auf das wissenschaftliche Fachstudium, wirklich entspräche.

Große Mühe gaben sich die Patres, trotz der Vorurteile und des mangelnden Verständnisses, die entgegentraten, das Studium des Griechischen zu pflegen und zu fördern. Sie erreichten vonseiten der Kantonsregierung die volle Gutheißung, die sich darin kundgab, daß seit 1825 für den Fortschritt im Griechischen wie für die andern Hauptfächer ein Preis ausgesetzt war. Aber der Landtag von 1836 machte dem allem ein Ende, indem er den Unterricht im Griechischen aus der Reihe der vorschriftsmäßigen Lehrfächer ausschloß und das Studium als rein fakultativ dem guten Willen der Schüler anheimgab. Mit wahrer Trauer melden die Jahrbücher der beiden Kollegien, daß damit das Studium des Griechischen binnen kurzem völlig außer Gebrauch gekommen sei.

Bei aller Betonung der alten Sprachen übersahen die Patres nicht die Übelstände, die sich für die Schüler aus der Doppelsprachig-

keit des Kantons ergeben konnten. Mit besonderer Sorgfalt wachten sie daher über die Pflege der Muttersprache, der deutschen für die Deutschen, der französischen für die Französischredenden. Eben deshalb wurden 1826 in Sitten zwei Professoren für die Rhetorik angestellt, einer für die Deutschen, einer für die Französischredenden, obgleich der Staat nur für einen Gehalt gab. Zehn Jahre später wurde auch die Klasse der Grammatik in eine französische und eine deutsche Abteilung geschieden. Als endlich 1836 ein eigener Lehrer der französischen Sprache für alle Klassen bestellt und für gute Leistungen in dieser Sprache ein besonderer Jahrespreis ausgesetzt wurde, entsprach dies durchaus dem Sinne der bisherigen Lehrer und dem, was sie seit Jahrzehnten angestrebt hatten.

In Sitten wie in Brig war mit dem Gymnasium ein zweijähriger philosophischer Kurs, das „Lyzeum", verbunden, wo nicht nur die am Gymnasium öffentlichen Akademien, sondern auch öffentliche Disputationen abgehalten wurden. Die Thesen wurden gedruckt, wohl auch zuweilen angesehenen Persönlichkeiten gewidmet. Im Schuljahre 1827 erlebte man in Sitten eine öffentliche Disputation ex universa philosophia. In Brig wurden zwei Disputanten, die 1833 dem Bischof der Diözese ihre Thesen gewidmet hatten, durch ein Anerkennungsschreiben ihres Oberhirten geehrt.

Mathematik, Physik und zum Teil auch Chemie wurden an den Schulen der damaligen Jesuiten mit Eifer und Erfolg betrieben. Sitten wie Brig hatten ein ansehnliches physikalisches Kabinett, das durch Schenkungen vonseiten der Behörden wie von Privaten noch immer bereichert wurde. Bei den öffentlichen Akademien und Schulübungen spielten physikalische Experimente gewöhnlich eine große Rolle. In Sitten ließen die Physiker 1834 bei Gelegenheit der öffentlichen Verteidigung ihrer Thesen einen Luftballon steigen, was großen Eindruck machte. Sitten konnte auch auf sein Naturalienkabinett sich etwas zugute tun, zu dem der Provinzial den Grund gelegt hatte, dem aber fortwährend noch Geschenke zukamen. Seit 1835 war den Physikern hier ein Unterricht in der Naturgeschichte vorgeschrieben und ein mathematischer Kurs für sie eingeführt.

Brig war bis 1824 aber auch der Sitz des theologischen Studiums für die Ordensprovinz, an dem aus Vergünstigung Auswärtige Anteil nehmen konnten. Noch einmal, nur wenige Jahre später, von Herbst 1830 an barg das Kollegium von Brig eine vollständige theologische Fakultät in seinen Mauern. Es war dies die Folge der Anwesenheit der zahlreichen aus ihrer Heimat verwiesenen französischen Ordensmitglieder und endete daher auch im Herbst 1833 mit der Rückkehr derselben nach Frankreich. Die Philosophiestudierenden des Ordens hörten, wie später in Freiburg, die Vorlesungen gemeinsam mit den Externen am Lyzeum.

Schon 1822 waren für Rhetorik und Grammatik die „Akademien" eingeführt, die mehrmals im Jahre öffentlich und feierlich mit ihren Leistungen hervortraten. Dazu kam das Anheften oder Ausstellen besserer Schularbeiten bei gewissen Gelegenheiten in allgemein zugänglichen Räumen des Kollegs. Die Vereinigungen tüchtiger Schüler der einzelnen Klassen, die man „Akademien" nannte, beschreibt ein neuerer Geschichtschreiber des Kollegs von Brig:

„Ihre Bestimmung und ihr Zweck sind", wie das Vorwort zu den feierlichen Sitzungen von 1832 sich ausdrückt, „zunächst fortwährende Unterhaltung des Fleißes und Fortgangs, höhere Anregung zu den Studien, weitere Entwicklung der Naturanlagen und gehaltene Steigerung wissenschaftlicher Bildung fürs Leben." In Brig bestanden drei Akademien: die der Physiker oder Philosophen, die der Humanität und Rhetorik und die der Syntax und Grammatik. Jede Akademie hatte ihre eigenen, fest bestimmten Regeln. An der Spitze stand ein von den Mitgliedern frei gewählter Magistrat: der Rektor, zwei Räte und der Sekretär. An freien Tagen traten die Mitglieder unter Leitung des Klassenlehrers zu ordentlichen Sitzungen zusammen. „Abwechselnd werden da Gedächtnisübungen vorgenommen oder ausgewählte Musterstücke aus Klassikern vorgelesen und analytisch und ästhetisch erklärt; ferner Übersetzungen oder selbstgefertigte Aufsätze verlesen." Auch außerordentliche Sitzungen wurden abgehalten, in der Regel in jedem Semester eine, zu denen ein weiteres Publikum geladen wurde. Besonders feierlich gestaltete sich der Actus academicus gegen Schluß des Jahres.

Ein hübsch ausgestattetes Büchlein brachte zur allgemeinen Kenntnis, an welchem Tage und zu welcher Stunde die „feierliche Sitzung der Schulakademien am Lyzeum und Gymnasium der Gesellschaft Jesu zu Brig im Wallis" stattfinden werde. Nach einer ehrfürchtigen Widmung an die Landes-

behörden wird kurz das Mitgliederverzeichnis und das Programm der einzelnen Akademien mitgeteilt.

Während die Herren Physiker ihre positiones aus der Physik, Geometrie, Trigonometrie oder Algebra wählen, verteidigen die Herren Philosophen ihre theses aus der Logik, Metaphysik, Ethik, Algebra und Geometrie. Die Akademiker der Rhetorik und Humanität bieten vorab eine zusammenhängende Bearbeitung irgend eines Themas in verschiedenen „akademischen Aufsätzen" und dann in einer zweiten Abteilung die Früchte ihres Schaffens während des Jahres in „Vermischten Aufsätzen" in Poesie und Prosa. . . . Auch die Syntaxisten und Grammatisten bearbeiteten meistens einen zusammenhängenden Stoff und schließen an denselben Gedächtnisübungen, deutsche, lateinische und griechische Übersetzungen, Beschreibungen, Briefe usw. Die I. und II. Rudimente bildeten keine Akademie. „Damit doch auch sie einen öffentlichen Beweis ihres Fleißes ablegen", konnten sie ebenfalls in öffentlicher Sitzung Proben ihres Wissens zum Besten geben.

„Diese feierlichen Sitzungen wurden von zahlreichem Publikum besucht, das den jungen Kämpen Beifall spendete und sie zu neuer Arbeit anspornte. Bisweilen geruhte sogar die hohe Regierung, dem einen oder andern Philosophen oder Physiker, der seine Thesen besonders glänzend verteidigt hatte, ihre Anerkennung auszusprechen."

Die Schulexamina am Ende des Jahres wurden ebenfalls öffentlich abgehalten und der Conspectus tentaminis publici mit genauer Angabe des durchgenommenen Lehrstoffes gedruckt und verteilt. Seit 1828 begann man diese regelmäßig wiederkehrenden Schulprüfungen, die wegen ihrer Einförmigkeit weniger Anziehung übten, nach Art feierlicher Akademiesitzungen abzuhalten, was großen Beifall fand. Es geschah in der Weise, daß zwei Tage hindurch des Vormittags die Autoren erklärt wurden, die man in der Klasse durchgenommen hatte, nachmittags aber selbständige Arbeiten der Schüler zur Verlesung kamen, unterbrochen durch musikalische Aufführungen und schließlich gekrönt durch physikalische Experimente. Mit der Zeit gestaltete es sich in beiden Anstalten so aus, daß alle drei Abteilungen drei Mal im Jahre ihre feierlichen Akademien hatten.

Im Herbst 1833 versammelte P. Staudinger als Provinzial die Professoren aller drei Kollegien in Freiburg um sich, teils um über die Einführung der neuen Ratio Studiorum zu beraten. Das Ergebnis wurde niedergelegt in den Annotationes ad Studia iuxta

rationem studiorum editam anno 1832 moderanda in Provincia Germaniae superioris[1]. Die andere Absicht war, so weit es möglich sei, eine gewisse Einheitlichkeit der Einrichtungen und des Verfahrens unter den drei Kollegien herzustellen. Zwei Neuerungen sind vielleicht hierauf zurückzuführen, die seit 1834 in den Kollegien des Wallis hervortreten. Die feierliche Eröffnung des Schuljahres wird in Sitten 1834 ausdrücklich als neu eingeführt verzeichnet. Nach dem Hochamt mit der Absingung des Veni Creator sammelten sich alle Professoren und Schüler im Hörsaal der Philosophen. Hier hielt der Pater Präfekt eine Ansprache über Wert und Nutzen der Studien, worauf die Verlesung derjenigen folgte, welche in die höhere Klasse aufsteigen durften. Eine andere Neuerung war die zweimal im Jahre wiederkehrende feierliche Proclamatio progressus in der Aula in Gegenwart einer festlichen Versammlung[2]. Semestralprüfungen gingen voraus. Von den Behörden, welche beiwohnten, wurden den Schülern, die sich ausgezeichnet hatten, Ehrenkreuze oder andere Ehrenzeichen verteilt. Man pflegte diese Promulgationen sehr feierlich zu halten und denselben die Aufführung von Schuldramen vorausgehen zu lassen. Im Hinblick auf die Wirren der Zeit wurde dies 1841 abgestellt, und diese Schauspiele wurden durch Akademien ersetzt.

Vonseiten der Provinzleitung ließ man das Studienwesen nicht aus den Augen und versuchte auf verschiedene Weise, den mit den Verhältnissen selbst gegebenen Übelständen abzuhelfen. Ein Plan zur Umgestaltung der Studien im Wallis, dem der neu ernannte Provinzial P. Brocard nahestand, kam 1836 auf dem Landtag zur Verhandlung. Er ging dahin, daß Philosophie und Physik nur in Sitten als der Kantonshauptstadt vorgetragen und das Französische

[1] Auszüge daraus bietet Dr. Zimmermann, Essai 129 f., welcher sie als Verordnung des P. Staudinger ansieht, weil dieser als Provinzial die Frucht der gemeinsamen Beratungen 1834 zu promulgieren hatte, die 1835 Gesetzeskraft erhielt.

[2] In Brig wird schon 1832 eine feierliche Notenverlesung erwähnt, die alle Monate stattfand.

dort allgemein als Unterrichtssprache eingeführt werden sollte. Außerdem war für Sitten noch die Errichtung einer „Sekundärschule" (Realschule) beabsichtigt. Aber der Plan, zu dessen Gunsten vielleicht manches gesprochen hätte, scheiterte an den Befürchtungen für die materiellen Interessen der übrigen Anstalten. So mußte denn die Hebung des Lyzeums von Sitten auf andere Weise ins Werk gesetzt werden. Die Eröffnung des neuen Schuljahres im Herbst 1838 geschah mit außergewöhnlicher Feierlichkeit in Gegenwart des Pater Provinzial und des Balliven, welch letzterer selbst das Wort ergriff. Für die Philosophie sollten inskünftig drei Professoren angestellt sein. Neben der Physik sollten Chemie und Naturgeschichte, überdies auch Ethik und allgemeine Weltgeschichte am Lyzeum vorgetragen werden. Alle, auch die niedern Klassen, sollten von jetzt an in einen deutschen und einen französischen Kurs geteilt sein. Von beiden Sprachen sind je drei Magistri angestellt. Als Zeichenlehrer fungiert ein geschickter Laienbruder.

Akademien, öffentliche Prüfungen, Schuldramen kommen künftig in Wegfall. Die zweimalige Proclamatio progressus mit Verteilung der Ehrenzeichen geschieht in der Kongregationskapelle, die feierliche Preisverteilung, die mit Te Deum geschlossen wird, nimmt der Bischof in der Kirche vor.

Einen noch tieferen Eingriff in das bisher Gewohnte bedeutete der von Pater Provinzial Jos. Simmen am 13. Juni 1841 vorgeschriebene Ordo scholarum et auctorum in Vallesia[1].

Die Schweizer Geschichte, die bis dahin erst in der Rhetorik durchgenommen worden war, wurde jetzt schon in die Grammatica inferior verlegt, dagegen war für die vier höheren Klassen (Grammatik, Syntax und beide Rhetorikklassen) die allgemeine Weltgeschichte vorgeschrieben. In der Rhetorik sollte jedes zweite Jahr statt der Algebra die Geometrie gegeben werden und die Geographia antiqua. Große Änderungen traten ein in Bezug auf die Schulautoren. Cäsar

[1] Vgl. Imesch, Zur Geschichte des Kollegiums von Brig 62 f.; Zimmermann, Essai 116 f.

sollte schon in der Grammatica inferior (der Quinta) gelesen werden, in der Quarta und Tertia traten an seine Stelle die Briefe Ciceros und Sallust usw.

Diese Verordnung bezweckte zugleich mit einer Förderung der Studien die noch immer fehlende Einheitlichkeit des Unterrichts in den vier Kollegien herzustellen. Allein wie sie einzig und allein von P. Simmen persönlich ausging, so war sie auch ganz nach dessen außergewöhnlicher Leistungsfähigkeit bemessen. Er war ein ausgezeichneter Philologe und trefflicher Magister, dabei geistig wie körperlich mit seltener Kraft begabt. Was er selbst wohl zu leisten vermocht hätte, erwies sich für die Mehrzahl der Magistri als eine unerträgliche Last. Es gab jetzt viele Schwierigkeiten und Klagen, so daß schon nach wenigen Jahren P. Roothaan eingriff und die Verordnung vorläufig einschränkte. Er selbst erließ dann nach reiflicher Prüfung eine Verordnung, die an die Stelle der früheren treten sollte. Als sie jedoch 1847 erschien, hatte für die Jesuitenkollegien der Schweiz die letzte Stunde geschlagen.

Auffallend mag es erscheinen, daß entsprechend der alten Studienordnung für den Religionsunterricht wöchentlich nur eine halbe Stunde angesetzt war, der auf den unteren Klassen nach dem Diözesankatechismus von der Tertia an nach dem größeren lateinischen Handbuch des P. Canisius erteilt wurde. Allein das Leben an diesen Anstalten war von Glaube und Religion so ganz beherrscht, der gesamte Unterricht so von der Religion durchdrungen, daß ein Mangel nicht empfunden wurde. In den Konvikten, wo man freie Hand hatte, geschah übrigens für den Religionsunterricht weit mehr. Monatlich war der Empfang der heiligen Sakramente vorgeschrieben. Der Schüler mußte dem Beichtvater einen Zettel mit seinem Namen einreichen, der dann in der Schule durch Aufruf der Namen kontrolliert und bestätigt wurde. Die Eifrigeren gingen alle vierzehn Tage zu den Sakramenten; mehrere Mal im Jahre waren gemeinschaftliche Kommunionen. Mittel zur Pflege des religiösen Eifers waren hauptsächlich die Marianische Kongregation, die Feier der Aloisianischen Sonntage und des Maimonats. Wöchentlich in der letzten Halb-

stunde des Samstags mußte jeder Professor an seine Schüler eine geistliche Ermahnungsrede halten, dann zogen alle Klassen zur Kirche, wo gemeinsam die Lauretanische Litanei gesungen und der Segen erteilt wurde. Täglich war Schulmesse; Gebet vor und nach der Schule war selbstverständlich; zum Schluß der Schule machte man einen Besuch beim heiligsten Altarsakrament in der Gymnasialkirche.

Den Schulbetrieb, wie er sich in der Praxis ausnahm, beschreibt einer der Schüler der vierziger Jahre, P. Moritz Meschler, noch aus frischem Gedächtnis[1]:

„Freie Tage gab es in der Woche bloß zwei, den Donnerstag und den Sonntag. Jeden Tag waren vier Stunden Schule, zwei vor- und zwei nachmittags. Eine Unterbrechung brachte bloß die Karwoche und die gebotenen Feiertage des Kirchenjahres. . . .

Der Vormittagskurs galt dem Abhören und der Korrektion der Aufgaben, der Erklärung der Grammatik oder der Lehren des Stils und der Beredsamkeit, der alten Autoren und abwechselnd einem Nebenfach. Der Nachmittag war der deutschen Sprache, der Poesie und wieder einem Nebenfach gewidmet.

Die Hauptsachen waren die alten klassischen Sprachen und die deutsche Muttersprache. Geographie, Geschichte, Mathematik wurden als Nebenfächer behandelt. In höchster Achtung standen die älteren Klassiker. Es war unsere Ehre und Freude, die alten Klassiker zu lesen und zu bewundern. So hatte ich am Anfang der Humanität bereits die ganze Äneis durchgelesen und analysiert. Man hatte damals auch noch gute Lust, lateinische Verse zu machen. Die Übung begann schon in der Grammatica media (Rudimenta). Anfangs brachte man es in einer Stunde zu drei bis vier Versen, am Ende des Jahres mit Leichtigkeit zu zwanzig bis dreißig. Jedenfalls kriegte man die Prosodie gründlich los. So durften wir nach der Syntax die lateinischen Verse nicht mehr nach dem metrischen Rhythmus, sondern nach dem Sinne lesen.

Das Deutsche wurde gar nicht vernachlässigt. Im Gegenteil. Selbst die Umgangssprache war immer das Hochdeutsche. Unter den Schülern ging eine Münze, signum genannt, um. Sie wurde dem zugesteckt, der einen deutschen Sprachfehler begangen hatte. Derjenige, bei dem sie über Nacht blieb, mußte einen Kreuzer bezahlen. Das Sündengeld des ganzen Jahres wurde auf einem gemeinsamen Ausflug verjubelt.

---

[1] Mitgeteilt bei D. Imesch, Zur Geschichte des Kollegiums von Brig 65 ff.

Der Hauptbetrieb bestand im Schreiben, Üben und Komponieren. Alles war darauf abgelegt, uns Leichtigkeit und Fertigkeit im schriftlichen Ausdruck beizubringen. Nicht bloß Wissen, sondern Können galt als Höhepunkt der geistigen Bildung. So gab es alle Tage eine schriftliche Aufgabe; jede Woche war in der Schule eine sog. Skription in Prosa und Poesie, im Lateinischen und im Deutschen. Gegen Ende des Jahres waren selbst Skriptionen für einen ganzen Tag angesetzt, um einen größeren lateinischen und deutschen Aufsatz anzufertigen. Die Teilnehmer durften sich nicht nach Hause entfernen. Das Mittagessen wurde ihnen ins Gymnasium gebracht und streng untersucht auf Schmuggel.

Um uns an eigenes Denken, an Aneignung des Vorgetragenen zu gewöhnen, wurde in den höheren Kursen kein klassisches Stück, sei es deutsches, sei es lateinisches, vorgelesen, worüber wir nicht eigene Analysen, Eindrücke und Bemerkungen über Inhalt und Formschönheit einreichen mußten.

An Aneiferungsmitteln fehlte es uns nicht. Es waren aber nicht Strafen, deren es sehr wenige absetzte die ganze Zeit hindurch, die ich am Gymnasium zubrachte; man suchte uns vielmehr Selbsttrieb, Lust, Liebe und Eifer am Studium beizubringen. Bewirkt wurde dies erstens durch die religiöse Erziehung und die Schärfung des Pflichtbewußtseins, dann durch Vermeidung der Überladung, indem der weise Studienplan richtig unterschied zwischen Haupt- und Nebenfächern und danach alles betrieb. Die Schule war für den Menschen, nicht der Mensch für die Schule. Ferner durch öftere Prüfungen. So mußte die Beförderung zu einer höheren Klasse am Ende des Jahres durch das sog. „Steige"-Examen verdient werden; ebenso durch die feierlichen Akademien, deren es zwei, eine im Winter- und eine andere im Sommersemester gab, bei denen durch Verkündung der Lokationen jedem der Stand seines Fortschritts kundgegeben wurde[1]. Der Erste jeder Klasse erhielt ein silbernes Ehrenkreuz an die Brust geheftet, das er alle Sonntage tragen durfte.

Zwei Dinge förderten endlich die Studienlust in den unteren Klassen: die sog. ‚Konzertationen' und dann die Benutzung leichterer Bildungsmittel wie Gesang, Musik und Theater zur Abwechslung und Unterbrechung des strengen Studiengangs und zur notwendigen und edlen Erholung. P. Gabriel v. Mehlem, den ich in drei Grammatikklassen zum Professor hatte, besaß ein merkwürdiges Geschick, uns in Atem zu erhalten. Die ganze Klasse stellte Römer und Karthager dar, jede Partei mit ihrem Imperator, einem Magister equitum und einem Tribun an der Spitze. Jeder konnte durch

[1] In Freiburg hatten die verschiedenen Abteilungen dreimal des Jahres feierliche Akademie unabhängig von der Promulgatio progressus. Auch in Brig war es zu verschiedenen Zeiten verschieden; 1836 waren drei feierliche Akademien.

Eingabe eines Zettelchens einen der Gegenpartei, ja selbst die ganze feindliche Armee zum Zweikampf in jedem beliebigen Fache herausfordern. Bei einem gewissen Überschuß von Siegen konnte der gewinnende Teil am Ende jedes Monats einen Triumph feiern. Und während des ganzen folgenden Monats hing über dem Lager der Sieger ein Lorbeerkranz. Wir kleinen Buben studierten wirklich ganz unsinnig, denn immer mußten wir gewärtig sein, gefordert zu werden."

Man muß es der Walliser Regierung nachrühmen, daß sie durchwegs wohlwollend war, auf Vorstellungen der Ordensobern einging und bei neu auftauchenden Fragen deren Gutachten entgegennahm. Auch materielle Unterstützung hat sie nach Maßgabe der Verhältnisse gewährt, die freilich oft recht eng eingegrenzt waren. Es mußte von den Patres schon hoch angeschlagen werden, wenn die Regierung zu Beginn des neuen Schuljahrs 1841 für den Geographieunterricht die Anschaffung von drei neuen Globen bewilligte. Auch ein schon öfter wiederholtes Gesuch des Pater Rektor um eine Unterstützung zu Gunsten des Musikunterrichts für unbemittelte Schüler wurde damals gewährt, freilich nur in der Höhe von 50 Franken jährlich.

Im Gegensatz zu den Ordensobern, die sachkundig und mit weitem Blick beharrlich das Vollkommenere zu Gunsten der Schule erstrebten, und zum Wohlwollen der Regierung, welche dieses Streben förderte, machten sich indes, namentlich seit 1841, immer stärker die Treibereien des Radikalismus bemerkbar, die darauf ausgingen, zu hemmen, anzufeinden und zu zerstören.

Auf dem Landtage 1841 traten die Radikalen mit ihrem Plane hervor, das gesamte Unterrichtswesen des Kantons nach ihren neuen Ideen umzugestalten. Da ihr Entwurf für die Elementarschule vom Volke zurückgewiesen wurde, verlegten sie sich um so mehr auf Änderungen und Experimente im höheren Schulwesen. Das erste war eine plötzliche Inspektion der Schulen durch drei Staatsräte, die völlig unerwartet und unangemeldet erschienen. Dann kam eine neue, möglichst unpraktische Verteilung der Ferien und ihrer Termine. Drei volle Jahre hindurch sahen sich die Patres den immer neuen Eingriffen und Anforderungen der herrschenden Partei gegenüber in die peinlichste Lage versetzt. Die Geschichte des Kollegs von Brig

bezeichnet sie als „nahezu unerträglich". Auf dem Winterlandtag im November 1843 trat ganz offen das Bestreben zu Tage, das Übereinkommen des Kantons mit der Gesellschaft Jesu von 1805 umzustoßen; der Entwurf zur Neuordnung der Studien, der auf der Sommersitzung des Landtags 1844 mit Drohungen aufgenötigt wurde, war für die Patres unannehmbar. Da kam es noch während der Dauer des Landtags zum offenen Kampf der Parteien. Das Volk, von den konservativen Häuptern am 24. Mai 1844 zu den Waffen gerufen, siegte rasch in zwei Treffen und jagte die Radikalen auseinander. Dies brachte dem Kanton endlich wieder Frieden, aber auch den Kollegien wieder ruhigen Fortgang und die alte bewährte Ordnung der Ferien.

Ungleich bedeutender als die beiden kleinen Kollegien des Wallis war die Unterrichtsanstalt St-Michel in Freiburg. Hier fanden die Patres, als sie 1818 die Leitung übernahmen, alles bereits organisiert und geordnet, den Unterricht im vollen Gang. Die größere Schülerzahl, die entsprechende Zuteilung von Lehrstühlen, die geographische Lage und Ausdehnung der Stadt gewährten mehr Raum zur Bewegung und die Möglichkeit lohnenderer Leistung. Nachdem vollends der Bischof sich 1824 entschlossen hatte, den theologischen Unterricht für seine Seminaristen auf vier volle Jahre auszudehnen, damit diese gemeinsam mit den Studierenden des Ordens die Vorlesungen des Kollegs besuchen und die Übungen mitmachen konnten, war St-Michel nicht mehr bloß ein Gymnasium mit Lyzeum, sondern hatte mit seiner vollständigen theologischen Fakultät fast das Ansehen einer Universität. Erst mit dem Einzug in Freiburg war für das Studienwesen der Ordensprovinz die Möglichkeit geboten, sich kräftiger zu entwickeln.

Fürs nächste galt es, mit frischem Leben in den Geleisen einzusetzen, die man als ehrwürdiges Erbe und gleichsam als Staatseinrichtung bestehend vorfand. Verblieben doch anfangs elf der ehemaligen weltlichen Professoren als Hausgenossen im Kolleg wohnen, von welchen acht, später vier, ihr Lehramt auch weiter übten. Es währte bis 1843, ehe die Gesamtheit der Lehrstühle des Kollegs

durch Jesuiten besetzt waren. Wenn trotz der strammen Disziplin, die von Anfang an den Schülern gegenüber aufrechterhalten wurde, und trotz einer mächtigen Gegenagitation die Schülerzahl von Jahr zu Jahr sich mehrte, und zwar aus den verschiedensten Kantonen der Schweiz, so darf dies als ein Zeichen angenommen werden, daß der Unterricht im Kolleg zum wenigsten befriedigte. Bald schwankte die Zahl der Hörer zwischen 650 und 750. Unruhen und Widersetzlichkeit in Schülerkreisen, wie sie in den ersten Jahren sich noch bemerkbar gemacht hatten, schwanden mehr und mehr und machten einer dankbaren Anhänglichkeit an die Lehrer Platz.

Als die Jesuiten die Anstalt übernahmen, war das Gymnasium ein fünfklassiges; sie bestanden darauf, daß eine untere Klasse, die Sexta, angefügt werde, wodurch ein unmittelbarer Anschluß an die Elementarschule hergestellt war. Das zweite, worauf die Jesuiten bestanden, war die Einführung des Griechischen; es war nicht ihre Schuld, daß ihnen nur zwei Stunden wöchentlich in den fünf höheren Klassen dafür zugestanden wurden, sie haben bei der Behörde oft darüber Klage geführt. Auch für das Lyzeum drangen sie auf Gelegenheit zum Studium des Griechischen und des Hebräischen. Daß von nun an in allen Klassen als Nebenfächer auch Geographie und Geschichte gelehrt werden mußten, war gleichfalls das Werk der Jesuiten. Dies alles mußte durchgesetzt werden trotz der ablehnenden Haltung des „Erziehungsrates", d. h. der unmittelbar vorgesetzten Schulbehörde, die den Jesuiten feindselig gegenübertrat und von ihren Vorschlägen nichts wissen wollte. Der Staatsrat aber ging entschlossen über diese Nörgeleien hinweg und legte den neuen Studienplan dem Großrat zur Abstimmung vor, der den Lehrplan gut hieß.

Die neuen Leiter des Kollegs hatten das Glück, in der Person des P. Anton Maas gleich von Anfang an einen vorzüglichen Lehrer der Mathematik und Physik der Anstalt geben zu können, der das wissenschaftliche Interesse zur Flamme anzufachen wußte. Ein anderer glücklicher Griff, der sich schon im Wallis bewährt hatte, war die Anlage einer Schülerbibliothek, welche Werke aus den verschiedensten Gebieten des Wissens umfaßte und durch Geschenke und Geldbeiträge

rasch vermehrt wurde. Im Jahre 1820 wurden 1400mal, im folgenden 1600mal Bücher an Schüler der Anstalt verliehen. Die Wirkung war vorzüglich.

Da auch das neu eingeführte Studium des Griechischen guten Anklang fand, so entwickelte sich bald ein emsiges Schulleben, und schon nach dem ersten Jahre im Herbst 1819 zeigte sich ein bemerkenswerter Zuwachs an Schülern.

Zur Belebung des Studieneifers waren hier so ziemlich die gleichen pädagogischen Hilfsmittel im Gebrauch wie in den Kollegien des Wallis: feierliche Akademien, Prüfungen, Verkündigung der Fortgangsnoten und Preisverteilung. Neu war, daß seit 1832 die Rhetoriker ihre Akademiearbeiten auch im Druck verewigen lassen durften[1].

Die Preisverteilung wurde ganz in derselben Weise hochgehalten wie in Sitten und Brig. Man suchte sie möglichst feierlich zu gestalten. Außer dem Fortgangspreis waren für die meisten Unterrichtsfächer besondere Preise vorgesehen. Die Preisbücher wurden mit großer Sorgfalt ausgewählt, um möglichst Nutzen zu bringen. Wie in Brig fand außer der allgemeinen Preisverteilung des Kollegs noch eine besondere für die Zöglinge des Konvikts statt. Doch war das Verzeichnis aller Preise in dem Ordo doctrinae et praemiorum in Athenaeo, Gymnasio et Convictu Soc. Iesu, Friburgi Helvetiorum, für die Öffentlichkeit zusammengestellt.

Unter den Preisen des Konviktes steht an erster Stelle das Praemium sapientiae, die Belohnung für mustergültiges Betragen,

[1] Das erste Bändchen erschien 1833 bei Périsse frères zu Lyon in 8° unter dem Titel: Souvenir de mon Académie au Collège des Jésuites à Fribourg. Avec gravure. Es enthielt Dichtungen von Rhetorikern aus den Jahren 1831—1833. Die Vorrede war gezeichnet von fünf Schülern, welche zur Zeit den Rat der Akademie ausmachten. Wie viele von solchen Bänden gedruckt wurden, konnte nicht festgestellt werden. Ausführlich aber orientiert über Art und Inhalt dieser Akademien, sowohl der deutschen wie der französisch redenden Schüler: Graf Vinzenz Piccolomini, Analekten über das Pensionat und Collegium der EE. VV. Jesuiten zu Freiburg i. d. Schweiz 58—70.

das den zwei Präfekten in jeder Division nach der Abstimmung ihrer Kameraden zugeteilt wurde: Sodalium suffragiis et Superiorum approbatione. Für Auszeichnung in den verschiedenen im Konvikte vorgenommenen Schulübungen sind Preise angesetzt, auch ein allgemeiner für Fleiß. Eine Reihe von Preisen sind für Fortschritte in den zeichnenden Künsten, andere für Orthographie und Kalligraphie. Ein besonderer Preis wurde an Franzosen vergeben, die in der deutschen Sprache, und an Deutsche, die im Französischen gute Fortschritte gemacht hatten, ebenso gab es eine Prämie für das Englische.

Da die Preisverteilung sich gewöhnlich unmittelbar an die Schulkomödie anschloß, die zur Abschiedsfeier vor dem großen Publikum gegeben wurde, so war es üblich, daß nach Schluß des letzten Aktes die Schauspieler in ihren Kostümen auf der Bühne Platz nahmen und dort die Prämien den verschiedenen Preisträgern darreichten. Dies schien manchen der Würde der Sache nicht zu entsprechen und deshalb wurde es seit Herbst 1839 abgestellt. Von jetzt an waren es angesehene Herren aus der Zuschauerschaft, welche die Preise austeilten.

Einschneidend in den ruhigen Gang des Freiburger Studienwesens war erst wieder die Einführung der 1832 erlassenen neuen Ratio studiorum für die Lehranstalten des Jesuitenordens, über welche die Schweizer Patres im Herbst 1833 sich näher verständigten, deren Bestimmungen aber erst seit 1835 in Wirkung traten. Was sich praktisch am meisten fühlbar machte, war die Durchführung der zweimaligen Semestralprüfung, der einen zu Ostern, der andern im Herbst, für alle Klassen bis zur untersten. Für die höheren Studien war hauptsächlich von Bedeutung die Einführung der Disputationes menstruae, d. h. der regelmäßigen Übungen im scholastischen Geisteskampf. Die Erfahrung mußte dafür erst den rechten Weg weisen. Seit 1840 wurden für diese Übungen nur die besseren oder besten Schüler ausgewählt; auch schickte man von da an dem Redeturnier eine Abhandlung in der Muttersprache (Dissertation) voraus, die sich auf demselben Gebiete bewegen und denselben Gegenstand erläutern

mußte, um welchen die Disputation sich drehte. Beides trug sehr dazu bei, das Verständnis zu fördern und das Interesse zu wecken.

Über die Lehrgegenstände und deren Verteilung auf die verschiedenen Klassen hatte P. Drach im Januar 1834 der Regierung eine vollständige und sehr eingehende Übersicht vorgelegt, die in das derzeitige Studienwesen von St-Michel guten Einblick gewährt.

Die Anstalt umfaßte das alte sechsklassige humanistische Gymnasium von den Principia (Sexta) bis zur Rhetorik (Obersekunda); daran schlossen sich zwei Jahre des philosophischen Studiums am Lyzeum und endlich ein vierjähriger Kursus der Theologie.

An den drei unteren Gymnasialklassen gingen dem Unterricht in Religion, Latein und Muttersprache die Arithmetik und die Geographie zur Seite. Das Griechische begann auf der zweituntersten Klasse (Rudimenta). Von der vierten Klasse an trat an Stelle der Arithmetik die Algebra, zu der in der obersten Klasse die Geometrie hinzukam. An Stelle der modernen Erdbeschreibung studierte man in der vierten Klasse die Geographie der Alten, in der fünften Klasse die physikalische Geographie. Religions- und Geschichtsunterricht waren auf die verschiedenen Klassen planmäßig verteilt. Was Geschichte angeht, so begannen die Principia mit der biblischen, die Rudimenta mit der Kirchengeschichte, die Grammatica studierte die Geschichte des Altertums, die Syntax die römische Geschichte; die vaterländische Geschichte war der Humanität vorbehalten, einen Überblick über die allgemeine Weltgeschichte erhielt die oberste Klasse der Rhetorik.

Zwei Eigentümlichkeiten fallen bei dieser Studienordnung stark in die Augen. Das erste ist die stete Rücksicht auf die Anforderungen des praktischen Lebens. Schon auf den untersten Klassen geht neben den Übungen der Kalligraphie das laute Lesen und die Anleitung zum Kartenzeichnen. Mit der zweituntersten Klasse beginnen die Übungen in der Deklamation und die Anleitung zur guten Aussprache. Die dritte Klasse bringt dazu die Übung im freien Erzählen, die vierte Klasse das Briefschreiben in Latein und Muttersprache, Aufsätze, Übersetzungen und lateinische Verse. Auf den beiden oberen Klassen,

wo der Sinn für den Sprachgeist, für die Feinheiten und Schönheiten der Sprache geweckt werden soll, ist die Übung im Übersetzen besonders in Ehren.

Außer diesen Übungen, welche der ganzen Klasse gemeinsam waren, gab es noch besondere in den sog. „Akademien", welche mit der Syntax (Tertia) ihren Anfang nahmen. Nur die tüchtigeren Schüler nahmen an diesen Vereinigungen teil, welche häufigere Übung und wechselseitige Anregung zum Zwecke hatten. Das Feld der Übungen war für die einzelnen Jahre abgegrenzt; für die Syntax war es: Reinheit der Latinität, Briefstil und Deklamation; für die Humanität: Studium der Sprachschönheiten, Aufsatz und Deklamation; für die Rhetorik: Vergleichung der verschiedenen Gattungen der Poesie und Arten der Beredsamkeit, hauptsächlich aber Übung im freien Auftreten.

Das andere, was an dem Lehrplan auffällt, ist die große Zahl und Mannigfaltigkeit altklassischer Schriftwerke, die in diesen Schulen gelesen werden. Ausgewählte Sätze aus Cicero studiert schon die unterste Klasse, und durch alle sechs Klassen hindurch bleibt Cicero in der Hand der Schüler. Von der Quarta (Grammatica) an gilt das gleiche von Virgil. Von Ovid werden ausgewählte Stücke auf der Quarta und Tertia gelesen, von Tibull, Catull, Properz auf der Tertia und der Humanität (Untersekunda), in der Oberklasse dafür Persius und Juvenal. Horaz gehört den beiden obersten Klassen an. Von den Historikern reiht sich an Cornelius Nepos (in den Rudimenta) zunächst Cäsar (in der Grammatica); es folgen Livius und Sallust; der obersten Klasse ist Tacitus vorbehalten.

Für das Griechische waren zum Schmerz der leitenden Schulmänner nur zwei Stunden wöchentlich zugestanden, und doch waren auch hier die Autoren, die in den Klassen gelesen wurden, von ziemlich reicher Auswahl. Auf der Quarta las man Äsop und Lucian, auf der Tertia die Cyropädie und die Ilias, in der Humanität wagte man sich an Plutarch und Isokrates, während neben Homer auch Anakreon und Theokrit verkostet wurden. Auf der Oberklasse kam nächst Homer Pindar zu Ehren, aus Sophokles und Euripides

wurden ausgewählte Stücke gelesen; der wichtigste Autor für die Rhetorikklasse war Demosthenes. Neben diesen heidnischen Autoren fand man noch immer etwas Raum für wertvolle Monumente der christlichen Literatur. In der Syntax las man etwas von Chrysostomus, in der Tertia besonders sprachvollendete Stücke aus der Heiligen Schrift, in der Rhetorik wurde die biblische Poesie, insbesondere in den Psalmen und den Propheten dem Verständnis der Schüler nähergebracht.

Wenn auch bei manchen dieser Autoren nur sorgfältig zugeschnittene („purgierte") Ausgaben in den Händen der Schüler waren oder nur ausgewählt schöne Abschnitte wirklich zur Lesung kamen, konnte doch der Schüler eine gute Kenntnis fast der gesamten klassischen Literatur gewinnen und die Klassiker nach ihren Eigentümlichkeiten unterscheiden lernen. Wenn trotz des hohen Ansehens, in dem die dramatische Kunst gehalten wurde, die Komödiendichter Plautus und Terenz in die Liste der Schulautoren nicht aufgenommen waren, so hatte dies ernstere Gründe. Im Griechischen findet man die großen Tragiker nur spärlich berücksichtigt und Plato ganz beiseite gelassen; es erklärt sich dies aber leicht aus dem Umstand, daß für die beiden Jahre der Philosophie am Lyzeum und selbst noch für die Theologen eine Weiterbildung in der griechischen Sprache und die Pflege der griechischen Literatur im Plane vorgesehen war.

Das Lyzeum umfaßte zwei Jahrgänge, den der Logiker und den der Physiker. Im ersteren wurde außer der Logik und Metaphysik auch die natürliche Sittenlehre und das Naturrecht vorgetragen. Mathematik, insbesondere die Geometrie, wurden nebenbei tüchtig betrieben. Der obere Kurs studierte die verschiedenen Gebiete der Physik einschließlich der Meteorologie und Astronomie. Hier hatten auch die Trigonometrie und die höhere Mathese ihren Platz. Für beide Jahrgänge standen Vorlesungen in der Chemie offen, ebenso in der Naturgeschichte, ein Kurs im Hebräischen und einer für griechische Literatur. Ein reiches physikalisches Kabinett und gute Naturaliensammlungen waren zur Unterstützung dieser Studien bereit.

Der Unterricht im Hebräischen und in der griechischen Literatur war auch noch für die Theologen geöffnet. Diese folgten vier Jahre hindurch den dogmatischen Vorlesungen, denen in den ersten zwei Jahren Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Exegese, in den beiden folgenden die Moraltheologie zur Seite gingen. Die Pastoral hingegen blieb für das Seminar verspart.

Was den Stand der Philosophie und Theologie im damaligen Freiburg angeht, so ist offenbar, daß die junge Ordensprovinz noch im Aufwärtsringen begriffen war; die Zeiten, da Männer wie Wilmers und Kleutgen als Wegweiser voranleuchteten, waren erst in Vorbereitung.

Vortreffliches wurde aber geleistet in Mathematik und Physik und vielleicht mehr noch in der Gymnasialbildung. Trotzdem wollte gerade in letzterer Hinsicht die feindliche Agitation nicht verstummen. Drei Vorwürfe waren es hauptsächlich, die immer wieder ins Feld geführt wurden: 1. daß die klassischen wie die modernen Autoren den Schülern oft nur in purgierten Ausgaben in die Hände gegeben würden; 2. daß Physik und Mathematik am Lyzeum lateinisch vorgetragen würden; 3. daß die Jesuiten hartnäckig festhielten am veralteten System der Klassenlehrer, während man in neuerer Zeit mit Einführung der Fachlehrer die glänzendsten Erfolge erzielt habe. Andere unwahre Anschuldigungen, wie Vernachlässigung der Muttersprache, Geringschätzung der Heimatsgeschichte u. dgl., kamen oftmals noch hinzu. Die Patres ließen sich durch solche Angriffe in dem nicht beirren, was sie als richtig erkannt hatten. Die Anwendung der lateinischen Sprache am Lyzeum hatte an der Tüchtigkeit der Leistungen durchaus nichts gemindert, erschien hingegen fast als Gebot der Notwendigkeit in Anbetracht der internationalen Mischung der Schüler, die aus allen Ländern der Erde hier zusammenkamen. Nichtsdestoweniger standen die Patres keineswegs allen Änderungen oder Verbesserungen ablehnend gegenüber. Es wurde im Gegenteil wie ein Fortschritt begrüßt, als es 1841 zu einer Vereinbarung mit der Schulbehörde kam, derzufolge sechs neue Lehrstühle zu Gunsten des Lyzeums errichtet werden sollten. Für jetzt begnügte man sich

mit drei. Ein Lehrer der Sprache und Literatur wurde angestellt für die Franzosen, ein Lehrer des Französischen für die Deutschen; überdies übernahm P. Freudenfeld Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte. Im folgenden Schuljahre wurde für die Philosophen ein Lehrer der allgemeinen Literaturgeschichte angestellt[1]. Auch für die Naturwissenschaften gab es eine neue Professur. Zwar sollte die „allgemeine Physik" nach wie vor lateinisch vorgetragen werden; für Chemie, Astronomie und beschreibende Naturlehre wurde aber jetzt das Französische eingeführt. Die Moralphilosophie und das Naturrecht hatte bisher der Lehrer des Kirchenrechts nebenher und ohne jede Vergütung den Philosophen vorgetragen, jetzt aber wurde ein eigener Lehrstuhl dafür errichtet. Vier Stunden die Woche hatten die Philosophen des zweiten Jahres dieses Kollegium zu besuchen.

Aus freien Stücken, aber ohne bindende Verpflichtung zu übernehmen, stellte der Orden für die beiden Kurse des Lyzeums einen Lehrer der höheren Mathese.

Die Theologen waren bei der Bereicherung der Studienfächer nicht ganz übergangen. Ein eigener Lehrer der geistlichen Beredsamkeit wurde aufgestellt, dem freilich nur eine einzige Vorlesung die Woche eingeräumt war. Als Aufgabe war ihm gestellt, einerseits die Theorie, aber zugleich auch die Geschichte und die Hilfsmittel des Predigtamtes darzulegen. Eine Stunde jede Woche wurde nun auch der Pastoral eingeräumt in der Weise, daß zwei Jahre hindurch die Zeremonien und die Sakramentenspendung, zwei weitere Jahre die Priesterpflichten behandelt werden sollten.

Auch in Bezug auf den Gymnasialunterricht zeigte man sich Änderungen nicht unzugänglich. Der Studienplan für 1842 (entsprechend der Verordnung des P. Simmen) gewährt ein ganz anderes Bild als der von 1834. Dadurch, daß die drei Vorbereitungsklassen von Stäffis hinzugezogen sind, erscheint das Freiburger Gymnasium hier als ein neunklassiges, wenn auch so, daß die neunte Klasse, die

[1] In zwei Stunden die Woche für die vereinigten Kurse der Philosophie, doch gesondert für Deutsche und Franzosen.

Infima, als bloße Vorbereitungsklasse noch kein Latein hat. Das Griechische beginnt jetzt bereits auf der Sexta. Auf der Tertia wird neben Xenophons Memorabilien auch ein Dialog von Plato gelesen. Demosthenes ist jetzt der Autor für die beiden oberen Klassen, so daß Isokrates in Wegfall kommt. In der Humanität wird ein Drama des Euripides, in der Rhetorik eines von Sophokles gelesen. Die Stücke aus der Heiligen Schrift sind beibehalten, die Homilien des hl. Chrysostomus hingegen sind ausgeschaltet. Hinsichtlich des Geschichtsunterrichts tritt dieselbe Änderung hervor, die 1842 auch in Brig durchgeführt wurde. Nachdem die Principia Kirchengeschichte, die Rudimenta Schweizer Geschichte durchgenommen haben, bleibt für die vier höheren Klassen die allgemeine Weltgeschichte: Alte Geschichte, Römische Geschichte, Mittelalter, Neuzeit.

Es ist nicht zu bestreitende Tatsache, daß an allen Kollegien, welche die Jesuiten im Laufe der Zeit in der Schweiz übernahmen, die Studien um ein Bedeutendes gehoben wurden und die Schülerzahl sich trotz aller Agitationen rasch vermehrte. Letzteres fällt um so mehr ins Gewicht, da die Jesuiten von Anfang an auf stramme Schulzucht hielten. Die Festigkeit, die sie hierin bewiesen, zog ihnen wiederholt öffentliche Anfeindungen zu. In Freiburg wurde 1826 eine Beschwerdeschrift der Schüler bei der Regierung eingereicht, die 80 Unterschriften trug, um Klage zu führen gegen die „entehrenden" Strafen, die von den Patres über sie verhängt würden. Der Erziehungsrat wie der Staatsrat von Freiburg waren weise genug, von dem Produkte jugendlichen Zornes nicht weiter Notiz zu nehmen, auch die Patres leiteten keine Untersuchung darüber ein. Es traf sich aber, daß der Anstifter der Beschwerdeschrift noch im Laufe desselben Jahres auf Grund mehrerer Vergehungen wegen Liederlichkeit von der Anstalt ausgeschlossen werden mußte[1]. Eine gewisse Beaufsichtigung der Schüler fand auch für die Zeit der Ferien statt, sofern bei der Wiedereröffnung der Schule über das Wohlverhalten während der Ferien Zeugnisse vorgelegt werden mußten.

[1] Les Jésuites au Collège St-Michel à Fribourg en Suisse 1834 II (Lausanne 1834) 36.

Für Aufrechterhaltung des Studieneifers war die Handhabung der Zucht sicherlich die beste Stütze, doch waren die Patres einem fröhlichen Jugendtreiben durchaus nicht abhold und begünstigten selbst geeignete Erholungen. Außer den gewöhnlichen Spaziergängen, welche die Schüler gern gemeinsam mit ihren Klassenlehrern machten, war in Sitten alle Jahre im Mai ein gemeinsamer größerer Ausflug des gesamten Kollegs. Doch wurde dies 1831 dahin abgeändert, daß hinfort die einzelnen Klassen getrennt, unter Führung ihrer Lehrer diesen Ausflug machen sollten, und zwar von jetzt an nur für einen halben Tag. Diese Einschränkung scheint aber nur Sitten allein getroffen zu haben. Für Freiburg wird der gemeinsame Ausflug der Gesamtheit der Kollegsschüler in viel späterer Zeit noch erwähnt. In Brig steht vom Mai 1836 ein gemeinsamer Ausflug verzeichnet mit Wallfahrt nach Burgspitz, ein voller Feiertag. Aus dem dortigen Kollegsleben während der vierziger Jahre erzählt P. Meschler[1]: „Jede Woche zweimal ging der Professor mit seiner ganzen Schule am Dienstag und am Sonntag nach der Vesper spazieren. Und es galt als kein gutes Zeichen, dabei zu fehlen. Ja, jeden Tag fand sich fast das halbe Gymnasium nach dem Mittagessen vor der Nachmittagsschule zum gemeinsamen Spiel auf einer Wiese zusammen....

Das Abzeichen der Studentschaft war damals ein dunkelblauer Mantel, der Sommer und Winter getragen werden mußte, wenn sich das Gymnasium als solches zusammenfand."

Im Schuljahr 1845—1846 wurde jedoch der Gebrauch dieser Mäntel abgeschafft und eine Art Uniform, Röcke von gleicher Farbe und gleichem Schnitt, dafür eingeführt.

Ein anderer Schulgebrauch, aus älterer Zeit überkommen, spielte bei den Externen sowohl in Freiburg wie in Stäffis eine nicht unerhebliche Rolle. Es war die Abschiedsfeier am Ende des Schuljahres, das Valete studia, ein abendlicher Umzug der Studenten mit Fackeln und Fahnen durch die Straßen der Stadt, gewöhnlich an einem der letzten Tage vor der Preisverteilung. Der Umzug

[1] Imesch, Zur Geschichte des Kollegiums von Brig 65.

selbst geschah in schöner Ordnung, von Musik begleitet, jede Klasse marschierte für sich getrennt mit ihren Abzeichen. Singend durchzog man die ganze Stadt, vor dem Kolleg wurde halt gemacht, die Studenten gruppierten sich im Halbkreis, die Musik spielte auf und dann wurde von jugendlichen Sprechern den Lehrern der Dank der Schüler dargebracht[1].

Der Brauch hatte etwas Gemütliches und Poetisches und war bei den Schülern wie bei der Bürgerschaft beliebt. Wiederholt in Zeiten heftiger Anfeindungen gegen die Jesuiten benutzten ihn die Schüler zu Kundgebungen zu Gunsten ihrer Lehrer. Im August 1836 hatten sie bei diesem Anlaß vor dem Kolleg einen großen Triumphbogen aufgerichtet, der in goldener Inschrift den Ausdruck des Dankes und der Verehrung für die Lehrer öffentlich darbot. Die kleine Lateinschule von Stäffis eiferte in dieser Feier dem Kolleg von Freiburg nach Kräften nach und wußte mehr als einmal (z. B. 1834 und 1837) ihren Abschiedsumzug wirklichen Glanz zu verleihen.

Trotz allem war diese Feier von einem Jahr zum andern ein Gegenstand der Sorge für die Patres. Ein solcher nächtlicher Umzug von mehreren hundert Studenten in gehobener Feststimmung, erhitzt und erregt durch Musik und Gesang, bot selbstverständlich manche Gefahr der Ausschreitung. Auch vom guten Eifer der Zöglinge war zu fürchten, denn bei der Spannung der Parteien und der unwürdigen Art der feindlichen Agitation genügte schon ein allzu lebhaftes Wort eines Gymnasiasten, um große Erregung nach

[1] Die damals in Augsburg herausgegebene katholische Zeitschrift „Sion" berichtet am 15. September 1839: „Am 14. August brachten die Abiturienten zu Freiburg im Uechtland ihren Lehrern den Jesuiten ein Lebehoch mit Fackeln, Fahnen und Feldmusik. Der einstimmige Ruf: ‚Es leben unsere guten Väter!' ergriff um so tiefer auch alle andern Bewohner der Stadt, da zwei Redner, der eine französisch, der andere deutsch, auf immer von Freiburg Abschied genommen und den Jesuiten für ihre väterliche Sorgfalt und Aufopferung innigst gedankt hatten. . . ." — Der Korrespondent der „Sion", offenbar ein eben durchreisender Deutscher, hat sich darin geirrt, daß er die althergebrachte Schülerfeier für einen Abiturientenabschied hielt.

sich zu ziehen. Und was war nicht von einigen hundert erhitzten Studentchen an Unvorsichtigkeiten und kühnen Reden zu befürchten!

Einmal bot sich die Aussicht, auf eine gute Weise die alte, immer etwas bedenkliche Studentenfeier in Abgang zu bringen. Im Schuljahr 1838/39 hatte sich unter den Studenten ein eigenes Kränzchen, eine „Akademie" zur Pflege der Musik, gebildet. Von jeher hatten die Patres die musikalischen Neigungen der Studenten begünstigt, und auch jetzt erwiesen sich die Obern entgegenkommend, obgleich solche private Zirkel sonst nicht gerade gerne gesehen, in einzelnen Fällen sogar verboten worden waren. Dadurch, daß einer der Patres selbst die Oberaufsicht und Leitung dieser musikalischen Übungen in die Hand nahm, wurden die Bedenken beseitigt und trat die neue Musikakademie den schon bestehenden wissenschaftlichen Akademien der Anstalt einigermaßen gleichartig an die Seite. Bei dem gemeinsamen Ausflug der Studenten im Mai trat die Musikakademie mit ihren Leistungen sehr erfolgreich hervor und erntete großen Beifall. Als das Ende des Schuljahres nahte, wurde vonseiten der Musikakademiker der Wunsch laut, noch einen zweiten solchen Tag feiern und mit ihren neu einstudierten Stücken sich den Mitschülern produzieren zu können. Dafür sollte dann, um die Schulfeste nicht zu häufen, die alte Feier des Valete studia unterbleiben. Vonseiten der Schulleitung war man einer solchen Änderung geneigt. Allein der alte Brauch hatte zu tiefe Wurzeln im Herzen der Studenten. Nicht nur die Schüler erhoben sich zahlreich zur Verteidigung des Valete studia, sondern auch die Bürgerschaft ergriff lebhaft Partei für das alte Studentenfest. Das Resultat war ein erregter Streit unter den Studenten. Die Obern überließen die Entscheidung den Schülern selbst. Es kam zur Abstimmung, und die Mehrheit entschied für Beibehaltung des alten Brauches, doch wurde zugleich beschlossen, bei der Feier noch mehr über gute Ordnung zu wachen und derselben noch größeren Glanz als bisher zu geben.

Als im Herbst 1844 der Tag für das Valete studia herannahte, war die Erregung der Gemüter in der ganzen Schweiz aufs höchste gestiegen. Unversöhnliche Gegensätze, die in der Tiefe schlummer-

ten, prallten aufeinander im Kampfe für oder gegen die Jesuiten. Im Frühjahr 1844 war im Kanton Wallis der Radikalismus siegreich niedergeworfen worden, die Regierung von Luzern stand in Verhandlung wegen Berufung der Patres, und eben jetzt war in der Stadt Luzern die Tagsatzung versammelt, um über den Antrag des Kantons Aargau zu beschließen, welcher die Vertreibung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz zur Forderung erhob. Es war unvermeidlich, daß die allgemeine Erregung auch der Studenten von Freiburg sich bemächtigte. Nie war bis dahin das Valete studia so glänzend gefeiert und nie die Anhänglichkeit an die Lehrer so herzlich zum Ausdruck gekommen wie diesmal. Niemand ahnte, daß es das letzte Valete studia war unter den Jesuiten in der Schweiz. Im folgenden Herbste 1845 war die Spannung der Lage eine so bedenkliche geworden, daß die Jesuiten in Freiburg alles aufboten, das Valete studia mit den dabei unvermeidlichen öffentlichen Kundgebungen hintanzuhalten. Durch die Vermittlung hauptsächlich der auswärtigen Theologiestudierenden gelang es, die Schüler dafür zu gewinnen, daß sie auf ihre geräuschvolle Abschiedsfeier freiwillig verzichteten. Schwieriger ging es im folgenden Jahre, Herbst 1846. Die öffentliche Lage hatte sich nicht gebessert, die Aussichten waren drohender als je. Aber ein Teil der Studenten verlangte hartnäckig die alte Schulfeier zurück. Es gab schwierige Verhandlungen, und nicht viel hätte gefehlt zu einer kleinen Emeute. Die Autorität mußte einschreiten und gegen die Rädelsführer mit Strafen vorgehen. Das öffentliche Wohl stand auf dem Spiele. Die Ruhe wurde für diesmal noch erhalten, und die Zöglinge von St-Michel fügten sich ins Unvermeidliche.

Ein schöner Ruhmestitel für die alte Gesellschaft Jesu ist die traditionelle Fürsorge für arme Studenten. Der Gesinnung nach waren die Patres der Schweiz ihrer Vorfahren nicht unwürdig, aber durch die eigene kümmerliche Lage waren die Hände gebunden. Bestimmte Angaben liegen vor, daß sowohl in Stäffis wie in Freiburg arme Schüler im Kolleg gespeist wurden. Im Pensionat von Freiburg wurde täglich vierzehn bis fünfzehn auswärtigen armen

Studenten ein reichlich zubemessener Freitisch gewährt; Stäffis speiste schon in den ersten Jahren seines Bestehens täglich vier bis fünf arme Studenten. Es wurden von den Kollegien trotz ihrer Armut alljährlich Almosen gegeben, öfter auch für Dürftige Almosen von Wohlhabenden erbeten; doch wird nie angegeben, ob es sich dabei gerade um Studenten handelte. Aus den offiziellen Aufzeichnungen der einzelnen Häuser ist aber ersichtlich, welche Aufmerksamkeit man diesem Punkte zuwendete. In Freiburg wird es mit großer Freude begrüßt, als die Congregatio latina maior für den Unterhalt armer Studenten 1844 ihre „Josephskasse" begründet. Als durch Gesetz vom 21. Juni 1845 ein jährlicher Zuschuß von 2700 Franken für arme Studenten bewilligt wurde, begrüßte man dies als ein Zeichen des besondern Wohlwollens der Regierung gegen die Patres. Noch größer war die Befriedigung, als 1846 die Staatsspende für arme Studierende, die bis dahin nur an Schüler der (liberalen) Gewerbeschule verabreicht worden war, nach Verhältnis der Kopfzahl nun zwischen den Schülern der beiden Anstalten verteilt wurde.

Aus den Berichten über den zunehmenden guten Geist unter den Zöglingen ihrer Lehranstalten und insbesondere über das wohltätige Wirken der Kongregationen geht hervor, daß es den Patres gelungen war, auch das Augenmerk der Studenten selbst auf das hier vorhandene Bedürfnis hinzulenken. Beispiele von gegenseitiger Hilfeleistung und von Wohltätigkeit vermögender Studenten gegen unbemittelte Kameraden finden öfter Erwähnung. Dies ehrt das Herz und die Weisheit der Erzieher vielleicht noch mehr als die eigene liebevolle Teilnahme am Los ihrer dürftigen Schüler. Auch solche Unterstützungen unbemittelter Talente gereichten zur Hebung und Förderung des gesamten Studienbetriebes.

Bezüglich der Herstellung von Lehrmitteln, worin die alte Gesellschaft Jesu so Hervorragendes geleistet hat, ist auch die junge Ordensprovinz in der Schweiz nicht ganz unfruchtbar gewesen. Mehrere Patres werden als Verfasser von Lehrbüchern genannt. Manches wurde wohl ohne ihren Namen gedruckt. Für die Periode 1826—1847 findet sich eine Notiz in den Litterae annuae des

Kollegs von Freiburg zum Jahre 1839, daß das Kolleg den Katechismus des P. Canisius mit deutscher und französischer Erklärung habe neu drucken lassen; desgleichen für die französischen Schüler die (neubearbeitete) lateinische Grammatik des P. Emanuel Alvarez. Schon 1831 waren in Freiburg herausgegeben worden: Selecta poetica auctorum latinorum veterum et recentiorum, die gemeinsame Arbeit der PP. Jos. Roullier, Prosp. Coppens, Andr. van Isseghem. P. Roullier hatte allein die Vorrede gezeichnet. In späteren Auflagen wurden die Neulateiner ausgeschieden.

In Freiburg hatte der Professor der Dogmatik, P. Joh. Janssen, 1825 damit den Anfang gemacht, seine Diktate für den Gebrauch der Schüler vervielfältigen zu lassen, und P. Jakob Roh hatte 1830 das Unternehmen zu Ende geführt. Eine entsprechendere Art der Vervielfältigung durch Autographie scheint man gefunden zu haben für die Vorlesungen aus der Philosophie, mit deren Herstellung 1831 begonnen wurde. Nächst den Vorträgen aus der Physik waren jene aus dem Naturrecht zuerst autographiert worden. Letztere aber (von P. Lückenmeyer) fanden den Tadel des Pater General und wurden schon bald außer Gebrauch gesetzt. Aus diesem Anlaß wurde bestimmt, daß künftig solche Traktate nur mit dem Namen ihres Autors vervielfältigt werden dürften. Neue Vorlagen für das Naturrecht lieferte nun P. van Hecke. Die Vorlesungen aus Logik und Metaphysik ließ 1836 P. Pierre Fournier autographieren, der sie 1854 zu Paris auch im Druck herausgab: Institutiones philosophicae ad usum praelectionum in Collegiis et Seminariis.

6. Die alten Kollegien.

a) Sitten.

Das Jahr 1826, welches die Schweizer „Vizeprovinz" zur „oberdeutschen Provinz der Gesellschaft" erstehen ließ, war auch für die Residenz von Sitten von Bedeutung. Es brachte ihr die Erhebung zum „Kollegium" und einen unternehmenden, tatkräftigen neuen Rektor. Auf zwölf Jahre hinaus eröffnete es für die viel-

geprüfte Stammniederlassung von Sitten eine Periode ungetrübten Friedens und Gedeihens. Wohl zählte man in keinem andern Haus der Provinz so viele Todesfälle, so viele pflegebedürftige Kranke, so viele schwächliche Professoren und Magistri. Aber der Grund lag nur darin, daß das milde Klima und die freundliche Umgebung das Haus von Sitten für Kranke besonders wohltuend machte, und daß es deshalb mit Vorliebe als Heil- oder Pflegestätte in Anspruch genommen wurde. Inzwischen erfreute sich das kleine Kolleg der allgemeinen Beliebtheit bei der Bevölkerung, eines großen Wohlwollens vonseiten der Regierung, der Gunst des Bischofs und einer ungeheuchelten Freundschaft bei der Mehrzahl des Welt- und Ordensklerus. Reichliche Gelegenheit bot sich zu Seelsorgearbeiten sowohl in der Stadt wie innerhalb des Kantons. Immer zahlreicher kamen Auswärtige aus der Fremde, um bei den Patres Rat oder Trost zu suchen, verhältnismäßig zahlreich waren die Konversionen aus dem Irrglauben, die sich hier vollzogen (sechs in dem einen Jahre 1827). Das Haus rühmte sich vieler vorzüglicher Freunde und Wohltäter. An erster Stelle sind hier die Bischöfe der Diözese zu nennen Zen Ruffinen († 1830) und Fabian de Roten († 1843), die den Patres wie persönliche Freunde gegenübertraten. An sie schloß sich als warmer Gönner und Wohltäter Bischof Tharin von Argenteau, der Präzeptor des Herzogs von Bordeaux, der als Verbannter im Wallis lebte. Er griff selbst wiederholt zur Feder, um die Patres zu verteidigen. Nebst ihm der Abt von St-Maurice, François de Rivaz, der wie seine ganze edle Familie stets die treueste Freundschaft gegen die Gesellschaft bewahrte. Nicht anders war es mit der Familie v. Stockalper. Die sämtlichen Balliven, die in dieser Zeit amtierten: Emanuel de Rivaz, Leopold de Sepibus, Dufour, de Courten kann man als aufrichtige und warme Gönner der Jesuiten bezeichnen. Eine große Stütze hatten die Patres an ihrem treuen Hausarzt Dr. Emanuel Gay, der 30 Jahre hindurch 1812—1842 mit nie ermüdender Liebe ihrer vielen Kranken wartete, ohne je die geringste Vergütung zuzulassen. Wie die Stadt, so war auch die Umgebung, ja der ganze Kanton Wallis den Patres von Sitten um diese Zeit aufs freundlichste zugetan.

Unter so günstigen äußeren Verhältnissen sah sich der neue Vizerektor Ignaz Brocard, als er im Dezember 1826 an Stelle des altersschwachen P. B. Günther die Leitung des Hauses übernahm, hauptsächlich vor zwei Aufgaben gestellt: Hebung der Studienanstalt und Vollendung des Kirchenbaues. Er griff sogleich tüchtig an. Vor allem mußten die Räume des Hauses erweitert, an vielen Stellen ausgebessert und zweckmäßiger eingerichtet werden. Ein neues Stockwerk wurde aufgesetzt und nicht wieder mit Schindeln, sondern mit guten Ziegeln gedeckt. Die Regierung, die jahrs zuvor schon den regelmäßigen Zuschuß zu Gunsten einer neuen Professur für französische Rhetorik vermehrt hatte, ließ sich dadurch nicht zurückhalten, auch jetzt wieder aus freien Stücken zu diesem Bau einen guten Beitrag zu leisten. Es kam noch besser. Im Dezember 1828 bewilligte die Wintersitzung des Landtages die Kosten zu einem gründlichen Umbau des Gymnasiums und Lyzeums. Man ging sogleich ans Werk. Fenster und Treppen wurden erneuert und nach Osten hin ein neuer Flügel an das Gebäude angesetzt. Hier sollte der Hörsaal für die Philosophen und das physikalische Kabinett seinen Platz finden. Raum für ein naturwissenschaftliches Museum und noch drei weitere Zimmer waren vorgesehen, die Verbindung mit dem alten Gebäude in bester Weise hergestellt. Im folgenden Jahre wurden die Gänge neu geplattet, und so brachte von jetzt an jedes Jahr einen weiteren Fortschritt; schon 1833 beschloß die Regierung, noch ein weiteres Haus für Schulräume einzurichten. Einstweilen wurde der Theatersaal (zugleich Aula) neu instand gesetzt und eine Emporbühne darin angebracht, und die Behörden führten noch manches andere Gute im Plane. Aber die großen Schäden, welche die Rhoneüberschwemmung in diesem Jahr über den Kanton brachte, geboten für jetzt Einhalt. Die in Aussicht gestellte Erweiterung der Räumlichkeiten kam erst mit dem Jahre 1837, wo das anstoßende städtische Archiv für Klassenzimmer freigemacht wurde.

Wenn das Interesse der Regierung für die Studienanstalt in dieser Weise von Jahr zu Jahr werktätiger hervortrat, so geschah dies nicht ganz ohne Verdienst der Rektoren, die in dieser Periode

sich ablösten. P. Brocard, der mit dem Rektorat zugleich die Studienleitung übernahm, ging nicht nur darauf aus, frisches Leben in den Schulbetrieb zu bringen, sondern erkannte es auch als notwendig, die Teilnahme der Öffentlichkeit, das Interesse der Bevölkerung für die Studienanstalt in höherem Grade wachzurufen. Eine seiner ersten Taten war die Schaffung einer Hausbibliothek. Die mehrfach vorhandenen Bücherbestände wurden zu einer gemeinsamen, allen zugänglichen Bücherei vereinigt und den Bedürfnissen der Lehrer entsprechend ergänzt. Auch die Volksbibliothek zum Verleihen an die Auswärtigen, die an der Pforte bestand, erhielt neuen Zuwachs. Die nächste Folge dieser Neuerung war, daß von nun an fast mit jedem Jahr Schenkungen an Büchern gemacht wurden, hauptsächlich von gelehrten Geistlichen. Einige Jahre später brachte dann ein kranker Pater, der zur Pflege in Sitten weilte, die stattlich angewachsene Sammlung in systematische Ordnung und richtete zur Bequemlichkeit der Patres eine Nachschlagebibliothek ein. So war für die Berufsarbeiten der Professoren ein großer Gewinn erzielt.

Bei den Schülern begünstigte P. Brocard die feierlichen Akademien. Schon in seinem ersten Jahre ließ er einen der Studenten eine öffentliche Disputation aus dem ganzen Gebiete der Philosophie halten. Die bisherigen trockenen Jahresprüfungen wurden zu einer Art akademischer Sitzungen umgewandelt, so daß die ganze Stadt zuströmte und Vergnügen dabei fand. Gleich zu Anfang hatte P. Brocard neue physikalische Instrumente angeschafft, die jetzt gut verwertet werden konnten. Die physikalischen Experimente bildeten bei allen solchen Sitzungen die Krone. Die Ausstellung von Schularbeiten, wie sie an den Jesuitenanstalten üblich, wurde in allen Klassen veranstaltet und von den Auswärtigen viel und mit Interesse besucht. Die Bemühungen des Rektors fanden glückliche Unterstützung durch das besondere Talent eines der Professoren für Theaterdichtung.

P. J. B. Mamoser, der für die Deutschen im Kolleg die Rhetorik lehrte, erzielte mit seinen Theaterstücken gewöhnlich große Erfolge und brachte das Schuldrama in Sitten zu hohem Ansehen.

Es wurde in jener Zeit mehrmals des Jahres von den Schülern Theater gespielt. Um Fastnacht 1830 hatten sie es so gut gemacht, daß man bei Zusammentritt des Landtags zur Sommersitzung im Mai 1830 abermals für zwei Tage Aufführungen hielt, und der gesamte Landtag nahm mit großem Vergnügen daran teil.

Als der Umbau des Schulgebäudes 1829 vollendet war, wurde alle Sorgfalt aufgewendet, zunächst das physikalische Kabinett recht gefällig einzurichten; die Regierung bewilligte auch sogleich wieder Anschaffung weiterer neuer Instrumente. Die Herstellung der Schränke und die Einrichtungsarbeiten zogen sich aber hin bis 1832. Kaum weniger wurde das öffentliche Interesse in Anspruch genommen durch das neue naturwissenschaftliche Museum, das jetzt ins Dasein treten sollte. Die große Mineraliensammlung des verstorbenen P. Doller, die P. Drach als Provinzial 1826 in Aussicht gestellt hatte, kam nun wirklich in Sitten an; die Regierung bewilligte 2000 Franken zur ersten Einrichtung. Auch die Stadt, die schon zum Umbau redlich beigetragen hatte, warf für das Museum eine Summe aus; von vielen Privaten kamen Geschenke teils an Geld teils an Merkwürdigkeiten. Selbst Legate wurden für die Naturaliensammlung ausgeworfen. Noch für 1837 wird eine Anzahl ausgestopfter Vögel und eine Sammlung spanischer Münzen als Geschenke für das Museum verzeichnet. Auch sonst betätigte sich das Wohlwollen der Bevölkerung. Die Kirche wurde mit Paramenten und Kirchenwäsche ausgestattet, für die Studenten eine gestickte Kirchenfahne geschenkt, die Patres mit Lebensmitteln versehen.

Diese günstige Stimmung bei Regierung und Volk wäre für die Patres zu jeder Zeit wertvoll und trostreich gewesen, war es aber ganz besonders jetzt, da die 1830 aus Frankreich vertriebenen Jesuiten zum großen Teil gerade im Wallis, eine Anzahl in Sitten selbst, eine Unterkunft suchten. Die Regierung ließ sie völlig unbehelligt, erwies ihnen sogar manche Rücksicht und Erleichterung.

Dazu kam aber noch, daß der 1807 begonnene Kirchenbau der Vollendung harrte und doch endlich einmal zum Abschluß geführt werden mußte.

Am dritten Sonntag im November 1833, gerade hundert Jahre nachdem die Jesuiten der alten Gesellschaft in Sitten Fuß gefaßt und ihre Schultätigkeit eröffnet hatten, konnte die feierliche Einweihung der Kirche stattfinden. P. Neltner, der schon im September 1829 P. Brocard im Amte des Rektors gefolgt war, hielt die Festpredigt, die Spitzen aller Behörden nahmen teil an der Feier, ein Festmahl war auf Staatskosten veranstaltet.

Doch dies war nur ein Vorspiel zu neuer Sorge und Arbeit, denn bis jetzt stand nur das Schiff der Kirche fertig; der Turm, der dazu gehörte, fehlte noch. Ein Drittel der Kosten bewilligte der Landtag 1834 aus Staatsmitteln, für das Fehlende wurde von Staats wegen das Kapital unverzinslich vorgeschossen. Die Stadt Sitten, der Bischof und das Domkapitel und auch die Bevölkerung trugen das Ihrige dazu bei; P. Neltner persönlich ging zum Sammeln von Gaben aus. So konnte der Bau schon bald begonnen und innerhalb des ersten Jahres bis zur Höhe des Schiffes hinaufgeführt werden. Geschenke und Legate für den Turmbau kamen inzwischen von manchen Seiten, nichtsdestoweniger waren Schwierigkeiten und Sorgen groß. Nach dreijähriger Arbeit war 1836 der 140 Fuß hohe Turm vollendet. Leider war einer der Arbeiter dabei zu Tode gestürzt. Auch sonst wurde die Freude getrübt. Eine erhebliche Schuldenlast blieb zurück, und an dem Bau traten jetzt Sprünge hervor, die Besorgnis weckten. Man beschloß daher, zur Stütze der Mauer im Osten zwei Kapellen anzubauen. Die letzte Vollendung gab dann zwei Jahre später 1838 ein Erweiterungsbau der Sakristei mit der darüberliegenden Kongregationskapelle, durch den eine gedeckte Verbindung zwischen Haus und Kirche hergestellt wurde. P. Brocard, der 1836 an Stelle des P. Staudinger das Amt des Provinzials übernommen hatte, kam zur Grundsteinlegung am 20. April 1838 selbst nach Sitten. Ein Dokument wurde unter den Stein gelegt, welches die Hauptmomente der Baugeschichte verewigte: 1807 begonnen — 1833 eingeweiht — 1834 Beginn des Turmbaus — 1836 Bau der östlichen Kapellen.

Kirche, Patreswohnung und Schulhaus standen somit gegen Ende 1838 neu und fertig. In den Schulen ging es gut voran. Die Schülerzahl 1828 auf 150 angewachsen, stieg auch 1834 wieder auf ansehnliche Höhe. Um 1837 und 1838 zählte man noch immer 104. An Widersetzlichkeit und Unruhen fehlte es unter der studierenden Jugend zwar nicht ganz. Gegen das Einschmuggeln des „Zoffinger Bundes" und nachher der „Jungen Schweiz" mußten die Patres auf der Wache stehen, aber jedesmal genügte die eine oder andere Entlassung, um alsbald die Ordnung wieder herzustellen. Die Haltung der Studenten in der Gesamtheit war gut, die geistlichen Berufe unter ihnen zahlreich, sowohl für das bischöfliche Seminar wie für die verschiedenen religiösen Orden. Vom Bischof der Diözese mit großem Vertrauen geehrt, gaben die Patres im Wallis alle Priesterexerzitien, hielten jährlich die achttägigen Exerzitien für die Alumnen des Seminars und die wiederholte geistliche Erneuerung für sämtliche Frauenklöster der Stadt und Umgebung. Einmal des Monats hatte ein Pater die Predigt im Dom. Beim Jubiläum 1833 hielt ein Pater hier gemeinsam mit dem Stadtpfarrer einen dreitägigen Predigtzyklus. Die Kollegskirche war sehr gut besucht und die in derselben üblichen Andachten waren beim Volke beliebt. Die Regierung bezeugte den Patres ihr Wohlwollen in jeder Weise. Sie trat 1830 mit dem Provinzial in Unterhandlung über Errichtung eines Konviktes beim Kolleg. Zum Ignatiusfest 1831, das gerade auf Sonntag fiel, stellten alle Behörden sich zum Festgottesdienst in der Kollegskirche ein, und die ersten Männer der Regierung wie der städtischen Verwaltung nahmen dann im Kolleg am Mittagsmahl der Patres teil.

Diese wohlwollende Gesinnung fast der Gesamtheit der Bevölkerung war nicht ohne Kampf und vielfache Sorge errungen worden. Unter dem städtischen Klerus ragte durch Ansehen und Begabung ein Mann hervor, der als Antipode der Jesuiten betrachtet werden konnte, ein Wessenberg im Kleinen, Gegner von Rosenkranz, Brevier-gebet und häufigem Sakramentenempfang und geschworener Feind aller Litaneien, der durch theologische Unvorsichtigkeiten auch mit der

Inderkongregation in Konflikt gekommen war. Es war Jos. Anton Berchtold, geb. 1780, in Sitten zum Priester geweiht 1803. Nachdem er sechs Jahre der Pfarrei Leukerbad vorgestanden, wurde er schon 1809 ins Domkapitel berufen und 1816 zum Pfarrer von Sitten ernannt. Man rühmt von ihm Wohltätigkeit gegen die Armen, reges Interesse für das Schulwesen und mancherlei nützliche Anregung, die auf profanen Gebieten von ihm ausgegangen sei. Alles dies macht es erklärlich, daß eine nicht unansehnliche „Partei Berchtold" hinter ihm stand, und daß er in der Stadt nicht ohne Einfluß war. Für die Obern der Jesuiten im Wallis war dieser Mann, der mit seinen bedenklichen pastoralen Anschauungen nicht hinter dem Berge hielt und den Patres offen entgegenwirkte, ein Gegenstand beständiger Sorge. Es stand zu fürchten, daß er das Priesterseminar mehr und mehr in seine Hand bekommen oder gar als Direktor an die Spitze desselben gestellt werden möchte, was für die Zukunft des Walliser Klerus hätte verhängnisvoll werden müssen. Seit 1826 hatte er aufgehört, als Pönitentiar des Kapitels zu fungieren, 1829 trat er auch von der Stadtpfarrei zurück; aber noch blieb er als angesehener Domherr in Sitten, wissenschaftlich und schriftstellerisch tätig. Seit 1837 war er Dekan des Domkapitels, das auf der Felsenhöhe Valeria seinen Sitz hatte, und zugleich Promotor für Unterwallis. In diesen Würden starb er am 9. März 1859[1].

Die Stadt Sitten ehrte ihn für sein gemeinnütziges Wirken durch eine Grabplatte und bewahrt sein Bild unter den Berühmtheiten der Stadt im Rathaussaale. Trotz allem hat dieser fähige und rührige Mann, der den Obern der Jesuiten im stillen so viele Seufzer erpreßte, es nicht vermocht, den Patres das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung zu entreißen.

Das neue Schuljahr im Herbst 1838 war noch voll der freudigen Hoffnungen begonnen worden. Der Provinzial wie der Ballive waren zur feierlichen Eröffnung erschienen. Verschiedene Änderungen

[1] Vgl. Blätter aus der Walliser Geschichte I (Sitten 1895) 361 ff.

hinsichtlich der Professuren wie der Studien und der Schulübungen waren getroffen worden, alles in der Absicht, die Schule noch mehr zu heben. Man ahnte nicht, daß man ganz nahe vor einer Periode schwerer Heimsuchung stand, und daß auf die zwölf glücklichen Jahre sechs Jahre trauriger Wirren im Anzug waren. Der lange im stillen gärende Bürgerzwist zwischen Ober- und Unterwallis kam auf dem Dezember-Landtag 1838 zum offenen Ausbruch. Die Oberwalliser wollten dem neuen Wahlgesetz nicht zustimmen; den Unterwallisern wurde dies zum Anlaß, beim nächsten Landtag im Mai 1839 eine neue Regierung zu wählen. Nun tagten zwei Kantonsregierungen nebeneinander in der kleinen Hauptstadt. Da die Stadt es mit der neuen Regierung hielt, zog sich die alte schon bald nach Siders zurück. Die gegenseitige Erbitterung und Befehdung stieg dabei immer mehr. Ein Glück war es, daß die Studenten sich den politischen Streitigkeiten fern hielten und im ganzen ein würdige Haltung wahrten. Ein einziger, der mit Waffen unter den Kleidern zu einer Wahlversammlung kam, wurde aus der Stadt gewiesen. Aber die Patres, wenn auch dem Gegenstand des Streites fernstehend und an den Streitereien selbst völlig unbeteiligt, wurden empfindlich in Mitleidenschaft gezogen. Nicht nur litt der Unterricht und sank die Zahl der Schüler, auch die Staatsleistungen, auf welchen sie für den Lebensunterhalt angewiesen waren, blieben aus. Alle Schritte bei der alten Regierung erwiesen sich als erfolglos; ein Vorschlag, die Leistungen gleichmäßig auf die zwei Regierungen zu verteilen, wurde zurückgewiesen. Man wies die Jesuiten schließlich ganz an die neue Regierung, welche in der Stadt die Herrschaft hatte. Diese aber zahlte nicht. Der Bischof, die Freunde in der Stadt und die Bauern der Umgebung sorgten indessen schon, daß die Patres nicht verhungern mußten. Aber schlimmer wurde es, als der Bürgerkrieg 1840 zur offenen Flamme ausschlug. Die Zöglinge stoben auseinander, die Klassen wurden geschlossen und einen ganzen Monat hindurch ruhte der Unterricht. Die Feier der Heiligsprechung des sel. Franziskus von Hieronymo konnte aber doch gefeiert werden, und zwar recht festlich, als wieder etwas Ruhe eingekehrt war. Auch ließen die Patres sich nicht ab-

halten, die vom Pater General angeordneten Volksexerzitien, mit welchen das dritte Zentenarium der Gesellschaft begangen werden sollte, im Dezember 1840 wirklich zu veranstalten. Pater Rektor Krupski teilte sich mit zwei Patres, die man aus andern Häusern hatte kommen lassen, in die Predigten, die für die Deutschen vier Tage hindurch viermal täglich gehalten wurden. Auf vielfältiges Bitten der Gläubigen ließ man darauf vier weitere Tage mit Predigten für den französisch redenden Teil der Bevölkerung folgen (drei Predigten des Tages). Teilnahme und Wirkung übertrafen die Erwartungen. Selbst Mitglieder der neuen Regierung waren zu den Predigten gekommen, und der Bürgermeister von Sitten sprach im Namen der ganzen Stadt den Patres seinen Dank aus.

Doch schon der nächste Sommer-Landtag im Mai 1841 brachte einen feindlichen Vorstoß gegen die Jesuiten. Die Kollegien wurden offen angegriffen und Änderung der ganzen Studienordnung verlangt. Es wurde der Antrag gestellt, den Entwurf zu einer neuen Schul- und Studienordnung des Wallis dem Landtag vorzulegen. Zwar fehlte es nicht an mutigen Verteidigern, unter welchen namentlich der Kanonikus de Riváz sich rühmlich hervortat. Auch brauchte die Regierung die Rücksicht, über die einzelnen Punkte die Gutachten der Patres zu hören. Aber die Bedrohung des Bestandes der Kollegien war gegeben, und sie lag im Programm einer rührigen und skrupellosen Partei. Die Schülerzahl war während der Vorgänge der letzten Jahre unter hundert heruntergesunken und bei dem Reste, der geblieben war, wurde im Dezember 1841 eine geheime Verbindung aufgedeckt, die ihre Mitglieder durch Eide an sich fesselte. Energisches Einschreiten tat not.

In diesem kritischen Augenblick wurde der allgemein geachtete Rektor des Kollegs, P. Krupski, nach Galizien abgerufen. Als er um die Mitte Februar 1842 von dem Schauplatze schied, auf dem er mehr als je notwendig gewesen wäre, mußte einstweilen der bisherige Minister des Hauses, P. Anton Chaignon[1], als Vizerektor die Leitung

[1] Nicht zu verwechseln mit dem durch seine Priesterexerzitien vielbekannten aszetischen Schriftsteller P. Pierre Chaignon, der 29. September 1883 zu Angers starb.

übernehmen. Dieser hatte kaum am 15. August des gleichen Jahres seine Profeßablegung feiern können, als ein neuer schwerer Schlag auf das Kolleg von Sitten niederfiel. Der Physikprofessor P. Stephan Claerts, der in der Stadt großes Ansehen und zahlreiche Gönner besaß, mußte aus der Gesellschaft entlassen werden. Seit achtundzwanzig Jahren gehörte er dem Orden an und war ein Mann von großer Gewandtheit und vielseitigem Wissen. Belgier von Geburt, war er 1817 zu P. Lüsken nach Hildesheim gekommen und hatte dort gute Dienste geleistet. In Sitten hatte er nicht nur durch gewinnende Umgangsformen, sondern auch durch fleißiges Wirken im Beichtstuhl und zahlreiche Krankenbesuche sich beliebt gemacht. Die immer gern gesehenen Experimente seiner Schüler bei den öffentlichen Akademien und die geschickte Einrichtung des physikalischen Kabinetts hatten ihm bei der städtischen Gesellschaft auch als Mann der Wissenschaft großes Ansehen gegeben. Das traurige Ereignis hatte sich in langen Jahren vorbereitet, ein unmittelbar äußerer Anlaß läßt sich nicht nachweisen. Man glaubte, daß die letzte Wurzel auf die innere Verstimmung zurückgehe, daß er nicht zum Grade der Professen zugelassen worden sei. Näher liegt die ganz einfache Erklärung, daß sein allzu eifriger Verkehr mit Auswärtigen und gerade seine Beliebtheit in gesellschaftlichen Kreisen ihm zum Fallstrick, zum Anlaß allmählicher Verweltlichung geworden ist. In dem Augenblicke aber, da sein Schicksal sich entschied, wandte die öffentliche Teilnahme ihm sich zu. Die Sympathien waren für ihn als den leidenden Teil. Man übertrug ihm die Seelsorgerstelle an einem der Spitäler, und die Behörde bestimmte, daß ihm, als dem „Schöpfer des physikalischen Kabinetts", dessen Verwaltung auch ferner verbleiben müsse. An seine Stelle als Physikprofessor trat P. Perrig, ein geborener Walliser, allein für die Patres blieb das Peinliche, daß ein mit ihrem Orden Zerfallener und aus ihren Reihen Ausgeschlossener auch ferner im Kollegium Amt und Stelle bekleidete und mit ihnen aus und ein ging.

Damit stand man noch nicht am Ende der Übel. Nur zwei Monate später, am 10. November 1842, betrauerte das Kolleg von Sitten den frühen Tod des Professors der Humanität, des aus

Bayern stammenden P. F. X. Waelder, der seit kurzem als Präfekt die Studien der gesamten Anstalt geleitet hatte. Im August des darauf folgenden Jahres 1843 verlor das Kolleg einen einflußreichen Beschützer durch den Tod des Bischofs Fabian de Roten. Zum Glück war im September 1842 P. Neltner wieder als Rektor von Sitten bestellt worden, der durch seine Missionstätigkeit im ganzen Kanton bekannt, von seinem früheren Rektorate her großes Vertrauen und die allgemeine Verehrung besaß. Die schwerste Prüfung stand erst noch bevor, ein neuer Bürgerkrieg. Aber diesmal waren nicht materielle Güter und bürgerliche Rechte der Gegenstand des Streites; es handelte sich um den Ansturm des Radikalismus und der „Jungen Schweiz" gegen die Parteien der Ordnung. Durch jahrelange Wühlereien war der Umsturz vorbereitet. Ein Hauptradikaler, Moritz Barmann, stand an der Spitze der Regierung, der die „Junge Schweiz" ruhig ihr Unwesen treiben ließ. Diese hatte ihre festen Sitze in Martigny, St-Maurice und Monthey, wo sie bewaffnete Haufen sich sammeln ließ. Von hier aus wurden Dörfer und Pfarrhäuser überfallen und ein schonungsloser Terrorismus geübt. Den radikalen Hetzblättern war bis dahin die Gazette du Simplon mutig entgegengetreten. Jetzt wurde nächtlicherweile ihr Geschäftshaus überfallen, Redaktionsraum und Druckerei verwüstet, die Maschinen in die Rhone geworfen. Unter dem Eindruck solcher Vorgänge waren die Wahlen des Volkes im April 1843 fast überall gut ausgefallen (nur die Zenten Martigny und Monthey machten Ausnahmen). Als es aber im Mai zur Wahl der neuen Regierung kommen sollte, wußte man durch drohende Ansammlung der Truppen im Dienste der Radikalen einschüchternd zu wirken. Um entgegenzukommen und das Äußerste zu vermeiden, einigten sich die Boten des Volkes auf sog. „Gemäßigte", die zu dem Übel der ganzen Lage das größere Übel der Schwäche und Ängstlichkeit hinzufügten. Um so dreister und zuversichtlicher rüstete sich die „Junge Schweiz" zum offenen Kampf, den sie anstrebte und als unvermeidlich voraussah.

Bei solcher Spannung der Lage schied im August 1843 Bischof de Roten vom Schauplatz, und nur wenige Wochen nachher sahen

sich die Jesuiten von Sitten in schlimmer Verwicklung. Ein Student namens Frossard, der erst seit einem Jahre am Kolleg studierte, hatte während der Ferien durch schlechte Aufführung sich bemerkbar gemacht, und es war bekannt, daß er der „Jungen Schweiz" als Mitglied beigetreten war. Als er bei Eröffnung des Schuljahres im Oktober 1843 sich wieder einstellte, wurde er vom Präfekten zurückgewiesen, und dieser Präfekt war kein anderer als der Rektor des Kollegs, P. Neltner. Die Radikalen bemächtigten sich sogleich der Sache, es gab einen furchtbaren Sturm. Drohungen wurden nicht gespart. Die Freunde in der Stadt rieten zur Nachgiebigkeit. Auch die schwache Regierung hätte gerne gesehen, daß die Patres zu solcher Schwäche sich herbeiließen. Aber P. Neltner blieb fest. Darüber war für den November der Landtag einberufen worden, um einen neuen Bischof zu wählen[1]. Es kam darauf an, einen Kandidaten durchzusetzen, der als Freund der Radikalen sich gegen die Jesuiten gebrauchen lasse. Man glaubte im damaligen Pfarrer von Sitten den rechten Mann gefunden zu haben, und für ihn wurde mit allen Kräften geeifert. Aber die Wahl am 7. November fiel auf den in Rom gebildeten Professor der Theologie, Peter Joseph de Preux, einen aufrichtigen und warmen Freund der Jesuiten, der sofort in Rom bestätigt wurde und nicht säumte, gleich in seinem ersten Hirtenbrief (Mai 1844) sich für die Jesuiten auszusprechen.

Mit um so mehr Leidenschaft stürzten sich nun die Radikalen im November-Landtag 1843 auf die „Angelegenheit Frossard". Die Regierung selbst gab sich dazu her, aus Anlaß dieses Vorfalls beim Großen Rat eine Entscheidung darüber zu beantragen, daß künftig bei allen Fällen der Schuldisziplin die Oberaufsicht und das Einspruchsrecht der Regierung des Kantons zustehe. Da eine solche Er-

[1] Die Besetzung des Bischofsstuhls von Sitten geschah damals noch in der Weise, daß aus drei vom Domkapitel in Vorschlag gebrachten Kandidaten der Rat vom Wallis einen zum Bischof erwählte. Der Papst erkannte diese Wahl nicht an, pflegte aber jedesmal denjenigen zu ernennen, welchen der Rat vermöge der von ihm vorgenommenen Wahl als ihm besonders genehm bezeichnet hatte. Erst unter Pius X. trat hierin eine Änderung ein.

klärung den Abmachungen von 1805 offen zuwiderlief, unterlag dieser Antrag zunächst in der mit der Prüfung beauftragten Fünferkommission, dann nach bewegten Erörterungen auch im Großen Rate selbst. Schließlich sprach sich eine Mehrheit dahin aus, vom „Falle Frossard" für jetzt abzusehen, für die Zukunft aber eine neue Vereinbarung mit dem Kollegium anzustreben. Alles weitere solle dem Sommer-Landtag 1844 vorbehalten werden. So wenig diese Lösung für die Patres befriedigend sein konnte, waren doch vorläufig die Absichten der Radikalen zunichte gemacht. Diese betrachteten die Entscheidung des Rates als eine ihnen beigebrachte Niederlage und wußten sich vor Wut nicht zu fassen. In der Nacht veranstalteten sie vor dem Kolleg eine Katzenmusik, und Sicherheitsmannschaft mußte von der Regierung bereitgestellt werden, um schlimmere Ausschreitungen zu verhüten. Anonyme Briefe, mit Drohungen angefüllt, gelangten an die Patres, und die bevorstehende gewaltsame Vertreibung der Jesuiten wurde zum Tagesgespräch. In diesen Tagen ließ ein Kanonikus von Sitten, F. M. Machoud, ein Schriftchen ausgehen: Les Jésuites en Vallais en 1844, um die Lage der Dinge zu beleuchten. Der wirkliche Verfasser dieser Schrift war ein Jesuit, der im Wallis beheimatete P. Petrus Roh. Punkt für Punkt widerlegte die Schrift die bei den bisherigen Verhandlungen gegen die Jesuitenkollegien vorgebrachten Anschuldigungen. Es kam nun aber alles auf die neue Landtagssitzung an, die am 14. Mai in Sitten zusammentreten sollte. Ihr war die Entscheidung darüber zugemutet, ob der Vertrag von 1805 gekündigt werden und ob von der Regierung die Entscheidung in allen Fragen der Schuldisziplin als unveräußerliches Recht in Anspruch genommen werden solle.

Während man zu dieser Landtagssitzung sich rüstete, hatten aber die Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen der radikalen Banden den Höhepunkt erreicht. Der Apostolische Nuntius und die Bischöfe, die zur Weihe des neuen Bischofs eingeladen waren, durften die Reise nicht wagen, und die Weihe mußte deshalb verschoben werden. Die Bevollmächtigten des Volkes selbst trugen Bedenken, sich zum Landtag in Sitten einzufinden. Die erste Obsorge für diesen bei seinem

Zusammentritt war denn auch, auf Maßregeln für die öffentliche Sicherheit zu denken. Am 17. Mai wurden der Regierung hierfür außerordentliche Vollmachten erteilt. Diese erließ alsbald einen Aufruf an alle Waffenfähigen, welche der rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen, Religion und Vaterland schützen wollten. Ehe ein Tag verging, waren aus Ober- und Mittelwallis mehr als 3000 Wohlbewaffnete in der Stadt. Während die Regierung noch ängstlich zauderte und das Äußerste vermeiden wollte, gingen die Radikalen mit dem Angriff vor. Die Truppen, die sie in Bewegung setzten, schätzte man auf 800 Mann mit drei Geschützen. Sie fanden entschlossenen Widerstand und einen überlegenen Gegner am Führer der Regierungstruppen. Wilhelm v. Kalbermatten trieb sie von allen Seiten in die Enge und scheuchte sie vor sich her, so daß sie selbst in Martigny sich nicht zu behaupten wagten, sondern auf St-Maurice zueilten, wo sie Unterstützung vom Waadtlande her an sich zu ziehen hofften. Da stellten sich ihnen aber die Bauern aus Val d'Illiers, Salvan und Trois-Torrens entschlossen in den Weg. Es kam zum hitzigen Kampf; etwa fünfzig der Aufständischen blieben tot, viele waren verwundet, die übrigen suchten sich durch die Flucht zu retten. Der Sieg war vollständig, der Jubel war groß, größer noch die Mäßigung der Sieger.

Nun gewann mit einem Male alles im Lande ein anderes Ansehen. Der Bund der „Jungen Schweiz" wurde verboten, das radikale Hetzblatt Écho des Alpes unterdrückt, statt des geflüchteten Rebellenführers Barmann ward Wilhelm v. Kalbermatten in die Regierung gewählt. Zwischen Ober- und Unterwallis wurde Rechtsgleichheit hergestellt und damit ein dauernder Friedenszustand begründet. Von einer Lösung des Vertrags mit den Jesuiten wollte man nichts mehr wissen, vielmehr wurde ihnen wegen der trefflichen Haltung ihrer Schüler die Anerkennung der Regierung ausgesprochen. Die ungeschickte Ferienordnung, die drei Jahre zuvor dem Kolleg aufgenötigt worden war, kam in Wegfall und Stephan Claerts behielt nicht mehr lange die Verwaltung des physikalischen Kabinetts.

Die Liebe des Volkes zu den Jesuitenpatres hatte sich während der Tage der Ungewißheit und Gefahr aufs schönste gezeigt. Viele

waren gerade deshalb so eifrig in den Kampf gezogen, weil sie erkannten, daß die Existenz der Patres auf dem Spiele stehe. Zu den ersten Maßregeln der herbeieilenden Mannschaften hatte es gehört, daß sie das Haus der Patres unter militärischen Schutz stellten. Viele kamen noch vor dem Kampf, andere vor dem Rückmarsch in die Heimat, um bei den Patres zu beichten.

Jetzt, da Friede und Ordnung hergestellt waren, konnte endlich auch die Weihe des neuen Bischofs stattfinden. Sie wurde am 30. Juli 1844 in der Kathedrale vollzogen. Am folgenden Tage, als dem Feste des hl. Ignatius von Loyola, feierte der Neugeweihte in der Kollegskirche sein erstes Pontifikalamt, eine augenfällige Kundgabe seiner Hochschätzung für die Gesellschaft Jesu.

Die Patres in Sitten durften nach so vielen harten Prüfungen wieder etwas aufatmen. Auf die mannigfachste Weise gab das Wohlwollen der Bevölkerung sich gegen sie kund. Der Sakramentenempfang in der Kollegskirche war reger als je, die Andachten wurden fleißig besucht. Für Kirche wie für Haus kamen Geschenke ein, an Gelegenheit für Missionsarbeiten und andere Werke der Seelsorge fehlte es nie. Teils infolge der vorausgegangenen politischen Wirren, teils mit Rücksicht auf die gehässigen Treibereien, mit welchen in jenen Jahren die Schweiz angefüllt war, erklärt es sich, daß im Schuljahr 1845/46 unter den Schülern, mehr als man früher gewohnt war, Unbotmäßigkeit und schlimmer Geist hervortrat. Mehrere Entlassungen mußten vorgenommen werden. Größere Strenge bezüglich des Aufsteigens in die höheren Klassen wurde eingeschärft.

Wie vonseiten des Bischofs und des Volkes so wurde auch vonseiten der Regierung den Patres von nun an wieder alles Vertrauen bewiesen.

In der Stadt Sitten bestand eine Schule für Rechtswissenschaft, in welcher ein liberaler und antikirchlicher Geist herrschend war. Der Ballio Dufour hatte 1831 an den Lehrer dieser Schule ein ernstes Schreiben gerichtet, weil mehrere Kandidaten sich in verkleinernden und beschimpfenden Reden gegen die Jesuiten zu ergehen liebten. Zu der liberalen Geistesrichtung trat wie gewöhnlich bei jungen Leuten

eine mit den Jahren sich steigernde Zuchtlosigkeit. Auf dem Landtag im Mai 1845 kam das Übel zur Sprache, und der Vorschlag wurde gemacht, diese Juristenschule ganz der Aufsicht der Jesuitenpatres zu unterstellen. Viele Stimmen erhoben sich dafür, so daß es nur an den Patres gelegen war, den Vorschlag zur Verwirklichung zu bringen. Die Patres hielten es nicht für angezeigt, eine solche Aufgabe zu übernehmen; aber das Gute, was man von ihrem persönlichen Einfluß erhofft hatte, wurde bald auf einem kleinen Umweg erreicht durch ihre Schüler, indem allmählich immer mehr brave und charakterfeste Studenten aus dem Kolleg in die Rechtsschule nachrückten und so einen neuen Geist in sie verpflanzten.

Was die Patres für die Juristen nicht übernommen hatten, zwang das Vertrauen der Regierung ihnen auf für die jungen Schullehrerkandidaten. In den Herbstferien 1846 sollten diese zu einem Dreimonatskurs in Sitten zusammenkommen, um von den Schulbrüdern zum Lehramt angeleitet zu werden. Den Jesuitenpatres aber wurde Aufsicht und Leitung anvertraut. Diese richteten im großen Theatersaal und den anliegenden Räumen alles freundlich ein, damit die jungen Männer daselbst wohnen, schlafen und ungestört studieren konnten. Mitte August trafen die Kandidaten ein, fühlten sich bald heimisch und fügten sich willig der festgesetzten Ordnung. Alles verlief nach Wunsch, und die jungen Lehrer schieden von ihren geistlichen Hauswirten mit Dankbarkeit und vieler Anerkennung.

b) Brig.

Nicht wie der Schwesteranstalt in der Hauptstadt des Unterwallis war es dem Hause von Brig im Oberwallis beschieden, einer ruhigen Fortentwicklung und einer längeren Periode friedlichen Gedeihens sich zu erfreuen. Eine tiefgehende Veränderung löste hier die andere ab. Anfang November 1827 wurde das Noviziat der Provinz, das seit 1814 hier bestanden hatte, zugleich mit dem Tertiat, zu dem Brig 1824 den Anfang gemacht hatte, nach Stäffis im Kanton Freiburg verlegt, zum großen Bedauern der Einwohnerschaft von Brig. Ein Jahr später, Herbst 1828, folgte ihnen auch das

Juniorat. Allein unvorhergesehene Umstände führten dazu, daß der deutsche Teil des Noviziates im Herbst 1833 nach Brig zurückversetzt wurde, und dahin folgte 1836 auch der Rest, so daß Noviziat, Juniorat und Tertiat dort nun wieder vereinigt waren. Aber 1846 sah der Provinzial sich veranlaßt, die Juniores mit ihren Professoren in das leergewordene Haus von Stäffis abermals zurückzurufen.

Eine zweite Kette von Veränderungen brachte das Konvikt. Ursprünglich in seinen Räumen sehr eingeschränkt, hatte es 1820 begonnen, sich etwas auszudehnen, und rasch war sein Ruf so gestiegen, daß man dem Andrang der Meldungen nicht genügen konnte. Dies hatte dazu geführt, daß 1823 das Stockalper-Schloß (einstweilen auf fünf Jahre) gemietet und den Zwecken der Anstalt angepaßt wurde. In dem Jahre 1826, da die oberdeutsche Ordensprovinz als solche Bestand erhielt, zählte das Konvikt über 100 Zöglinge, viele unter ihnen Sprößlinge edler deutscher Geschlechter. Die Zahl war noch immer im Wachsen, von 1825 bis 1830 sank sie nur einmal auf 97 zurück.

Es war die erste Glanzperiode des Kollegs von Brig. Das Konvikt erfreute sich nicht nur eines ausgezeichneten Rufes, sondern verdiente ihn auch in vollem Maße. Ein trefflicher Geist herrschte unter den Konviktoren und nicht minder bei den Externen. Das glänzende Emporblühen der Pensionate von Chambéry und Freiburg ließ jedoch den Strom der Zöglinge dahin den leichteren Weg einschlagen, und dies, mit andern Umständen vereint, führte zur Aufgabe der Anstalt. Sämtliche bisherige Zöglinge des Konviktes wurden in Freundschaft verabschiedet, im Hause der Patres aber wie früher für ein ganz kleines Internat von braven deutschen Knaben der Raum abgeschieden. Man begann mit zwölf Knaben, die allmählich um einige sich mehrten, aber kaum jemals viel über die Zahl von vierzig hinausgingen, wie sie für 1842 verzeichnet steht.

Eine Art von zweiter Glanzperiode brachte dem Kollegium Brig die Anwesenheit der aus Frankreich vertriebenen Patres, die im Herbst 1830 plötzlich herbeigeführt, durch die Heimkehr der französischen Jesuiten 1833 wieder ein rasches Ende fand. Es waren

gleich 59 Mann, die, infolge der Julirevolution aus Frankreich flüchtig, hier eine Zuflucht suchten. Das Volk war ihnen wohlgesinnt und auch die Regierung erwies sich günstig. Zu den notwendig werdenden neuen Einrichtungen steuerten die französischen Gäste selbst vieles bei, wie durch sie auch der Vorrat an Paramenten und Kirchenwäsche bereichert wurde. Die meisten der eingetroffenen Flüchtlinge waren noch in den Studien begriffen und begleitet von ihren Professoren. Solche, die noch Philosophie zu hören hatten, besuchten die Vorlesungen des Lyzeums. Für die Theologen, welche die weitaus größere Mehrzahl waren, wurde eine vollständige Fakultät eingerichtet mit Vorlesungen aus Dogmatik, Moral und Exegese. Mit Beginn des neuen Schuljahres zählte man an Franzosen außer 9 Patres 40 Scholastikertheologen und 3 Laienbrüder. Unter den Patres befanden sich einige für die Seelsorgearbeiten ungewöhnlich geeignete Kräfte, die wie P. de Ravignan sich auch gerne sowohl für die Schüler des Kollegs als für die Auswärtigen in Anspruch nehmen ließen. Vieles Gute konnte dadurch gestiftet werden, es hob aber auch noch mehr das Ansehen des Hauses.

Im Jahre 1822 hatte man mit Rücksicht auf die Gesundheit der Scholastiker und Novizen ein Landhaus gemietet, Villa Rohrberg, wo sie einmal die Woche und wohl auch sonst einmal an freien Tagen, besonders in den Ferien, zur Erholung sich ergehen durften. Es traf sich, daß der Erbe und Besitzer dieses Landgütchens, der aus Brig gebürtige Alois Arnold, ein Jahr später, 1823, zu Brig ins Noviziat trat, der dann als Scholastiker in der Lage war, den Obern den Mietzins zu erlassen und die Nutznießung des Gutes auch für spätere Zeiten dem Hause zu sichern. Zu diesem auf einer Höhe unweit der Stadt freundlich gelegenen einfachen Landhaus gewannen die französischen Gäste eine besondere Hinneigung, und sie beschlossen, als Zeichen der Dankbarkeit für die bei den Patres von Brig gefundene liebevolle Aufnahme hier zu Ehren der Mutter Gottes eine Kapelle zu erbauen. Die Kosten, die auf 8000 Franken sich beliefen, bestritt teils der Provinzial von Frankreich, teils wurden sie von Freunden der vertriebenen Franzosen bei-

gesteuert. Nachdem am 29. September 1831 der Grundstein gelegt war, gedieh während des Sommers 1832 der Bau zur Vollendung. Am 19. August 1832 konnte unter würdiger Feierlichkeit P. Druilhet als Provinzial von Frankreich die Einweihung vornehmen. Beim umwohnenden Volke brachte dies große Freude hervor, und die neue Kapelle wurde gleich einem Ort der Wallfahrt fleißig von Betern aufgesucht. Man erzählte sich selbst von tröstlichen Gebetserhörungen, welche man bei Bittgängen dort erzielt habe. Der Kapellenbau hatte aber auch noch die andere Wirkung, daß das Landhaus nunmehr bei seinen Benutzern an Wertschätzung gewann und jetzt mehr als vorher geschehen war, gut und zweckmäßig eingerichtet wurde.

Aber nicht alles verlief in dem Zeitraum von 21 Jahren so erfreulich wie dieses. Während das Haus von Sitten die längste Zeit hindurch in Frieden und Wohlfahrt sich sonnte, schienen über Brig alle ägyptischen Plagen hereinzubrechen. Dreimal in dieser Zeit wurde mit der ganzen Umgegend auch das Kollegium schwer heimgesucht durch furchtbare Rhoneüberschwemmungen, die 1834, 1839, 1846 mit wachsender Heftigkeit sich wiederholten. In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar 1839 kam ein Erdbeben, das großen Schrecken verbreitete. Den Überschwemmungen des Herbstes 1839 war im Sommer anhaltende Dürre vorausgegangen. Wiesen und Matten waren verdorrt. Heuschreckenplage und Rinderpest hatten das übrige getan. Das arme Volk hatte seine beste Nahrung verloren, Milch und Käse. Im Frühjahr 1842 zogen ansteckende Krankheiten ein. Viele der Hausgenossen lagen krank, manchmal zwanzig auf einmal, mehrere lagen schwer danieder, einige ganze Monate hindurch, zwei starben: der Pförtner des Hauses und ein braver Novize. Zum Überfluß brachte das Jahr 1834 ärgerlichen Hader mit der Stadt, 1839 und die nächsten Jahre Härten vonseiten einer übelwollenden Regierung und schließlich 1839—1844 die Aufregungen des Bürgerzwistes und die Schrecken des Bürgerkrieges.

Wiewohl bei den Externen in Brig ein guter Geist herrschte und ihre treffliche Haltung oft rühmend hervorgehoben wird, war es doch während der Fastnachtstage 1833 zu Ausschreitungen gekommen. Die

Vorsteher der Schule säumten nicht, mit der verdienten Strafe das Geschehene zu ahnden. Darüber aber entstand in der Stadt große Erregung, die Familien nahmen diese Studentenangelegenheit als ihre Sache in die Hand, und es kam bis zu Drohungen. Es blieb den Patres nichts übrig, als über alles an die Regierung zu berichten. Der Großballiv de Courten war ein Mann von Einsicht und wußte die Sachlage richtig zu erfassen. Er antwortete zunächst in einem Schreiben an den Rektor, in welchem er der Festigkeit der Patres in Aufrechterhaltung der Schulzucht seine Anerkennung zollte und die unnachsichtige Entlassung der betreffenden Studenten verlangte. Ein amtliches Schreiben der Regierung folgte; die Behörde gab ihre volle Beistimmung zum Brief des Balliven zu erkennen. Damit waren zwar die Verstimmungen in der Stadt nicht sogleich gehoben, es war aber doch einer ärgerlichen Verwicklung ein Ziel gesetzt und die Stellung des Schulvorstandes für die Zukunft um vieles gefestigt. P. Roothaan als Ordensgeneral hielt die Sache für wichtig genug, um an die Regierung deshalb ein Dankschreiben zu richten (29. Oktober 1833).

Über Abnahme der Geneigtheit vonseiten der Bevölkerung der Stadt ist in den folgenden Jahren noch mehrfach die Rede. Auch die Kollegskirche wurde weniger besucht, der Sakramentenempfang schien nachzulassen. Man schob es zum Teil auf die Einwirkungen der radikalen Agitation und der allzeit rührigen feindlichen Presse, teilweise führte man es zurück auf die Unzufriedenheit der Geschäftsleute, für die das Eingehen des früher blühenden Konviktes einen starken Ausfall bedeutete. Während so vonseiten der Stadt eine zunehmende Kühlung der Gesinnung sich fühlbar machte, blieb das Landvolk der Umgebung den Patres in Treue zugetan und erwies sich auch die Regierung des Kantons ihnen günstig und geneigt. Aber das sollte nicht immer so bleiben.

Wie in andern Kantonen so waren auch im Wallis seit 1830 Umsturzbestrebungen rege geworden, wohl zum Teil veranlaßt durch Einwirkungen von außen. Auch hier erlebte man schließlich 1838 eine Verfassungsänderung, aber eine solche, welche die Vorherrschaft

des Unterwallis dauernd festlegte und die äußerste Unzufriedenheit der Oberwalliser hervorrief. Darüber kam es im Mai 1839 zur offenen Spaltung und zur Wahl einer neuen Regierung, welche von den Oberwallisern nicht anerkannt wurde. Die alte Regierung, welche hinfort ihren Sitz nach Siders verlegte, war dem Kolleg von Brig früher günstig gewesen und blieb es auch jetzt. Die Staatsleistungen für die Schule wurden zwar eingeschränkt, die Auszahlung der Professorengehälter erlitt Verzögerung, aber man konnte doch bestehen. Trotz der geringen Studentenzahl wurde der Schluß des Schuljahres im August 1839 möglichst feierlich gehalten, und die ganze Regierung kam von Siders herüber, um der Preisverteilung beizuwohnen.

Allein der Bürgerzwist verschärfte sich immer mehr. Im März 1840 wurden die Truppen einberufen; bald stand alles unter Waffen. Am 1. April wurde die Regierung in Siders von bewaffnetem Haufen überfallen, die Mitglieder flohen, niemand leistete Widerstand. Zwar hatte auch das Oberwallis sich angeschickt, zum Schutze seiner Regierung die Kräfte zu sammeln. Aber ein Machtgebot der Bundesregierung nötigte sie, die Waffen niederzulegen und heimzukehren. Die Truppen des Unterwallis besetzten das unverteidigte Siders, und es kam zu einem Vergleich, kraft dessen die Oberwalliser der vom Unterwallis verlangten Verfassungsänderung sich fügten.

Trotz aller Aufregungen und Besorgnisse hatten die Patres in Brig während dieser ganzen Zeit über keinerlei Anfeindungen zu klagen, nicht einmal Verdächtigungen wurden erhoben, und die neue Regierung zahlte die Gehälter der Professoren pünktlich aus.

Aber in vielerlei Weise bekam das Kollegium bald zu fühlen, daß die Rücksichtnahme und das Wohlwollen, wie sie von früheren Regierungen stets bewiesen worden waren, jetzt nicht mehr bestünden. Durch die neue, ganz willkürlich vom grünen Tisch aus dekretierte Ferienordnung wurde das Kollegium von Brig wegen der besondern im Oberwallis herrschenden Verhältnisse auf das nachteiligste getroffen, und alle Vorstellungen dagegen blieben ungehört. Dazu kam bald eine große materielle Schädigung, umso empfindlicher, als das Kolleg eben mit recht knappen Mitteln zu rechnen hatte. Seit vielen Jahren

hatte das Kolleg des Rechtes der freien Einfuhr sich erfreut, was in jenen Zeiten für die Finanzen eines großen Hauses schwer ins Gewicht fiel. Durch einen Federstrich der Machthaber wurde dieses jetzt 1841 dem Hause entzogen. Zwar wurde dafür der jährliche Staatszuschuß um 250 Franken erhöht, aber dadurch war kaum der vierte Teil des Ausfalles gedeckt. Andere unliebe Erfahrungen kamen dazu. So erschienen noch im gleichen Jahre ohne jede vorhergehende Anzeige drei Mitglieder der Regierung, um alle Schulen zu inspizieren. Kleine Schikanen mehrten sich in dem Maße, daß die Geschichte des Hauses Brig zum Jahre 1844 von einer „drei Jahre dauernden harten Bevormundung" spricht.

Die Monate, welche dem blutigen Bürgerkriege vorhergingen, waren auch sonst voll der Unruhe und Angst. Die „Junge Schweiz" regte sich mächtig, und man durfte von ihr Gewalttaten jeder Art gewärtig sein. Nach vielen Sorgen und Aufregungen brachte endlich der Mai 1844 durch die siegreichen Gefechte bei Ardona und am Bache Trient für jetzt die Erlösung. Alles atmete auf.

Bei aller Verschiedenheit der Schicksale bieten die beiden Kollegien des Wallis in dieser Periode doch auch vieles Gemeinsame. Hier wie dort wurde neben der Schule und dem Werk der Erziehung auf die Arbeiten der unmittelbaren Seelsorge großer Wert gelegt und für Exerzitien und Volksmissionen sowie Krankenseelsorge das mögliche aufgeboten. Der große Aufschwung, den das Werk der Volksmission seit 1826 im Wallis nahm, ist einigermaßen dem Kolleg von Brig zu danken. Trotz der unvergeßlichen Eindrücke, welche die Volksmissionen des P. Roothaan, des einstigen Briger Rhetorikprofessors, im Kanton zurückgelassen hatten, dachte 1826 beim Jubiläum, das Leo XII. bewilligte, niemand an eine Volksmission, bis der großartige Verlauf der Mission von Brig im Juni eine wahre Völkerwanderung in Bewegung setzte. Jetzt kamen alsbald von allen Seiten die Anfragen um Volksmissionen, weit mehr als in dem einen Jahre noch geleistet werden konnte. Doch haben die Patres von Brig in der Zeit vom 1. Oktober bis Anfang Dezember sieben regelrechte Volksmissionen gepredigt.

Als zur Säkularfeier der Gesellschaft 1840 P. Roothaan in allen Kirchen des Ordens die Abhaltung von Volksexerzitien angeordnet hatte, waren in Brig die Hoffnungen auf guten Erfolg sehr gering. Um so mehr wurde alles aufgeboten, was geschehen konnte. Prediger aus andern Häusern wurden berufen, die Kirche in außerordentlicher Weise geschmückt, für die Schuljugend und für die Studenten besondere Vorsorge getroffen und alles mit Umsicht angeordnet. Die Wirkung war eine ganz unerwartete. Der Zudrang zu den Sakramenten war ein ungeheurer, große Bekehrungen und zahlreiche Restitutionen waren die Folge. Mehr als alles besagt die Tatsache, daß, veranlaßt durch die Mission, der Magistrat zu einer Beratung zusammentrat über Schutz und Förderung der öffentlichen Sittlichkeit, und daß während der Sitzung eines der Mitglieder förmliche Abbitte leistete wegen seines bisherigen ärgerlichen Lebens. In der öffentlichen Stimmung trat seitdem zu Gunsten der Patres ein großer Umschwung ein.

An aufrichtigen, guten Freunden in Stadt und Umgebung hatte es auch vorher den Patres nicht ganz gefehlt. Die Familien v. Stockalper, de Werra und de Courten haben sich oft den Dank des Kollegs und seiner Bewohner verdient. Das brave Landvolk der Umgebung war den Patres allzeit überaus gut und treu gesinnt. Gegenüber der Bevölkerung der eigenen Stadt mochte Sitten vor Brig manches voraushaben. Um so mehr konnte Brig der auswärtigen Freunde und Gönner sich rühmen, die schon durch sein Konvikt ihm gewonnen wurden. Zu den näheren Freunden rechnete das Kolleg den österreichischen Gesandten in Turin, Grafen Senff-Pilsach, den bayrischen Gesandten an jenem Hofe, Herrn v. Obery, und Bischof Tharin von Argenteau. Der Bischof von Novara, Kardinal Marozzo, war 1827 zweimal zu Gast im Kollegium, wie er auch Sitten einen Besuch abstattete. Er sah das Konvikt von Brig gerade in seiner schönsten Blüte und bezeigte für dasselbe ein großes Interesse. Die Konviktoren bereiteten ihm einen feierlichen Empfang. Der Kirchenfürst besichtigte alle Wohn- und Schulräume, ließ sich mit den Zöglingen ins Gespräch ein und kam sogar während des Mittagsmahls zu ihnen

ins Refektorium. Als einige Jahre später deutsche Novizen von Brig auf der Pilgerreise nach Novara kamen, erfuhren sie vonseiten des Kardinals die liebevollste Aufnahme. Eine andere Ehrung wurde dem Kolleg im Mai 1842 zuteil, als der Vizekönig von Lombardo-Venezien, Erzherzog Rainer, durch das Wallis reiste. Abgesehen von der Abtei St-Maurice, war er sonst nirgends abgestiegen, und allen offiziellen Begrüßungen war er ausgewichen. In Brig aber machte er lange Halt und ließ sich alles zeigen und erklären. Er erwies sich den Patres außerordentlich huldreich und gab in jeder Weise seiner Hochachtung für die Gesellschaft Jesu Ausdruck.

Einen Kranz von hohen Gästen sah das Kolleg in seinen Mauern vereint am 20. April 1828. Viele Jahre zuvor hatte die Erzherzogin Maria Anna von Österreich P. Sineo für die Schweizer Mission einen Märtyrerleib, die Reliquien des hl. Auxilius, zum Geschenk gegeben, und auch von dem befreundeten Abt von St-Maurice waren den Jesuiten Reliquien zum Geschenk gemacht worden. Seit Jahren harrten diese Heiligtümer in ihrem Verschluß in der Sakristei von Brig einer ehrenvollen Aufstellung. Da übernahm es ein befreundeter Ratsherr von Brig, sie von den Ordensfrauen in Freiburg auf seine Kosten würdig fassen zu lassen, und P. Drach als Provinzial bestimmte sie zur Aufstellung in der Kollegskirche von Brig. Diese geschah am zweiten Sonntag nach Ostern unter größter Feierlichkeit, die sich acht Tage hindurch fortsetzte. Der Bischof von Sitten, der Abt de Rivaz von St-Maurice und der Vizeballiv und andere der ersten Männer des Kantons nahmen teil. Bei dieser Gelegenheit überreichten die Zöglinge des Konvikts den hohen Gästen in einem schön ausgestatteten Bande eine Zeitschrift, welche schon seit längerer Zeit innerhalb des Konvikts alle vierzehn Tage ausgegeben wurde. Sie war bedient von den Philosophen und Rhetorikern der Anstalt und brachte nur Arbeiten aus ihrer Feder. Die Gabe, überraschend wie sie war, fand sehr freundliche Aufnahme und erfuhr als Beweis fleißiger Studien wie als Mittel der Aneiferung bei den hohen Herren lebhafte Anerkennung. Die Prälaten verblieben drei Tage als die Gäste des Kollegs. Das Fest des hl. Auxilius wurde vom Bischof

fortan auf den 1. Mai anberaumt und von Papst Leo XII. Ablässe für dasselbe bewilligt.

Was die Zahl und die Merkwürdigkeit der Konversionen und Bekehrungen angeht, stand Brig hinter Sitten kaum zurück. Vereinzelte Konversionen waren häufig zu verzeichnen. Aus dem Jahre 1825 steht bemerkt: drei Konversionen, darunter zwei Handwerksgesellen aus Dänemark; 1826: Ein junger Mann aus Preußen kommt von den Ufern der Ostsee mehr als 250 Meilen weit, um sich in Brig in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen; 1829: Konversion von drei deutschen Lutheranern und mehrere auffallende Bekehrungen; 1832: Vier Konversionen, darunter ein ansässiger alter Zwinglianer.

Am nächsten berührt sich die Geschichte der beiden Walliser Kollegien in Bezug auf die Bausorgen, und zwar für Haus, Schule und Kirche. In Brig wurde 1828 die Aula auf gemeinsame Kosten von Stadt und Kanton in völlig neuen Stand gesetzt, 1833 aber der Umbau des ganzen Gymnasiums beschlossen. Dieser vollzog sich während des Sommers 1834, die Schulen wurden so lange in einem Stockwerk des Kollegiums gehalten. Der äußere Ausputz des Gymnasiums wurde 1837 vollendet. Auch zur Erneuerung oder Ausbesserung des Kollegsgebäudes geschah in dieser Zeit manches, wozu jedesmal der Staat die Kosten trug. Wie in Sitten wurde auch hier das physikalische Kabinett wiederholt auf öffentliche Kosten bereichert, 1838 auch ein eigenes physikalisches Laboratorium gebaut.

Eine Kirche hatte man in Brig fertig vorgefunden, so daß es bis 1822 währte, ehe das Kollegium für sich eine Hauskapelle einrichtete. Aber eine Kongregationskapelle wurde 1827 neu erbaut, wofür die Kosten großenteils von den Eltern der Konviktoren übernommen wurden. Eine Erneuerung und noch vermehrte Auszierung erfuhr dieselbe 1835. Aber auch die Kirche selbst nahm die ganze Zeit hindurch die Sorge der Patres in Anspruch. Während der Franzosenherrschaft war sie verwüstet und ausgeplündert worden, und als die Patres sie 1814 übernahmen, glich sie mit ihren drei armen Altären einer Ruine. Erst 1821 wurde eine Auszierung im Innern

möglich. Im folgenden Jahre ließ die Stadt zwei Tribünen darin errichten; eine Erneuerung der Altäre verdankte man 1826 der Familie v. Stockalper. Zum Hochaltar schenkte Frau de Werra geb. v. Stockalper das Altarbild. Eine neue Sakristei konnte 1827 angebaut werden. Ein Legat, das einer der früher am Kolleg beteiligten Piaristenpatres hinterlassen hatte, fand glückliche Verwendung, um 1830 das Chor der Kirche mit weißen und schwarzen Marmorplatten zu belegen.

Um dieselbe Zeit wurde eine würdige neue Kommunionbank beschafft und Stufen und Tumba der drei Altäre aus Marmor hergestellt. Die ziemlich ansehnlichen Kosten kamen größtenteils zusammen durch die Schenkung eines Scholastikers der Gesellschaft und durch Beiträge der Konviktoren. Die Frachtkosten für den Marmor übernahm die Stadt Brig. Es sollte dies als Vergütung gelten für das Kirchensilber, das sie zur Aufbringung der Kriegskontribution an die Franzosen 1798 der Kirche entnommen hatte[1].

Während diese Arbeiten im Gange waren, machte ein Schweizeroffizier in spanischem Dienst, Hauptmann Joseph Ignaz Escher, die Spende, die notwendig war, um auch den übrigen Kirchenboden besser zu platten. Mit der Erneuerung des Kircheninnern 1835 hätte nun die Sorge für die Kirche einen gewissen Abschluß erlangt gehabt, aber wie in Sitten kam auch hier zu guter Letzt der Turm. Daß dieser nicht vergessen wurde, dafür sorgte zunächst die Stadt. Sie machte nämlich 1840 dem Kolleg eine Turmuhr zum Geschenk. Zwar gereichte diese eigentlich nur den Bewohnern der Stadt, nicht aber der Kirche oder dem Kolleg zum Vorteil. Aber ein so ehrenvolles Geschenk mußte mit Dank angenommen und in richtiger Weise zur Geltung gebracht werden. Da gab es große Auslagen teils für die Aufstellung, teils für notwendig werdende Änderungen am Turm, und nicht nur das Konto der Kirche wurde belastet, mehr noch hatte die Kasse des Kollegs zu bluten. Die Sache hatte aber doch ihre

[1] Freilich hatte jenes Silber den Wert von 840 Louisdor (3360 Franken) gehabt, die Frachtkosten für den Marmor jetzt nach 32 Jahren betrugen ganze 740 Franken.

guten Folgen. Sie führte zur Erneuerung des ganzen Glockenturms, mit der dann auch die Beschaffung neuer, gemalter Kirchenfenster verbunden wurde. Die Glocken wurden umgegossen und für drei Glocken neue Gerüste hergestellt. Dazu mußte freilich erst die ruhigere Zeit abgewartet werden, denn für die Kosten war man fast ganz auf freiwillige Beiträge angewiesen. Während des Jahres 1845 wurden die Mittel bereitgestellt.

Von der Kantonsregierung, auf deren pflichtmäßige Beihilfe man hauptsächlich gerechnet hatte, war nur wenig zu erlangen; aber das Geld kam doch zusammen. Als am 19. Mai 1846, dem Schutzfest des hl. Joseph, Bischof de Preux von Sitten die feierliche Glockenweihe vornahm, erstrahlte auch im Innern die Kirche in neuer Zierde, und durch die neuen Farbenfenster konnte die Maisonne Kirchenfahnen und Bilder bestrahlen, welche die Frömmigkeit des Volkes der Kirche des Kollegs neu geschenkt hatte. Man stand am Abschluß einer Erneuerungsarbeit, die gerade 25 Jahre, 1821—1846, die Sorge der Patres fast unausgesetzt in Anspruch genommen hatte.

Hat Sitten, das Stammhaus der Provinz, durch die Versehgänge für die Sterbenden und die Seelsorge für die Gefängnissträflinge allen späteren Niederlassungen als Beispiel vorangeleuchtet, so hat Brig, das zweite Haus, den Vortritt in Bezug auf die Christenlehre. In der Spitalkirche von Brig war von älterer Zeit her eine sonntägliche Christenlehre in Übung gewesen. Diese wurde 1817 in die Kollegskirche übertragen und erfreute sich bald eines regen Besuches. Seit dem Schuljahr 1819/20 begannen die Novizen und Scholastiker des Kollegs auch auf den Dörfern der Nachbarschaft alle Sonn- und Feiertage Christenlehre abzuhalten, und zwar mit tröstlichem Erfolg. Dieser blieb auch, nachdem 1823 mit Rücksicht auf die Studien den Scholastikern die Katechese abgenommen und dem Eifer der Novizen allein überlassen worden war. Mit der Verlegung des Noviziates 1826 nahm fürs nächste die Christenlehre auf den Ortschaften überhaupt ein Ende. Um so eifriger wurde sie in der Kollegskirche von einem Pater fortgeführt. Alle Jahre auf Pfingsten fand in der dem Heiligen Geist geweihten Kirche für

die Christenlehrschüler eine eigene Preisverteilung statt. Als mit Herbst 1833 die deutschredenden Novizen der Provinz wieder nach Brig zurückverpflanzt wurden, begann auch sofort wieder die Christenlehre in den Ortschaften der Umgebung, zunächst in fünf Dörfern. Bald kam für die Novizen noch hinzu die Christenlehre in der Kollegskirche selbst, eine andere im Konvikt für die Zöglinge und zwei in der Elementarschule für die Knaben. Allmählich reichten die Novizen allein nicht mehr aus. Vom Herbst 1842 an zogen alle Scholastiker und eine immer steigende Anzahl von Novizen regelmäßig des Sonn- und Feiertags zur Christenlehre aus. Im Schuljahr 1842/43 wurde in dreizehn Ortschaften der Umgebung von Brig die Christenlehre abgehalten, und man hatte bereits damit begonnen, wenigstens an einzelnen Orten die Christenlehre für die Erwachsenen von der für die Kinder gesondert zu halten. Diese Änderung bewährte sich so gut, daß man suchte, sie immer allgemeiner durchzuführen. Im folgenden Schuljahre waren außer den Scholastikern elf Novizen regelmäßig für die Christenlehre tätig, und es wurden in diesem Jahre von ihnen im ganzen 630 Katechismusstunden abgehalten, mit vieler Freude und mit sehr guter Frucht.

Freiburg und Stäffis konnten dem älteren Kolleg auf diesem verdienstreichen Gebiete würdig nacheifern, aber Brig hat auf anderem Gebiet auch seine Besonderheit, die ihm vor allen andern Häusern der Schweiz eigentümlich bleiben mußte. Zum Jahre 1835 kann das Kolleg sich rühmen, bei Feuersbrünsten erfolgreiche Hilfe zur Löschungsarbeit geleistet zu haben[1]; aber mehr noch als gegen das Feuer hat das Kollegium geleistet gegen die Wassernot.

Als die Patres 1814 Kolleg mit Kirche übernahmen, beide im traurigsten Zustande, erhielten sie dazu einen Gemüse- und einen Obstgarten, aber völlig wüst und verwildert, so daß für die nächste Zeit keinerlei Ertrag zu erwarten stand. Wohl gehörten zum Kolleg von der alten Stiftung her noch eine Anzahl von Äckern und Wiesen

[1] Auch in Freiburg erwarben sich die Jesuiten 1832 durch hervorragende Hilfe bei einer Feuersbrunst großes Lob.

zu beiden Seiten der Rhone. Aber da waren längst alle Dämme hinweggerissen und weit und breit alles mit Geröll und Gestrüpp bedeckt, eine trostlose Wüste. Erst nachdem man sich aus der ärgsten Not etwas herausgearbeitet hatte, konnte 1818 ein Anfang damit gemacht werden, die Grundstücke an der Rhone in Anbau zu nehmen. Als Frucht fleißiger Arbeit lag zwei Jahre später ein gewaltiges Stück Ackerland entwässert und gesäubert an Stelle der früheren Wüstenei. Aber wichtiger als die Gewinnung von Ackerland war die Wiederherstellung der Dämme zum Schutz gegen neue Überschwemmung. Mutig wurde 1826 begonnen zunächst auf der linken Seite der Rhone, von 1834 an auch auf der rechten. Die Arbeiten, die planmäßig und mit großer Beharrlichkeit weitergeführt wurden, zogen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Zum Jahre 1829 steht zum ersten Mal verzeichnet, daß die Regierung einen kleinen Zuschuß dafür gewährt habe. Als 1834 wieder eine gefährliche Überschwemmung kam, konnten vom Kolleg aus gute Dienste geleistet und die Gefahr von der Stadt abgewendet werden. Von jetzt an stieg die Interessenahme der Regierung an diesen Arbeiten, die großenteils von den Laienbrüdern des Kollegs geleistet wurden, und es wuchs ihre Freigebigkeit in der Unterstützung. Bei der zweimaligen Überschwemmung 1839 hielten die neuen Dämme fest. Was die Überschwemmungen an Schaden angerichtet, wurde 1840 wieder in Ordnung gebracht und die Arbeit an den Dämmen jetzt vollendet. Es waren nunmehr 138 842 Quadratfuß Land dem Flusse abgewonnen, in besäbares Ackerfeld umgewandelt und gut geschützt. Das Jahr 1843 brachte sogar noch eine Vermehrung. Denn da die Regierung darauf drang, daß die Dämme weitergeführt würden, zog der Besitzer des angrenzenden Stückes, auf den diese Last gefallen wäre, es vor, das Stück an das Kolleg abzutreten. Dieses Stück hatte zwar in seinem dermaligen Zustand an und für sich keinen besondern Wert, brachte aber den Besitzungen des Kollegs eine sehr erwünschte Abrundung. Mit Geldunterstützung vonseiten der Regierung wurden nun auch hier trotz aller Unruhen der Zeit die Dammbauten weitergeführt und die auf beiden Seiten der Rhone gelegenen Güter

des Kollegs durch eine Brücke miteinander verbunden. So war durch den beharrlichen Fleiß der Laienbrüder von 1818 bis 1845 eine große Leistung zustande gekommen. Die Geldunterstützungen der Regierung waren zwar nicht bedeutend. Abgesehen von den 880 Franken, die 1839 für die Wiederherstellung der geschädigten Dämme bewilligt wurden, betrugen sie durchschnittlich 300 Franken im Jahre. Aber immerhin war dies eine dankenswerte Ermutigung und Anerkennung. Ein Hauptverdienst gebührte der umsichtigen Leitung des P. Prokurator Friedrich Hübner.

Leider blieb die Freude nicht ungetrübt. Der Sommer 1846 brachte wieder eine der furchtbaren Rhoneüberschwemmungen. Diesmal litten auch die neuen Dämme schweren Schaden. Die kaum dem Fluß abgerungenen Felder lagen wieder verwüstet und auf mehrere Jahre im voraus des Ertrags beraubt. Vergeblich gemacht war dadurch die große Arbeit nicht, aber die Jesuiten sollten sich ihrer Früchte nicht mehr freuen.

c) St-Michel in Freiburg.

Die Verhältnisse, unter welchen die Patres in Freiburg arbeiteten, waren schwieriger und von feindlichen Einflüssen weit mehr unterwühlt als in den friedlichen Häusern des Wallis, dafür aber bot Freiburg ein weiteres und fruchtbareres Gebiet der Betätigung. Ähnlich wie in Brig hatten auch hier die Patres ein fertiges Kollegium nebst Schulgebäude und Kirche übernommen und waren in den Genuß einer alten, einst für die Jesuiten gemachten Stiftung wieder eingetreten. Ähnlich wie in Brig, wenn auch in andern Rechtsverhältnissen, bestand in Freiburg neben dem Kolleg ein Konvikt, in welchem Schüler des Kollegs Pflege und Aufsicht hatten und welches durch Heranziehung zahlreicher Studenten von auswärts die Bedeutung der Lehranstalt um vieles hob. Mit Brig wetteiferte das Kolleg von Freiburg auch um die Palme im Eifer für das gottgesegnete Werk der Christenlehre.

In anderer Rücksicht wies die Lage des Freiburger Kollegs mehr Vergleichungspunkte mit der von Sitten auf. Freiburg war wie

Sitten ein Mittelpunkt für die Volksmissionen und hatte seine besondere Kolonne von Missionären. Freiburg arbeitete wie Sitten unter den Augen eines wohlwollenden Diözesanbischofs, beständig in Fühlung mit dem Oberhirten und von ihm aufs wirksamste unterstützt. In Freiburg wie in Sitten bot die Stadt selbst durch ihre klösterlichen und karitativen Institute wie durch ihre gesellschaftlichen Bestände weit mehr Gelegenheit zu seelsorglicher Betätigung, als dies in Brig der Fall war. Hat St-Michel mit Brig den Ruhmestitel für die Christenlehre gemein, so mit dem Kolleg von Sitten den der Seelsorge für die Gefängnisse.

Zur Zeit, da die Schweizer Mission sich zur regelrechten Ordensprovinz ausgewachsen hatte, waren in den beiden Häusern des Wallis die Jahre der Not und der Entbehrung des Notwendigen überwunden. Sowohl vonseiten der Regierung wie aus den Kreisen der Freunde und von der Dankbarkeit des guten Landvolks ging jetzt soviel ein, als erforderlich war, um bei umsichtiger Verwaltung bestehen zu können. Im Kolleg St-Michel in Freiburg hingegen, wo die Stellung der Patres nach außen als viel ansehnlicher erschien, waren sowohl die häuslichen Einrichtungen wie die Einkünfte überaus dürftig, so daß an die Genügsamkeit der Männer, die dort arbeiten mußten, starke Anforderungen gestellt wurden. Die Schwierigkeit, die unerläßlichsten Ausgaben mit den knappen Bezügen ins Gleichgewicht zu bringen, bildet eine fast ständige Rubrik in den Jahresberichten des Kollegs, und es ist eine Ausnahme, wenn einmal durch einen besonders ergiebigen Herbst oder sonst einen günstigen äußeren Umstand für ein Jahr die trüben Sorgen etwas in den Hintergrund treten.

Um so mehr verdient es Beachtung, daß das Kolleg von Freiburg neben den Arbeiten für die Schule und neben einer sehr eifrigen Betätigung in der Seelsorge auch der Armenpflege große Sorgfalt zuwendete. Abgesehen davon, daß viele Notleidende täglich an der Pforte gespeist wurden oder für die Ihrigen das Essen erhielten, sammelten die Patres auch Almosen für die Bedürftigen, und in manchen Jahren beliefen sich die Summen, die so durch ihre Hände

gingen, auf mehrere Tausende. Die Liebe zu den Armen, welche sie selbst pflegten, wußten die Patres auch ihren Schülern, ihren Kongreganisten und ihren Konviktoren einzupflanzen, so daß man diesem dem Freiburger Haupthaus eigentümlichen Zuge auf Schritt und Tritt immer wieder begegnet.

Wie in andern Häusern der Schweiz wurden die Patres des Kollegs mit Vorliebe zu den Sterbenden gerufen. Die Kranken des Spitals wurden regelmäßig mehrmals die Woche besucht; die Seelsorge für Gefängnis und Zuchthaus fleißig versehen.

Für die Abhaltung der Christenlehre auf die Dörfer zu ziehen, wie dies in Brig geschah, ließ sich mit Rücksicht auf die Studien in Freiburg nicht durchführen. Doch bot sich in der Stadt selbst Gelegenheit genug. Im Schuljahre 1844/45 waren nicht weniger als elf Scholastiker an allen Sonn- und Feiertagen in der Christenlehre tätig: vier in den Gefängnissen, zwei für die Armen in der St. Johanneskirche, einer für die deutschen Studenten des Gymnasiums, einer in der Kollegskirche französisch, mehrere für die Schülerinnen der Ursulinen. Fast noch eifriger wurde der Christenlehre obgelegen während der Ferienwochen, welche die Scholastiker auf dem Landhause Marsens zubringen durften. Sonntags wurde für die Erwachsenen, zwei- oder dreimal die Woche für die Kinder der Umgebung die Heilslehre von Scholastikern vorgetragen, während die jungen Patres auf die Pfarreien der Nachbarschaft predigen gingen. Bald schon erfreuten sich diese jährlich wiederkehrenden Ferienarbeiten beim Volke großer Beliebtheit.

Die am Kolleg tätigen Priester waren durch ihre Schullasten der Seelsorgearbeiten durchaus nicht enthoben. Es war ziemlich hergebracht, daß vor Sonn- und Feiertagen 12—15 Priester einen großen Teil des Tages im Beichtstuhl tätig sein mußten; einige Patres mußten täglich mehrere Stunden mit Beichthören zubringen. Dazu kamen die regelmäßigen Beichtstühle im bischöflichen Konvikt, im Spital, im Männer- und Frauengefängnis. An Sonn- und Festtagen waren die Priester durch Predigten oder Vorträge für fromme Vereine kaum weniger in Anspruch genommen,

so daß zuweilen an einem Sonntag zwanzig Patres und eine gute Zahl Scholastiker über die ganze Stadt hin als Seelsorger tätig waren.

Die Sorge für den materiellen Bestand des Gotteshauses, die in Sitten und in Brig eine so beträchtliche Rolle spielte, blieb den Patres in Freiburg erspart. Was in dieser Beziehung hier geschah, war nur geeignet, den Patres Freude zu machen, und andere übernahmen dafür den größeren Teil der Last.

Vornehme Damen aus Frankreich, die infolge der politischen Umgestaltungen ihren Aufenthalt in Freiburg gewählt hatten, legten zusammen, um an der Kollegskirche, gerade dem gewöhnlichen Eingang der Kirche gegenüber, eine Kapelle anzubauen, die dem göttlichen Herzen Jesu geweiht sein sollte. Nachdem die Zustimmung zum Anbau vom Staatsrate erlangt worden war, begannen die Arbeiten am 5. August 1833. Um die Mitte März 1834 konnte das Dach aufgesetzt werden. Die Kosten waren nicht gespart, die Mauern aus Hausteinen aufgeführt, Stukkatur und Vergoldung im Innern reichlich angebracht. Noch war nicht alle Zierde vollendet, als am Doppelfest des heiligsten Herzens und des hl. Aloisius am 21. Juni 1834 der Bischof Tobias Yenni die feierliche Einweihung vornahm und die Kapelle dem Gebrauche übergab. Zugleich reichte er hier an diesem Tage acht Kleinen die erste heilige Kommunion. Auch in der Folge blieb diese Kapelle die Stätte für die Erstkommunion der kleinen Studenten. Hier wurde von nun an am Gründonnerstag das Allerheiligste aufbewahrt, hier das heilige Grab errichtet. Während der Fasten 1843 hatten die Predigten des P. Crolard über das Leiden Christi die Herzen so erwärmt, daß abermals ein Kreis von frommen Damen sich zusammenfand, um in die schöne neue Kapelle nun auch einen schönen neuen Kreuzweg zu stiften; der frühere kam mit Erlaubnis der Ignatiuskapelle des Kollegs zugute.

Bei aller Freude an der neuen Herz-Jesu-Kapelle wurde doch auch das Übrige der Kirche nicht vernachlässigt. Die Sakristei, welche der Feuchtigkeit ausgesetzt war, mußte 1833 einer gründlichen Neu-

einrichtung unterzogen werden, an Altären wie an Bildern gab es im Laufe der Jahre immer etwas zu verschönern. Weihegeschenke im besten Sinne waren die kostbaren neuen Marmoraltäre zu Ehren des hl. Aloisius und des hl. Stanislaus. Durch fromme Begeisterung und lediglich mit Hilfe freier Beiträge konnte 1834 der Aloisiusaltar aufgerichtet werden, dessen Kosten sich auf 110 Louisdor beliefen. Die Freude über seine Fertigstellung weckte sofort den Wunsch, einen nicht minder würdigen Altar zu Ehren des hl. Stanislaus ihm an die Seite zu stellen. Eine einzige Wohltäterin legte sogleich 1200 Franken hin und, damit es schneller vorangehe, sammelte eine andere noch 240 Franken dazu. Der Stanislausaltar stand 1836 fertig und bezahlt, und jedermann war darüber einig, daß er an Schönheit dem Aloisiusaltar nicht nachstehe. Aber jetzt entstand die Schwierigkeit, daß die älteren Marmoraltäre des hl. Ignatius und Franz Xaver von diesen neuen vollständig überstrahlt wurden. Da blieb denn nichts übrig, als auch für diese verehrten Ordensheiligen fromme Gaben aufzubringen. Die bisherigen einfacheren Altartische ersetzten die Holzgestelle an den Altären der hl. Katharina und Barbara zu Eingang der Kirche, an ihre Stelle aber traten neue und schönere. Am 27. Mai 1841 vollzog der Bischof die Weihe für alle vier neuen Altäre zugleich.

Wie in den Häusern des Wallis fiel es den Patres zu, die Regierung zur Herstellung genügender Schulräume und Hörsäle zu drängen, was bei der stark anwachsenden Schülerzahl manchmal seine Schwierigkeiten hatte. Mit Hinnahme einiger Unbequemlichkeiten und mit einigen Geduldsproben kam man jedoch bei der Behörde in vielen Fällen schließlich zum Ziel. Außer dem alten Gymnasium bot allmählich die „Neue Akademie" geeignete Räume dar. Bei zunehmendem Wohlwollen der Staatsbehörde wurde endlich auch an die Erneuerung und Aufbesserung der Wohnräume für die Patres Hand angelegt. Dieselben waren lange in großem Unstand und litten stark unter Feuchtigkeit. Seit Beginn der vierziger Jahre suchte man zu helfen und zu bessern, wo es nur möglich war, und wurden auch eine Anzahl neuer Räume beschafft.

Einen ersten Fortschritt der beengten Wohnungsverhältnisse des Kollegs brachte der edelmütige Verzicht der im Kolleg als Weltpriester tätigen Professoren auf ihren eigenen Speisesaal 1838, indem sie freiwillig sich einverstanden erklärten, mit den Patres im gemeinsamen Refektorium die Mahlzeit zu nehmen. Dadurch war ein schönes Empfangszimmer gewonnen, und wurde es möglich, für das Archiv einen günstigeren Raum zu erübrigen. Ein zweiter Schritt voran war die Einrichtung eines Sprechzimmers bei der Pforte 1840, das man bisher sehr vermißt hatte. Es diente zugleich durch Schränke, die an den Wänden angebracht waren, als Standort für die in diesem Jahre begonnene Volksbibliothek (Bibliotheca pauperum). Die Einrichtung der drei freundlichen Krankenzimmer zunächst der Canisiuskapelle und die Errichtung einer Wandelhalle im Garten fallen in das folgende Jahr 1841. Die Zeiten waren gekommen, da man sich eines größeren Wohlwollens vonseiten der neuen Regierung erfreute. Jedes Jahr brachte jetzt neue Verbesserungen, die durchgreifendsten wohl das Jahr 1844. Rings um das Haus herum wurde der Gartengrund abgehoben und Entwässerungsröhren eingelegt, um das Erdgeschoß von Feuchtigkeit zu befreien. Der Weg vom Kolleg nach dem Lyzeum hin wurde mit Steinen gepflastert. Eine glückliche Änderung im östlichen Teile des Hauses schuf aus drei unbequemen Wohnräumen sechs wohnliche Zimmer und zwei neue Mansardenzimmer kamen noch hinzu. So begannen nach mehr als fünfundzwanzig Jahren die Wohnungsverhältnisse im Kolleg sich zusagender zu gestalten. Nur der Mangel eines genügenden Bibliothekraumes war noch recht fühlbar. Man hatte sich zu behelfen gesucht, indem man von der Hauptbibliothek (Bibliotheca maior) eine Hilfsbibliothek (Bibliotheca subsidiaria) abtrennte und an anderer Stelle unterbrachte. Allein auch für die Hauptbibliothek allein genügte der vorhandene Raum nicht mehr und zu Gunsten der großen Änderungen des Jahres 1844 hatte man den bisherigen Standort der Hilfsbibliothek geopfert. Auch hier suchte die Regierung den Nöten der Patres abzuhelfen. Sie hatte 1844 für Vermehrung der Bibliothek aus freien Stücken 250 Franken ausgeworfen; 1845 genehmigte sie

die Kosten für die Bibliothekserweiterung. Dadurch, daß die Mauern um 10 Fuß erhöht und das Licht der Fenster durch Oberlicht ersetzt wurde, war für jetzt ausreichend Raum geschaffen. Die Bewohner des Kollegs St-Michel glaubten sich am Ziele der unter den gegebenen Verhältnissen erreichbaren Wünsche.

Alle solchen Werke und Früchte des Friedens mußten zur Reife gebracht werden in bewegter, kampferfüllter Zeit. Seit jenem ersten Sturm, welcher infolge der Übergabe des Kollegs an die Jesuiten nicht nur den Kanton, sondern die ganze Schweiz durchtobte, hatte sowohl bei der Bevölkerung der Stadt wie bei den Schülern des Kollegs sich vieles zu Gunsten der Patres geändert. Die Schüler namentlich bezeigten immer mehr eine aufrichtige Anhänglichkeit, aber auch der Zudrang der Gläubigen zur Kollegskirche gab genugsam zu erkennen, daß die Patres in der Stadt hochgeachtet waren. Außerordentliche Liebe und Förderung fanden die Freiburger Jesuiten insbesondere vonseiten des ausgezeichneten Diözesanbischofs, des ehrwürdigen Peter Tobias Yenni. Zur Neueröffnung des Schuljahres pflegte der Bischof alljährlich selbst das Hochamt zu Ehren des Heiligen Geistes zu halten, der Schlußfeier am Ende des Jahres wohnte er regelmäßig bei. Öfter des Jahres hielt er bei festlicher Gelegenheit in der Kollegskirche die Predigt, er kam zuweilen, mit den Patres das Mittagsmahl zu teilen, er zog sie heran zu den Prüfungen seiner Weihekandidaten und war ihnen in allem ein gütiger Freund und Ratgeber.

Im Schoße der Regierung und im Rate des Kantons zählten die Jesuiten treue Gönner, ja entschiedene Freunde; aber teils feindselige teils schwankende Elemente standen denselben entgegen. Die Rührigkeit, Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit war wie gewöhnlich die Stärke der Feinde. Diese wurden bedrohlicher, als mit Beginn der dreißiger Jahre, wie auf Kommandowort, die radikale Bewegung in den Schweizer Kantonen einsetzte.

Es war die moralische Weiterwirkung der Julirevolution in Frankreich. Wie in andern Schweizerkantonen kam es noch 1830

zum Sturz der aristokratischen Regierung. Die neuen demokratischen Machthaber hielten es in der Anfangszeit für geboten, den Jesuiten gegenüber, die als Stützen der alten Regierung angesehen oder ausgeschrieen wurden, Übelwollen an den Tag zu legen. Ähnlich wie in andern Kantonen gefiel man sich ohnehin in Versuchen, den kirchlichen Einfluß zurückzudrängen. Den Trappisten, die sich im Kanton niederlassen wollten, wurde 1831 die Erlaubnis verweigert, die Redemptoristen, die schon ansässig waren, sollten auf eine bestimmte Mitgliederzahl eingeschränkt bleiben. Noch war die neue Regierung nicht sechs Monate im Amt, als eine Predigt des P. Ferrand S. J. ihr zu schroffem Vorgehen einen Anlaß an die Hand gab. Der Pater sollte öffentlich auf der Kanzel „die Hoheit des Volkes" angegriffen haben, und dafür wollte man ihn zur Verantwortung ziehen[1]. Bischof Yenni legte sogleich Verwahrung ein, da das Urteil über die Lehre eines Predigers dem Bischof als dem kirchlichen Richter zustehe. Er nahm die Untersuchung vor und kam zur Entscheidung, daß was der Pater auf der Kanzel vorgetragen habe, der Lehre der Kirche in nichts widerstreite. Nichtsdestoweniger wurde von Staats wegen dem Pater die Kanzel verboten und der Aufenthalt im Kanton ihm

[1] P. Jakob Ferrand aus der französischen Provinz war erst seit kurzem in Freiburg, wohin er für die französische Kanzel berufen war. Er war ein tüchtiger Prediger und in Freiburg sehr gerne gehört. Sein feuriges Temperament hatte schon vorher den Obern Besorgnisse eingeflößt, die ihm ernste Warnungen gegeben hatten. Am letzten Sonntag im April 1831 in der Predigt für die Todesangst-Bruderschaft ließ er sich unklugerweise dazu hinreißen, die Frage der Volkssouveränität zu erörtern, und zwar in einem Sinne, der für die neue, durch Staatsumwälzung 1830 ans Ruder gekommene Regierung mißliebig sein mußte. Dabei war dieser ganze so gefährliche Exkurs nicht im Manuskript vorbereitet, sondern eine Eingebung des Augenblicks. Unrichtiges hatte der Prediger nicht vorgebracht, aber alle Obern bis hinauf zum Ordensgeneral waren darin einig, die Unklugheit und den Ungehorsam des Predigers zu tadeln. Trotzdem ist das überstürzte Einschreiten der Regierung von Rücksichtslosigkeit und Gewalttätigkeit nicht freizusprechen. P. Drach als Rektor von St-Michel war entschlossen, dagegen Front zu machen und den offenen Kampf aufzunehmen, aber P. Roothaan befahl, sich stillschweigend zu fügen.

untersagt. Selbst die in Freiburg erscheinende liberale Zeitung meinte, daß nach der neuen demokratischen Verfassung ein Grund zum Vorgehen gegen den Prediger nicht vorgelegen habe. Aber man war noch nicht am Ende. Im Frühjahre 1832 wiederholten sich die anonymen Drohungen, das Kolleg in Brand zu stecken; man sprach von der Möglichkeit einer Ausweisung. Ohne erkennbaren äußeren Anlaß wurde im Februar 1833 von der Regierung der Leitfaden eingefordert, nach welchem der Professor des Naturrechts am Lyzeum seine Vorlesungen hielt. Man fand nichts, was zu einer Anklage eine Handhabe hätte bieten können; aber es erfolgte jetzt eine Bestimmung, wonach die im Kanton einheimischen Kandidaten verpflichtet wurden, die Vorlesungen aus dem Naturrecht künftig nur bei dem weltlichen Professor zu hören. Auswärtige Studenten besuchten nach wie vor die Vorlesungen des Paters. Im Juni des gleichen Jahres wurde im Großen Rate ein Antrag erörtert, die Zahl der im Kolleg St-Michel zuzulassenden Jesuiten auf ein Höchstmaß (etwa bis zu dreißig, Priester und Scholastiker zusammen) einzuschränken. Im November kam die gleiche Sache wieder. Einer der Ratsherren befürwortete in öffentlicher Rede sogar die gänzliche Ausweisung.

Früh zu Beginn des Schuljahres im Herbst 1833 erschienen zwei Abgeordnete des Erziehungsrates unangemeldet im Kolleg und verlangten die sämtlichen Schulen zu inspizieren. Die Schüler antworteten gut, die Herren fanden nur Geringes zu bemängeln und äußerten sich befriedigt. Auf ihren amtlichen Bericht hin erging dann unter dem 21. Oktober 1833 ein Schreiben des Erziehungsrates an den Rektor des Kollegs, in welchem einige Punkte des Unterrichtsbetriebes angeführt waren, über welche man vonseiten der Professoren genauere Aufklärung wünschte. Es handelte sich hauptsächlich um verstärkte Betonung der Muttersprache, um die bisher lateinisch gehaltenen Vorlesungen aus Mathematik und Physik und um den Vorzug des Fachlehrersystems gegenüber dem bei den Jesuiten festgehaltenen altbewährten System des Klassenlehrers. P. Drach als Rektor des Kollegs benutzte diesen Anlaß, nicht nur auf diese einzelnen

Punkte zu antworten, sondern den gesamten Lehrplan und die Lehrmethode der Patres in ebenso sachlicher wie lichtvoller Weise darzulegen. Es war eine ziemlich umfangreiche Denkschrift, die unter dem Datum des 21. Dezember (Todestag des seligen Petrus Canisius) gegen Ende des Jahres der Behörde eingereicht wurde.

Noch war vonseiten der Regierung oder des Erziehungsrates keinerlei Gegenäußerung erfolgt, als in einer liberalen Zeitung, L'Ami du Progrès, aus diesem amtlichen Schreiben des Rektors einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Sätze oder Abschnitte abgedruckt und zum Gegenstand lebhafter Angriffe auf die Jesuiten und ihren Unterricht gemacht wurden. Der Schriftleiter dieser Zeitung war ein ehemaliger Zögling des Kollegs, der erst vor sechs Jahren die Schulbank verlassen hatte, um als Hauslehrer in Österreich etwas Geld zu verdienen. Als Schüler des Kollegs hatte er sich einst der besondern Anteilnahme und Sorgfalt des P. Neltner zu erfreuen gehabt.

Die kecke zuversichtliche Kritik des jungen Stürmers, die sich nicht auf Lehrplan und Lehrmethode allein beschränkte, sondern Lehrer und Schüler, Schulbücher und Einkommen in leichtfertiger Weise bald durchhechelte, bald verdächtigte, erregte natürlich großes Aufsehen. Wenn auch viele selbst unter den mehr gebildeten Liberalen den Ton und das Verfahren mißbilligten, war doch die allgemeine Neugierde erregt und fünf Monate lang, von Januar bis Mai 1834, stand diese Zeitungspolemik im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Jesuiten enthielten sich jeder Antwort, nur erachtete es P. Drach für geboten, mit Einwilligung der Behörde seine böswillig mißhandelte Denkschrift ihrem ganzen Wortlaut nach zu veröffentlichen. Ihr Erscheinen im März 1834 machte den Angriffen jedoch kein Ende. Mit Anfang April begannen endlich die Schüler des Kollegs durch eine Reihe öffentlicher Briefe den Verlästerungen ihrer Anstalt und ihrer Lehrer entgegenzutreten. Auch von anderer Seite kam jetzt Verteidigung. Da der Zeitungsschreiber für eine seiner Anklagen sich auf das Urteil eines angeblichen Pfarrers berief, von dem er anonym eine Zuschrift mitteilte, veranlaßte dies öffentliche Erklärungen zu Gunsten der Jesuiten vonseiten der sämtlichen Dekanate. Alle

Pfarrer unterschrieben. Unter dem 20. Mai 1834 sprach der Bischof selbst über diese einmütige Erklärung des Diözesanklerus seine Freude und seine Zustimmung aus. Noch lebten sechs von den alten Professoren des Kollegs, die als Weltpriester seit 1818 bei den Patres im Hause gewohnt, zum Teil auch an ihrer Seite das Lehramt weitergeführt hatten. Auch sie traten unter dem 28. April den Angriffen entgegen und stellten den Patres das ehrenvollste Zeugnis aus. Einer von ihnen, der langjährige Stiftungsverwalter von St-Michel, Johannes Esseiva, wandte schließlich den gehässigen Federkrieg zu einem wahren Triumph und zum großen Vorteil der Freiburger Jesuiten.

Der Zeitungsschreiber war in Verfolgung seiner Polemik auch so weit gegangen, gegen die reichen Einkünfte der Patres von St-Michel den Neid herauszufordern und sie als eine Art fremder Schmarotzer hinzustellen, welche mit dem Besitztum des Kantons sich gütlich täten. Auf diese am 18. April öffentlich erhobene Anklage antwortete der amtliche Gutsverwalter des Kollegs in einem offenen Briefe vom 28. April sachlich und zahlenmäßig, aber geradezu zermalmend[1]. Als der unglückliche Angreifer durch einen neuen Vorstoß am 16. Mai den Eindruck seiner Niederlage abzuschwächen suchte, antwortete der Stiftsadministrator Esseiva in einem zweiten Schreiben vom 21. Juni, das allem Streit für immer ein Ende machte. Der junge Abenteurer hatte seine Rolle in Freiburg ausgespielt, sein Blatt ging ein, und er verließ den Kanton. Die beiden ausgezeichneten Denkschriften des Administrators hatten vor allem darin ein Verdienst, daß sie ganz allgemein die bodenlose Leichtfertigkeit an den Tag stellten, mit welcher der Angreifer in seinen Behauptungen verfahren war, und die Dreistigkeit, mit welcher er Zahlen und Tatsachen zur Täuschung des Publikums mißbraucht hatte. Der andere Nutzen seiner Darlegungen war, daß die Öffentlichkeit zum ersten Mal Einblick erhielt

[1] Les revenus du Collège St-Michel de Fribourg ou les Jésuites accusés d'opulence et convaincus de pauvreté. En réponse au dernier article de Monsieur R. . . . sur l'enseignement au Collège de Fribourg inséré dans le No. 16 de l'Ami du Progrès du 18 Avril 1834.

in die wirklich dürftige und armselige Lage der Patres im Kolleg und die Größe der persönlichen Opfer, welche diese Männer bei ihrem Wirken zum Besten der Stadt und des Kantons beständig zu bringen hatten. Wie die beiden Denkschriften Joh. Esseivas, so waren auch die Erklärungen des Bischofs, des Diözesanklerus, der alten Kollegsprofessoren und der Seminaristen für die Jesuiten in der Schweiz von hohem Wert.

Im ganzen hat dieser lange dauernde Streit die Stellung der Patres in Freiburg um vieles gestärkt und gehoben[1]. Es ist aber bezeichnend für die Lage der Dinge, daß jener junge Zeitungsschreiber nur ein vorgeschobenes Werkzeug war, und daß drei Herren des Rates als die eigentlichen Angreifer hinter den Kulissen standen.

Übrigens konnte angesichts der großen Beliebtheit der Patres bei der weit überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung eine aus dieser Bevölkerung hervorgegangene demokratische Regierung sich auf die Dauer den Jesuiten nicht feindlich entgegenstellen. Schon 1832 erweckte es tröstliche Hoffnungen, als der Vorsitzende des Staatsrats, Herr v. Montenach, zum Ignatiusfest im Kollegium speiste und dann mit sichtlichem Interesse der Akademie der Rhetoriker beiwohnte. Unverhohlen gab er seiner Anerkennung Ausdruck, die er auch in der Öffentlichkeit wiederholte. Man wollte schon jetzt den Schein einer Ungerechtigkeit gegenüber dem Kollegium vermeiden. Nachdem die von den Liberalen betriebene Bundesreform der Schweiz, die auf größere Zentralisation abzielte, 1833 zu Fall gekommen war, besserte sich das Verhältnis zur Regierung noch immer mehr, und von Ende 1835 an erfreuten sich die Patres in Freiburg eines guten Einvernehmens, ja der Gunst vonseiten der weltlichen Behörde.

---

[1] Die Schriften, die bei dieser Gelegenheit zur Verteidigung der Patres veröffentlicht wurden, fanden in den andern Kantonen weithin Verbreitung. Schließlich wurden sie zusamt der Denkschrift des P. Drach, in zwei Bänden vereinigt, noch einmal herausgegeben: Les Jésuites du Collège St-Michel à Fribourg en Suisse 1834. 8° (Lausanne 1834). — Die Denkschrift des P. Drach von 1834 bietet die beste Verteidigung des damaligen Unterrichtswesens der Schweizer Jesuiten und verdient auch heute noch beachtet zu werden.

Aber man hatte es nicht mit den Einheimischen des Kantons Freiburg allein zu tun, unter denen die radikalen Wühler eine verschwindende Minderheit bildeten. Der klarblickende P. Staudinger, damals Provinzial, schrieb schon Anfang 1835 an Pater General: „Unser Dasein in Freiburg wird nicht sowohl im Kanton selbst entschieden werden als vielmehr durch die Entwicklung in der ganzen Schweiz", und im Oktober des gleichen Jahres noch ausdrücklicher: „Es hat ganz den Anschein, daß uns von verschiedenen liberalen Klubs in verschiedenen Kantonen, deren Hauptsitz zu Bern sein soll, Unheil und Verderben gebraut wird, nämlich uns aus der Schweiz zu vertreiben."

Daß trotz der günstigen Wendung der Dinge im Freiburger Kanton zuweilen eine kleine Wetterwolke den klaren Himmel kreuzte, war unvermeidlich. So geschah es, daß im Januar 1837 zwischen einer Anzahl der Externen und der Polizei Streit entstand. Die Geister erhitzten sich, und es kam bis zum Blutvergießen. Einer der Studenten wurde lebensgefährlich verwundet, fünf wurden ins Gefängnis abgeführt. Die ganze Stadt war darüber in Aufregung, die Wut der Studenten auf dem Siedepunkt. An Aufstachelung in böswilliger Absicht fehlte es nicht, Racheakte und neue Ausschreitungen waren zu fürchten. Es bedurfte der größten Umsicht, aber auch allen Nachdrucks vonseiten der Patres, um weitere Übel zu verhüten. Alles ging gut vorüber, und die besonnene Haltung der Studenten fand das öffentliche Lob. Aber noch dasselbe Schuljahr brachte neuen Sturm. Die Realschule, die 1835 ins Leben gerufen worden war, galt von Anfang bei den Liberalen als etwas zu der Jesuitenerziehung Gegensätzliches, wodurch viele der Heranwachsenden aus den Schulen der Patres fern und von ihrem Einfluß freigehalten würden. Sie war dadurch ein wenig das Lieblingskind der Radikalen. Nun machte man aber in der Stadt die Beobachtung, daß diese Schule, die außer wenigen Religionsstunden einen Einfluß der Kirche nicht gestattete, schon nach so kurzer Zeit einen höchst bedenklichen moralischen Zustand aufweise. Auf Grund solcher Wahrnehmungen ernster und schlimmer Art wurde im Rat der Antrag gestellt, die Leitung auch

dieser Realschule den Händen der Jesuiten anzuvertrauen. Das Wutgeschrei der Radikalen, das darüber entstand, spottet der Beschreibung. Das Gesindel der Straße rottete sich zusammen; laut wurden Drohungen gegen die Jesuiten und gegen den Antragsteller ausgestoßen, bis schließlich die Erregung in nächtlichen Katzenmusiken sich ausgetobt hatte.

Die eigentliche Bevölkerung von Freiburg, die guten eingesessenen Familien ließen sich durch solche Treibereien nicht irre machen. Je mehr von außen die Gefahren drohten und je offener die Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit des Schweizer Radikalismus hervortraten, um so mehr wandten sich die Freiburger den Werken der Frömmigkeit zu und um so enger schlossen sie sich an die Patres an. Selten oder nie war der Zudrang zu den Andachten in der Kollegskirche ein so großer und allgemeiner gewesen wie 1840, da der Kanton Aargau die Klöster gewaltsam unterdrückte und in Luzern um die Freiheit der Katholiken der Entscheidungskampf begonnen hatte.

Ruhe gab es deshalb nicht. Schon 1838 wollte sich ein liberaler Zeitungsschreiber wieder durch Angriffe gegen die Jesuiten in St-Michel Lorbeeren verdienen. Ihre Lehre und Lehrweise sollte als veraltet, abergläubisch, unbrauchbar dem Gespött preisgegeben werden, während gleichzeitig ein Neudruck der bekannten Schmähschrift Monita secreta eifrig verbreitet wurde. Auch jetzt wieder traten die Schüler der Anstalt in zwei Artikeln zur Verteidigung ihrer Lehrer ein. Die Stimmung unter den Studenten war so erregt, daß sie eine feierliche Verbrennung der feindlichen Zeitungsartikel zugleich mit den Monita secreta im Schilde führten. Die Patres hielten es aber für geratener, eine laute Kundgebung dieser Art zu hintertreiben.

Das gleiche Jahr hatte sehr gute Neuwahlen für den Großen Rat gebracht, und je bedrohlicher sonst in der Schweiz die Parteiverhältnisse sich anließen, desto fester und entschiedener erwies sich die Regierung im Kanton Freiburg. Von dieser Seite her erfuhren die Patres jetzt nur Verständnis und Wohlwollen. Schon 1839 war in der Person von Rudolf Weck einer ihrer besten Freunde und Gönner an die Spitze der Regierung gekommen. Louis Fournier, der nach ihm die Leitung übernahm, einer der tüchtigsten Führer der

Katholiken während dieser ganzen Periode, stand ihm an Geneigtheit der Gesinnung um nichts nach.

Die günstige Stimmung bei den Behörden benützten 1840 die einheimischen Schüler, um das gehässige Dekret des Staatsrats von 1833, das ihnen vorschrieb, Vorlesungen aus dem Naturrecht nur bei einem weltlichen Professor zu hören, als Beeinträchtigung ihrer Freiheit zu Fall zu bringen. In einem Gesuch an den jetzigen Staatsrat stellten sie die Unbilligkeit und Ungereimtheit der damaligen Verfügung in geschickter Weise ins Licht und verlangten die gleiche Freiheit, welche den auswärtigen Studenten zustehe, auch für sich. Das Gesuch wurde ohne weiteres in verbindlichen Formen genehmigt.

Noch bei mehreren andern Gelegenheiten kam dieses Wohlwollen dem Kolleg St-Michel gut zustatten. So als 1846 der Kanton Waadt die Weinberge, welche das Kolleg auf seinem Gebiet besaß, mit unbilliger Besteuerung zu schädigen suchte, nahm die Regierung sowohl im Großen Rat wie auf der Tagsatzung die Sache des Kollegs tatkräftig in die Hand. Noch wichtiger erschien diese Geneigtheit der höchsten Landesbehörde in der Angelegenheit eines großen Gutskaufs. Außer dem Landgut Marsens, das die Jesuiten von Freiburg während der Ferien zur Erholung beziehen konnten, gehörte dem Kollegium vermöge der alten Stiftung noch die Besitzung von Posat zu, die viel zu weit entfernt lag, um für den wöchentlichen Erholungstag benützbar zu sein, anderseits zu ihrer Instandhaltung so viel erforderte, daß sie an Erträgnissen für das Kolleg fast nichts einbrachte. Zu dem Ausflug an dem schulfreien Wochentag boten befreundete Familien der Stadt ihre Räume an, und seit 1835 diente dafür das gut gelegene Landhaus der Familie Weck. Aber es wurde doch begrüßt, als sich Gelegenheit darbot, ein in jeder Weise geeignetes und überdies gutes Erträgnis verheißendes Landgut in der Nähe der Stadt zu erwerben. Im November 1842 wurde mit Genehmigung des Großen Rates das Besitztum in Posat für 43 000 Franken (schweiz.) an die dortige Gemeinde, der dazugehörige Wald um 45 000 Franken (schweiz.) an den Staat verkauft, mit Beginn 1843 dafür ein Landgut in Matran und Avry, das bis dahin einer vornehmen französischen

Familie gehört hatte, um 110000 Franken erworben. Das Gut lag fünf Viertelstunden Weges von der Stadt. In Avry stand ein Haus für den Bauern, der das Gut zu bestellen hatte, das Landhaus in Matran aber bot außer dem geräumigen Saal, der zum Refektorium eingerichtet wurde, neun Zimmer und einen prächtigen Park mit schattigen Bäumen, Teich und Springbrunnen. Ein Pavillon im Garten konnte sogleich zur Kapelle ausgestaltet und eingesegnet werden. Zwar blieb für den Anfang noch manche Sorge, aber die Neuerwerbung war eine glückliche, für die ökonomische Lage des Kollegs vorteilhafte. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß die Feinde des Ordens diese geschäftlichen Abmachungen, die jedesmal der Genehmigung der Behörden bedurften, gierig benützten, um Schwierigkeiten zu machen. Man war deshalb sehr auf den guten Willen der Regierung angewiesen. Unter einer feindseligen Regierung wäre wahrscheinlich alles gescheitert, jetzt aber nahmen die Männer, die an der Spitze standen, die Angelegenheit in die Hand und führten sie trotz des heftigen Widerspruchs zu glücklichem Ende.

Mit dem Klerus des Kantons lebten die Freiburger Jesuiten die ganze Zeit hindurch in gutem Einvernehmen. Zu den in Freiburg ansässigen Redemptoristen standen sie in freundschaftlichem Verhältnis. Mit dem Seelsorgeklerus unterhielten sie Fühlung schon durch die zahlreichen Volksmissionen und Priesterexerzitien. Die älteren Geistlichen zehrten noch von den Traditionen der früheren Jesuitenzeit. Kanonikus Alois Fontaine, der 1834 starb, war der letzte Schweizer aus der alten Gesellschaft Jesu. Er hinterließ den Patres seine Bibliothek und die von ihm unermüdlich zusammengetragene Urkundensammlung des Kantons. Die jüngeren Geistlichen waren zum großen Teil durch die Schulen der Patres hindurchgegangen und schon deshalb mit denselben vertraut. Aber es scheint, als ob die ganz außerordentliche Hinneigung, welche der greise Bischof unwandelbar den Patres gegenüber an den Tag legte, ihre Stellung zu einem gewissen Kreise des höheren Klerus etwas erschwert habe.

Noch zum Jahre 1841 rühmen die Jahresberichte des Kollegs die wohlwollende Haltung, die der weitaus größere Teil des Klerus

dem Hause gegenüber einnehme, und schon 1842 befand man sich in einem recht betrübenden Konflikt. Die eigentliche Klage war, daß die Jesuiten so ziemlich das ganze Erziehungswesen des Kantons in Händen hätten und auch auf die Heranbildung des Weltklerus den vorwaltenden Einfluß übten. Die bischöflichen Anstalten, das von alters bestehende Priesterseminar und das neugegründete Knabenkonvikt seien durch Kolleg und Konvikt der Jesuiten allzusehr in den Hintergrund gerückt, ja völlig in den Schatten gestellt. Für diese Beschwerdepunkte wurde Stimmung gemacht, und viele, namentlich aus dem jüngeren Klerus, ließen sich durch dieselben einnehmen. In der seit einigen Jahren in Freiburg bestehenden katholischen Vereinsgesellschaft war es die vorherrschende Richtung. Bei den Patres hatte man den Eindruck, als ob die Gründung des Knabenseminars eigentlich aus dieser Mißstimmung hervorgegangen und von vornherein als ein rivalisierendes Unternehmen geplant worden sei. Nun verlangte man von den Jesuiten, daß sie öffentlich in der Zeitung das Knabenseminar empfehlen sollten, und dies in einer Weise, wie es den eigenen damals in- wie außerhalb des Kantons in hohem Ansehen stehenden Anstalten abträglich gewesen wäre. Dem Ansinnen wurde daher nicht entsprochen. Da aus der Reihe der Kollegschüler bisher alle Jahre eine gute Zahl zum Eintritt in den Diözesanklerus sich gemeldet hatten, konnte von dieser Seite kein weiterer Vorwurf gegen die Patres erhoben werden. Man griff aber auf alte Beschwerdepunkte zurück, die bereits 1828 Gegenstand der Erörterung gebildet hatten und damals vom Bischof autoritativ entschieden worden waren.

Die Alumnen des Priesterseminars besuchten gerade wie die auswärtigen Theologen vier Jahre lang die Vorlesungen des Kollegs, waren wie die übrigen den Semestralprüfungen unterworfen und wurden in dem jährlich gedruckten Programm der Schüler mit dem Zeugnis über ihre Studienerfolge verzeichnet. Dies alles wurde nun zu Beschwerdepunkten gegen das Kolleg.

Bei friedlicher Stimmung von beiden Seiten hätte man sich über diese Punkte leicht verständigen und die richtige Mittellinie finden

können. Allein alle diese Punkte waren von dem noch regierenden Bischof 1828 nach längerer Erörterung ausdrücklich so entschieden worden. Die Jesuiten hatten demnach nicht einfach freie Hand. Den Herren der Gegenseite schien es aber auch nicht um eine solche Verständigung zu tun. Die Beschwerdepunkte waren mehr das Aushängeschild. Tatsächlich handelte es sich für sie darum, ob der Seminarvorstand oder ob das Kolleg auf die Heranbildung der jungen Kandidaten den Haupteinfluß haben solle. Das galt ihnen als Prinzipienfrage, die sie mit Gewalt zur Entscheidung zu treiben gedachten. Die Vorsteher der beiden Seminarien vermieden daher auch jede weitere Auseinandersetzung mit den Patres, legten vielmehr ihrem Bischof eine Reihe von Beschwerden bzw. Postulaten vor und machten von der Gewährung der letzteren ihr Verbleiben im Amte abhängig. Insbesondere hatten sie verlangt, daß die Theologen des Seminars nicht mehr zu den Semestralprüfungen des Lyzeums herangezogen und ihre Namen nicht mehr im Programm des Kollegs gedruckt werden dürften, daß sie ferner im vierten Jahre ihres theologischen Studiums nicht mehr am Lyzeum bei den Jesuiten, sondern ausschließlich im Seminar bei den dortigen Vorständen Vorlesungen hören sollten.

Der gute Bischof überlegte sich die unangenehme Sache mit seinen Räten, blieb ruhig bei seiner früheren Entscheidung und nahm die Amtsniederlegung der Seminars- und Konviktsvorstände an. Diese aber glaubten es nun sich und der von ihnen vertretenen Auffassung schuldig, über die Ursache ihres Rücktritts eine öffentliche Denkschrift im Druck ausgehen zu lassen. Der bisherige Seminarpräses Johann Clerc und ebenso die übrigen beteiligten Herren standen als würdige Priester und schon auf Grund ihrer bisherigen Stellung im ganzen Kanton in Ansehen, die Denkschrift war mit großem Geschick und in bestechender Form abgefaßt, ein Meisterstück in ihrer Art, dabei aber sehr geeignet, gegen die Jesuiten einzunehmen, indem auf diese aller Schatten geworfen wurde. Für die zahlreichen und leidenschaftlichen Feinde der Jesuiten in der Schweiz war dies ein großer Triumph. Überallhin wurde die Denkschrift verbreitet. In Freiburg selbst machte

sie üble Stimmung gegen die Patres. P. Simmen, der frühere Provinzial, jetzt Rektor des Kollegs von Freiburg, erkannte es als unerläßlich, auf diese für die Freiburger Patres so nachteilige und empfindliche Darlegung im einzelnen zu erwidern. Doch wollte man das Schauspiel eines öffentlichen Haders unter Priestern der Welt nicht bieten. Die Antwort war nur für den Bischof bestimmt und für diejenigen, welchen er Einblick gewähren wollte. Um so offener und entschiedener durfte P. Simmen über die einzelnen Punkte sich aussprechen. Vor der breiten Öffentlichkeit mußten die Patres den trüben Schatten auf sich ruhen lassen. Es war eine empfindliche Prüfung gerade in einer von außen höchst unruhigen und gefahrvollen Zeit. Aber auch dies ging vorüber. Der Bischof nahm die Verteidigungsschrift der Patres auf das wohlwollendste entgegen und stellte an die Spitze seiner beiden Diözesananstalten gerade die allerbesten Jesuitenfreunde. Präses des Seminars wurde Pierre Moullet, der die längste Zeit hindurch als Professor des Lyzeums Hausgenosse der Patres gewesen war, zwei andere der bisherigen weltlichen Professoren des Kollegs übernahmen die Leitung des Konvikts. So war die Prüfung schließlich wieder zum Guten ausgefallen. Friede und Liebe herrschte wieder ungetrübt unter den Männern allen, welche in Freiburg zur Erziehung des Klerus zusammenwirkten.

Es war Zeit, daß Friede kam, denn von außen drohten der gemeinsamen Sache neue Stürme. Die Niederlage der Radikalen im Wallis und die Aussicht, daß nun auch in den Kanton Luzern die Jesuiten würden berufen werden, hatten die Leidenschaft der Gegner aufs höchste gesteigert. Vom Kanton Aargau aus wurde an alle Kantone ein Schreiben geschickt voll der giftigsten Anklagen gegen die Gesellschaft Jesu und auf der Tagsatzung die Vertreibung der Jesuiten beantragt. Eine Schmähschrift, die alle alten Verleumdungen zusammenfaßte, wurde auf der Tagsatzung selbst allen einzelnen Abgeordneten überreicht. Jedoch nur Basel-Land unterstützte den Antrag Aargaus, alle andern enthielten sich der Abstimmung. Aber damit war für die Zukunft wenig Bürgschaft gegeben. Die radikale Presse tobte maßloser als jemals, und das allgemeine

Schweizerische Schützenfest in Basel gab Gelegenheit zu öffentlichen Verhöhnungen und Beschimpfungen der Jesuiten.

Unterdessen fanden die Freiburger Patres Trost an dem treuen Wohlwollen ihres Bischofs, der ausgesprochenen Gunst der Regierung und der begeisterten Parteinahme ihrer Schüler, die der Dankbarkeit und Hochschätzung für ihre Lehrer auch gemeinsam und öffentlich Ausdruck gaben. Aber die allgemeine Erregung erreichte erst ihren Höhepunkt, als 1845 der Beschluß des Kantons Luzern bekannt wurde, für die Leitung der theologischen Studien in der Kantonshauptstadt die Jesuiten wirklich zu berufen. In den Kantonen Bern und Waadt wurden stürmische Volksversammlungen veranstaltet, welche die Verjagung der Jesuiten aus der Schweiz verlangten. Eine außerordentliche Tagsatzung wurde berufen, um über den Luzerner Ratsbeschluß sich zu verständigen. In allen Kantonen mußten Abstimmungen gehalten werden, um die Abgeordneten für diese Tagsatzung zu instruieren. In Freiburg waren die führenden Kreise aufs beste gesinnt und völlig entschieden. Aber die Lage war so bedrohlich, daß selbst hier die Freunde dazu rieten, von Luzern freiwillig abzustehen. In Waadt und Bern bildeten sich Freischaren, in Waadt wurde die Regierung gestürzt. Auch in Freiburg setzten Umtriebe ein und regte sich der Umsturz. Dazu fürchtete man bereits eine Invasion von außen. Aber die Regierung wachte und das Volk betete. Nie hatte zum Vierzigstündigen Gebet oder zur Maiandacht ein solcher Zudrang von Betenden stattgefunden. Allgemein war man davon durchdrungen, daß nicht die Sache des einzelnen Ordens, sondern die Sache der Religion und der religiösen Freiheit auf dem Spiele stehe. In allen Kirchen der Stadt wurde nacheinander das Vierzigstündige Gebet zur Abwehr der drohenden Gefahren angestellt. Zu allen Stunden des Tages drängten sich Scharen von Betenden um das Grab des seligen Petrus Canisius volle vierzig Tage hindurch. Auch die Jesuiten selbst veranstalteten zwei Monate lang außerordentliche Gebetsübungen, und jeder Priester des Hauses mußte allwöchentlich einmal das heilige Opfer für Abwendung der Gefahren darbringen.

Während dieser hocherregten Zeit waren natürlich die Studien nicht wenig gestört. Drei Monate hindurch war die Stadt mit Soldaten angefüllt; auch das Lyzeum mußte seine Räume dafür hergeben. Die Schüler wahrten gutes Betragen und bekundeten in jeder Weise ihre Anhänglichkeit. Als man die Freischareninvasion drohend glaubte, taten sich die älteren Jahrgänge der Schüler aus eigenem Antrieb zu einem Freiwilligenkorps zusammen, um das Kolleg zu verteidigen. Da die Nachricht kam von der Niederlage der Freischaren in Luzern, war der Jubel groß. Aber sogleich legten die jungen Leute zusammen und brachten eine gute Summe auf zur Unterstützung der Verwundeten. Für den Führer der Luzerner Katholiken, den meuchlings gemordeten Senator Joseph Leu von Ebersol, veranstalteten dieselben Studenten in der Marienkirche feierliche Exequien. Eifer und Begeisterung hatten in den jungen Herzen einen solchen Grad erreicht, daß die Patres darauf bedacht sein mußten, zu dämpfen und zu beschwichtigen, damit nicht zum Schaden der Studien ihre Studenten allzusehr ins politische Tagesgetriebe verwickelt würden.

Nachdem im März 1845 die gefürchtete Tagsatzung in Luzern ohne Ergebnis sich wieder aufgelöst hatte, trat im April für die Diözese Genf und Lausanne die Diözesansynode zusammen. Hier einigten sich die Dekane zu einem gemeinsamen Schreiben an den Bischof, in welchem sie ihm ihren Dank aussprachen für den Schutz, den er so mutig und standhaft den Jesuiten zuwende, und ihm ihre treue Mithilfe versprachen. Es war eine bedeutungsvolle Kundgebung; die sämtlichen Priester der ganzen Diözese mit nur einer einzigen Ausnahme gaben dazu die Unterschrift. Der Rektor des Kollegs von Freiburg säumte nicht, nun auch seinerseits an alle Dekane ein herzliches Dankschreiben zu richten. Das alles weckte Freude und bestärkte gegenseitiges Vertrauen; das Verhältnis zum Weltklerus wurde wieder ein näheres und wärmeres. Häufiger als früher kamen die Herren ins Kolleg oder wählten sie die Kollegskirche, um zu zelebrieren. In diesem einen Jahre zählte man mehr als vierhundert Namen von fremden Priestern, die in der Kollegskirche die heilige Messe gelesen.

So hätte man nach den überstandenen Schrecken dieses Jahres mit vermehrter Zuversicht einem gesegneten Wirken in der Zukunft entgegensehen können. Allein das neue Jahr kündigte sich schon im voraus düster an. Am 8. Dezember 1845 war der fromme Bischof Peter Tobias Yenni, der seit dreißig Jahren die Diözese regiert hatte, aus dem Leben geschieden. Bis zuletzt war er ein treuer Freund der Jesuiten geblieben. Mehrmals hatte er sich mit dem Gedanken getragen, selbst noch in die Gesellschaft einzutreten. Da er nun das Ende nahen fühlte, sprach er den Wunsch aus, sterbend in das Pensionat oder in das Kolleg zu den Patres gebracht zu werden; beständig wollte er von denselben umgeben sein. Als Andenken seiner Liebe vermachte er ihnen eines seiner Gemälde: Christus am Kreuz.

Nur wenige Wochen später, am 9. Januar 1846, schloß ein anderer für das Freiburger Kolleg bedeutsamer Mann sein tatenreiches Leben, P. J. B. Drach, der erste Rektor des Kollegs, der es zu dem gemacht hatte, was es jetzt war. Am 1. Juni 1846 starb zu Rom Papst Gregor XVI., für die Jesuiten der Schweiz ein Beschützer und Förderer, wie es nur auf dem päpstlichen Stuhle jemals einen gegeben hatte.

Alle diese drei Todesfälle waren bedeutungsvoll für das Kolleg von Freiburg; mit ihnen schloß eine hingeschwundene Zeit.

Für jetzt ging man nicht ohne jede Sorge im Innern der Weihe des neuen Bischofs am 15. März 1846 entgegen, zu welcher der Apostolische Nuntius nach Freiburg kam. Nuntius Macioti, der mehrere Tage hier verweilte, erwies sich als ein ausgezeichneter Gönner der Jesuiten, besuchte Kolleg und Konvikt, und tat alles, um sein Interesse und seine Wertschätzung für diese Anstalten zu bekunden. Der neue Bischof war Stephan Marilley, der seit 1839 die Pfarrei Genf verwaltet hatte. Der verstorbene Bischof Yenni hatte ihn zum Koadjutor begehrt, war aber gestorben, bevor die Ernennung vollzogen war. Marilley, Priester seit Mai 1831, hatte selbst unter den Jesuiten am Kolleg studiert. Er war mit ihnen wohlbekannt und hatte öfter bei festlichen Anlässen in der Kirche des Kollegs die Predigt übernommen. Noch im Juni 1845 hatte er die Festpredigt

bei der Aloisiusfeier gehalten. Allein er war Vorläufer des Johann Clerc als Präses des Seminars von Freiburg gewesen. Unter seiner Amtsführung hatte der Gegensatz zwischen Seminar und Kolleg sich auszubilden begonnen[1], der schon zwei Jahre nach seiner Ernennung für Genf offen zum Ausbruch kam. Es stand zu fürchten, daß dieser leidige Seminarstreit einen Stachel bei ihm zurückgelassen habe, oder daß Bischof Marilley gar darauf ausgehen könnte, denselben zu erneuern.

Allein Msgr. Marilley wünschte nichts anderes, als ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers, des ehrwürdigen Bischofs Yenni, zu treten. Er erwies sich den Jesuiten in jeder Weise wohlwollend, kam öfter sie besuchen, war zugänglich für ihre Bitten und hielt darauf, in ihrer Kollegskirche alle jene Funktionen auch ferner auszuüben, an welchen Bischof Yenni so treu gehalten hatte.

Das folgende Jahr 1847 begann mit einem Freischarenputsch in der Kantonsstadt Freiburg, der auf tumultuarische Beseitigung der Regierung und gewaltsame Verfassungsänderung gerichtet war. Der Aufstand war schon längere Zeit im stillen vorbereitet und auf den 10. Januar verabredet. Von Bern und von Waadt aus war Zuzug zu erwarten. Um der Wachsamkeit der Regierung zuvorzukommen, hielten die Aufrührer schließlich für geboten, schon am 7. Januar loszuschlagen, denn aller Erfolg hing von der Überrumpelung ab. Ein Schüler des Kollegs, der bei einem Gang in der Umgebung der Stadt zufällig die Zusammenrottungen bemerkt und über ihren Zweck das Notwendigste erfragt hatte, brachte die erste Nachricht in die Stadt. Rasch wußte sich die Regierung Gewißheit zu verschaffen, und sogleich wurden alle Maßregeln getroffen; die Truppen standen in Bereitschaft. Auf das Läuten der Sturmglocken strömten von allen Seiten die Bauern herbei, die Freischaren stoben auseinander. Einige harmlose und unschuldige Menschen hatten sie roh gemordet, sonst aber keinen Schaden zu tun die Zeit gehabt. Zum Muttergottesfeste am 2. Februar strömte ganz Freiburg in den

[1] Doch hatte Marilley noch als Seminarpräses 1838 am Ignatiusfest die Predigt in der Kollegskirche gehalten, während der Bischof pontifizierte.

Kirchen zusammen, um für die glückliche Abwendung der Gefahr feierliche Danksagung darzubringen. Kurz darauf begannen die Volksexerzitien, um das von Pius IX. am 20. November 1846 ausgeschriebene Jubiläum würdig zu begehen. Drei Wochen hindurch dauerten die Veranstaltungen, und in allem bewährte sich der fromme Sinn der Freiburger. Die Beteiligung war eine überaus eifrige.

Über dem Kolleg von Freiburg schien demnach der heiterste Himmel zu strahlen. Wie im Wallis und in Luzern, so war auch in Freiburg selbst die Politik der rohen Faust zuschanden geworden. Die Regierungsbehörden waren für die Jesuiten voll des Wohlwollens, der neue Bischof setzte eine Ehre darein, sich ihnen als Gönner zu erweisen, in der Stadt hatten sie die Sympathien und das Vertrauen aller guten Elemente. Auch das Kolleg stand in voller Blüte. Trotz aller Unruhen und umherschwirrenden Umsturzgerüchte, durch welche auswärtige Studenten abgeschreckt werden mußten, zählte das Kolleg noch immer seine 500 Studenten, und was wichtiger war, es herrschte unter diesen ein vorzüglicher Geist. Mit wahrem Hochgefühl verweilen die Jahresberichte 1846 bei den zahlreichen und bewunderungswürdigen Tugendbeispielen, durch welche die Externen der Anstalt, zumal die Mitglieder der Studentenkongregationen, in heiligem Wetteifer standen.

Mit dem Schluß des Schuljahres am 15. August 1847 fiel eine für den Kanton Freiburg bedeutungsvolle Feier zusammen. Anknüpfend an einen Vorgang des Jahres 1656 waren die Häupter des Kantons darin übereingekommen, angesichts der mannigfach drohenden Gefahren den ganzen Kanton durch einen feierlichen Weiheakt unter den besondern Schutz der Himmelskönigin zu stellen. Am Fest der Himmelfahrt Mariä verlas an den Stufen des Altars zu den Füßen des Bischofs der Präsident des Kantons die Weiheformel. Alles war voll heiliger Begeisterung, und mit froher Zuversicht zogen Lehrer und Schüler des Kollegs in die Ferien. Es sollten die letzten sein für die Jesuiten in Freiburg.

Zahl der Schüler im Kolleg St-Michel zu Freiburg[1].

Jahr	Externe	Gesamtzahl	Jahr	Externe	Gesamtzahl	Jahr	Externe	Gesamtzahl
1818	199	199	1828	301	669	1838	291	699
1819	264	264	1829	322	553	1839	328	759
1820	330	330	1830	294	541	1840	284	675
1821			1831	285	550	1841	268	629
1822			1832	256	513	1842	266	630
1823	346	346	1833	296	585	1843	224	570
1824			1834	231	709	1844	259	633
1825			1835	327	725	1845	229	536
1826			1836	298	702	1846	207	497
1827	262	292	1837	255	674	1847	264	264

7. Außerordentliche Seelsorge.

In den schwierigen Anfangsjahren schon waren die Patres von Sitten und Brig eingedenk geblieben, daß sie als Nachfolger der alten Jesuiten zu den Werken der außerordentlichen Seelsorge ganz besonders berufen seien. Zum ersten Mal liest man von P. Godinot, daß er seinen unerwünschten Aufenthalt in Freiburg 1811 auch dazu benützt habe, für Studenten Exerzitien zu geben, und zwar acht Tage lang. Vier der geistlichen Professoren des dortigen Kollegs kamen dann 1813 während der Ferien nach Sitten, um acht Tage hindurch den geistlichen Übungen obzuliegen, die sie mit großem Troste verließen. Seitdem die Patres als Angehörige des Jesuitenordens bekannt waren, kamen bald auch andere Priester, teils aus eigenem Antrieb, teils von ihren Bischöfen geschickt, sich der Wohltat der Exerzitien teilhaft zu machen. In Sitten beherbergte man zu diesem Zwecke 1821 fünf Priester aus Savoyen und einen Diakon aus

[1] Die Zahlen sind von 1827 an der Tabelle des Livre d'Or entnommen, dem authentisches Material zur Verfügung war. Sie können indes nur mit vielfachem Vorbehalt gegeben werden, da sie mit den Angaben der Litterae annuae oft große Unterschiede aufweisen. Die Schwierigkeit liegt wohl darin, daß bald die Zahl beim Jahresanfang, bald die am Jahresschluß in der Litterae annuae angeführt wird, bald die Zöglinge der Vorschulen in Stäffis mitgerechnet werden, bald nicht. Der Livre d'Or sieht von Stäffis ab.

Pruntrut, in Stäffis 1836 drei Priester aus Frankreich und einen, der aus Bayern zu diesem Zwecke die Reise in die Schweiz unternommen hatte.

a) Die Exerzitien.

Von Priesterexerzitien in größerem Umfang wird zuerst zum Jahre 1819 berichtet, in welchem P. Godinot für 57 Priester zu Freiburg die Exerzitien abhielt, an welchen auch der Bischof sich beteiligte. Die Blütezeit für die Priesterexerzitien in der Schweiz beginnt jedoch erst mit dem Herbst 1825, fällt also fast zusammen mit der formellen Aufrichtung der oberdeutschen Ordensprovinz. Der Anstoß ging von der Diözese Basel aus, und zwar vom Kanton Solothurn. Dort hatte die Gesellschaft Jesu noch manche Sympathien, insbesondere aber hatte P. Beat Günther, jetzt Superior von Sitten, als langjähriger Lehrer und Prediger am Kolleg von Solothurn persönliche Verbindungen. Die Seelsorgepriester des Landkapitels Burgaud hatten sich geeinigt, unter seiner Leitung im August 1825 die Exerzitien zu machen. Dieselben fanden statt im Kapuzinerkloster zu Olten. Alle Pfarrer des Kapitels stellten sich ein, mit Ausnahme eines einzigen alten Blinden. Gottesdienst und Seelsorge für die Pfarreien besorgten inzwischen die Kapuziner und die Stadtgeistlichkeit von Solothurn.

Das Beispiel wirkte auf den Bischof von Sitten, der gleich darauf in den Räumen seines Seminars, auf Mont Valérie bei Sitten, für die Priester der Umgebung Exerzitien veranstalten ließ. Der Bischof persönlich mit seinem Generalvikar und seinem Sekretär und mehreren Domherren seiner Kathedrale nahmen Anteil.

Da hier nur das mittlere Wallis sich beteiligt hatte, lud der Bischof 1829 durch Rundschreiben auch die Priester des Oberwallis zu Exerzitien ein, und diese in das Kollegium von Brig. Dem Rufe des Oberhirten folgten vierzig Pfarrer. Die Übungen währten fünf Tage hindurch und verliefen zu voller Befriedigung. Besonders erhebend war die Schlußfeier mit der gemeinsamen Kommunion. In Chorrock und Stola, brennende Kerzen in der Hand, schritten die

Priester paarweise der Kommunionbank zu. Auf das Volk, das in dichtgedrängten Scharen die Räume der Kollegskirche füllte, brachte dieses Schauspiel einen tiefen Eindruck hervor. Die Priesterexerzitien hatten damit in der Diözese Sitten das Bürgerrecht errungen, und der neue Bischof Fabian de Roten veranstaltete dieselben 1831 in drei Abteilungen zugleich für die ganze Diözese. In Sitten, wo dreißig Priester des Mittelwallis zusammenkamen, beteiligte sich der Bischof in Person. In Brig, das für das Oberwallis bestimmt war, zählte man gleichfalls dreißig Teilnehmer, darunter vier Landdechanten. Hier war P. Fr. X. de Ravignan, der zur Zeit als Professor der Theologie dem Hause angehörte, der Exerzitienleiter. Er nahm es streng, hielt sich möglichst genau an den Wortlaut des Exerzitienbuches, verlangte unverbrüchliches Stillschweigen und blieb alle fünf Tage hindurch fast ausschließlich bei den erschütternden Betrachtungen der ersten Exerzitienwoche. Täglich fanden fünf Übungen von je einer Stunde statt, die letzte meistens eine Wiederholung. Die erste Betrachtung am Morgen und die zweimalige Gewissenserforschung des Mittags und Abends betete P. de Ravignan mit lauter Stimme vor. Ein anderer französischer Pater, de Balandret, war Exerzitienmeister für 27 Priester des Unterwallis, die in der Abtei St-Maurice zusammenkamen. Bei der Schlußfeier teilte der Abt die heilige Kommunion aus und ließ die Exerzitanten die promissiones clericales feierlich erneuern. Die Stimmung war eine freudig gehobene, und allgemein war der Wunsch, daß solche Geistesübungen alljährlich möchten abgehalten werden. Ging dies auch nicht wörtlich in Erfüllung, so wiederholten sich doch von jetzt an die Priesterexerzitien in der Diözese Sitten ziemlich häufig. Auf große Teilnehmerzahlen konnte man nach Lage der Verhältnisse nicht rechnen. Die Höchstzahl von 43 Teilnehmern wird für 1845 in Brig, von 49 im folgenden Jahre in Sitten verzeichnet. Die Dauer von fünf bis sechs Tagen wurde beibehalten. Eine Änderung zeigt sich nur darin, daß seit 1835 gewöhnlich zwei Patres gemeinsam mit Erteilung der Exerzitien beauftragt sind, für Sitten 1835: die PP. Neltner und Deharbe; für Brig 1837 und für Sitten 1838 die PP. Krupski und

Simmen; für Brig 1845 wieder P. Neltner mit einem Pater des Briger Kollegs.

Für Freiburg liegen von 1833 wieder bestimmte Nachrichten vor, in welchem Jahre der Bischof selbst an den heiligen Übungen Anteil nahm. Das Stillschweigen wurde in der ganzen Strenge betont. Zum Schlusse verteilte man den Beteiligten gedruckte Andenken, welche eine Anweisung für die tägliche Betrachtung und eine Tagesordnung für die Seelsorgepriester enthielten. Vor dem Wallis hatte Freiburg jedenfalls die größeren Zahlen voraus; es werden einmal 100, einmal 80 Teilnehmer gezählt. In Aosta (Piemont) hielten zwei Patres 1838 die Exerzitien für 120 Priester ab. In Altorf gab sie P. Neltner 1836 für die Priester des Kantons Uri in zwei Abteilungen, jedoch jedesmal nur drei Tage.

In dem gleichen Jahre begann P. Deharbe mit Exerzitien für Priester in München, die von 1840 an unter guter Beteiligung im Seminar von Freising stattfinden konnten. Bald wiederholten sich für ihn die gleichen Arbeiten in Regensburg und Metten, in Amberg und Eichstätt. Seit P. Deharbe bei der Mission in Köthen tätig, ergab sich für ihn auch wiederholte Gelegenheit, die Priester der Hildesheimer Diözese zu Exerzitien zu vereinigen. Vom Bischof von Paderborn wurde er in dieser Zeit zu Exerzitien für die Priester des Eichsfeldes berufen. Mit dem vielen Trostreichen, was diese Arbeiten darboten, ergaben sich für den seeleneifrigen Mann auch manche trübe Beobachtungen. Unter diesen Eindrücken wurde er dazu geführt, sein bekanntes, noch heute viel gebrauchtes Werkchen zusammenzuschreiben: Examen ad usum cleri. Es war von ihm gedacht als ein steter Mahner und ein bleibendes Andenken an die Exerzitien.

In der Schweiz waren die Exerzitien für Priester so in Übung gekommen, daß es für viele einer Aufforderung vonseiten ihres Bischofs gar nicht bedurfte, sondern nur einer geeigneten Gelegenheit. Dem Verlangen entgegenzukommen, nahmen die Patres ihre Zuflucht teils zu Klöstern, teils zu Pfarrhäusern, welche genügende Räume boten und deren Inhaber ihnen freundschaftlich nahestanden. Der Pfarrer von Steinerberg im Kanton Schwyz, bei dem gelegentlich der Wall-

fahrten zur hl. Anna viele Priester einkehrten, hatte mit Rücksicht hierauf sein Pfarrhaus so erweitern und einrichten lassen, daß er ohne Schwierigkeit 16 fremde Herren auf einmal beherbergen konnte. Hier hielt P. Deharbe 1839 zum ersten Mal die Exerzitien, und zwar vier Tage lang für 10 Geistliche. Im folgenden Jahre kamen hier erst 14, dann nochmals 12 Herren zu gleichem Zwecke zusammen, und von jetzt an fanden wenigstens zweimal des Jahres hier Priesterexerzitien statt, gewöhnlich für zwanzig oder noch mehr Teilnehmer. In der alten Diözese Basel, wo die geistliche Behörde eine Tätigkeit der Patres damals nicht gerne sah, öffnete ein Dechant im September 1838 sein Haus für 14 Priester, denen ein Jesuitenpater unter der Hülle tiefen Geheimnisses die Exerzitien gab. Weniger ängstlich war man im folgenden Jahre in Boncourt, wo 9 Priester sechs Tage hindurch sich den heiligen Übungen unterzogen. Der befreundete Abt von Einsiedeln nahm 1841 eine große Anzahl von Seelsorgepriestern für einige Tage ins Kloster zur Verpflegung, damit ihnen dort die Exerzitien gegeben werden konnten. In Einsiedeln und in Sarnen zusammen zählte man in jenem Jahre 100 Teilnehmer. Ein anderes geeignetes Haus, das sich für die Exerzitien gastlich öffnete, war die Zisterzienserabtei St. Urban bei Luzern, deren Abt Friedrich Pfluger den Patres treu zugetan war.

Daß nicht gerade alle Schweizer Geistlichen sich zu den Exerzitien von selbst hingezogen fühlten, ist begreiflich, ebenso daß manche unter dem Einfluß liberaler Strömungen Vorurteile gegen die Jesuiten mit sich herumtrugen. Als für die Priester des Kantons Zug 1843 gemeinsame Priesterexerzitien stattfinden sollten und dafür geworben wurde, stieß man mancherorts auf Widerstand, so sehr, daß die Veranstaltung unterbleiben mußte. Für diejenigen, die willig waren, blieb Steinerberg, wo sie in zwei Abteilungen zu je 17 Mann die heiligen Übungen durchmachten. Ein ähnlicher Streit spaltete im gleichen Jahre das Dekanat Sursee im Kanton Luzern, wo die älteren Geistlichen die gemeinsamen Exerzitien wünschten, die jüngeren Elemente vorwiegend sich dagegen sperrten. Die guten Willens waren, erreichten schließlich ihren Wunsch in der Abtei St. Urban bei Luzern.

Doch immer mehr setzte sich in der Schweiz der Gebrauch der jährlichen Priesterexerzitien fest, nicht nur in Freiburg und im Wallis, sondern allgemein in den katholischen Kantonen. Aus dem Jahre 1846 sind gemeinsame Priesterexerzitien verzeichnet zu Altorf (Kanton Uri), zu Buchs (Nidwalden), zu Hitzkirch (Luzern), zu Steinerberg (Schwyz). In dem gleichen Jahre versammelte der Bischof von Sitten, nachdem er 1845 für den Klerus von Oberwallis Exerzitien angeordnet hatte, die Priester des Unterwallis in der Abtei St-Maurice. Es erschienen ihrer 49, und die Kanoniker von St-Maurice schlossen sich ihnen an. Auch der Bischof von Sitten und der Abt von St-Maurice, Bischof von Bethlehem i. p. i., machten die geistlichen Übungen mit, welche P. Theodor Neltner als erprobter Führer leitete. Bei der ergreifenden Schlußfeier, der beide Bischöfe anwohnten, erneuerten die Kanoniker ihre Gelübde, die andern Priester aber zu den Füßen ihres Bischofs das Gelöbnis des kanonischen Gehorsams.

Diese Abtei St-Maurice war schon 1830 mit dem Beispiel gemeinsamer Exerzitien vorangegangen, und lange bevor die Priesterexerzitien allgemein in Übung waren, hatten die Herren dieser Abtei sich wiederholt von Sitten her einen Pater erbeten, der für acht Tage ihre Geistesübungen leiten sollte. Auch von den verschiedenen Frauenklöstern der Schweiz, namentlich in den Kantonen Wallis und Freiburg, wurden schon in früher Zeit die Patres zur Abhaltung der Exerzitien eingeladen, bald für die Schwestern, bald auch für die Zöglinge. Die Stadt Freiburg allein zählte vier Frauenklöster. Nach Montet, nicht weit von Stäffis gelegen, wo die Damen vom heiligsten Herzen ein Haus besaßen, kamen die Patres alle Jahre. Sie hielten dort achttägige Exerzitien erst für die Schwestern, dann für die Pensionärinnen und zuletzt noch eine Art Volksexerzitien für die früheren Zöglinge und andere Frauen, die sich anschließen wollten.

In Steinerberg gab P. Burgstahler 1839 dreitägige Exerzitien für die Einsiedler, die im Kanton Schwyz nach einer vom Bischof approbierten Regel lebten und in abgelegenen Gebirgskapellen den Küsterdienst versahen. Der Einladung des Pfarrers waren elf

gefolgt, dem zwölften war gerade die Hütte abgebrannt, was ihn zurückhielt. Der Schluß dieser Exerzitien wurde besonders feierlich dadurch, daß die elf Einsiedler in ihren Kutten, brennende Kerzen in der Hand, mit der Geistlichkeit der Umgegend die Reliquien des hl. Viktor abholten, die eben von Freiburg, wo sie neu gefaßt worden waren, zurückkamen.

Für die Studenten der Kollegien wurden regelmäßig alle Jahre einmal Exerzitien gehalten, für die Externen drei, für die Konviktoren meistens vier Tage. Im Wallis beobachtete man von Anfang an erfreuliche Wirkungen, obgleich an den Kollegien dort bis zum Jahre 1823 die Betrachtungen in lateinischer Sprache vorgelegt wurden. In Freiburg, wo man dies vermied und in getrennten Abteilungen für die Deutschen und die Franzosen besondere Vorträge halten ließ, waren die ersten Früchte nicht ermutigend. Die Vorurteile und Agitationen, welche bei der Übertragung des Kollegs an die Patres erregt worden waren, taten ihre Wirkung. Aber schon nach wenigen Jahren war die Stimmung so umgeschlagen, daß nicht nur die Studenten des Kollegs sich eifrig beteiligten, sondern auch fremde Studenten, selbst solche aus andern Kantonen, um die Gunst nachsuchten, sich beteiligen zu dürfen, was gern gestattet wurde[1].

In Belgien, das ja lange Zeit der Provinz zugehörte, waren die Exerzitien für Priester wie für Laien viel früher und allgemeiner im Brauch gewesen als in der Schweiz. Durch königliches Dekret wurden die Priesterexerzitien 1824, und im folgenden Jahre auch die Exerzitien für Laien untersagt. Doch lag es nicht in der Art der Belgier, um solche unberechtigten Eingriffe in Gewissenssachen sich viel zu kümmern.

[1] Hier in Freiburg war es, daß bei den Studentenexerzitien, die am Katharinatag am 25. November 1837 ihren Schluß feierten, das abendliche Absingen des Miserere eingeführt wurde, das jetzt noch vielfach üblich ist. Vor dem Weggang nach der letzten Betrachtung am Abend kamen die Exerzitanten der beiden Abteilungen, Deutsche und Franzosen, in der Kirche zusammen, den Psalm Miserere zu singen. Am Abend des dritten Tages wurde das Tedeum gesungen, während der Altar in einem Meer von Lichtern erstrahlte. Am folgenden Morgen war die gemeinsame Kommunion.

Auch in die Häuser der Schweiz kamen Jahr für Jahr einzelne Laien, oft aus weiter Ferne, um dort für einige Tage sich zu den Exerzitien zurückzuziehen, und für manche hervorragende Fremde sind diese Tage entscheidend gewesen. Für Louis Veuillot ist P. Geoffroy in Freiburg 1838 der Führer am Scheideweg geworden. In den Jahresberichten des Freiburger Kollegs heißt es zum Jahre 1834: „Zwei Weltpriester, die von weitem herzugereist waren, haben die Exerzitien, die sie hier gemacht, voll des Trostes verlassen, ein anderer Herr, ein Laie, ein Mann hervorragend an Geist und Wissen, fand sich von einer solchen Fülle von übernatürlichem Lichte überströmt, daß er auch später noch von den Wirkungen, welche jene Exerzitien auf ihn geübt, ganz betroffen war."

Besondere Erwähnung verdient ein erster Versuch[1] von Exerzitien für deutsche Schullehrer im Juli 1842. Der treffliche Abt des Klosters St. Urban bei Luzern war den Wünschen und Bedürfnissen der Luzerner Regierung dahin entgegengekommen, daß er zur Errichtung eines katholischen Schullehrerseminars einen Teil des Klostergebäudes anbot, wo er sechzig junge Leute gegen mäßige Pension verpflegen wollte. Hier wurde 1841 das Seminar auch wirklich eröffnet und im besten Geiste geleitet, so daß neben wissenschaftlicher Strebsamkeit auch der Pflege der Religion ihre Stelle gesichert war. Nun mußten nach einer im Kanton bestehenden Vorschrift alle Jahre eine Anzahl von Volksschullehrern, die bereits in der Praxis standen, zu einem Repetitionskursus zusammenkommen, was die einzelnen alle zwei Jahre traf. Da die Jesuitenpatres in der Abtei ihr Absteigequartier hatten, wo sie sich in den Pausen zwischen den verschiedenen Volksmissionen der Umgegend wieder sammelten, und da sie dieses Jahr ohnehin wieder zu den Exerzitien der Zisterzienser dahin eingeladen waren, so wollte Konstantin Siegwart-Müller, der zur Zeit an der Spitze des Schulwesens im Kanton stand, dies benützen und unmittelbar an den vorgeschriebenen Repetitionskurs einen eigenen

[1] Schon im Januar 1838 war einer der Patres Missionäre zur Predigt für die Schullehrerkandidaten im Lehrerseminar zu Straßburg, doch ist nicht klar, ob es sich hier bereits um Exerzitien handelte.

Kurs Exerzitien für die versammelten Lehrer sich anschließen lassen. Der Einberufenen waren diesmal dreiundvierzig, fast alle aus der früheren liberalen Schule und voll von Vorurteilen und Abneigung gegen die Jesuiten. Anfangs gab es daher viele Widersetzlichkeit. Zwei, die durch Ungebärdigkeit sich hervortaten, wurden fortgeschickt. Die übrigen einundvierzig ließen sich beschwichtigen und folgten mit wachsender Aufmerksamkeit und Gelehrigkeit den Vorträgen. Das Benehmen blieb tadellos, die Exerzitien nahmen erhebenden Verlauf und endeten mit einer Freudigkeit und Begeisterung, daß manche der Lehrer selbst davon überrascht waren.

b) Die Volksmissionen.

Größere Schwierigkeiten als den Exerzitien standen auf lange Zeit hinaus dem Werk der Volksmissionen entgegen. Der geeigneten Kräfte waren wenige, diese aber durch die Schule festgehalten und mit Schularbeiten überbürdet. Nur die zwei Monate der Herbstferien standen zur Verfügung, welche die vielgeplagten und schlecht verpflegten Professoren gar wohl zur Erholung bedurft hätten. Bis 1816 geschieht denn auch nur einer einzigen Mission Erwähnung, die von P. Godinot französisch gepredigt wurde. Seit Frühjahr 1818 folgten noch vier weitere Volksmissionen im Wallis, alle französisch, jede von achttägiger Dauer. Dasselbe Jahr ließ zum ersten Mal auch eine deutsche Mission zustande kommen. Sie wurde in Schwyz gepredigt von P. Beat Günther und P. Theodor Neltner, beides tüchtige Kanzelredner. Die beiden Männer hielten darauf, getreu an die Art der alten Jesuitenmissionen wieder anzuknüpfen, wie sie älteren Leuten jetzt, 45 Jahre nach Aufhebung des Ordens, noch deutlich im Gedächtnis war.

Die Missionäre mit Stab und Pilgermantel am Schauplatz ihrer Arbeiten angekommen, wurden vom Pfarrherrn feierlich begrüßt und zur Kirche geleitet. Großer Wert wurde den Standesunterrichten beigelegt, die für die verschiedenen Klassen gesondert erteilt zu werden pflegten: für Jünglinge und für Jungfrauen, für verheiratete Männer und für Hausfrauen, für Vorgesetzte, für das Volk und für die Kinder.

Gleich dieser ersten deutschen Volksmission, wiewohl von erprobten Männern gegeben und von trostreichen Früchten begleitet, war es beschieden, durch Entstellung und Verleumdung zum Gegenstand öffentlicher Erörterung in der Presse zu werden. Da jedoch der Gemeinderat von Schwyz und später auch das Landkapitel in den Zeitungen öffentlich entgegentraten und den Missionären ehrende Anerkennung aussprachen, hatte diese Anfeindung mehr Nutzen als Schaden im Gefolge.

Für die nächsten Jahre läßt sich von da an eine zweifache Bahn der Missionstätigkeit verfolgen. Die eine, welche Sitten zum Ausgangspunkt hatte und nur innerhalb der Grenzen des Wallis sich bewegte, weist für 1819 nur eine einzige Mission im Unterwallis, für 1820 die Volksexerzitien in Liddes auf, 1821 aber außer den Volksexerzitien in Brig noch drei Missionen, die eine in St. Peter am Fuße des St. Bernhard, die vierzehn Tage währte. In Morgny, wo drei Patres zusammenwirkten, begnügte man sich mit acht Tagen, doch so, daß täglich vier Predigten stattfanden. Eine große Bittprozession machte hier den Schluß.

Die Volksexerzitien in Liddes, die um Fastnacht 1820 ihren Anfang nahmen, waren lehrreich für die Folgezeit. Gute Wirkung übten hier die frommen Lieder in der Landessprache. Die Weihe an die Mutter Gottes zum Schlusse wurde mit größter Feierlichkeit vorgenommen, das Weihegebet vorher gedruckt jedem in die Hand gegeben. Für die Aufstellung des großen Missionskreuzes wurde ein günstiger, weithin sichtbarer Platz auf einem Hügel gewählt. Während der Mission waren die Patres bemüht gewesen, die „zum Glauben notwendigen Stücke" dem Volke klar zu machen und tief einzuprägen. Zum Schlusse wurden Gedenkzettel ausgeteilt, welche den Hauptinhalt der Missionspredigten dem Gedächtnis immer wieder vorführen sollten. Allenthalben gab ein rührender Eifer des Volkes sich kund. In St. Peter harrten trotz des Winters manche drei ganze Nächte in der Kirche aus, um endlich zum Beichtstuhl zu gelangen. Wichtig waren die drei Walliser Volksmissionen 1822 und die von Visp 1823. In Ernen 1822 wird die feierliche Erneuerung der Taufgelübde und

die öffentliche Aussöhnung der Verfeindeten als besonders eindrucksvoll hervorgehoben. In Leuk ereignete es sich 1822, daß wegen des allgemeinen Weinens und Schluchzens eine der Predigten abgebrochen werden mußte. Der Prediger war P. Johannes Roothaan.

Unterdessen hatte aber auch die Freiburger Missionstruppe rüstig vorangearbeitet. Für P. Günther öffnete sich ein Wirkungsfeld zunächst in seinem Heimatkanton Solothurn. In Neuendorf und in Biberist predigte er mit P. Neltner noch 1819, meistens im Freien. Zur Mission in Biberist, das nahe bei Solothurn gelegen, kamen zahlreiche Zuhörer aus der Stadt, und zwar aus den angeseheneren Kreisen. Die Missionen zu Bettlach und zu Welschenrohr 1820 gehörten gleichfalls dem Kanton Solothurn an. Nach Arth im Kanton Schwyz kamen die beiden Missionäre 1821 und von hier nach Stanz in Unterwalden, überall mit tröstlichem Erfolg. Das gleiche Jahr 1821 brachte auch zum ersten Mal eine Mission im Kanton Freiburg, in Buadenz, wo drei Missionäre ihre Kräfte vereinigten. Ersfeld im Kanton Uri hatte seine Volksmission 1822, gleich darauf Beckenried im Kanton Unterwalden, wo zahlreiches Volk aus der nahen Stadt Luzern zu den Predigten sich einstellte.

Die Mission, die von Freiburg aus 1823 in Wippingen gegeben wurde, hatte nebenbei noch eine besondere Bestimmung. Wippingen lag nahe dem Landgute Marsens, das zum Freiburger Kolleg gehörte und in dem genannten Jahre instand gesetzt wurde, um den Scholastikern, die zu ihren Studien nach Freiburg versetzt werden sollten, als Erholungsort zu dienen. Es lag daran, die Landleute der nächsten Umgebung religiös gesinnt und wohlwollend gestimmt zu wissen. Die Absicht wurde erreicht und ein Grund gelegt, auf welchem sich in der Zukunft weiterbauen ließ. Am Schluß dieser Mission kam es vor, daß die Vorsteher des Ortes den scheidenden Predigern nach alter Väterfitte den Ehrenwein zum Geschenke machen wollten. Der Superior bat, ihn statt dessen unter die Armen des Ortes auszuteilen. Jahrs zuvor 1822 war von Freiburg aus auch eine französische Mission gepredigt worden zu La Roche. Sie war auf acht Tage zugemessen mit täglich vier Predigten. Man sah sich

aber im Laufe der Arbeit selbst genötigt, den Plan zu ändern und die Frist zu verlängern.

Bei den Berichten aus dieser Zeit wird oft ein scharfer Unterschied gemacht zwischen der eigentlichen „Mission" und den „Volksexerzitien", oft aber auch findet man die Ausdrücke unterschiedslos durcheinander gemengt. Ein Unterschied bestand nicht in Bezug auf die Dauer oder auf die äußeren Hilfsmittel und Veranstaltungen zur Förderung der Andacht, wohl auch nicht in der Zahl und dem Inhalt der Predigten. In all diesen Dingen berührten sich beide Arten ganz nahe, und war man sowieso in allen Fällen genötigt, den äußeren Umständen sich anzupassen. Das entscheidende Moment dürfte in der Betonung der Standesunterrichte zu suchen sein, die der Mission neben der Predigt der ewigen Wahrheiten wesentlich waren, während die Volksexerzitien mit den eindrucksvollen Predigten über die Exerzitienwahrheiten sich begnügen konnten. Selten ging es dabei ohne Nebenarbeiten für die Missionäre ab. Bald war es eine etwas entferntere Filiale, bald eine fremdsprachige Minorität am Orte selbst, die für sich besondere Sorge in Anspruch nahm, manchmal sammelten sich auch die Seelsorgepriester der Umgegend (einmal zwanzig an der Zahl), um eine pastorale Ansprache und Ermunterung für sich zu erbitten.

Daß in der Missionstätigkeit der Schweizer Jesuiten seit 1820 ein beträchtlicher und fast plötzlicher Aufschwung sich geltend macht, ist unverkennbar. Derselbe erklärt sich daraus, daß infolge der Vertreibung der Gesellschaft aus Rußland einige tüchtige Kräfte der Schweiz zugeführt wurden, insbesondere die beredten und sprachkundigen Niederländer P. Johannes Roothaan und P. J. B. Boone. Die Missionspredigten des P. Roothaan in Brig, Leuk, Ernen, Visp haben einen ganz außerordentlichen Eindruck hinterlassen, und ist der Einfluß dieses begnadigten Kanzelredners auf das gesamte Predigtwesen der Provinz für lange Zeit von Bedeutung gewesen. Der ihm besonders eigene Brauch, die Mission jedesmal mit der Herz-Jesu-Predigt zu schließen, hat sich gleichwohl auf die Dauer nicht erhalten.

Alles in allem genommen, hatte demnach schon die Vizeprovinz im Fache der Volksmission eine gute Schule durchgemacht und reiche

Erfahrung gewonnen. Feste Überlieferungen waren bereits vorhanden, als das Jahr 1826 gleichzeitig mit der Erhebung zur oberdeutschen Provinz auch für das Werk der Volksmission die Feuertaufe brachte. Im genannten Jahre hatte Leo XII. ein allgemeines Jubiläum ausgeschrieben, und mit einem Schlage wurden zu dessen Durchführung von allen Seiten Volksmissionen verlangt. Es geschah, was irgend möglich war. In den beiden Kantonen Freiburg und Wallis wurden innerhalb der letzten vier Monate des Jahres 32 Missionen gehalten, fast alle von acht bis zehn Tagen mit je vier Predigten des Tages. Nur 7 von diesen Missionen kamen auf das Wallis, alles übrige, 25 teils deutsche teils französische Missionen, mußte von Freiburg aus geleistet werden. Viele andere, die dringend erbeten waren, wurden auf spätere Zeit verschoben oder ganz abgeschlagen. Auch bei solcher Beschränkung hätten die Kräfte nicht ausgereicht, wäre nicht vom Bischof in Freiburg verfügt worden, daß auch die Theologiestudierenden des Ordens, die noch nicht die Priesterweihe hatten, zu den Missionspredigten herangezogen werden sollten. In einem Falle übernahm es der Bischof in Person, die Stelle eines Paters für gottesdienstliche Verrichtungen in Freiburg zu versehen, um diesen für die Abhaltung einer Mission freizumachen. Für die Volksexerzitien, die bei dieser Gelegenheit in der Kollegskirche zu Freiburg selbst gepredigt wurden, war eine Schwierigkeit dadurch gegeben, daß in der nicht eben großen Stadt kurz zuvor von andern Ordensleuten bereits zwei Missionen abgehalten worden waren, eine französisch in der Kathedrale und eine deutsch in einer andern Kirche. Um so höher mußten die Patres es anschlagen, daß der Bischof zu allen Predigten erschien. In diesem Jubiläumsjahre war es auch, daß zum ersten Mal in Stäffis eine Mission gepredigt wurde, wo gerade die Eröffnung des neuen Noviziatshauses bevorstand. Die Früchte waren trostreich, der Eindruck außerordentlich. Bei der französischen Mission zu Romont erhielt die kleine Schar von 60 Deutschen ihre besondere deutsche Missionspredigt. Die Errichtung des Missionskreuzes wurde hier auf das folgende Jahr verschoben. Dann aber durch ein Triduum, gleichsam eine Missions-

erneuerung, vorbereitet und mit aller Feierlichkeit vollzogen. Zu Massonn, wo ein Pater mit zwei Scholastikern die Mission gepredigt hatte, taten die Burschen sich zusammen, um gleich für das folgende Jahr wieder dreitägige Übungen zu erbitten. Die Auslagen wollten sie alle allein auf sich nehmen.

Im Wallis war dem großen Ansturm der Jubiläumsmissionen schon zu Anfang des Jahres 1826 eine andere denkwürdige Volksmission vorausgegangen. In Lenssen, nur drei Meilen von Sitten entfernt, hatte der Pfarrer, ein guter Freund der Patres, längst um eine Volksmission angehalten, und P. Günther als Superior von Sitten, unterstützt von zwei Tertiariern aus Brig, hatte dieselbe im strengsten Winter am 15. Januar eröffnet. Sie sollte vierzehn Tage währen.

Abgesehen von der Jahreszeit bot die Pfarrei, die aus vier weit voneinander entlegenen Ortschaften bestand, besondere Schwierigkeiten. Es machte schon tiefen Eindruck, als eine Frau, während sie am Beichtstuhl harrte, von einem Blutsturz befallen wurde und demselben erlag. Da brach aber am zwölften Tage auch der Superior der Mission vor Überanstrengung zusammen. Auf Anordnung des Arztes mußte der Kranke nach Sitten hinabtransportiert werden, was die Bauern nur mit großer Mühe über Eis und Schnee hinweg zustande brachten. P. Günther stand im 68. Lebensjahre und war schon lange von schwacher Gesundheit. Trotzdem hatte er als Prediger namhafte Dienste geleistet. Er konnte sich von diesem Schlage nicht mehr ganz erholen. Noch im gleichen Jahre wurde er als Superior von Sitten durch eine rüstigere Kraft ersetzt. Er starb zu Sitten am 15. Dezember 1828.

Unter den Jubiläumsmissionen des Wallis von 1826 stand an Bedeutung die von Siders obenan. Da die Zeit des Jubiläums zum Ende neigte, war man genötigt, sie auf fünf Tage zusammenzudrängen; jeden Tag fand neben zwei französischen auch eine deutsche Predigt statt. Es trug hier gute Früchte, daß die Missionäre schon bald nach ihrer Ankunft den Behörden und andern führenden Persönlichkeiten sich vorgestellt hatten. Nicht an allen Orten fand man

von vornherein geneigtes Entgegenkommen, mancherorts kamen die Schwierigkeiten selbst vonseiten des Pfarrherrn, namentlich in der ersten Zeit, da man die Patres und die Volksmission noch kaum dem Namen nach kannte. Manchmal waren auffeiten des Volkes, manchmal bei den Priestern Vorurteile oder Abneigung zu überwinden. Es war noch harmlos, wenn z. B. der Pfarrer von Natron im Wallis 1826 durchaus einige bestimmte Predigten der Mission sich selbst vorbehalten wollte und, eingenommen gegen alle „Äußerlichkeiten", nicht dulden mochte, daß die Missionäre, wie damals üblich, mit Stab und Pilgermantel ihren Einzug hielten.

Auch an öffentlichen Angriffen, Entstellungen und Verleumdungen fehlte es nicht, namentlich im Kanton Freiburg, wo der Radikalismus geschäftige Anhänger zählte. Um so größer war dann aber die Freude, wenn diese Schwierigkeit überwunden oder gar in das gerade Gegenteil umgewandelt wurde wie bei der Mission in Simplon, die mit großen Schwierigkeiten begonnen, mit reichem Trost beendet wurde. Als bleibende Frucht wurde hier der tägliche Rosenkranz in den Familien eingeführt.

Eine Neubelebung, ja Steigerung der Missionstätigkeit der Jesuiten wurde in der Folge stets wieder veranlaßt durch die Verkündigung päpstlicher Jubiläen. So brachte das von Pius VIII. ausgeschriebene Jubiläum von 1830 wieder einen kräftigen Anstoß, noch mehr das von Gregor XVI. verkündete 1833. Aus letzterem Anlaß wurden allein von Sitten aus neun vollständige Missionen (von acht bis zehn Tagen) und an sechs Orten kürzere Übungen von drei bis vier Tagen abgehalten. In den andern Häusern der Jesuiten blieb man nicht zurück. Die Volksexerzitien in der Kollegskirche zu Freiburg nahmen großartigen Verlauf.

Die tüchtigste Kraft für Arbeiten dieser Art besaß die Provinz an dem ausgezeichneten P. Theodor Nellner, bei dem mit seltener Begabung und körperlicher Rüstigkeit die Tugenden des echten Ordensmannes gleichen Schritt hielten. Er war im Elsaß 1790 geboren, studierte in Mainz unter Liebermann, dessen Lieblingsjünger er blieb, war seit Herbst 1811 im Seminar zu Besançon und trat nach

längerer Tätigkeit als Lehrer und Prediger zu Straßburg im Herbst 1817 zu Brig ins Noviziat. Schon von Freiburg aus, wo er im Kolleg Lehrer war, hatte er fleißig in den Volksmissionen gearbeitet. Diese Tätigkeit fand aber eine bedeutende Erweiterung, seit er Oktober 1829 zum Rektor und Domprediger von Sitten ernannt war. Denn jetzt lag so ziemlich die ganze Missionstätigkeit für das Wallis in seiner Hand. Zwar wurde er 1837 im Amte des Rektors durch P. Krupski abgelöst, übernahm aber, als dieser 1842 nach Galizien zurückgerufen wurde, aufs neue das Rektorat von Sitten.

Neben P. Neltner tat P. Krupski als Volksmissionär für die Deutschen im Wallis gute Dienste. Die Leitung der deutschen Missionstruppe in Freiburg übernahm nach P. Neltners Abgang sein Landsmann Georg Schlosser, der zwei andere tüchtige Elsässer, P. Joseph Deharbe und P. Anton Burgstahler, zur Seite hatte. Aber schon jetzt (1829) war auch Bayern unter den Missionären vertreten durch P. Joseph Damberger, einen der vorzüglichsten Kanzelredner der Provinz und unermüdlichen Arbeiter. P. Andreas Ehrensberger, der gleich ihm aus Bayern stammte und erst als Priester sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, macht 1841 zuerst die Arbeiten der Volksmission mit. P. Georg Roder, ihr Landsmann, wurde 1845 als Sonntagsprediger dem neuen Kolleg von Luzern zugeteilt und wußte schon jetzt auch neben Predigern wie Petrus Roh und Joseph Damberger sich großes Ansehen zu verschaffen.

Die Patres, die vom Elsaß her dem Orden beigetreten waren, hatten meistens den Vorteil, daß sie ebenso wirkungsvoll die französische wie die deutsche Kanzel versehen konnten. In den gemischtsprachigen Kantonen Wallis und Freiburg kam ihnen dies vorzüglich zustatten. Als P. Neltner im Juli 1841 zu Corban im Kanton Bern eine vierzehntägige französische Mission zu predigen übernommen hatte, an der drei Nachbargemeinden sich beteiligten, strömten aus dem Kanton Solothurn so viele Deutsche herzu, daß P. Neltner vom achten Tage an die Arbeit teilte und morgens für die Deutschen, nachmittags für die Franzosen predigte. Zum Schluß waren fast ebenso viele Deutsche bei den Sakramenten gewesen als französische

Schweizer. Ähnlich wie P. Neltner wußte auch dessen jüngerer Landsmann P. Anton Minoux sich dieses Vorteils zu bedienen, der seit 1841 als erfolgreicher Missionsprediger öfter genannt, noch als Provinzial 1847 an der Abhaltung von Missionen sich beteiligt hat.

Im Frühjahre 1843 waren die Patres, die zur Abhaltung der französischen Volksmissionen ausersehen waren, auf der Durchmissionierung der katholischen Pfarreien des Kantons Genf zu der großen und schwierigen Gemeinde Quaroggio (Carrouge) gelangt, wo neben den Lastern, welche schon die Nähe der großen Stadt mit sich brachte, namentlich die erschreckende Unwissenheit in der Glaubenslehre als Hindernis entgegenstand. Die Gemeinde zählte über 5000 Seelen, die Mission war auf vier Wochen geplant, und trotz aller Schwierigkeiten schien die Arbeit nicht ganz aussichtslos. Da entschlossen sich die Patres, als außerordentliche Hilfe den noch jugendfrischen Petrus Roh, damals Dogmatikprofessor im Kolleg von Freiburg, zur Übernahme des notwendigen Glaubensunterrichtes kommen zu lassen. Sein Auftreten war von außerordentlicher Wirkung und in wenig Tagen war der Erfolg der Mission entschieden, der sich als ein ganz ungewöhnlicher erwies. Die Patres sahen sich genötigt, auch noch eine fünfte Woche auszuharren, um dem Zudrang der Beichtenden zu genügen.

Für die französische Volksmission war nach P. Godinot zunächst P. Alois Geoffroy der Führer geworden. Mit P. J. B. Boone aus Belgien ward 1821 eine vorzügliche Kraft gewonnen; P. J. B. Divine, aus Lothringen gebürtig, war ein rüstiger Mitarbeiter. Am ausdauerndsten und tüchtigsten bewährte sich aber auch hier P. Theodor Neltner. Als dieser 1829 nach Sitten berufen wurde, übernahm die Führung der französischen Volksmissionäre P. Peter Rossier, der von da an bis zur Vertreibung der Patres aus der Schweiz mit großem Erfolg auf diesem Gebiete tätig blieb. Neben ihm wird P. Joseph Corboz als Volksmissionär am meisten genannt; später auch J. B. Chary. Bei vielen Missionen begegnet man den Namen der PP. Joh. Moullet, Meinrad Matton, Louis Bovet usw.

Solange noch Mangel an geschulten Volksmissionären war, richtete man es gerne so ein, daß einer der erfahreneren Missionäre von

einem oder zwei der Patres des dritten Probejahres oder von einem der Novizenpatres sich begleiten ließ, die einen Teil der Predigten übernahmen und dabei praktisch in die Arbeiten einer Volksmission eingewiesen werden konnten.

Das Arbeitsfeld der Volksmissionäre erweiterte sich denn auch immer mehr. Im Juni 1836 hielt P. Neltner eine Mission in Oberitalien in einer der Diözese Aosta zugehörigen aus zwei Ortschaften bestehenden deutschen Pfarrei Cressonay. Der dortige Pfarrer, ein Schüler des Freiburger Kollegs, hatte dringend dazu eingeladen und der Bischof von Aosta gerne zugestimmt. Die Mission währte zehn Tage mit täglich vier Predigten und nahm den erfreulichsten Verlauf. Zwei Patres des dritten Probejahres hatten P. Neltner hierher begleitet, einer derselben gleich ihm ein Elsässer, P. Georg Schlosser, später bekannter Volksmissionär. Der beste Beweis, wie sehr die Mission den Leuten wohlgetan, ist die Tatsache, daß sie schon nach vier Jahren P. Neltner drängten, nochmals zu einer Mission zu ihnen zu kommen, und wirklich unternahm der unermüdliche Missionär, begleitet von P. Fr. Krupski und einem andern Pater, 1840 zum zweiten Mal die viertägige Reise nach dem Val-de-Lys am Fuße des Monte Rosa, um dieser alten Walliser Kolonie geistlichen Trost zu bringen. Noch im Jahre 1836 predigte P. Neltner eine große Volksmission zu Altorf im Kanton Uri. Der Zudrang Auswärtiger war massenhaft und die Beichten waren kaum zu bewältigen, wiewohl vier Patres acht Tage hindurch vom Morgen bis zum Abend im Beichtstuhl waren. Noch 9 Uhr abends mußte hier die heilige Kommunion ausgeteilt werden. Bei der achttägigen Mission in Visternens 1837 war das Zusammenströmen von Auswärtigen so stark, daß für sie eine Austeilung warmer Suppen in den Privathäusern des Ortes organisiert werden mußte. In diesem Jahre 1837 war es auch, daß P. Neltner nach Siders kam, um die feierliche Beisetzung der Reliquien des hl. Viktor mit einem Triduum einzuleiten. Als Gefährte kam mit ihm P. Anton Minoux, damals im dritten Probejahr zu Brig. Aber die guten Leute zu Siders wollten sich mit drei Tagen nicht zufrieden geben. Die beiden Patres

wurden festgehalten und mußten noch drei Tage weiter predigen, so daß das festliche Triduum zu einer förmlichen Missionserneuerung sich auswuchs.

Mit dem Jahre 1836 hatten die Arbeiten in Bayern, 1837 die im Elsaß ihren Anfang genommen, sie hatten auch in der Folge ihren ruhigen Fortgang, ja gewannen größere Ausdehnung. So geschah in der Stille vieles Gute nicht nur für die Katholiken der Schweiz, sondern auch für Oberdeutschland. Zugleich aber wurden die Kräfte herangeschult, die bestimmt waren, unter günstigeren Umständen in einer größeren Zukunft sich zu entfalten. Zum Jahre 1844 berichten die Litterae annuae des Kollegs von Freiburg kurz zusammenfassend nur für dieses eine Haus: abgesehen von den zahlreichen Seelsorgearbeiten in Stadt und Umgebung seien „sechs Patres fast ununterbrochen auf Missionen abwesend gewesen in den Kantonen Freiburg, Genf, Wallis, Luzern usw. und auch in Bayern und im Elsaß".

Es gewährt Interesse, dem Werke der Volksmission bei seinem Voranschreiten durch die Schweiz genauer zu folgen. Nebst dem Wallis öffneten sich die deutschen Kantone der Innerschweiz am bereitwilligsten und ließen schon seit Beginn der zwanziger Jahre eine Reihe von Missionen zu; in den dreißiger Jahren wurden die vier Urkantone vollständig durchmissioniert, und das Volk zeigte sich allenthalben empfänglich und dankbar. Den persönlichen Verbindungen des P. Beat Günther war es zu danken, daß während einiger Jahre der Kanton Solothurn für Volksmissionen zugänglich blieb; später hatte dies ein Ende. Freiburg, anfangs zögernd, bot, nachdem das Eis einmal gebrochen war, sowohl für die deutsche wie für die französische Volksmission ein trostreiches Feld. In den wenigen katholischen Pfarreien des Waadtlandes (Échallens, Bretigny) konnte im Verlauf der vierziger Jahre erfolgreich missioniert werden, ebenso nach Überwindung mancher Hemmnisse in vielen Gemeinden des Kantons Bern.

Im Genfer Kanton war für die Volksmissionen durch den seeleneifrigen und hochverdienten Pfarrer Vuarin von Genf der Boden

vorbereitet worden. Sie fanden an vielen Orten statt und erwiesen sich trotz großer Schwierigkeiten sehr fruchtreich. Wie die ehemals savoyischen Gemeinden dieses Kantons, so wurden auch mehrere jenseits der Grenze Savoyens gelegene Pfarreien mit Missionen bedacht.

Kleinlich gehässig erwies sich die Kantonsregierung von Glarus. Die Mission für Näfels, die bereits fest verabredet war, mußte deshalb 1840 aufgegeben werden. Die Katholiken von Glarus durften meilenweit marschieren, um in einem Nachbarkanton, wie etwa in Galgenen (1840), an einer Mission teilnehmen zu können. Ähnlich erging es den Aargauern. Als 1843 in Emmenen die Mission gepredigt wurde, kamen katholische Aargauer scharenweise über die Grenze herzugeströmt. Ein Jahr zuvor war zu Walchwyl im Kanton Zug auf viele Bitten hin eigens eine Mission für die Aargauer veranstaltet worden. Zum Unglück versperrte eingetretener hoher Schnee die Wege, so daß schließlich die Mission fast mehr den eingesessenen Zugern zugut kam. Immerhin zählte man zuletzt 600 Aargauer, die zur Mission herbeigekommen waren. Nicht ungern stellten auch gläubige Aargauer Protestanten sich zu den Missionen an den Grenzorten der Nachbarkantone ein; in Rickenbach 1843 trat dies sehr stark hervor. Ähnliches konnte man an den Protestanten des Zürcher Kantons beobachten. Nicht nur bei der Petrusfeier auf der Insel Uffnau, wo 1840 P. Damberger die Predigt hielt, auch bei den Missionen von Galgenen 1840 und von Menzingen 1841 fiel die Zahl der protestantischen Zuhörer aus dem Kanton Zürich in die Augen.

Im Kanton Basel lag die Schwierigkeit, die den Missionen sich entgegenstellte, mehr auffseiten der geistlichen Behörde, wenn auch vielleicht nur aus Ängstlichkeit. So wurde die geplante Mission zu Bar 1839/40 unmittelbar bevor sie ihren Anfang nehmen sollte, durch Eingreifen von geistlicher Seite verhindert. In Les Bruleux, einer der Hauptpfarreien der alten Diözese, kam die Mission nur dadurch zustande, daß alles in großem Geheimnis abgemacht wurde, so daß die Arbeiten der Missionäre schon im vollen Gange waren, ehe man anderwärts etwas davon erfuhr.

Eigentümlicherweise blieb der vorwiegend katholische Kanton Luzern für die Volksmission lange Zeit verschlossen. Infolgedessen waren die Missionen an den Grenzorten gewöhnlich stark von den Luzernern überlaufen. So kamen zur Mission in Arth (Schwyz) und zu jener, welche der mutige Pfarrer von Alpnacht (Unterwalden), ein Germaniker, durchgesetzt hatte, 1840 zahlreiche Luzerner. Auch als die radikale Mehrheit, die seit 1831 den Kanton beherrschte, mehr und mehr an Boden verlor, blieb es beim Verbot. Noch 1840, als der katholische Volksführer Joseph Leu den Bischof von Basel brieflich um die Erlaubnis bat, in Hochdorf, Leus Geburtsort, eine Mission halten zu lassen, wagte der Bischof mit Rücksicht auf die Regierung nicht, die Erlaubnis zu geben. Die neue konservative Mehrheit, die im Mai 1841 ans Ruder kam, war schwach und ängstlich. Aber schließlich siegte doch der Wille des katholischen Volkes, der Bischof stimmte zu und die Regierung schwieg. Die deutschen Missionäre waren eben zu Hospental im Kanton Uri mitten in einer Volksmission begriffen, als Boten aus Luzern eintrafen, sie zur Eröffnung einer Mission in Hochdorf einzuladen, die am 24. Oktober 1841 ihren Anfang nehmen sollte. Von da an kam die nächsten sechs Jahre hindurch das Werk der Volksmission im Kanton Luzern nicht mehr zum Stillstand und es hat sich hier ganz besonders fruchtreich erwiesen.

Bei diesen Missionen blieb es Regel, sich mit einer Dauer von acht Tagen zu begnügen, da man hier das Volk nicht nur sehr empfänglich, sondern auch hinreichend unterrichtet fand. Anderswo waren Missionen von zehn oder vierzehn Tagen, von drei oder gar vier Wochen nicht gerade selten.

In sehr abständigen Gemeinden, wo Gleichgültigkeit zu überwinden war, suchte man die Eröffnung der Mission möglichst eindrucksvoll zu gestalten. Bald ließ man die Geistlichkeit aus der ganzen Umgebung zusammenkommen, um an der Eröffnungszeremonie teilzunehmen, bald übernahm es ein Abt oder ein Bischof, durch Pontifikalamt, Ansprache und Segen das Werk des Heiles einzuleiten. Im Unterwallis herrschte die Sitte, daß die Mitglieder der

Bußbruderschaft im weißen Gewand, ihren Pfarrer an der Spitze, den Missionären entgegenzogen und sie feierlich zur Kirche geleiteten, wo das Veni Creator angestimmt wurde. Bei der Mission in Sempach 1841 entschied schon die Einleitungspredigt, als der Missionär die ruhmreiche Schlacht von Sempach zum Ausgangspunkt nahm. Noch größeren Eindruck erzielte im gleichen Jahre die Missionseröffnung in der französischen Gemeinde Onnens. Der Prediger war P. Peter Rossier, der aus dieser Gemeinde stammte. Er ging aus von der Freude, die ihn erfüllte, daß er hier in dieser Kirche jetzt als Gesandter Christi walten dürfe. In dieser Kirche sei er wiedergeboren worden aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, hier eingeführt in die Lehre des Heils, hier mit dem Öl der Stärke gesalbt, mit dem Brote der Engel gespeist. Nun sei er in diese selbe Kirche gesendet zu seinen Angehörigen, Freunden, Mitbürgern, Gönnern und Wohltätern, vielleicht auch zu solchen, denen er einmal wehe getan oder Anstoß gegeben oder gar zum üblen Beispiel gereicht habe. . . . Bei einem vorzüglichen Kanzelredner wie P. Rossier konnte es nicht lange währen, daß die Gemeinde aufs tiefste ergriffen war, und die ganze Mission war überreich an Trost und guter Frucht.

Verschieden waren die Mittel, welche die Missionäre zu Hilfe nahmen, wenn die Wirkung der Predigten sich nicht recht zeigen wollte. In Vex, wo man es mit einem sehr leichtlebigen und flüchtigen Völkchen zu tun hatte, wurde eine feierliche Prozession nach dem Friedhof veranstaltet, um, wie üblich, das Gedächtnis der teuren Abgestorbenen zu begehen. Einer der Missionäre gedachte dann auch der Toten und der Pflichten dankbarer Pietät, welche die Lebenden noch mit ihnen verknüpften. Die kurze, ergreifende Ansprache und der Anblick der Gräber rings umher hatte die Gemüter heilsam erweicht, als unerwartet nun ein anderer Missionär hervortrat und mit tiefem Ernst die Predigt über den Tod begann. Der bis dahin zweifelhafte Erfolg der Mission war damit entschieden. In andern Gemeinden gelang es, die harten Herzen zu bezwingen durch das Gebet der Kinder. In Avusy (Kanton Genf) 1843 war die Gemeinde mit ihrem Pfarrer völlig zerfallen, und der Riß schien un-

heilbar. Die Mission stieß deshalb auf die größten Hindernisse. Schon hatten mehrere Tage hindurch die Missionäre sich scheinbar vergebens abgemüht. Da wurde eine gemeinsame Weihe der sämtlichen Kinder der Gemeinde an die Mutter Gottes beschlossen und mit großer Sorgfalt vorbereitet. Die schöne Feier, welcher die Kinder mit Andacht entgegensahen, füllte zum ersten Mal die ganze Kirche, aber sie ergriff auch die Herzen, und die Mission war gewonnen. In Avry 1847 waren anfangs die Predigten schlecht besucht. Da sammelte der Superior die Kinder zum Gebet und munterte sie auf, auch zu Hause für die Mission und für die Bekehrung der Sünder zu beten. Dabei schenkte er ihnen Medaillen und Bildchen. Dadurch entstand ein solcher Feuereifer für die Mission in der Welt der Kleinen, daß die ganze Gemeinde mitgerissen wurde und der Erfolg am Schluß als ein glänzender sich erwies. Ähnliches wiederholte sich bald darauf in der Gemeinde Montagny.

Daß die Volksmissionen der Schweiz in jenen Jahren überaus segensreich gewirkt haben, steht außer Zweifel. Tief eingewurzelte Übel wurden ausgerottet, Feindschaften und Parteiungen beseitigt, Rückerstattungen geleistet, Laster zurückgedämmt. In nicht wenigen Fällen wurden Pfarrherren mit ihren Gemeinden wieder ausgesöhnt, in andern der notwendige, aber lange verweigerte Neubau der Kirche durchgesetzt. Als nach der zehntägigen Mission von Montagny 1846 die jungen Leute des Ortes eine stattliche Summe zusammengebracht hatten, um sie, wie sie dachten, den Patres beim Abschied als Zeichen der Dankbarkeit zu überreichen, machte der Missionär darauf aufmerksam, daß es an diesem Orte an einer Mädchenschule fehle, die hochnotwendig sei. Das Geld sollte den ersten Baustein abgeben für dieses so wichtige Werk. So hatten auch die Missionäre zu Sembrancher im Unterwallis 1841 es zustande gebracht, daß dort eine Mädchenschule errichtet wurde, zu deren Leitung man die Josephsschwestern berief.

Mißerfolge waren wohl auch zuweilen zu verzeichnen, aber verhältnismäßig selten. In vielen Gemeinden blieb auch nicht ein einziger den Sakramenten fern. Es war ein Ausnahmefall, wenn wie in Hitzkirch 1846 ein Teil der Gemeinde sich hartnäckig weigerte,

die Mission mitzumachen, und deshalb sogar viele das Dorf für einige Zeit verließen. In St-Jean-de-Tholomé im Wallis hatten die Patres drei Wochen hindurch mit allen Kräften sich abgemüht. Aber nachdem sie in so vielen Gemeinden so viele und große Laster ausgerottet hatten, war es ihnen hier nicht gelungen, wie sie selbst gestehen, der Wut des gegenseitigen Prozessführens Einhalt zu tun.

Abgesehen von solchen Einzelfällen tritt gerade in der Geschichte dieser Volksmissionen der gute Wille und christliche Sinn des Volkes oft in rührender Weise hervor. Daß man wegen der Masse des zuströmenden Volkes im Freien predigen mußte, daß den ganzen Tag hindurch bis zum Abend die heilige Kommunion ausgeteilt wurde, daß die Leute mehrere Tage und Nächte bei der Kirche ausharrten, um in den Beichtstuhl zu gelangen, waren ganz gewöhnliche Erscheinungen. Manche von diesen großartig verlaufenen Veranstaltungen waren angeregt oder zustandegekommen durch das Bemühen irgend eines schlichten Privatmanns, etwa eines Knechtes oder eines Bauern; freudig wurden große Opfer dafür gebracht. Unglaubliche Anstrengungen und Entbehrungen ließ das brave Volk sich gefallen, um nur der Gnaden der Mission sich teilhaft zu machen. Im Verlauf der vierwöchigen Mission zu Bonneville im Savoyischen wurde der ganze Erfolg in Frage gestellt durch einen reichen und angesehenen Ortseingesessenen, der nicht davon lassen wollte, am 6. Januar 1840 zu Ehren des Landesfürsten, des Königs von Sardinien, einen öffentlichen Tanz zu veranstalten. Alle Schritte, es zu verhindern, blieben vergebens. Aber während die Festlichkeit vorbereitet wurde, kamen sieben junge Mädchen, Töchter angesehener Familien, miteinander überein, um keinen Preis an diesem Tanzvergnügen sich zu beteiligen. Dies wurde rasch bekannt, und nun war es Ehrensache für die Jungfrauen des Ortes, den verbündeten Mitschwestern sich anzuschließen. Der Tanzboden blieb an jenem Tage von Tänzerinnen leer.

c) Die Missionsbündnisse.

Um so schöne Früchte der Missionen auch auf längere Dauer zu erhalten, erwiesen sich die Missionsbruderschaften wohl geeignet.

Der erste Anstoß zu solchen Vereinigungen wurde gegeben bei der Mission zu Unter-Ägeri im Kanton Zug 1841. Hier hatte beim Standesunterricht für die Jungfrauen der Missionär seine Zuhörerinnen von gewissen bedenklichen Gelegenheiten ernstlich abgemahnt und sie aufgemuntert, sich selbst gegenseitig zu stützen. Er wies dabei hin auf die braven katholischen Jungfrauen in den Städten des Rheinlandes, die zur Zeit der Kölner Wirren sich gegenseitig verpflichtet hätten, niemals in eine gemischte Ehe zu willigen. Dies machte großen Eindruck. Kaum waren die Missionäre abgereist, als einige der jungen Mädchen des Ortes im Namen der übrigen dem Pfarrer die Bitte unterbreiteten, sich zu einem ähnlichen Bündnis zusammenschließen zu dürfen. Zweck sollte sein die Vermeidung der von den Missionären zumeist hervorgehobenen gefährlichen Gelegenheiten. Die Missionäre, welche von dem geschlossenen Bündnis nachträglich erfuhren, hatten natürlich ihre Freude daran. Als sie im darauffolgenden Juni in Menzingen wieder eine große Volksmission abhielten, versäumten sie nicht, auf das schöne Beispiel der Jungfrauen von Unter-Ägeri hinzuweisen. Dies war genug, um die jungen Menzingerinnen zu entflammen, die hinter denen von Unter-Ägeri nicht zurückstehen wollten. Die Missionäre selbst mußten nun die Statuten entwerfen, welche einer eigentlichen und wohlgeordneten kirchlichen Bruderschaft als Grundlage dienen sollten. Leiter der Bruderschaft war der jeweilige Pfarrer. Regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes und öfterer Sakramentenempfang waren eingeschärft, gegenseitige Liebe und Hilfe, Besuch in der Krankheit und Teilnahme am Begräbnis empfohlen. Die wesentlichen Verpflichtungen aber zielten auf Vermeidung der gefahrbringenden Gelegenheiten: unbewachte Zusammenkünfte mit jungen Leuten besonders zur Nachtzeit, Einkehr in Wirtshäuser, öffentliche, aus irgend einem Grunde bedenkliche Tanzbelustigungen.

Ursprünglich war diese Vereinigung nur für junge Mädchen gedacht, deren Unerfahrenheit und Schwäche hier eine feste Stütze finden sollte. Aber bald verlangten auch die ledigen Burschen nach einem ähnlichen Bündnisse unter sich. Ja es war nicht selten, daß selbst die Familienväter und Familienmütter oder die Grundbesitzer eines

Ortes nach der Mission zu einer solchen frommen Vereinigung sich zusammentaten. Ganz besondere Verbreitung und Bedeutung fand die Bruderschaft namentlich bei den Missionen im Luzerner Land. Hier war es nicht selten, daß sämtliche Jungfrauen und sämtliche Jünglinge der Gemeinde am Schluß der Mission dem Bündnisse beitraten. Diese trostreiche Erscheinung und der Segen, der sich davon erwarten ließ, veranlaßten sogar Papst Gregor XVI. zu einer Kundgebung. In einem Schreiben an den Bischof von Basel am 30. Mai 1843 sprach er seine freudige Zustimmung aus und verlieh der Bruderschaft reichliche Ablässe. Später wurden diese Gnadenerlasse durch Pius IX. auch auf die neuentstandenen gleichartigen Missionsbruderschaften anderer Länder ausgedehnt[1].

Von diesen Missionsbruderschaften, wie sie in den deutschen Gemeinden der Schweiz im Gefolge der Missionen allenthalben entstanden, sind dem Ursprung wie der Einrichtung nach verschieden die Vereinigungen, welche P. Rossier bei seinen französischen Missionen innerhalb des Kantons Freiburg ins Leben zu rufen pflegte. Er hatte einen besondern Verein, für die Jünglinge dem göttlichen Herzen Jesu, für die Jungfrauen dem unbefleckten Herzen der allerseligsten Jungfrau geweiht. Monatliche Zusammenkünfte waren vorgesehen und Oberleitung durch den Ortspfarrer. Statutenmäßig verboten wurde nur ganz weniges, dagegen war zur Belebung und Pflege der Frömmigkeit einiges vorgeschrieben. Zu einer eigentlichen Bruderschaft erhoben sich solche Vereine nicht, sie konnten aber auch so, wie sie waren, vieles Gute erhalten und vortreffliche Früchte zeitigen.

Bei der Mission zu Montagny 1846, deren Erfolg lange zweifelhaft geblieben war, hatte der Pfarrer in die Missionäre gedrungen, von der Missionsbruderschaft nur ja nichts verlauten zu lassen. Er glaubte vorauszusehen, daß die Sache keinen Eingang finden und daß ein solcher offener Mißerfolg den Eindruck der Mission um vieles schwächen werde. So reisten denn die Missionäre ab, ohne daß ein

[1] In Deutschland haben bei den Volksmissionen der 1850er Jahre diese Bündnisse sich weniger bewährt; man wählte an ihrer Stelle die Gründung von Marianischen Kongregationen.

Verein zustande gekommen oder von einer Bruderschaft auch nur die Rede gewesen wäre. Da taten sich aber zwei junge Mädchen des Ortes aus eigenem Antrieb zusammen, um ein Jungfrauenbündnis zustande zu bringen. Sie gewannen so viele für ihre Sache, daß sie schon kurz darauf dem Pfarrer eine Liste mit 80 Namen unterbreiten konnten von jungen Mädchen, welche wünschten, in einer Marianischen Sodalität vereinigt zu werden. Hocherfreut ließ nun der Pfarrer noch einmal einen Jesuitenpater kommen, die Sodalität einzurichten und für die Aufnahme in dieselbe vorzubereiten. Der Erfolg seiner Predigten war, daß noch weitere 24 ortsanwesende Jungfrauen um Aufnahme in die Sodalität anhielten. Damit war für die Erhaltung der Früchte der Mission am besten vorgesorgt.

d) Die Marianischen Kongregationen.

Wie hinsichtlich der Volksmission suchte man auch für die Leitung von Sodalitäten an die Überlieferung der alten Gesellschaft anzuknüpfen. Bei der Aufhebung des Ordens waren einst die Professoren von Sitten vereinigt geblieben und hatten neben der Schule die bisherigen Arbeiten in der Seelsorge fortgesetzt. Dabei blieb es, auch nachdem allmählich Weltpriester die Aussterbenden alle ersetzt hatten. Als die Patres vom Glauben Jesu 1805 in Sitten ankamen, bestanden die alten Organisationen fort und waren die alten Andachten noch in Übung. Außer der Congregatio latina, zu welcher Priester, Herren und die etwas reiferen Studenten vereinigt waren, hatte man eine deutsche Kongregation für Männer und eine für Frauen. Die Aloisiuskongregation für die Studenten der Grammatik scheint eine Neugründung des Jahres 1806. Später, um 1839, wurde eine kräftige Neubelebung der Kongregationen ins Werk gesetzt, die während der politischen Wirren der vierziger Jahre gute Früchte erntete. Denn in der allgemeinen Aufregung und Verwirrung und trotz aller Versuche zur Irreleitung wahrten die Studenten gute Haltung und musterhafte Zucht. Die Herz-Jesu-Bruderschaft, die 1816 ins Leben trat, wurde nur uneigentlich unter den Kongregationen mitgezählt. Sie war bloßer Gebetsverein und zielte auf die Förderung

eines häufigeren Empfangs der heiligen Sakramente. Der Usus tertiae Dominicae, d. h. die regelmäßige Kommunion am dritten Sonntag des Monats, scheint damit in Verbindung gewesen zu sein. An der monatlichen Andacht der Todesangstbruderschaft, die wie früher in der Kathedrale abgehalten wurde, beteiligten sich die Studenten des Kollegs. Später wurde sie in die Kollegskirche übertragen. Der Passionssonntag galt als ihr Titularfest. Die Bruderschaftsbüchlein, die bei ihren Versammlungen gebraucht wurden, stellen sich als die ältesten Drucke dar, die von der kleinen Schweizermission der Väter des Glaubens ausgegangen sind.

In Brig fand man neben der Todesangstbruderschaft nur eine einzige Kongregation vor. Sie hatte ihre Versammlung am ersten, die Todesangstbruderschaft am vierten Sonntag des Monats. Es galt vorab neues Leben einzuhauchen. Die Vorbereitung und feierliche Begehung der Titularfeste bot dazu manchen Anhalt, aber lange nicht genug. Kräftiger wirkte eine Art Kongregationserneuerung, die 1816 in die Wege geleitet wurde. Sie vollzog sich in einer erneuten feierlichen Weihe der gesamten Kongregation an die Mutter Gottes. Zugleich wurde jetzt wieder ein Kongregationsbuch angelegt, um die Bräuche und Überlieferungen schriftlich festzulegen. Zu Neugründungen machte die Herz-Jesu-Bruderschaft 1817 den Anfang; sie zählte bald mehrere tausend Mitglieder. Wichtiger war die Begründung einer besondern Kongregation für die Studenten. Bisher hatten die Älteren unter den Externen an derselben Kongregation sich beteiligen können wie die Herren und Bürger der Stadt. Jetzt aber (1822/23) wurde für die Schüler der Philosophie, Rhetorik, Humanität und Grammatica suprema eine eigene Kongregation, die Congregatio latina, abgezweigt, für die Jüngeren wie in Sitten eine Aloisiuskongregation. Ihre Versammlungen hatten diese Kongregationen in den Schulzimmern, wo ein Altar aufgestellt und die Räume entsprechend geziert wurden. Beide Kongregationen konnten 1826 der Prima primaria in Rom aggregiert werden. Als Grundsatz wurde bei der Gründung aufgestellt, daß nur solche Schüler zugelassen werden sollten, die durch Tüchtigkeit in den Studien und

tadellose Haltung sich hervortäten. Daß man allmählich, wie es scheint, hierin einer nachsichtigeren Praxis Raum gab, sollte sich rächen. Um 1838 machten sich in der Kongregation unerfreuliche Strömungen bemerkbar und errangen vermöge einer schlechten Magistratswahl die Vorherrschaft. Nach vergeblichen Mahnungen mußte eingegriffen, die Wahl umgestoßen und die Kongregation gesäubert werden. Der Grundsatz einer sorgfältigen Auswahl für die Aufnahme kam nun wieder zu Ehren.

Noch immer aber litt die Kongregation hier an dem Übelstande, daß die Konviktoren mit den Externen zu den gleichen Sodalitäten vereinigt waren. Diesem für beide Elemente nachteiligen Zustande wurde im Schuljahr 1844/45 ein Ende bereitet. Die bisherige Congregatio latina mit dem Titel Mariä Verkündigung wurde ausschließlich den Externen vorbehalten, für die Konviktoren eine neue Kongregation gegründet unter dem Titel der Unbefleckten Empfängnis, die Aloisiuskongregation, der kaum noch Mitglieder verblieben, fiel von selbst aus. Die Neuordnung aber, welche für beide Sodalitäten einer Neugründung nahekam, bot Gelegenheit, in den Reihen der bisherigen Sodalen gründlich zu lichten. Für die Externenkongregation wurde dann die dreifache Stufenordnung eingeführt, die in Freiburg sich so gut bewährt hatte. Man unterschied *Kandidaten*, die gewöhnlich ziemlich lang in der Probezeit verharren mußten, *Teilnehmer* (Sozien), welche an den Abläßen und Gnaden vollen Anteil hatten, endlich die eigentlichen *Sodalen*, welchen das Recht der Abstimmung und die Besetzung der Ämter vorbehalten war. In Brig standen von da an die beiden Kongregationen auf der Höhe und zeitigten die schönsten Früchte. Noch im gleichen Jahre zeigte sich dies, als eine Typhusepidemie ausbrach, von der manche Externe ergriffen wurden. Mit heroischer Aufopferung standen die Gesundgebliebenen bei Tag und bei Nacht ihren kranken Kameraden bei.

Für die Frauen wurde in Brig erst am 8. Dezember 1825 eine Kongregation aufgerichtet, wobei es nicht ganz ohne Schwierigkeiten und Verstimmungen abging. Bis dahin hatte es für die Frauen des Wallis überhaupt nur *eine* Kongregation gegeben, die von

Sitten, die aber an vielen Orten Anhängerinnen, zuweilen kleine Filialen zählte; letztere wurden von der Seelsorgegeistlichkeit der betreffenden Orte geleitet. In der Neugründung, so sehr sie durch die Verhältnisse geraten war, lag eine Durchbrechung des bisher Gewohnten, und dies wurde von manchen unlieb empfunden.

Die Jesuitenpatres in den Niederlanden waren mit Kongregationsgründungen hinter den Mitbrüdern im Wallis nicht zurückgeblieben. Man zählte dort um 1822 etwa 20 bestehende Marianische Kongregationen, von denen jedoch in Anbetracht der Verhältnisse die Mehrzahl der Leitung von Weltpriestern übergeben war. Als im Kolleg von Keulenburg 1823 die Kongregation für die Studenten errichtet werden sollte, wurden von den Patres für den Anfang aus 160 Schülern nur 20 sorgfältig ausgewählte Kandidaten zugelassen, bezeichnend für die Auffassung, wie sie damals in Bezug auf die Marianischen Kongregationen gehegt wurde.

Dieselben Grundsätze waren maßgebend bei der Gründung der Studentenkongregation in Schwyz, die erst am 2. Februar 1845 ins Leben trat, nachdem die Patres bereits über acht Jahre die Leitung der Schule in Händen hatten. Diese Neugründung traf also zeitlich zusammen mit der gründlichen Neugestaltung der Sodalitätsverhältnisse an der älteren Schwesteranstalt Brig.

Stäffis im Kanton Freiburg kannte die Kongregation noch nicht, als im Dezember 1826 Jesuitenpatres die dortige Lateinschule übernahmen und mit November 1827 das Noviziatshaus der Ordensprovinz daselbst eröffnet wurde. Sobald nur die neue Kollegskirche vollendet und (Dezember 1828) dem Gebrauch übergeben war, ging man hier an die Errichtung einer Marianischen Sodalität. Der 25. März 1829 war der Gründungstag. Als Titel hatte man gewählt die Himmelfahrt Mariä, als Patron den hl. Aloisius. Doch war die Kongregation, wenigstens in der Anfangszeit, keineswegs bloß für die Studenten zugänglich, sondern zählte auch Herren und Bürger als Mitglieder. Die Versammlungen fanden in der ersten Zeit in der Kirche statt, in unmittelbarem Anschluß an die Studentenmesse. Während der Magistrat der Kongregation seine Beratung

hielt, machten unterdes die übrigen Kongreganisten geistliche Lesung, dann erfolgte für alle gemeinsam die Ansprache des Präses. Diese mußte zu Ende sein, wenn zur Sonntagsmesse für die Gläubigen die Stunde schlug. Auf diese Weise konnten sowohl die Kongreganisten aus der Studentenschaft wie jene aus dem Bürgerstande die Erfüllung ihrer Sonntagspflicht mit ihrer Kongregationsverpflichtung leicht verbinden, ohne daß sie genötigt waren, ein zweites Mal die Kirche aufzusuchen. In späteren Jahren fanden die Kongregationsversammlungen in den Schulzimmern statt, die dafür in würdiger Weise instand gesetzt wurden. An höheren Festen waren der Kongregation in der Kirche besondere Plätze angewiesen, die auch eigens geziert wurden. Die Kongregation in Stäffis hielt sich durchwegs gut und eifrig und entsprach ihrer Bestimmung. Sie verlor auch nicht an Blüte, sondern wurde eher zum Wetteifer gespornt, als später nach Einführung des Konviktes die Stanislauskongregation der Konviktoren ihr unabhängig an die Seite trat.

Ein weit ergiebigeres Feld als das unscheinbare Stäffis bot für die Entfaltung eines gesegneten Kongregationslebens die verhältnismäßig volkreiche Kantonshauptstadt Freiburg. Ein Überblick über die dreißig Jahre des Kongregationsbetriebes in dieser Stadt bringt zum Bewußtsein, was sich mit diesem Mittel der Seelsorge in früherer Zeit erreichen ließ, zugleich aber auch, was vonseiten der Patres angewendet wurde, um den Geist der Kongregationen immer frisch zu erhalten.

Von den sechs Marianischen Kongregationen, welche hier bestanden, waren zwei, die Congregatio latina minor und die Aloisiuskongregation, ausschließlich für die externen Studenten des Gymnasiums bestimmt. In beiden herrschte guter Eifer, insbesondere bei den jüngeren Studentchen in der Aloisiuskongregation. Für die im Alter Fortgeschritteneren der Latina minor mußte erhöhte Sorgfalt aufgeboten werden. Gleich anfangs, als man mit dem Schuljahr 1818/19 diese Kongregation neu übernahm, begnügte man sich nicht damit, die bisher gewohnten Versammlungen regelmäßig weiterzuführen. Vielmehr suchte sich der Präses eine kleine Anzahl der zuverlässigsten jungen Leute aus, die er in besondern Versammlungen

um sich vereinigte, um sie zu belehren und anzueifern. Das setzte viel Eifersucht und üble Stimmung bei den übrigen ab; die Leiter ließen jedoch durch all das böse Gerede sich nicht irre machen, und so gelang es, in einem alten, etwas erstarrten Organismus einen neuen, triebkräftigen Kern zu pflanzen, der das ganze mit frischem Leben durchdrang. Was im Laufe der Jahre von dieser Kongregation berichtet wird, ihre Wallfahrten, ihre Beflissenheit für würdige Ausstattung ihrer Versammlungsorte, ihre hochherzige Beihilfe zur Begründung der Schülerbibliothek am Kolleg, verrät alles einen kräftigen Zug. Als 1846 der Student, der für die Kongregation den Sakristan gemacht hatte, durch frühen Tod hinweggenommen wurde, ließ ihm die Kongregation einen Grabstein setzen. Nicht auf Erschlaffung des Geistes, sondern auf vorhandenen regen Eifer und große Hoffnungen deutet eine Neuerung, die im Schuljahre 1839/40 zur Einführung kam. Es wurden seitdem in der Zugehörigkeit zur Kongregation drei Stufen unterschieden. Nur die allerbewährtesten und eifrigsten gehörten der dritten und höchsten Stufe an, der beigesellt zu werden das Streben aller war. Dies mußte aber erst in beharrlichem Ringen redlich verdient werden. Der Vorteil dieser Einrichtung war, daß der Kreis derer, die zu der Kongregation zugelassen waren, weiter ausgedehnt werden konnte, ohne daß dadurch der Geist der Kongregation Einbuße erlitt.

Die Kongregation der Frauen, die ihre Gründung auf den seligen P. Petrus Canisius zurückzuführen liebte, erfreute sich die ganze Zeit hindurch einer ruhigen Blüte. Jeden dritten Sonntag im Monat hielt sie in der Liebfrauenkirche ihre Versammlung, wobei der Präses eine Ansprache an sie richtete. Die Versammlungen waren stets gut besucht und die Mitglieder voll des frommen Eifers. Einmal des Monats, aber in der Kirche des Kollegs, hatte die Todesangstbruderschaft ihre Andacht, die in Freiburg nicht minder treu gepflegt wurde als in den Kollegien des Wallis. An ihrem Hauptfeste, dem Passionssonntag, liebte es der ehrwürdige Bischof Yenni, die Predigt zu übernehmen.

Zwei Kongregationen bestanden in Freiburg für die selbständige Männerwelt. Die eine, der „Herren und Bürger", die alle Sonntage

in der Liebfrauenkirche ihre Versammlungen hielt, war zahlreich und voll des guten Willens. Als sich um 1839 aus ihren Reihen der Wunsch geltend machte, wenigstens einmal im Monat statt der deutschen Ansprache eine französische zu hören, kam der Präses bereitwillig entgegen. Zum ersten Mal gegen 1837 tauchen Klagen auf, als ob im Leben dieser Kongregation Lässigkeit und Schläfrigkeit allmählich Eingang gefunden haben. Es wurde nun eifrig gearbeitet. Die Statuten wurden revidiert und neu gedruckt, im Namen der Kongregation dem Bischof und dem Bürgermeister der Stadt feierlich überreicht und dann bei festlichem Gottesdienst in der Kirche öffentlich verkündigt.

In der Congregatio latina maior, der die Studenten des Lyzeums, die Philosophen und Theologen angehörten, fehlte es zwar auch nicht an kleinen Schwankungen und vorübergehender Klage, doch ist eine eigentliche Regeneration hier niemals notwendig geworden. Die Patres hatten sogleich bei der Übernahme 1819 weise vorgesorgt, indem auch hier der Präses einen tüchtigen Kern von auserwählten Mitgliedern um sich sammelte und diese zum richtigen Kongregationsgeist sorgfältig heranschulte. Diese waren dann der kräftige Sauerteig, der die ganze Masse belebend durchsäuerte. Zuweilen mußte im Laufe der Jahre zu strengerer Auswahl bei den Aufnahmen gemahnt werden. Um 1842 wurde die öftere gemeinsame Kommunion eingeführt. Sorgfalt wurde verwendet auf die Würde der Versammlungen und die Ausschmückung des Versammlungsorts, alles in allem herrschte hier stets ein guter Eifer. Noch in den letzten Jahren vor Hereinbruch der großen Katastrophe hat diese Kongregation ein Denkmal ihres Geistes gesetzt durch Begründung der St. Josephskasse 1845, aus welcher unbemittelte Studenten unterstützt werden sollten. Die Litterae annuae des Kollegs von Freiburg zum Jahre 1846, die über das Wirken der Kongregationen in Freiburg einen Überblick geben, stellen die Congregatio latina maior wegen ihres vortrefflichen Geistes an die Spitze, indem sie von ihr schreiben:

„Die Mitglieder fast ohne Ausnahme nahmen es ernst mit einem Leben der Tugend, so daß sie kaum einen Tag vergehen ließen ohne

ein besonders gutes Werk. Um nichts zu sagen von ihrem sonstigen eifrigen Gebet, der regelmäßigen Betrachtung und Lesung geistlicher Bücher, kam es vor, daß manche fünfhundertmal, ja sechshundertmal im Monat zu Ehren der Gottesmutter den Rosenkranz beteten. Manche unterzogen sich freiwilligen Strengheiten, indem sie mit Fasten, Geißeln und andern Bußübungen ihr Fleisch abtöteten. Andere vergalten solchen, die sie beleidigten, mit Erweisen der Güte, wieder andere brachten durch ihre Bemühungen die Aussöhnung streitender Parteien zustande, andere besuchten die Kranken in ihren Wohnungen und harrten zuweilen ganze Nächte zum Beistand bei ihnen aus. Als man von einem Manne in einer andern Stadt der Schweiz, der für die dortige Kongregation einst viel getan hatte, erfuhr, daß er durch Unglück verarmt sei, steuerten die Kongreganisten 80 Franken zusammen zu seiner augenblicklichen Unterstützung, und der Magistrat legte aus der Kongregationskasse noch etwas Gutes bei. . . . Manche der Sodalen gaben für die gemeinsame Kongregationskasse reichliche Zuschüsse, so daß diese in dem einen Jahre wieder 100 Franken für gute Zwecke verwenden konnte."

Zahlreiche rührende Züge der Frömmigkeit und der Selbstüberwindung erzählen die gleichen Jahresberichte 1846 aus dem Leben der jüngeren Studentenkongregationen, wo selbst die kleinen Bürschlein schon Mittel und Wege fanden, für Gott und die Gottesmutter Opfer zu bringen. Zucht der Sitten, Pünktlichkeit und Fleiß standen dabei obenan. Von einem sehr dürftigen Kongreganisten wird erzählt, daß er mehrmals in die Lage kam, den Tag ohne Mittagessen hinbringen zu müssen. Nachdem er dies einigemal mit Geduld ertragen, verfiel er auf den Gedanken, diese ihm sehr empfindliche Entbehrung sich zuweilen auch freiwillig aufzuerlegen zu Ehren der Trösterin der Betrübten; sein Präses mußte es ihm verbieten. „Es darf auch nicht übergangen werden", fahren die Annuae 1846 fort, „was alles geschah an Mildtätigkeit gegen die Dürftigen. Da war einer, der es sich von seiner Mutter als Vorrecht erbat, daß, wenn ein Armer um eine Gabe anpoche, er ihm jedesmal ein Almosen bringen dürfe. Ein anderer sparte alles, was er an kleinen Ge-

schenken gelegentlich für sein Vergnügen von den Eltern erhielt, aufs begierigste zusammen, bis es reichte, ein griechisches Lexikon damit zu kaufen. Dieses brachte er dann freudestrahlend einem ganz dürftigen Mitschüler zum Geschenk. Derselbe verfuhr mit seinem Päckchen Schreibfedern aufs äußerste sparsam, um mit den Federn, die er erspart hatte, den andern zu versorgen. Wieder ein anderer verwendete sein ganzes ziemlich reichliches Taschengeld für die Auszierung einer Muttergotteskapelle, benutzte aber auch eine andere Gelegenheit zu noch größerem Guten, indem er einen seiner Mitschüler in der nachdrücklichsten Weise von einer Sünde zurückschreckte."

e) Sorge für die arbeitenden Klassen.

So berechtigt die Freude war, mit der die Freiburger Jesuiten auf die reichen Früchte der dortigen Kongregationen und auf die kräftige Entfaltung hinblicken durften, deren alle ohne Ausnahme sich rühmen konnten, so war doch eine, der sie von der ersten Übernahme an besondern Wert beilegten und besondere Sorgfalt zuwendeten. Es war die Kongregation für die Handwerksgesellen. Obgleich dieselbe 1819, da die Patres die Leitung in die Hand nahmen, sich nicht auf der Höhe des Eifers befand, den man gewünscht hätte, so durchschaute doch der damalige Rektor des Kollegs, P. Drach, sofort ihre ganze Wichtigkeit. Er nennt sie „die fruchtverheißendste von allen, da sie ihre Mitglieder nach allen Gegenden hin aussendet, zusammengesetzt, wie sie ist, aus wandernden Handwerksburschen, welche die guten Lebensgrundsätze, die sie hier in sich aufnehmen, überallhin von Stadt zu Stadt mit sich weitertragen" [1].

[1] P. Joseph Esseiva bemerkt hinsichtlich dieser Kongregation zum Jahre 1843: „Die dritte der Freiburger städtischen Kongregationen, die der Handwerksgesellen, welche der Sprache und großenteils auch der Geburt nach Deutschland angehörten, übertraf die beiden andern, wenn auch nicht an Zahl, so doch an Eifer und Blüte. Alle Jahre wurden für dieselbe während einiger Tage die Exerzitien gehalten, und sie war ganz und gar in die Hand des Präses gegeben, der sie auf Grund der bestehenden Vorschriften mit aller Freiheit leiten konnte, während die beiden andern schon in alter Zeit gegründet und so wie sie eben waren, den Unsrigen übergeben, gleichsam auf

Die neuen Leiter gingen langsam und schonend voran, konnten aber bald schon den guten Eifer beloben. Nach fünf Jahren hatten sie unter anderem erreicht, daß ein jährlicher Pläsierausflug, den die Gesellen in Maskerade zu unternehmen pflegten und der allerhand Ausgelassenheit mit sich brachte, in eine Wallfahrt zu Ehren des hl. Joseph umgewandelt wurde, wo sie durch ihren frommen Bittgang und ihre würdige Haltung alles erbauten. Diese Wallfahrt nach dem Beisenberg erhielt sich durch die kommenden Jahre fort. Einem andern Übel sollte abgeholfen werden durch Begründung einer den Bedürfnissen und Verhältnissen der Gesellen angemessenen Bibliothek, wozu man 1833 den Anfang machte. Die Gesellen ließen sich nicht nur gefallen, was man ihnen dazu schenkte, sondern gingen mit gutem Verständnis auf den Gedanken ein und vervollständigten ihren Vorrat an geistlichen und nützlichen Lesebüchern auch aus den Mitteln der Kongregation. Als man ihnen 1835 einen neuen Versammlungssaal eingeräumt hatte, wetteiferten sie miteinander, zu dessen Ausmalung und Ausschmückung beizutragen. Was die Freude an dieser eifrigen Kongregation noch vermehrte, war die herzliche Dankbarkeit, welche die jungen Burschen den Patres gegenüber an den Tag legten.

„Diese Kongregation", so schreiben die Litterae annuae 1836, „besteht zum großen Teil aus Burschen, die aus allen Teilen Deutschlands sich in Freiburg zusammenfinden und die, wenn sie zuerst zur Kongregation zugelassen werden, in Bezug auf die Pflichten eines Christenmenschen fast völlig unwissend erscheinen. Mit großer Sorgfalt werden sie aber von dem Leiter der Kongregation unterwiesen und herangebildet und sind dann gewöhnlich voll des Eifers. Oft, daß sie noch beim Abschied unter Tränen beteuern, sie würden nie den Weg des Heils gefunden haben, hätte nicht Gottes gütige Vorsehung sie nach Freiburg in die Kongregation geführt."

Bei solcher Seelenverfassung durfte man unbedenklich daran gehen, für die Gesellenkongregation einmal eigene Exerzitien zu veranstalten. Es geschah, wie es nach den Litterae annuae erscheinen möchte,

das Vorrecht des Alters hin, oft mehr nach ihren Bräuchen als nach den Gesetzen der Kongregation sich richteten.

zum ersten Mal an Weihnachten 1837. Zwei Patres teilten sich in die Arbeit, die sich ebenso trostreich wie fruchtreich erwies. Das große Interesse fiel auf, mit welchem diese jungen Handwerker auf die Betrachtungen eingingen. Während des Jahres hatte die Gesellenkongregation viermal des Monats einen geistlichen Unterricht von ihrem Präses, und zwar immer in deutscher Sprache, bis 1840 aus der Reihe der Gesellen selbst der Wunsch laut wurde, wohl mit Rücksicht auf die französisch sprechenden Mitglieder, wenigstens einmal des Monats die Ansprache französisch zu halten.

Die segensreiche Frucht der Gesellenexerzitien von 1837 gab den Anstoß zu einem weiter greifenden guten Werke. Im Dezember 1840, da zur Feier des dritten Zentenariums der Gesellschaft Jesu ohnehin alles aufgeboten war, um den religiösen Sinn in der Stadt Freiburg noch mehr zur Flamme anzufachen, wurden über die Weihnachtstage hin viertägige Exerzitien veranstaltet für alle Handwerker der Stadt insgesamt, auch die Meister. Auch hier wirkten zwei Patres zusammen. Auf St. Johannistag, 27. Dezember, war gemeinsame Kommunion, und die Freude war auf ihrem Höhepunkt.

In demselben Jahre 1840 war in Stäffis eine wohltätige Neuerung eingeführt worden. Im Kolleg dienten eine ziemliche Anzahl deutscher Knechte, die in der ganz französischen Umgebung lediglich auf die französische Predigt angewiesen waren. Für diese braven Leute wurde nun alle Sonntag in der Kapelle der Aloisiuskongregation des Gymnasiums in deutscher Sprache ein geistlicher Unterricht bzw. eine deutsche Predigt gehalten, nach deren Beendigung in deutscher Sprache fromme Lieder gesungen wurden. Die Neuerung erregte große Freude; auch andere Deutsche aus der Umgegend schlossen sich an, so daß man auf dreißig Besucher rechnen durfte. Selbst deutsche Protestanten kamen, die Andacht mitzumachen.

f) Das Werk der guten Lektüre.

Als ein wichtiges Werk der Seelsorge betrachteten die Patres vom Beginn ihrer Wirksamkeit an die Verbreitung guter Bücher und die Anlegung von Bibliotheken zum Ausleihen nützlicher Schriften.

Wo immer sie an einer Schule den Unterricht übernahmen, entstand sofort auch eine Schülerbibliothek. Anderseits erkannte man eine Pflicht darin, die Lektüre der Schüler zu überwachen, und man ließ sich durch Konflikte, die gelegentlich hierüber entstanden, nicht abschrecken. Auch bei den großen Volksmissionen war es nicht ganz selten, daß Vorräte von Schundromanen oder glaubensfeindliche Schriften dem Feuer überantwortet wurden.

In der Stadt Freiburg waren die Patres von der Schülerbibliothek zur Gesellenbibliothek und schließlich seit Anfang der vierziger Jahre auch noch zu einer Volksbibliothek vorgeschritten, ähnlich jener, welche in Stäffis bereits seit 1836 mit großem Segen sich bewährte. Es handelte sich bei dieser Bibliotheca pauperum um Unterhaltungs- und Erbauungslektüre, um Volksschriften im weitesten Sinne. Es kam bald eine stattliche Sammlung zustande, und schon 1843 konnten über 2000 Bände leihweise abgegeben werden. Aber noch beträchtlich weiter gelangte man im folgenden Jahre 1844, als P. Antonin Maurel, dem die Abhaltung der Maipredigten zugefallen war, die Gefahren der schlechten Lektüre zum Gegenstande wählte und großen Eindruck hervorbrachte. Diese Gefahr bestand in Freiburg schon dadurch, daß die leichtfertige und irreligiöse französische Literatur jedem leicht zugänglich war und ihren bestechenden Reiz ausübte. Eine besondere Quelle des Verderbens bildeten aber drei in der Stadt bestehende und viel in Anspruch genommene Leihbibliotheken, die mit all dem ausgestattet waren, was den niedern Begehrlichkeiten der Menschennatur schmeicheln konnte. Unter dem zündenden Eindruck der Predigten wurden nun nicht bloß zahlreiche schlechte Bücher den Flammen geweiht, es taten sich auch die besseren Elemente der führenden Klassen zusammen, um Abhilfe zu schaffen. In kurzem lag die Summe vor, welche genügte, die gesamten Schmutzbibliotheken mit all ihrer Schundware aufzukaufen und den verderblichen Anstalten ein Ende zu machen. An ihrer Stelle wurde sogleich eine neue Leihbibliothek eingerichtet, reichlich mit guter Literatur ausgestattet und Vorsorge getroffen, daß um ganz geringe Gebühren die Bücher ausgeliehen wurden.

Es war eine Wiederholung dessen, was jahrs zuvor im März 1843 während der Volksmission zu Quaroggio (Carrouge) im Kanton Genf gelungen war. Unter dem erschütternden Eindruck der Mission hatte der Besitzer der dort bestehenden und höchst verderblich wirkenden schlechten Leihbibliothek sich bereit erklärt, auf eine weitere Ausbeutung derselben zu verzichten, zugleich aber auch für unvermögend, den ihm daraus erwachsenden Schaden zu tragen. Da gab eine vornehme Dame sofort 1000 Franken, und andere steuerten hochherzig bei, so daß in kurzem nicht nur die Leihbibliothek aufgekauft, sondern eine gut gehaltene Volksbibliothek an deren Stelle gesetzt werden konnte.

g) Gefängnisseelsorge.

Neben den gewohnten Arbeiten für Schulen und Kongregationen, für Kanzel und Beichtstuhl und neben der außerordentlichen Tätigkeit bei Volksmissionen und Exerzitien erzählen die zeitgenössischen Berichte Jahr für Jahr von zahlreichen Versehgängen und Krankenbesuchen und insbesondere von regelmäßigen Besuchen in den Spitälern. Ein eigentümliches Erbstück von der alten Gesellschaft Jesu her bildete für die junge Ordensprovinz die geistliche Obsorge für die Gefängnissträflinge und Beistand bei den zum Tod Verurteilten. In der Geschichte der Häuser von Sitten, Stäffis und Freiburg und selbst des kurzlebigen Kollegs von Luzern kommt dieser Art der Tätigkeit eine nicht unansehnliche Rolle zu. Eine eigene, vom Staat anerkannte und honorierte Stellung in Bezug auf die Insassen der Gefängnisse kam zwar weder im Wallis noch in Freiburg den Jesuitenpatres zu[1]. Die Sträflinge unterstanden wie andere Gläubige dem Seelsorger, in dessen Pfarrei das Gefängnis lag. Aber die Pfarrer sahen es gern, daß die Patres sich um die Gefangenen annahmen, und bereits 1816 erscheint es bei den Patres von Sitten hergebracht, daß sie fleißig die Gefängnisse besuchten. Später war es Regel, daß wenigstens einmal die Woche das Gefängnis besucht wurde. Zur

[1] Für das bischöfliche Gefängnis, das in Sitten noch bestand, waren die Patres vom Bischof selbst zu öfteren Besuchen und zu regelmäßigen Ansprachen 1822 eingeladen worden.

Vorbereitung auf die Osterbeicht wurde ein Triduum abgehalten. Zum Beistand bei den Hinrichtungen wurden die Patres wiederholt von den Behörden selbst berufen. In Sitten brachte man es zweimal (1826 und 1828) zustande, daß den Gefangenen acht Tage hindurch die Exerzitien gepredigt werden durften, jedesmal mit trostreicher Wirkung und zu allgemeiner Freude. In Freiburg mußten Scholastiker, anfangs zwei, später vier, das ganze Jahr hindurch an Sonn- und Feiertagen für die verschiedenen Gefängnisse die Christenlehre halten. Aber auch Patres kamen dahin, sei es, um zu besuchen und zu trösten oder zum Predigen und Beichthören. Öfter wurden den Sträflingen Triduen gepredigt und einige Male auch in aller Form Exerzitien gegeben, 1843 sogar vier Tage hindurch. Der Schluß wurde dann immer recht feierlich gehalten in der St. Johanneskirche, in deren Bereich das Gefängnis lag, wohin die Gefangenen geführt wurden. Mehrmals kam dazu der Bischof, um selbst die Schlußansprache zu halten. Selbstverständlich fehlten dann auch die weltlichen Behörden nicht. Es war jedesmal eine erhebende Feier, an der auch das gläubige Volk frommen Anteil nahm.

In Luzern hatten die Patres im Herbst 1845 kaum ihren Einzug gehalten, als sie auch schon anfingen, das Gefängnis zu besuchen. Als in der Fasten 1847 das von Pius IX. ausgeschriebene Jubiläum durch vierzehntägige Volksexerzitien für die Stadt begangen worden war, erhielten die Sträflinge des Gefängnisses vier Tage hindurch ihre eigene Mission.

Zwei Beobachtungen kommen in den zeitgenössischen Berichten über die Arbeiten dieser Art wiederholt zum Ausdruck: vor allem das Zutrauen, ja die dankbare Anhänglichkeit der Sträflinge an die Patres, die sich immer mehr kundgaben, dann aber auch die Tatsache, daß viele der protestantischen Sträflinge sich freiwillig und mit großem Eifer an den Exerzitienvorträgen beteiligten.

h) Volksandachten.

Über diesen größeren Arbeiten der außerordentlichen Seelsorge im engeren Sinne darf nicht übersehen werden, was die Patres zur

Förderung des religiösen Lebens fortwährend geleistet haben durch Pflege der Volksandachten und Hebung und Verherrlichung des gewöhnlichen Gottesdienstes.

In der Geschichte der Maiandacht gebührt den Jesuitenhäusern der Schweiz eine besondere Stelle. Mit liebevoller Sorgfalt wurde dieselbe von der allerersten Zeit an Jahr für Jahr veranstaltet und in der verschiedensten Weise, bald durch Lesungen, bald durch Predigten für die Gläubigen nutzbar gemacht. Das Vierzigstündige Gebet während der Fastnachtstage[1] und die Feier der sechs Aloisianischen Sonntage, die immer von besondern Predigten begleitet waren, taten gewöhnlich große Wirkung. Dazu kam die Fastenzeit mit den beliebten Fastenexempeln (exempla quadragesimalia), fromme Vorträge über die Verehrung des Leidens Christi, meistens von jüngeren Ordensmitgliedern gehalten, die Karfreitagsprozession mit symbolischen Darstellungen und das heilige Grab mit seinen Andachten. Die Feste des heiligen Ordensstifters Ignatius und des hl. Franz Xaver wurden immer hoch begangen[2]; gewöhnlich waren fremde Prediger dazu geladen und wurden Novenen oder Festoktaven damit verbunden. Großer Beliebtheit erfreute sich die Gnadennovene zu Ehren des hl. Franz Xaver auf den 12. März. Traten außerordentliche Ereignisse ein, die geeignet waren, die Menschen für ernstere Gedanken zugänglich zu machen, so war in der Jesuitenkirche sofort eine entsprechende gottesdienstliche Veranstaltung bereit. In der Nacht vom 23./24. Januar 1837 wurden die Bewohner von Brig durch Erdstöße erschreckt, die sich öfter wiederholten und große Panik hervorriefen. Sogleich wurden Gebete in der Kollegskirche angesagt, vom 27. bis 30. Januar ein Triduum gehalten, zu dem die ganze Stadt

[1] In Freiburg war es zur Zeit der alten Jesuiten in Übung gewesen, dann aber abgekommen; es mußte daher neu eingeführt werden, was nicht ohne heftigen Widerstand, Schmähungen und Drohungen durchgesetzt werden konnte.

[2] In Brig, wo man eine Reliquie des hl. Franz Xaver aus dem einstigen Jesuitenkolleg von Augsburg bewahrte (in einer von Strahlen umkränzten großen silbernen Hand), wurde das Fest jährlich mit Prozession begangen.

zusammenströmte. Im Jahre 1839 war das Wallis erst durch Dürre, dann durch furchtbare Überschwemmungen heimgesucht. Da veranstalteten die Patres Bittprozessionen, und die Wiesen wurden gesegnet. In der Kollegskirche von Brig war drei Tage lang das Allerheiligste ausgesetzt und wurde mit dem Volk ein Triduum abgehalten. Manche von Wassersnot bedrohten Gemeinden hinwieder gelobten von ihrer Seite feierliche Prozessionen zur Kollegskirche nach Brig. Als es dann nach langen peinvollen Wirren 1844 im Wallis zum offenen Kampf kam und der Radikalismus siegreich niedergeworfen wurde, konnte es natürlich an Dankesfeiern in den Jesuitenkirchen und an Dankprozessionen nicht fehlen.

Eine eifrige Pflege der Andacht zur Mutter Gottes war mit der Leitung der Marianischen Kongregationen von selbst gegeben, lag aber auch in der Überlieferung des Ordens. Daß Statuen der seligsten Jungfrau unter großer Feierlichkeit neu aufgestellt und eingesegnet werden, daß Weihen an die Mutter Gottes vollzogen oder erneuert werden, sind häufige Vorkommnisse. Die Skapulierbruderschaft, die im Wallis beliebt war, wurde gefördert, die Pilgerfahrten zu den Gnadenbildern der Gottesmutter standen in Ehren. Die Bruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder fand unter den Patres wie in Köthen so auch in der Schweiz ihre eifrigen Apostel und wurde unter dem gläubigen Volke in Deutschland und der Schweiz, insbesondere auch unter den Zöglingen der Kollegien verbreitet. Nach einer schwierigen Mission in Salles 1837 führte P. Neltner daselbst diese Bruderschaft ein, um die Früchte der Mission zu erhalten. Er scheint dies auch sonst bei den Missionen getan zu haben. Im Freiburger Pensionat wurde 1843 der Anschluß dieser Bruderschaft an die von Unserer Lieben Frau von den Siegen in Paris hergestellt. Zu Beginn des Schuljahrs 1845/46 hielten die Patres des Kollegs von Sitten unter P. Neltner als Rektor eine gemeinsame Novene zum unbefleckten Herzen Mariä, um sich dem Schutze und der Hilfe besonders zu empfehlen. In der Jesuitenkirche von Luzern wurde die Bruderschaft am 8. Dezember 1846 errichtet.

Die Förderung der Herz-Jesu-Andacht war den Schweizer Patres überaus angelegen. Die Herz-Jesu-Bruderschaft ist hauptsächlich durch ihr Bemühen in den katholischen Kantonen eingebürgert worden. Herz-Jesu-Bilder werden eingesegnet, Herz-Jesu-Statuen aufgestellt, Predigten, Novenen, selbst Exerzitienvorträge über das göttliche Herz Jesu kehren in den Berichten wieder.

In den Häusern von Brig und Stäffis war die Andacht zum hl. Joseph sehr in Ehren, was auch in äußeren Feierlichkeiten sich kundgab; im Konvikt zu Freiburg, wo er gleichfalls als Hauptpatron galt, wurde die Andacht zu den heiligen Engeln liebevoll gepflegt.

Während der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts machte der Kult der hl. Philomene viel von sich reden und übte, wie neu aufgekommene Andachten zu tun pflegen, auf die frommen Seelen eine gewisse Anziehung. Der viel verehrte P. Barrelle im Freiburger Konvikt, von seinem Romaufenthalt her mit den dortigen frommen Kreisen noch in Fühlung, machte aus mehreren mit kirchlicher Genehmigung erschienenen Schriften eine Zusammenstellung dessen, was zu Gunsten der Verehrung der Heiligen sich sagen ließ. Im Anfang des Jahres 1835 wurde von einem Wohltäter ein kostbares Wachsbild mit Reliquie der Heiligen für die Kirche des Freiburger Kollegs geschenkt. Das Geschenk wurde angenommen und stets eine brennende Ampel vor dem Bilde erhalten. In der Kollegskirche von Sitten wurde im gleichen Jahre ein Bild der Heiligen aufgestellt und im Juni ihr zu Ehren ein Triduum abgehalten. Hier lag eine Veranlassung insofern vor, als infolge einer Novene, die man 1834 unter Anrufung der Heiligen angestellt hatte, ein Gemütsleidender Heilung gefunden hatte. Eine der 1836 an der Kirche angebauten öffentlichen Kapellen wurde ihr geweiht. Noch 1839 stiftete Hauptmann August v. Riedmatten einen neuen Altar zu Ehren der Heiligen für die Kapelle. Doch waren dies vereinzelte Vorkommnisse, durch das besondere Vertrauen einzelner Auswärtiger zu der neuen Andacht veranlaßt. Die Andacht ist weder in den Häusern der Schweiz allgemein gewesen, noch vonseiten der Patres besonders befürwortet worden.

i) Belebung des Gottesdienstes.

Von Anfang an hielten die Patres der Schweiz darauf, den Gottesdienst anziehend zu machen, damit die Leute gerne kommen sollten, zugleich aber auch möglichst eindrucksvoll, damit sie mit Nutzen kamen. Die Zahl der geschmackvoll gekleideten und gut geschulten Altardiener, das Aufgebot an Lichtern, der Aufwand an Blumen und Draperien, insbesondere aber die Musik mit den sorgfältig ausgewählten Liedern wirkten dahin zusammen. Einförmigkeit und Schablone waren dabei vermieden; in der Art, Feste und Festzeiten zu begehen, war großer Wechsel; die Jesuitenkirche brachte jedes Jahr etwas Neues. Selbst herkömmliche Frömmigkeitsübungen, wie die Maiandacht oder die Aloisianischen Sonntage, wurden in verschiedenen Jahren in ganz verschiedener Weise gefeiert. Es traf sich wohl vier oder fünfmal, daß aus besonderem öffentlichen Anlasse in allen Jesuitenkirchen der Schweiz Volksexerzitien veranstaltet wurden. Es geschah aus Anlaß der Jubiläen, immer mit Aufgebot großer Feierlichkeit, aber jedesmal und in jeder der Kirchen war der äußere Verlauf ein völlig verschiedener.

Feste Ordnung und Überlieferung waren dadurch nicht ausgeschlossen. An den Festbegehungen und Andachten, welche die Gesellschaft sich einmal zu eigen gemacht hatte, wurde unverbrüchlich gehalten, mit Rücksicht auf den Empfang der Sakramente die Regelmäßigkeit sogar angestrebt. Der Usus tertiae Dominicae, die allgemeine Kommunion am dritten Sonntag jeden Monats, wurde hochgehalten. Man ging in der Regelmäßigkeit noch weiter, wie die Kollegskirche von Brig 1821 in schönem Beispiel erkennen läßt. Dort waren die Andachten auf die Sonntage des Monats so verteilt, daß alles zu Ehren kam, jeder Sonntag einen Wechsel brachte, aber doch an jedem Sonntag ein vollkommener Ablaß gewonnen werden konnte. Der Wechsel trat nicht nur in der Art des Gottesdienstes hervor, sondern auch in den Liedern und Gesängen, die dem jedesmaligen Sonntag besonders angepaßt waren.

Der erste Sonntag des Monats gehörte der Andacht zur Gottesmutter. Nachmittags nach der Christenlehre wurde statt der Vesper

die Versammlung der Kongregationen gehalten. Nach der Predigt wurde die Lauretanische Litanei gesungen und zuletzt mit dem Ziborium der sakramentale Segen gegeben. Am zweiten Sonntag, welcher der Herz-Jesu-Andacht zubestimmt war, wurde zur Segensandacht am Nachmittag die Monstranz ausgesetzt und fand ein doppelter Segen statt. Am dritten Sonntag, als dem allgemeinen Kommuniontag, blieb von der Frühmesse an bis nach dem Hochamt das Allerheiligste ausgesetzt. Am vierten Sonntag war die Andacht der Todesangstbruderschaft; der fünfte Sonntag, wenn einer in den Monat einfiel, war frei für die Aloisiusandacht.

Zu diesem angenehmen Ausgleich zwischen Stetigkeit und Abwechslung kam bei den Feierlichkeiten in den Jesuitenkirchen eine gewisse Richtung auf das Dramatische hin, die auf die Menge der Gläubigen einen außerordentlichen Reiz übte. Am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit wurde vom anwesenden Volke laut und feierlich das katholische Glaubensbekenntnis erneuert, auf Herz-Jesu-Fest war Weihe an das Herz des Erlösers. Die Erstkommunikanten ließ man an dem „großen Tage" ihres Lebens öffentlich die Taufgelübde erneuern und die Weihe an die allerseligste Jungfrau vollziehen. Bei der Generalkommunion der Studenten von Brig am Schluß ihrer Exerzitien 1833 trat ihr Präfekt vor sie hin, ließ sie vor allem Volk laut ihr Taufgelübde wiederholen und verlangte von ihnen das feierliche Gelöbnis der Treue gegen Gott und Kirche. Als man in demselben Kolleg von Brig 1823 die Weihe an den hl. Joseph vollzog, geschah es in ganz dramatischer Weise. Das Bild des hl. Joseph stand festlich geschmückt mitten auf dem Altar. Als Zeugen waren mit den sämtlichen Patres des Hauses auch mehrere Ratsherren der Stadt versammelt. Vor dem Altare kniend, beteten sämtliche Konviktoren laut und gemeinsam das Weihegebet, durch welches sie den heiligen Nährvater zu ihrem besondern Beschützer erwählten. Nicht minder festlich ging es 1836 bei der Erneuerung dieser Weihe zu, und diesmal hatten die Externen sich als Gunst erbeten, an der Weihe sich beteiligen zu dürfen. Auch die jährliche Aloisiusfeier wurde in Brig mit großem Aufgebot begangen. Am Vorabend des Festes

1835 zog man in Prozession zur Aloisiuskapelle, die erst wenige Monate zuvor fertiggestellt worden war. Das hier befindliche Standbild des Heiligen wurde wie im Triumphzuge nach der Kollegskirche übertragen, um hier während des Festes seinen Ehrenplatz einzunehmen. Am Abend wurde es dann in Prozession ebenso feierlich an seine Stätte zurückgebracht.

Bezeichnend für vieles ist die Aufstellung der neuen Kongregationsstatue in der Kirche von Brig. Während der Wirren der Revolutionskriege war das frühere Standbild der Mutter Gottes, das der Marianischen Kongregation gehört hatte, seit 1798 spurlos verschwunden. Da ruhigere Zeiten wiedergekehrt waren, sollte 28. Juli 1816 ein neues Standbild die alte Stelle einnehmen. Durch dreitägige Andachtsübungen, mit denen ein vollkommener Ablaß verbunden war, wurden die Gläubigen vorbereitet. In der ersten Morgenfrühe des Festtages wurde die Statue vor die Stadt gebracht und auf der Landstraße „am Bache" geziemend aufgestellt und dann in großer Prozession von hier wieder abgeholt. Die Gemeinden rings in der Nachbarschaft waren zur Teilnahme an dem Feste eingeladen. Nachdem die Statue am bestimmten Orte ihren Platz gefunden hatte, trat zuerst der Bürgermeister hervor, ein ehrwürdiger Greis, zugleich Vorstand des Zenten von Brig, umgeben von seinem ganzen Rate. Er überreichte der Mutter Gottes den Schlüssel der Stadt. Daraufhin begann der Weiheakt, zunächst der Kongregation, an sie schloß sich die Weihe der Studenten, zuletzt die der Jungfrauen.

In Freiburg während der Maiandachten 1833 wußte der Prediger die Herzen so zu erwärmen, daß die Frauen der Stadt sich zusammentaten, um für das Muttergottesbild in der Kirche Diadem und Zepter aus Silber anfertigen zu lassen, mit welchen hinfort an Muttergottesfesten das Bild geziert werden sollte. Eine wahre Begeisterung ergriff darob die ganze Stadt. Alle wollten beisteuern, selbst die öffentlich als „Liberale" galten, wollten nicht zurückstehen. In das silberne Zepter wurde eine Liste derer eingefügt, die etwas beigetragen hatten. Damit nicht die Namen der Jesuiten dabei fehlten, gab eine Wohltäterin die Beisteuer für sie alle. Die Krönung

wurde vom Bischof selbst mit jeder nur denkbaren Feierlichkeit vollzogen. Sogleich im folgenden Jahre geschah es, daß die Kongregation der Herren und Bürger gemeinsam mit der der Handwerksgesellen eine silberne Krone beschafften für die Mutter Gottes „auf dem Berglein", ein altes Gnadenbild, das durch die Andacht des sel. Petrus Canisius noch besonders ehrwürdig war. Auch hier ging es bei der Krönung nicht ohne festliche Predigt und große Freudenfeier ab.

Im Mai 1844, mitten unter politischen Unruhen, als schon der Ausblick auf drohende Kämpfe die Gemüter zu religiöser Einkehr mahnte, hatten die Junggesellen Freiburgs zusammengelegt, um zu Ehren der Mutter Gottes eine goldene Denkmünze prägen zu lassen. Unaufgefordert hatten auch die verheirateten Männer an der Sammlung sich beteiligt. Die Denkmünze, in Paris geprägt, trug die Inschrift: Immaculatae Virgini Mariae post Marianum mensem viri iuvenesque Friburgenses sese devotissime consecrarunt. Anno Domini M·D·CCC·XLIV. Am 20. November 1844 konnte der Bischof in der Liebfrauenkirche von Freiburg die Denkmünze segnen. Sie wurde dann der Muttergottesstatue zu Füßen gelegt und die Weihe des Volkes von Freiburg an die Himmelskönigin vollzogen. Als der Mai 1845 herannahte, zeigte sich erhöhter Eifer bei den Frauen. Alles wurde aufgeboten, die Kirchen auszuschmücken. Die Dienstmägde der Stadt aber hatten mit ihren Sparpfennigen zu Ehren der unbefleckten Jungfrau in Lyon eine Fahne sticken lassen, welche der Bischof am Sonntag, der dem 1. Mai voranging, feierlich einweihte.

Bei all diesen Kundgebungen der Frömmigkeit und Begeisterung, auch wenn sie nicht in den Jesuitenkirchen selbst zum Ausdruck kamen oder unmittelbar von einem Jesuiten ins Werk gesetzt waren, fiel doch den Mitgliedern der Marianischen Kongregation die Hauptrolle zu. Es war der Geist, wie ihn das Wirken der Patres in der Stadt seit 25 Jahren angeregt und entflammt hatte.

Was bei all diesen außerordentlichen Feierlichkeiten stark in den Vordergrund tritt, ist neben dem dramatischen das symbolische Moment. Geradezu vorherrschend war dieses bei der jährlichen Karfreitags-

prozession, bei welcher die symbolischen Darstellungen die Hauptsache ausmachten. Die große Bußprozession, die aus Anlaß der Jubiläumsverkündigung Leos XII. in Brig 1826 veranstaltet wurde[1], erstrebte ihre Wirkung hauptsächlich mit Hilfe solcher symbolischen Darstellungen. In der Kollegskirche zu Freiburg sollte 1837 zum ersten Mal am Karfreitag Predigt stattfinden; es war vonseiten der Gläubigen viel danach verlangt worden. Beim Eintritt in das Gotteshaus wurden die Andächtigen betroffen durch den Anblick eines Trauersarkophags, der in der Mitte des Chores aufgeschlagen war, wie für einen kürzlich Verstorbenen. Auf dem Sarkophag erblickte man sinnvoll angeordnet die Werkzeuge der Passion. Sie ließen erkennen, wer der Betrauerte sei.

Als im Februar 1840 zu Steinerberg die erste Mission für die zugewanderten Badener den Anfang nehmen sollte, führte der Missionär die Ankömmlinge in feierlichem Zuge vom Pfarrhaus nach der Kirche. Nachdem man hier gemeinsam den Beistand des Heiligen Geistes angerufen hatte, trat, als Engel gekleidet, ein Knabe hervor, um dem Prediger das Kruzifix zu überreichen. Das heilige Abzeichen in der Hand, bestieg dieser nun die Kanzel, um die Mission zu eröffnen.

Beide Momente, das dramatische der Handlung und das symbolische des Bildes, wurden ausgiebig in Anspruch genommen, wo es galt, die Wirkung der Volksmissionen zu unterstützen. Ein klassisches Beispiel ist die Predigt des P. Roothaan bei den Volksexerzitien in Brig zu Beginn der Fasten 1821. Es war bereits am dritten Tag der ergreifenden Übungen. Tiefernst wie gewöhnlich erscheint der geistesmächtige Redner auf der Kanzel. Er hat heute über einen Gegenstand zu reden, vor dem ihm schaudert. Er will

[1] Brig tat es an Prozessionen allen andern Häusern zuvor. Während des Jubiläums im Juni 1826 fanden von der Kollegskirche aus binnen weniger Tage fünf große Prozessionen statt, beim Jubiläum für die Kirche Spaniens 1842 deren drei. Gegen Überhandnahme kirchlicher Feierlichkeiten, die mit der Zeit für das Kolleg zur drückenden Last geworden waren, schritt 1838 der Provinzial unerbittlich ein.

beginnen, aber da trifft sein Blick den Tabernakel. Unmöglich, in nächster Nähe des Allerheiligsten Dinge auszusprechen, wie er sie heute sagen muß. Er ruft einem der anwesenden Priester zu, das Allerheiligste in eine Kapelle zu übertragen. Es geschieht, und wieder schickt der Redner sich an, seinem Gegenstand näherzukommen. Aber da sieht er vor sich das Standbild der Unbefleckten. Unmöglich, vor diesem Bilde über solche Dinge zu sprechen, wie er sie sagen muß. Auch dieses Bild wird entfernt und nach ihm das des hl. Aloisius und danach die andern Heiligenbilder alle. Die Kirche steht kahl und düster, der gewohnten Zierden beraubt. Dies alles ist das Werk weniger Minuten. Der Prediger hat nicht versäumt, das, was geschah, mit seinen Erwägungen zu begleiten, aber mit erschütternden Worten, die tief in die Seele drangen, während sie die Spannung aufs höchste steigerten. Jetzt erst, nachdem er alle Gemüter im Banne hält, tritt er offen, aber auch gewaltig an die Sache heran, und er spricht heute über das Laster der Unzucht und deren Folgen.

Veranlaßt durch das Jubiläum, das Gregor XVI. ausgeschrieben hatte, sollten 1833 in Brig wieder Volksexerzitien abgehalten werden. Als die Gläubigen zur Eröffnung in die Kollegskirche traten, erblickten sie das Chor schwarz ausgeschlagen, die ganze Kirche im Trauerschmuck. In der Mitte vor dem Altar ein mächtiges Kruzifix, da und dort Inschriften, die zum Nachdenken und zur Einkehr mahnten. Nach der Einleitungspredigt wurde sogleich das Allerheiligste ausgesetzt, vor dem das Volk sich zum Gebet zusammenscharte. Eine Andacht wurde gehalten mit ergreifendem Psalmengesang. So waren die Herzen schon zubereitet für die nächstfolgende Predigt; sie handelte von der inneren Bosheit der Sünde.

Bei der ersten Volksmission im Elsaß im November 1837 ließ P. Neltner unmittelbar auf diese Predigt von der Bosheit der Sünde die gemeinsame öffentliche Abbitte folgen. Vor dem Altar, auf welchem, strahlend in einem Kranz von Lichtern, das Allerheiligste thronte, wurde der Abscheu gegen jede Beleidigung Gottes ausgesprochen und die Barmherzigkeit des Allerhöchsten angerufen. Der Eindruck war bei dieser Feier ein überwältigender. Die öffentliche Aussöhnung

der Gegner und Feinde wurde zuweilen mit gutem Erfolge angewendet, aber doch, wie es scheint, nur in Fällen, wo besondere Verhältnisse dieses Mittel ratsam erscheinen ließen und wo dasselbe durch den Eindruck der Predigten genügend vorbereitet war. Dagegen scheint es, daß die Gedächtnisfeier für die Abgestorbenen der Gemeinde nicht leicht unterlassen wurde. Die Weihe an die Mutter Gottes und die Aufrichtung des Missionskreuzes bildeten schon damals die Glanzpunkte glücklich durchgeführter Volksmissionen.

Mit gottesdienstlichen Feierlichkeiten solcher Art, wie sie von den Jesuiten der Schweiz in jenen Zeiten viel veranstaltet wurden, findet sich nicht selten etwas verbunden, was bei bloß theoretischer Abschätzung vielleicht verschiedenem Urteile unterliegen mag, was aber in der Praxis vorzüglich gewirkt hat. Wenn der Gottesdienst in den Jesuitenkirchen zu jeder Zeit gesucht und beliebt war, und wenn dabei oft Seelenwandlungen sich ereigneten, wie nur die erschütterndste Predigt sie hervorzurufen vermag, so war es zum Teil dieser Eigentümlichkeit zuzuschreiben. Man kann dieselbe bezeichnen als das Moment der Überraschungen.

Während der Volksexerzitien aus Anlaß des Jubiläums 1833 war in der Kollegskirche am Abend vor dichtgedrängter Zuhörerschaft über die Bosheit der Sünde gepredigt worden. Als eben der Prediger den versöhnenden Schlußabschnitt begann, leuchtete es auf an dem bisher im Dunkel liegenden Hochaltar. Strahlend im Lichttransparent erscheint über dem Altar das Bild des göttlichen Herzens Jesu. Betroffen wenden alle Blicke sich dahin. Unterdessen hat der Prediger geendet. Der Bischof besteigt die Kanzel und betet im Namen des ganzen Volkes laut die feierliche Abbitte. Dann schreitet er zum Altar, den Gläubigen den Segen zu erteilen.

Am Schlußtage dieser Exerzitien ist schon mittags 1 Uhr die Kirche überfüllt. Bis in das Chor hinauf und bis in die letzte Seitenkapelle ist jeder Winkel besetzt in Erwartung der Schlußpredigt, die abends $^1/_2$6 Uhr beginnen soll. Der Redner ist diesmal der ehrwürdige Bischof Tobias Yenni selbst, der immer ergreifend zu den Herzen zu sprechen weiß.

Eine volle Stunde hat er bereits gesprochen und will eben zur Schlußermahnung übergehen, da erscheint über dem Hochaltar ein strahlendes Lichtkreuz. Während der bischöfliche Redner zu diesem Kreuze hingewendet immer wärmer und lebhafter in seiner Rede fortfährt, kommen rings um den Altar ungezählte Lichter zum Vorschein, die in allen Farben funkeln. Der Altar, der dem alles beherrschenden Kreuze als Fußschemel dient, ist zur feurigen Lichtgarbe geworden. Zu beiden Seiten des Kreuzes steigen gewundene Säulen empor aus Laub und Licht und Blumen. Hoch oben vom Gewölbe aber leuchtet in Flammenschrift das Monogramm Jesu herab. Lichtströme wogen durch die Kirche, mit den Klängen der Orgel vereinigt sich der Ton der Instrumente, anwachsend an Kraft und Gewalt, bis nach der Absingung der Litanei die Feier mit einem grandiosen Tedeum ihren Abschluß findet.

Etwas Ähnliches kam eindrucksvoll zur Anwendung am Schlusse der Volksexerzitien, die zur Säkularfeier der Gesellschaft Jesu im Dezember 1840 in der Freiburger Kollegskirche gehalten wurden. Besondere Verhältnisse, wie sie zur Zeit in der Stadt obwalteten, hatten den Prediger veranlaßt, mehr als sonst bei solchen Anlässen zu geschehen pflegt, Kontroverspunkte zu berühren, die unsre Überzeugungen von den Anschauungen Andersgläubiger scheiden, und er hatte es so eingerichtet, daß die Rechtfertigung unsrer Muttergottesverehrung gegenüber den falschen Vorwürfen unsrer Glaubensgegner den Schluß der Predigten bilden sollte. Als vortrefflicher Kanzelredner hatte er seine Arbeit wacker geleistet und seine Zuhörer mit neuer Begeisterung für die Anrufung der Gottesmutter erfüllt, da erscheint auf dem Altar, dort, wo man sonst das Bild des hl. Michael zu sehen gewohnt war, mit einem Mal, wie plötzlich hingezaubert, von den Säulen des Altars her mit Licht übergossen, ein Bild der seligsten Jungfrau. Während der Prediger, auf die Lichterscheinung vorbereitet, sein begeistertes Schlußwort zum Altar hin an das Bild der Jungfrau richtet, wächst der Kranz von Lichtern, der rasch den Altar umglänzte, immer mehr zum leuchtenden Strome an. Und jetzt, da das Volk gerührt und hingerissen aufblickt zu dem erhabenen

Bilde inmitten des Lichtmeeres, tönt von der Kanzel die Aufforderung, fürs ganze Leben dem Dienste, aber auch dem Schutze der mächtigen Himmelskönigin sich zu weihen. Laut und freudig wie niemals sonst betet die ganze Menge gemeinsam das Weihegebet[1].

8. Das Kollegium von Schwyz 1836.

Im Januar 1835 gelangte an den Provinzial P. Staudinger ein Schreiben, das ihm den Plan unterbreitete, in Schwyz, dem Hauptort des gleichnamigen Kantons, eine höhere Lehranstalt zu errichten, die für den Anfang mit vier Lehrern ins Leben treten könnte. Das frühere Kapuzinerklösterchen auf dem Hügel in der Nähe der Stadt wurde dafür angeboten. Hier hatte nach dem Wegzug der Kapuziner 1627—1804 bereits eine lateinische Schule bestanden und mit dem Wohnhaus war ein Kirchlein verbunden, das jetzt noch im Gebrauch war.

Das Angebot kam unerwartet. In einem der Urkantone für die Gesellschaft Jesu einen festen Sitz zu erlangen, was der alten Gesellschaft trotz mancher Versuche niemals gelungen war, hatte schon sein Verlockendes; die Lage war unleugbar günstig und unter dem braven Volke jener Gegenden hatten die Missionäre der Provinz seit 1821 ein stets dankbares Arbeitsfeld gefunden. Allein die Ordensprovinz, die erst zwei Jahre zuvor die vielen tüchtigen Hilfskräfte aus Belgien hatte hergeben müssen, und bereits vier Kollegien zu versehen hatte, mußte mit dem geübten Lehrpersonal sparsam umgehen. Für das neue Kolleg fehlten vollständig die Mittel. Weder von dem armen Kanton noch von dem kleinen Orte Schwyz, der zur Zeit noch nicht 5000 Einwohner zählte, war auch nur der

[1] Die Raschheit der Erscheinung war dadurch erreicht, daß vorher das Muttergottesbild durch Vorhänge verhüllt war, die mit einem Mal fielen. — Daß man auch bei Volksmissionen zuweilen solcher Lichteffekte sich bediente, zeigt das Beispiel der Mission von Beinheim a. Rh. im Unterelsaß 1837, wo bei der feierlichen Abbitte das Allerheiligste im reichsten Lichtglanze erstrahlte, während unterhalb in glühendem Transparent die Inschrift hervorleuchtete: Parce, Domine, populo tuo.

Unterhalt zu erwarten. Das angebotene Klösterchen lag außerhalb der Stadt in einiger Entfernung, war zu klein und eng, um auf die Dauer dem Zwecke zu dienen, und ließ auch keine Möglichkeit zu weiterer Ausdehnung. P. Staudinger verhielt sich daher zurückhaltend, die Antragsteller ließen sich aber nicht abschrecken. Man stellte ein Schulgebäude innerhalb des Ortes selbst in Aussicht, und schließlich erkannte man die Notwendigkeit eines völligen Neubaues.

Es war nicht der Flecken Schwyz oder näherstehende Freunde im dortigen Kanton, von denen der Plan ausging, sondern drei wohlgesinnte Priester des Nachbarkantons Zug: Melchior Schlumpf, der früher als Lehrer dem Kolleg von Luzern, Joseph Suter, der dem von Solothurn angehört hatte, und Anton Jos. Hürlimann, Pfarrer in Cham. Das Darniederliegen der Studien in den deutschen Schweizerkantonen und die Verwilderung der männlichen Jugend hatten oft den Gegenstand ihrer Besorgnisse gebildet und die Errichtung einer auch auf die sittliche Haltung der Schüler einwirkenden guten Schule war als Notwendigkeit erkannt worden. Hürlimann hatte zuerst auf die Jesuiten hingewiesen. Bei der Rückkehr von einer gemeinsamen Wallfahrt nach Einsiedeln, als sie mit einem Male Schwyz im strahlenden Lichtglanz vor sich liegen sahen, waren sie betroffen worden. Die schwierige Frage nach dem rechten Orte für die neue Schule war gelöst, alles sprach für Schwyz. Am Orte selbst war die Unzulänglichkeit der bestehenden Lateinschule anerkannt, eine Hebung und Vergrößerung derselben erschien unausweichlich, der Vorschlag der drei Priester fand daher günstige Aufnahme. So war es zu den Verhandlungen mit dem Provinzial gekommen und zu dem Plane eines großen Neubaues. Die Mittel dazu sollten beschafft werden durch Gründung einer Aktiengesellschaft. Die Statuten wurden beraten und im September 1835 von zwei der beteiligten Herren dem Provinzial vorgelegt.

Der Plan fand die lebhafte Unterstützung vonseiten des Apostolischen Nuntius der Schweiz, Phil. de Angelis, und weckte in den katholischen Kantonen freudigen Beifall. Von Luzern, Zug, Solothurn, Aargau, St. Gallen kamen Zustimmungen und Zusagen. Es

flossen auch bereits Geldspenden. Gleich anfangs brachte eine arme Magd als Gabe vier Louisdor.

P. Staudinger hatte pflichtgemäß dem Ordensgeneral die mancherlei Bedenken dargelegt, welche gegen die Übernahme des neuen Kollegiums sprachen: die gebieterische Notwendigkeit irgendwo außerhalb der Schweiz eine Niederlassung zu gewinnen, den Mangel an geübten Arbeitern, die große Unsicherheit, welche dem Schwyzer Unternehmen anhaftete. Es hieß, ein Kollegium gründen ohne festen Boden, auf bloße Hoffnungen und Versprechungen hin. Allein 25. Dezember 1835 schrieb P. Roothaan an den Provinzal:

„Was das Kolleg in Schwyz angeht, so wird es, falls unser Wirken dort zur Erhaltung des Glaubens und einer gesunden Richtung in der Lehre wirklich beitragen kann, schwer sein, das Gesuch abzulehnen; wir würden sonst unsrem Beruf nicht ganz treu sein. Auch im Wallis haben ja die Unsrigen einst viele Jahre ausgehalten ohne sichern Wohnsitz. Was jetzt alle Tage geschieht, um den Glauben unter wilden Völkern zu verbreiten, muß doch mit weit mehr Recht für die Glaubensgenossen zur Erhaltung des Glaubens hingenommen werden. Euer Hochwürden mögen zusehen, prüfen und mir berichten."

Vier Wochen später, 27. Januar 1836, bemerkt der General, daß die Schwyzer Angelegenheit in Rom bei den Behörden bereits bekannt sei und offen besprochen werde. Von großem Einfluß zu Gunsten der Angelegenheit war der Romaufenthalt des P. Drach gewesen, der auf der Prokuratoren-Kongregation im November 1835 die deutsche Provinz zu vertreten hatte. Von da an begann der General der Annahme des Kollegs sich zuzuneigen und nahm bereits P. Drach als künftigen Rektor von Schwyz in Aussicht. Aber die Existenzbedingungen für das neue Kolleg waren doch auf zu unsichere Grundlagen gestellt, und der Bedenken waren zu gewichtige, um sich in der Sache zu übereilen. Erst am 26. Juli 1836 sprach der General das entscheidende Wort. Am 4. Mai hatte er dem geschäftskundigen und energischen P. Drach aufgetragen, die Angelegenheit in seine Hand zu nehmen und die Unterhandlungen zu führen. Jetzt schrieb er an diesen:

„Ihr letztes Schreiben vom 11. d. M. verlangt unbedingt von mir eine Antwort, schon um Ihnen für die erfolgreiche Führung der Sache Glück zu wünschen und der Vorsehung zu danken. Ich bin mit allem einverstanden, mit der für das künftige Kolleg gewählten Lage, mit den verabredeten Bedingungen, ganz besonders aber mit der guten Gesinnung der Herren des Komitees. So lassen sich gute Früchte hoffen, wo man sich gegenseitig mit Vertrauen entgegenkommt. Wo dieses nicht gegenseitig ist, kann es kaum ein wirkliches Vertrauen genannt werden. Es bleibt somit nur übrig, daß Gottes Güte dem Werke Fortgang gebe, damit es rasch zur Ausführung kommen könne, wenn auch mit ganz bescheidenen Anfängen. Inzwischen möge Pater Provinzial, nachdem er von Euer Hochwürden über alles unterrichtet ist, seine Anordnungen so treffen, daß auf jeden Fall mit dem nächsten Schuljahr schon der Anfang gemacht werden kann." Der Zweifel und Bedenken war damit wohl noch kein Ende; aber P. Roothaan blieb nach dem, was aus der Schweiz an ihn berichtet wurde, schließlich bei seiner Entscheidung. Er schreibt an P. Drach 20. September 1836:

„Es gefällt mir das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, auf das allein gestützt Euer Hochwürden und Pater Provinzial dafür hielten, daß das Kollegium von Schwyz alsbald eröffnet werden solle. Auch ich hoffe und vertraue, daß den Dienern Gottes das Notwendige nicht abgehen werde, wenn sie nur wahrhaft und aufrichtig, wie sich gebührt und wie es unserem Beruf entspricht, ihm dienen. Die Umstände von Zeit und Ort sind dabei allerdings derart, daß es wohl weniger ein Fehler der Vermessenheit als vielmehr ein Werk der Tugend ist, hier von den Regeln, welche die menschliche Klugheit sonst für solche Gründungen vorschreibt, in etwa abzuweichen. Wenn nur alle unsre Leute die Sache Gottes recht betreiben."

Das Amt des Provinzials war 19. März 1836 von P. Staudinger auf P. Ignaz Brocard übergegangen, und der gutgesinnte Landammann von Schwyz Ab-Yberg hatte 8. Mai 1836 dem neuen Landammann Fridolin Holdener die Stelle geräumt; aber die Be-

wegung zu Gunsten des Kollegbaues wurde dadurch nicht berührt. P. Brocard als geborener Schweizer umfaßte das Unternehmen mit verdoppelter Anteilnahme, und der neue Landammann war seinem Vorgänger gleichgesinnt. Am Vormittag des 15. Mai lag der Antrag auf Zulassung der Jesuitenschule dem „dreifachen Landrat" vor, der ihn einstimmig guthieß. Am Nachmittag wurde er vor das Volk gebracht. Ab-Yberg gab die klare Darlegung dessen, worum es sich handle; acht Redner, unter ihnen der bischöfliche Kommissar, Kanonikus Georg Suter, sprachen sich zu Gunsten des Antrages aus, einstimmig und freudig wurde auch hier die Zustimmung gegeben. Aus Vorsicht hatte man die Zulassung nicht für den ganzen Kanton, sondern nur für die Landschaft Schwyz begehrt, weil man hier der Sache sicher war. Es genügte für jetzt, und Weiterungen war vorgebeugt.

Unverzüglich bildete sich das Komitee, von dem die Gründung der Aktiengesellschaft auszugehen hatte; es bestand aus drei Geistlichen (Kanonikus Georg Suter, Pfarrhelfer Dominik Suter, Pfarrhelfer Meinhard Bürgler) und zehn der angesehensten Laien. Auf ihre dringende Einladung kam der Rektor des Freiburger Kollegs, der erfahrene P. Drach, 9. Juni zur Beratung der nächsten Schritte nach Schwyz. Unter dem Datum des 12. Juni wurde der Prospekt gedruckt, bestimmt, alsbald in alle Welt versandt zu werden: „Prospectus über Begründung eines Kollegiums in Schwyz unter der Leitung der ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu".

Auch über den Kontrakt, der zwischen der „Stiftungsgesellschaft" und der Gesellschaft Jesu alles regeln sollte, hatte man sich rasch verständigt; er war am 15. Juli 1836 unterzeichnet. Eine doppelte Kapitalmasse war vorgesehen, eine für Erhaltung des Personals, die bis zu 150000 Franken erhöht werden sollte, eine andere für Herstellung und Einrichtung der Bauten. Zur Eröffnung der Schule sollte jedoch geschritten werden, sobald nur das Kapital hoch genug sei, um aus den Zinsen sieben Personen zu unterhalten. Es wurde dabei der Jahresbedarf einer Person auf 480 Franken angesetzt. Provisorisch sollten einstweilen andere Wohn- und Schulräume eingerichtet und den Patres unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

Um Schwierigkeiten der bestehenden Gesetzgebung zu begegnen, welche der Regierung das Inspektions- und Direktionsrecht der öffentlichen Unterrichtsanstalten des Kantons zuerkannte, wurde Sorge getragen, das künftige Kolleg als Partikularanstalt und nicht als Staatsanstalt zu charakterisieren. Als vorläufige Wohnung wählten die Patres nach langem Raten und Suchen schließlich doch das zuerst angebotene ehemalige Kapuzinerklösterchen zum hl. Joseph. Es bot eine Kapelle mit vier Altären und Wohnraum für zwölf Personen, dabei einen Garten und gesunde Lage. Dies wog in etwa die weite Entfernung von der Schule auf.

Es handelte sich jetzt darum, das Geld aufzubringen, wenigstens so viel davon, um mit der Schule einen Anfang machen zu können. Von dem kleinen, wenig wohlhabenden Kanton war nichts zu erwarten. Andere Kantone, vorzüglich aber das Ausland mußten helfen. Diese Hilfe konnte geschehen durch Übernahme von Aktien à 100 Franken, was dann auch alle Rechte eines Aktionärs mit sich brachte, oder auch durch Beiträge als Almosen. Die Prospekte vom 12. Juni, in welchen der ganze Plan entwickelt und alles klargelegt war, wurden in vielen Tausenden von Exemplaren durch die ganze Schweiz und über die Nachbarländer verbreitet und fanden vielfach Aufnahme auch in die öffentlichen Blätter.

Die Zeiten waren übel, die Stimmung allenthalben gedrückt. In einzelnen Kantonen wurden die Sammlungen verboten, in andern hatten sie nur halben Erfolg. Aber innerhalb von drei Monaten lag das genügende Kapital vor, um mit der Schule den Anfang zu machen. Was ganz unmöglich geschienen hatte, war zustande gekommen durch das Scherflein der Armen. Landleute, Dienstboten, alte Witfrauen hatten ihre Opfer zusammengetragen für das gute Werk. Es fehlte natürlich auch nicht an Gönnern aus den mehr bevorzugten Ständen. Allen voran ging der Apostolische Nuntius de Angelis, der nicht nur für die Patres Stipendien sammelte, sondern solche auch mit seinen Sekretären zu Gunsten des Werkes selbst übernahm.

P. Drach war im Juni nach Freiburg zurückgekehrt. Jetzt, da die Neugründung ins Leben treten sollte, wurde er zum ersten Rektor

für das neue Kollegium ernannt und traf am 29. September 1836 in Schwyz wieder ein. Ihm folgten dahin schon in den nächsten Tagen drei Ordensgenossen aus Freiburg und zwei aus dem Wallis. Der „dreifache Landrat" von Schwyz erteilte am 4. Oktober zur Eröffnung der Anstalt die formelle Genehmigung. Das Klösterchen, bisher von einem einzigen Priester bewohnt, wurde geräumt und instand gesetzt. Für den Unterricht wurde das Schulhaus „auf der Hofmatt" vorläufig überlassen, welches genügende Räume bot und mit großem Entgegenkommen der neuen Bestimmung entsprechend hergerichtet wurde.

Der Einzug der Patres in das Klösterchen „auf dem Hügel" am 11. Oktober 1836 sollte nicht ohne Feierlichkeit geschehen, wenn man derselben auch rein religiösen Charakter wahrte. Das Josephskirchlein war mit Triumphbogen und Kränzen festlich geziert, ein Bild des hl. Franz Xaver war angebracht. Dahin bewegte sich der Zug, der vom Hause des Landammann Jutz, wo P. Drach bisher gastlich aufgenommen war, seinen Ausgang nahm. Pater Rektor wurde geleitet vom bischöflichen Kommissar. Außer den Patres folgten die dreizehn Herren des Komitees und der Vize-Landammann de Schorno mit zwei Ratsherren. Der Weg führte an der Kapelle des hl. Karl Borromeo vorüber, dort wo dieser Heilige einst gerastet. Die Schwyzer Studenten hatten die Kapelle ausgeschmückt und standen hier bereit, die neuen Lehrer zu begrüßen. Nachdem Pater Rektor die lateinische Ansprache beantwortet hatte, traten sie an die Spitze des Zuges, und so ging es zum Kirchlein. Dort hielt der bischöfliche Kommissar das Hochamt und man schloß mit einem Tedeum. Die Eröffnung der Schule, die vom Komitee am 6. Oktober angekündigt worden war, konnte jedoch nicht sogleich erfolgen, da wegen der einfallenden Militärübungen alle Häuser gerade mit Einquartierungen überfüllt und für die Aufnahme der auswärtigen Studenten nicht bereit waren; sie erfolgte erst 4. November.

Die geräumige Pfarrkirche von Schwyz war mit Andächtigen dicht gefüllt, als an diesem Tage der Apostolische Nuntius mit dem Veni Creator das Hochamt zu Ehren des Heiligen Geistes begann.

Nachher folgte eine Feier auf der Aula. Der Präfekt P. Waser hielt die Rede und verlas die Liste der Schüler mit Angabe des Geburtsortes und der Klasse. Der erste der anwesenden Ratsherren erhob sich dann zur Erklärung, daß das Kolleg unter dem Schutze der Obrigkeit stehe, der Kommissar sprach die freudige Gutheißung von seiten des Bischofs aus. Mit Musik wurde geschlossen. Trotz vieler ungünstigen Ausstreuungen und teils törichten teils böswilligen Abmahnungen waren zum ersten Anfang 75 Schüler erschienen, die 13 verschiedenen Kantonen angehörten.

Schwyz war als Ort der höheren Studienanstalt in der Tat vortrefflich gewählt, ein Mittelpunkt, wohin aus Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, St. Gallen, Glarus und Graubünden die Studenten mit Leichtigkeit gelangen konnten. Als Brennpunkt wissenschaftlichen Strebens versprach Schwyz für die deutsche Schweiz eine ähnliche Bedeutung zu erlangen, wie Freiburg für die französischen Kantone sie besaß, und in dem biedern gesunden Volke der deutschen Schweiz lag für die katholische Kirche noch ein reicher Schatz zu heben.

Der Lehrplan im neuen Kollegium richtete sich nach dem, was in den andern erprobt war. Von der Philosophie wurde einstweilen nur der erste Jahreskursus eingeführt. Das Französische war hier bloß fakultativ. Für Musik und Zeichnen war Gelegenheit zu Privatunterricht geboten. Mit Rücksicht auf die älteren Studenten, die bisher das Griechische nicht studiert hatten, wurde der Unterricht in dieser Sprache nur auf den untersten zwei Klassen begonnen. Es ist aber bezeichnend für den Eifer, der unter den Studenten herrschte, daß schon mit Beginn des folgenden Schuljahres eine Anzahl aus den höheren Klassen dringend darum baten, daß mit ihnen ein griechischer Autor gelesen werde, was dann auch bis zum Ende des Schuljahres durchgeführt wurde. Ebenso brachte dieses zweite Jahr den Ausbau der Philosophie mit dem zweiten Kursus und die Einführung des italienischen Sprachunterrichtes, wöchentlich drei Stunden.

Eine andere Änderung hatte sich schon in den ersten Monaten als notwendig herausgestellt. Die Kinder, welche für die unterste

Lateinklasse angemeldet waren, erwiesen sich von zu verschiedener, teilweise auch von zu geringer Vorbildung.

Es mußte eine Teilung der Klasse in zwei bzw. drei Kurse vorgenommen werden; ein eigener Magister wurde dafür von Freiburg her berufen. Nach einigen Jahren konnte dem Übel dadurch gesteuert werden, daß eine Vorschule eingerichtet wurde, um die Kinder zur Aufnahme in die Infima gehörig zu befähigen. Später nahm man, um Kräfte zu sparen, hiervon wieder Abstand und begnügte sich mit zwei Abteilungen für die Infima unter besondern Lehrern.

In einem Punkte unterschied sich Schwyz von allen übrigen Kollegien. Theatralische Übungen, Schülerschauspiele u. dgl. waren und blieben hier vollständig ausgeschlossen. Wie es scheint, geschah dies mit Rücksicht auf den schlichten ernsten Sinn, der damals noch in jenen Kantonen vorwaltete. Es blieb dabei nicht nur unter dem Rektorat des P. Drach, sondern auch unter seinen Nachfolgern.

Um so mehr wurden alle andern Mittel der Aneiferung zur Hand genommen. In den Schulzimmern hingen Landkarten und Tabellen, die Schulgesetze und eine regelmäßig erneuerte Ehrentafel für die Fleißigen und die Faulen. Die Namen der letzteren waren tief unten angebracht unter einem für die Betroffenen beschämenden Sinnbild. Die Konzertationen (Wettkämpfe) wurden mit Eifer geübt. Die öffentlichen Prüfungen, zu welchen man für dieses erste Jahr nur eine Auswahl der Schüler zuließ, verliefen glänzend. Bei der Schlußfeier am 13. August 1837 hielt der bischöfliche Kommissar die Rede. Der Apostolische Nuntius verteilte die Preise und bezeigte das größte Interesse.

Haltung und Studieneifer der Schüler waren vom ersten Jahre an vortrefflich, nur eine einzige Trübung kam gleich in der Anfangszeit. Zwei der Studenten waren rasch hintereinander nach kurzer Erkrankung gestorben. Dies brachte in den jungen Gemütern eine Art Panik hervor; man sprach mit Schrecken von dem „ungesunden Schwyz". Doch die Erregung legte sich bald, und von Jahr zu Jahr stieg die Schülerzahl. „Die Erziehungsanstalt der Jesuiten", schrieb man Anfang 1838 aus Schwyz an die „Sion", „gewinnt

fortwährend einen blühenderen Zustand. Mit dem Jahre 1838 wird das Kollegium von 176 Studenten besucht, nämlich 31 Schülern der Philosophie, 31 der Rhetorik, 73 der Lateinklassen und 39 Realschülern. Sämtliche Schüler, worunter 100 aus andern Kantonen der Schweiz, zeichnen sich durch wissenschaftliche Tätigkeit und disziplinarisches Betragen aus."

Die Zahl der Schüler war schon gleich im zweiten Jahr noch etwas beträchtlicher gewesen, als hier angegeben wird. Aber unter den von fremden Gymnasien neu Hinzugekommenen waren manche nicht gerade probehaltige Elemente. Schon gleich in den ersten Tagen hatte sich eine geheime Schülerverbindung gebildet. Sie blieb nicht lange geheim, und die Eltern der Rädelsführer wurden ersucht, um alles Aufsehen zu vermeiden, die Söhne von der Anstalt hinwegzunehmen. Manche tadelten dieses Vorgehen entschieden, dasselbe schadete aber durchaus nicht dem Ruf der Anstalt noch dem Anwachsen der Schülerzahl. Nachdem man im ersten Jahr mit 75 begonnen, zählte man zu Beginn des dritten Jahres 229 Schüler.

Mit dem Jahre 1840 begannen die Schüler, sowohl die Rhetoriker wie die oberen Grammatiker, mit öffentlichen Akademien hervorzutreten, und dies geschah auf Betreiben und Bitten der Studenten selbst. Vor der Öffentlichkeit fanden diese Veranstaltungen viel Interesse.

Zur Aufrechthaltung des religiösen Geistes in der Schülerwelt dienten außer den wöchentlichen Ansprachen der Professoren vor allem die Studentenexerzitien in der Karwoche und die Aloisianischen Sonntage. Der Monat Mai wurde andächtig und eifrig begangen, aber alle gemeinsame Andacht war für jetzt noch auf die Schulzimmer beschränkt.

Schon gleich bei Eröffnung des Kollegiums wurde der Gedanke laut, mit dem neuen humanistischen Gymnasium eine Realschule zu verbinden, eine sog. „Sekundärschule", welche mehr auf die unmittelbar praktischen Berufe vorbereiten sollte. Der Wunsch dafür war von privater Seite mehrfach laut geworden, und es mochte auch für eine solche Schule ein wirkliches Bedürfnis im Kanton vorliegen. Es war daher von feindlicher liberaler Seite in Aussicht genommen, der

neuen Jesuitenanstalt in unmittelbare Nähe eine Realschule von entgegengesetzter Geistesrichtung an die Seite zu stellen. Um dies zu verhindern und den Wünschen des Komitees entgegenzukommen, entschloß sich P. Drach trotz mancher Bedenken, schon mit dem zweiten Schuljahr die Sekundärschule wirklich zu eröffnen. Sie währte indes, obschon es nicht an Schülern fehlte, nur fünf Jahre. Sie bereitete viele Schwierigkeiten und Belästigungen. Als daher der Kanton die Gründung einer solchen Schule von Kantons wegen in Aussicht nahm und auf Grund einer neuerlassenen Gesetzesbestimmung das Inspektionsrecht über die Sekundärschule in Anspruch nahm, benützte man diesen Anlaß, um dieselbe wieder eingehen zu lassen.

Für den Anfang indes wurde durch Hinzunehmen dieser Schule nicht nur der schädlichen Konkurrenzgründung der Todesstoß gegeben[1], sondern die Aufmerksamkeit aufs neue auf das Kollegium hingelenkt, neue Prospekte mußten überallhin verbreitet werden, und die gute Stimmung für das Kollegium wurde bestärkt.

In Schwyz selbst fehlte es an dieser guten Stimmung nicht. Die Haltung der Schüler während der Ferien wie während des Schuljahrs machte vorteilhaften Eindruck. Der Gottesdienst der Patres im alten Kapuzinerkirchlein war eifrig besucht, und die Kapelle konnte an Festtagen kaum die Gläubigen fassen. Zu Kranken und Sterbenden, namentlich zu beschwerlichen Versehgängen ins Gebirge, wurden die Patres mit Vorliebe gerufen, was sie bald zu der ganzen Bevölkerung in ein herzliches Verhältnis brachte. Zwar fingen radikale Blätter wie „Der Eidgenoß" oder „Der Erzähler" schon mit Beginn des Jahres 1837 an, gegen die Jesuitenanstalt zu Schwyz gelegentlich zu geifern, doch tat dies bei den Katholiken keinen Schaden.

Die Freunde, denen wie Melchior Schlumpf und A. Jos. Hürlimann, die Errichtung des Kollegs zur Lieblingsidee, ja zur Lebensaufgabe geworden war, kannten nicht Ruhe noch Rast. An geeigneten Orten hatten sie Vertreter aufgestellt, welche für das Werk Gaben

[1] Die gegnerische Schulgründung kam zustande; die Realschule wurde am 13. Oktober 1838 mit 13 Knaben und 22 Mädchen, den Kindern von Radikalen, eröffnet, hatte jedoch weder Ordnung noch Gedeihen.

beitreiben und entgegennehmen sollten, sie zogen auch selbst auf Reisen, um persönlich für den Bau zu sammeln. Die Verbreitung der gedruckten Rechenschaftsberichte und Prospekte sowie Korrespondenzen in der Presse mußten das übrige tun.

Von vielen Seiten her kamen denn auch Beiträge zum Bau oder Geschenke für die künftige Kollegskirche. Unter den Wohltätern zählte man Papst Gregor XVI., den König Karl Albert von Sardinien, den Herzog Ferdinand IV. von Modena und manche Glieder des hohen französischen Adels. Die katholische Schweiz ließ es an sich nicht fehlen. Der Kanton Luzern tat es an Freigebigkeit und Eifer allen andern voran; hier wie anderwärts in der Schweiz waren auch Protestanten, die das Werk unterstützten. In Uri beschloß der Kanton von Staats wegen, daß allerorts für das Kollegium könne gesammelt und daß die Pfarrer sollten aufgefordert werden, die Sache des Kollegsbaues dem Volke zu empfehlen. In andern Kantonen ließ man wenigstens die privaten Sammlungen ruhig ihren Fortgang nehmen. Aargau und Freiburg, Solothurn und Zug, St. Gallen und Thurgau sandten ihre Gaben. Mehrere Frauenklöster der Schweiz versorgten die anfangs recht dürftige Kapelle mit Kirchenwäsche, die befreundeten Abteien sandten Geschenke für die Bibliothek, insbesondere die Klöster Muri und Engelberg und das Zisterzienserstift St. Urban bei Luzern machten sich so um die Anfänge des Kollegs verdient. Einige Pfarrer der Umgegend taten bereitwillig das Ihrige dazu, und auch von hochgestellten Geistlichen in Chur, Luzern und Basel kamen ansehnliche Bücherschenkungen. Bei all diesen erfreulichen Erscheinungen kehrt aber die Wahrnehmung immer wieder, daß die Hauptsummen und damit der Fortschritt des ganzen Werkes zustande kamen aus den bescheidenen Spenden der Armen.

Als Gregor XVI. durch den Apostolischen Nuntius seinen eigenen Beitrag für das gute Werk hatte übergeben lassen, säumte das Komitee nicht lange, ein Dankschreiben an den Nuntius zu richten. Unter dem 7. September 1837 konnte dieser hinwieder den Herren des Komitees das Lob des Papstes wegen ihrer Bemühungen und die Freude des Papstes wegen des Zustandekommens des Kollegs im Namen des Kardinal-Staatssekretärs zum Ausdruck bringen.

Allein die Zeit, in welche die Kollegsanfänge fielen, war für die Schweiz ausnahmsweise stürmisch. Auf der Tagsatzung in Luzern wurde die Vertreibung der Jesuiten bereits offen beantragt. Unterdrückung und Beraubung der Klöster war an der Tagesordnung, die radikale Presse hatte die letzten Zügel verloren. In Glarus waren eben die Katholiken von den Protestanten vergewaltigt und ihrer Rechte beraubt worden. Man wartete nur, daß Schwyz als Nachbarkanton der Glaubensbrüder sich annehmen werde, um auch über dieses herzufallen. Gerade weil Schwyz auf der Tagsatzung standhaft für das Recht und für die katholischen Anstalten eintrat, war es beständig bedroht, das Opfer fremder Einmischung zu werden. Denn zum Unglück war der Kanton im eigenen Innern von Parteien zerrissen. Die Zwietracht zwischen den Altbürgern und den Neueingesessenen hatte schon 1833 eine gewaltsame Verfassungsänderung herbeigeführt, aber auch jetzt noch setzte ein Streit sich fort über das Miteigentum an den Gemeindeländereien. Der Zwist im Innern brachte aber die beständige Gefahr einer Einmischung des Bundesdirektoriums, und zwar in feindseliger Absicht. Im Mai 1838 kam es in Schwyz wirklich zum offenen Kampf, in welchem aber die Fäuste der braven Bauern der Ordnung zum Sieg verhalfen. Gleichwohl erfolgte sofort vonseiten des Bundesdirektoriums die Abordnung einer Kommission, welche, unbekümmert um die bestehende Regierung, den ganzen Kanton bereisen und eine Verfassungsänderung vorbereiten sollte. Die Spannung war aufs äußerste gestiegen. Von Monat zu Monat mußte man auf neue Rechtsverletzungen und Gewalttätigkeiten gefaßt sein. Der Besonnenheit und Festigkeit der Schwyzer Regierung gelang es immer wieder, das äußerste zu verhüten. Die rechtzeitige Entdeckung feindlicher Pläne und Anschläge kam ihr mehrmals aufs glücklichste zu Hilfe.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Wirren und Gefahren die Angelegenheit eines kostspieligen Kollegsbaues nicht weiter voranschreiten konnte. Weder fürs Geldsammeln noch fürs Bauen war jetzt die Zeit. Die Bewegung zu Gunsten des Kollegs, anfangs so lebhaft und hoffnungsverheißend, geriet vollends ins Stocken. Viel schwerer war es jetzt, sie neu zu beleben, als es anfangs gewesen

war, sie in Anregung zu bringen. Überdies war mitten unter dem Streit der Parteien die Hoffnung emporgetaucht, für Luzern selbst ein Jesuitenkolleg zu gewinnen. Joseph Leu, der Führer des katholischen Luzerner Volkes, hatte es offen beantragt, und mochte man es abweisen, hinter ihm stand die starke Mehrheit des Kantons. Luzern, bisher für das Schwyzer Kolleg eine freigebige und treue Hilfe, hatte nun für sein eigenes Kolleg zu sorgen.

Gleichzeitig waren Bestrebungen im Gange, auch in Sarnen (Obwalden) eine Unterrichtsanstalt unter Leitung der Jesuiten zu errichten. Der Pfarrer Franz Joseph Dillier legte 1840 in einer ausführlichen Denkschrift die Gründe hierfür dem Ordensgeneral vor. Sie wurden lebhaft unterstützt durch den Kanzler des Bistums Freiburg, den wohlgesinnten Dr. Jakob Fontana, der in einem Schreiben vom 3. November 1840 an P. Roothaan den Plan befürwortete. Schon viel früher, 1837, betrieb Pfarrer Vuarin von Genf die Gründung einer Jesuitenniederlassung in der Stadt Kalvins und 1839 eröffnete sich für kurze Zeit die Aussicht, in der Stadt Basel festen Fuß zu gewinnen.

Wohl waren mit dem Jahre 1840 wieder ruhigere Tage für Schwyz gekommen, innerhalb des Kantons waren Friede und Ordnung zurückgekehrt. Aber zu einem großen Kollegsbau reichte das Geld nicht aus. Um neue Sammlungen anzustellen, waren alle Umstände ungünstig, bei den Herren des Komitees schienen Mut und Tatkraft erlahmt. Für die Patres im engen Kapuzinerklösterchen war die Hoffnung auf den Gefrierpunkt gesunken. Eines gottbegeisterten Eifers, wie er den selbstlosen Pfarrer Hürlimann beseelte, bedurfte es, um das Werk aus der Erstarrung wieder in Fluß zu bringen.

Im Mai 1840 war er in Schwyz zur offenen Aussprache mit den Herren des Komitees. Er warnte vor weiterer Zögerung. Man mochte den Plan vereinfachen und wohlfeiler bauen; der Architekt erhielt sofort dafür Anweisung, aber es mußte endlich zur Tat geschritten werden. Eine Versammlung der Aktionäre war auf 9. Juni zusammenberufen. Aus der nächsten Umgebung erschienen deren 42. Der Bau wurde beschlossen, zur Ausführung sofort ein Ausschuß von

24 Vertrauensmännern gewählt, 12 davon dem Kanton Schwyz, je 3 den Kantonen Luzern, Aargau, Zug angehörig; Solothurn, St. Gallen und Unterwalden stellten je einen. Fürs erste sollte der rechte Flügel des Baues in Angriff genommen werden, der fürs Konvikt bestimmt war; der Kostenanschlag belief sich auf 54 000 Franken. Über den Bau des linken Flügels für die Schulräume und namentlich den Bau der Kollegskirche wurden auch schon Stimmen laut und Gründe vorgebracht, aber für jetzt fehlten Mut und Geld. Der Platz für das Kolleg war gut gewählt, an erhöhter Stelle, damit der stattliche Bau die Stadt überrage. Noch im Herbst 1840 wurden für den Konviktflügel die Fundamente ausgegraben.

Was indes die Finanzmänner des Komitees den Aktionären gegenüber nicht wagen durften, das wagte der Pfarrer von Schwyz gegenüber seinem Volke. Bei der Neujahrspredigt am 1. Januar 1841 sprach der verehrte Seelsorger zu seinen Leuten von der schönen Aufgabe, mit der Kollegskirche der Mutter Gottes einen neuen Ehrentempel zu bauen. Die geplante, für das Kolleg unentbehrliche Kirche solle Maria, der Helferin der Christen, geweiht werden. Alle könnten dazu mitwirken, alle könnten helfen. Die Worte machten Eindruck und zündeten. Eben lag viel Schnee, was für schwere Transporte die Wege leicht machte. Am 3. Januar 1841 bereits kamen 36 Fuhren mit Steinen angefahren, geschenkt von einigen Ratsherren. Überall regte sich nun der Eifer. Die Studenten, oft über hundert auf einmal, beteiligten sich begeistert am Steinefahren. Nicht nur in Schwyz selbst betrachtete man den Kirchenbau als gemeinsame Sache, der Eifer verpflanzte sich in die Ortschaften der Umgebung. Von den Volksmissionen her waren die Patres wohl gekannt und beliebt; das übte jetzt seine Wirkung. Die Pfarrherren hatten gestattet, daß ihre Leute, die während der Woche um das tägliche Brot sich abmühten, an Sonn- und Feiertagen für die Muttergotteskirche Arbeit tun dürften, und an diesen Tagen waren immer Hunderte von Händen beschäftigt. Der 2. Februar 1841 war ein großer Tag. Wohl 800 Männer sah man gleichzeitig für die Kirche tätig im Schweiße ihres Angesichts. Aus Rickenbach allein

kamen 400 Mann gezogen, die, in sieben Abteilungen sich ablösend, auf Walzen über Höhen und Tiefen hinweg einen ungeheuren Steinblock herbeiwälzten. Beim Bau der Pfarrkirche 1769 war ihrer Gemeinde der Ruhm geblieben, daß sie den größten Stein geliefert hätten; sie wollten diesen Ruhm auch diesmal wahren.

So kamen bald große Massen von Baumaterial zur Stelle, und der Wunsch wäre gewesen, mit dem Bau von Konvikt und Kirche gleichzeitig zu beginnen. Allein die Sache war zu rasch und unerwartet gekommen. Mit dem Konviktsbau wurde am 27. April 1841 der Anfang gemacht, für die Kirche aber war der Architekt mit den Vorarbeiten noch nicht zur Hand. Die Mauern des Konvikts stiegen bereits mächtig aus dem Boden empor, als am 25. Juli mit gebührender Feier zur neuen Kirche der erste Stein gelegt werden konnte. Der große Gönner des Werkes, Philipp de Angelis, waltete längst nicht mehr seines Amtes als Nuntius, sondern war als Kardinal und Erzbischof der Diözese Fermo vorgesetzt. An seiner Stelle nahm der befreundete Abt Cölestin von Einsiedeln die Legung des Steines vor.

Im Dezember 1841 nahm ein neuer Nuntius, Hieronymus Andrea, der seinen Vorgänger Msgr. Gizzi nach kurzer Amtsperiode ablöste, seinen Wohnsitz in Schwyz, der, solange er in der Schweiz weilte, am Zustandekommen und Gedeihen des Kollegs wohlwollend Anteil nahm. Bei seiner Ankunft stand der für das Konvikt bestimmte rechte Flügel glücklich unter Dach, die Grundmauern der Kirche aber waren kaum bis zur Höhe des Erdbodens hinaufgeführt. Die Fundamente hatten ungeheure Massen von Steinen verschlungen, und die Vorräte waren aufgebraucht. Statt zu schrecken, entzündete dies bei dem braven Volke nur neuen Feuereifer. Von allen Seiten wurden Steine und Baumstämme herbeigeschleppt; zuweilen waren 1000 Männer an einem Tage rührig bei der Arbeit. Die Gemeinde Sattel brachte an einem Tage 50 mächtige Baumstämme; Ingenbohl ungeheure Ladungen von Sand. Solche Karawanen, die wie die Ingenbohler in festlichem Schmuck einherzogen, wurden in Schwyz freudig und freundschaftlich begrüßt.

Die Sandfuhr, welche die Leute von Brunnen leisteten, ist auch durch bildliche Darstellung verewigt worden, die jetzt noch im kantonalen Archiv in Schwyz bewahrt wird. Zur Erklärung sind die Worte beigefügt:

„1842, den 6. Hornung, haben die Brunner für den Jesuitenbau in einem hübsch ausgerüsteten und gemalten großen Schiff 14 Fuder Sand bis zum Kloster gezogen; mehr als 40 mit Sand beladene Schlitten folgten diesem Schiffe. Die kleinen Knaben hatten einen eigenen Schlitten. Beim Schlößel in Ibach wurden die Segel aufgezogen."

Als Erklärung sind von anderer Hand die weiteren Bemerkungen beigefügt: Beschreibung des Sandzuges den 6. Hornung 1842 von Brunnen nach Schwitz. Bestehung des Sandzuges: der Sandzug ist aus einem Schiff und noch vielen Schlitten bestanden. Das Schiff ist, um schön zu scheinen, mit gelber Farbe angestrichen worden. Aus kleinen Tanngritzchen wurden Bögen über das Schiff gemacht, auf dem untersten Bogen befand sich ein schönes Bändlein [Fahne] und auf dem vordersten der Bannerbartli mit seiner Bande. Das von Sand beladene Schiff war auf zwei Steinschlüpfen gut angemacht, an der vorderen Steinschlüpfe waren zwei oder drei feste Seiler angemacht, damit die Leute daran ziehen könnten. Oben, und zwar zu vorderst auf dem Schiff, ist Balthasar Inderbitzi zum Kommandieren und der Segel zu leiten gestanden, und in der Mitte des Schiffes wurde Musik gespielt. An der Steuer befand sich der h. Herr Zotherr Joseph Karl Auf der Mauer, welcher lächelnd davon reitete. Nach dem Schiff folgten die kleinen Knaben mit einem Fuder Sand, dann die vom Urnibergund dann die Pferdfuhren und erst dann die Rinderfuhren. Wo wir bei dem Kollegium angenahet sind, so haben wir in Krieben abgeladen und nach vollendeter Abladung sind wir in das Wirzhaus gegangen.

Für Ingenbohl, das bis dahin mit den Schwyzern einen alten Span gehabt, wurde die freiwillige Frone für die Kollegskirche zum Versöhnungsfest. Die Anteilnahme des ganzen Volkes und der Wetteifer der Gemeinden boten ein so erhebendes, für die Patres der Schweiz so tröstliches Schauspiel, daß P. Roothaan als Ordensgeneral Veranlassung nahm, durch den Rektor des Kollegs öffentlich seinen Dank aussprechen zu lassen.

Der Plan zur Kirche hatte dem Ordensgeneral vorgelegen. Dieser drang auf möglichste Ersparung. Die Seitenkapellen, die in Aussicht genommen waren, sollten in Wegfall kommen. Auch P. Drach selbst sah ein, daß man in Anbetracht der Geldnot auf alles verzichten müsse, was bloß auf die Zierde hinauslaufe und sich auf das Nütz-

liche beschränken müsse. Dies war im Sinne des P. Roothaan, der im übrigen volle Freiheit ließ. Nur machte er aufmerksam auf die Stilmengung, die im Plan hervortrat, und riet, sowohl im Innern wie im Äußern der Kirche auf Stileinheit zu achten.

Während alles in Vorbereitung war, wurde das Breve bekannt, das Papst Gregor XVI. zur Empfehlung des Baues am 23. Februar 1842 an den Bischof von Chur erlassen hatte. Er erinnerte dabei nicht nur an die Unterstützung, welche das Werk bei vielen Wohlgesinnten und selbst bei gekrönten Häuptern gefunden und auch durch eine frühere Gabe von seiner Seite erfahren habe, sondern fügte sogleich wieder ein Geschenk von 300 Dukaten bei. Bargeld war es allerdings, was man neben der moralischen Ermutigung am meisten bedurfte, und da mit Sammlungen so rasch nichts zu erreichen war, erhob der wackere Pfarrer Hürlimann ein Anlehen von 15 000 Franken. Jetzt konnte zum Bau geschritten werden. Das Wetter war günstig, und am 8. April 1842 begannen die Arbeiten. Es waren brave Leute, 102 Mann im ganzen (55 Maurer, 21 Steinhauer usw.), die für das Werk gedungen waren; sie faßten ihre Arbeit im religiösen Sinn, ihr Verhalten blieb musterhaft. Die Arbeit schritt rüstig voran, gegen Ende November war auf dem Rohbau des Schiffes der Dachstuhl bereits aufgesetzt. Die Studenten gaben sich ans Hinaufreichen der Ziegel, und bald war das Dach gedeckt, es fehlte nur noch die Fassade mit den Türmen.

Diese Fassade aber, für welche verschiedenartige Hauarbeiten kaum zu vermeiden waren, blieb noch ein kostspieliges Stück, und das geliehene Geld war aufgebraucht. Man erhoffte Hilfe von einer Kollekte in Frankreich; ein Priester des Zuger Kantons, Joh. Chrys. Stocker, nahm die Mission auf sich und schrieb selbst eine Broschüre, in welcher die Bedeutung des Unternehmens auch für die katholische Sache im Großen dargelegt war. Aber er hatte es übel getroffen. Ganz Frankreich war jetzt nur bekümmert um die Heimsuchungen von Guadeloupe; der Bittsteller aus der deutschen Schweiz kehrte mit leeren Händen zurück. Was man auch versuchte, neues Geld flüssig zu machen, nichts wollte verfangen. Im Komitee der Drei-

zehn war man sehr kleinlaut geworden, und der Bauzeit 1843 sah man mit trüben Aussichten entgegen. Da trat P. Drach mit dem Vorschlag hervor, daß er die ganze innere Ausstattung der Kirche auf Kosten des Ordens übernehmen wolle, wenn nur das Komitee den äußeren Bau vollends zum Abschluß führe. Dies brachte wieder neues Leben. Im November 1843 standen Fassade und Türme bis zur Spitze ausgebaut, und rings um die Kirche her war das aufsteigende Terrain abgetragen und geebnet. Für die Ausrüstung des Innern aber erwachte ein neuer Eifer; von vielen Seiten kamen Geschenke. Die Jungfrauen sammelten für den Altar oder doch ein Altarbild der Mutter Gottes, die Studenten legten für den Aloisiusaltar zusammen, die Frauen der Stadt wollten für den Vorrat der Kirchenwäsche sorgen. Ein Marmorsteinbruch, der in der Nähe von Schwyz gelegen und lange nicht mehr ausgebeutet war, lieferte für die sieben Altäre gutes Material.

Es mochte für manche die Freude etwas beeinträchtigen, daß der Eindruck des nun vollendeten Kirchengebäudes für den Anblick kein so gefälliger war, wie man es erwartet hatte. Unter dem Druck des Geldmangels war eben die Apsis niedriger gehalten und etwas an den Türmen gekürzt worden. So erhielt das Gesamtbild des Innern wie des Äußern etwas Gedrücktes. Gleichwohl war es ein Freudenfest für Schwyz, als am 16. Juni 1844 die Patres aus ihrem bisherigen provisorischen Quartier im Kapuzinerklösterchen, nach beinahe acht Jahren, endlich in das neue Kolleg ihren Einzug halten konnten. Freilich war außer der Kirche nur erst der rechte Flügel des Gesamtgebäudes vollendet, der das Konvikt aufnehmen sollte, allein derselbe bot Raum genug, daß vorläufig auch alle Patres und Magistri darin Wohnung finden konnten, für die Schulen aber diente noch ferner das gemietete Haus in der Stadt. Die Patres hätten die Übersiedlung am liebsten in aller Stille vorgenommen, allein die Herren des Komitees erachteten es im Interesse des Werkes gelegen, daß der Einzug der Jesuiten in das neuerbaute Haus mit allem Aufgebot äußerer Festlichkeit begangen werde. Die Feier wurde daher lange vorher öffentlich bekannt gegeben und in den Blättern die

Nachricht nach auswärts verbreitet. Schon am Vorabend strömten von allen Seiten Gäste dazu herbei, unter ihnen Prälaten, wie der Abt von Engelberg, der Dekan und Vizeabt Karl Müller von Einsiedeln und Propst Jod. Vogelsang von Schönenwert bei Solothurn. Der Weg vom Klösterchen zur Kirche war in eine via triumphalis umgewandelt, durch Triumphbogen hindurch bewegte sich die Prozession, in welcher der Vertreter des Bischofs, Kanonikus Suter, das Allerheiligste trug. In dem Augenblick, da das heiligste Sakrament die Schwelle des neuen Tempels erreichte, krachten von allen Seiten die Böller, im Innern aber setzte mit aller Kraft der Kirchenchor ein. Der Dekan von Einsiedeln begann das Hochamt, der Vertreter des Bischofs hielt die Festpredigt und der Abt von Engelberg stimmte das Tedeum an.

Gar vieles fehlte noch zur vollständigen Einrichtung des Gotteshauses, aber die neue Kirche bot doch schon einen würdigen Raum zur Feier des heiligen Dienstes und übte auf die Bevölkerung mächtige Anziehungskraft. Wie der Stand des Kalenderjahres es mit sich brachte, konnte die regelmäßige Abhaltung des Gottesdienstes sogleich eingeleitet werden mit der feierlichen Begehung der Aloisianischen Sonntage, an welche die Festlichkeiten des Ignatiustages sich anschlossen.

In der Kirche wie in der Schule ließen demnach die Dinge sich trefflich an. Der Stand des jungen Kollegs konnte als einigermaßen befriedigend gelten, wäre nur nicht in der Kasse das Elend gewesen. Die Aktionäre, die am 16. Juni herbeigekommen waren, um an der allgemeinen Freude Anteil zu nehmen, erfuhren am folgenden Tage bei der Versammlung, zu der sie beschieden waren, daß es sehr schlecht stehe mit den Finanzen und daß noch große Summen erforderlich sein würden, um den nun fertiggestellten Bau richtig bewohnbar und damit auch ertragsfähig zu machen. Der Not nachgebend, griffen die Herren noch einmal tief in die Tasche und steuerten eine Summe zusammen in der sichern Erwartung, daß unter dem Eindruck der stattgehabten Einzugsfeierlichkeiten beim großen Publikum die alte Wärme und Opferfreudigkeit für das Werk wieder zum

Durchbruch kommen werde. Aber hierin wurden sie sehr enttäuscht. Die Zeitumstände waren zu ungünstig, von Jahr zu Jahr drohte der Ausbruch des Bürgerkrieges, das Gefühl der Unsicherheit hatte sich aller bemächtigt. Das Kolleg von Schwyz war zum größeren Teil gebaut und seiner Bestimmung zugeführt. Der Anteilnahme der Fernerstehenden konnte dies genügen zur Beruhigung. Wäre bei Eröffnung des neuen Schuljahres im Herbst 1844 das Konviktsgebäude genügend eingerichtet gewesen, so hätte das Kostgeld der Zöglinge wenigstens einen kleinen Gewinn abgeworfen. Aber unter den gegebenen Verhältnissen war es untunlich, mehr als 13 Konviktoren zuzulassen; ein Jahr später waren ihrer 26, noch immer eine recht geringe Zahl, und mit Rücksicht auf die gesamten Lebensverhältnisse des Kantons war das Pensionsgeld der Zöglinge um vieles niedriger angesetzt worden als in irgend einem andern Kollegium der Provinz. Das Kapital, das in dem Gebäude stak, blieb also so gut wie unverzinst.

Die Geldsorge drückte somit nicht bloß auf die 13 Herren des Komitees als Unternehmer, sie war empfindlicher noch für die Patres. Dieselben hatten für die innere Herrichtung der Kirche und andere Nöten Geld aufnehmen müssen, die Schulden waren bis auf 40 000 Franken angelaufen, die verzinst werden mußten. Die Ausrüstung der neuen Wohnung war sehr mangelhaft und ersparte den Patres Opfer und Entbehrung nicht. Die Summe, die als Fonds für Erhaltung des Kollegspersonals gesammelt worden war, hatte noch bei weitem die Höhe nicht erreicht, auf die sie gebracht werden sollte. Die Zinsen reichten mit knapper Not, um neun arbeitstüchtige Männer zu ernähren. Aber mit dem zweiten Kurs der Philosophie, mit der Teilung der Infima, mit der Eröffnung der Realschule war seit Herbst 1837 die Zahl der unentbehrlichen Hilfskräfte auf 12 gestiegen, und mit Eröffnung des Konvikts bedurfte es neuer Arbeiter, so daß 1845 die Zahl der Jesuiten in Schwyz auf 15 angewachsen war. Ein großer Teil derselben sah sich, obgleich dienstbar der Lehranstalt, rein auf Almosen von auswärts angewiesen. Die Bewohner von Schwyz und der Gegend rings umher bewiesen den Patres viele

Liebe, Geschenke an Lebensmitteln kamen häufig ein, Geldalmosen fehlten nicht ganz; aber alles in allem war es so viel, daß es knapp hinreichte für die Fristung des Lebens. Die drückende Sorge wurde nicht von den Schultern der Obern, das Kreuz der Entbehrung nicht von den fleißigen Jugendlehrern der aufblühenden Anstalt genommen.

Unter dem Druck dieser Sorgen erschöpfte sich die letzte Kraft eines bis dahin ungebeugten Mannes. Bei P. J. B. Drach machte sich vor der Zeit das Greisenalter geltend. Er war ein Veteran der heiligen Armut. In jungen Jahren hatte er das ganze Elend in Sitten und Brig an sich erfahren. Als erster Oberer (Vizerektor) von Brig, erster Rektor von Freiburg, erster Rektor von Schwyz, erster Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz, hatte er reichlich erfahren, was es heißt, zu großen Gotteswerken den ersten Grund zu legen. Nachdem er über acht Jahre lang mit Klugheit und Kraft im neuen Kolleg des Rektorates gewaltet, ward ihm endlich Ruhe. Am 8. Dezember 1844 wurde P. Antonius Minoux als sein Nachfolger im Amte des Rektors eingeführt. P. Drach war völlig gebrochen; am 8. Januar 1846 machte ein Schlagfluß im 66. Jahre seines Alters seinem Leben ein Ende.

Das Regiment des neuen Rektors in Schwyz war nur von kurzer Dauer. Unter dem 21. Juli 1846 wurde er als Provinzial in unheildrohender Zeit an die Spitze der ganzen Ordensprovinz gestellt, 20 Jahre, seitdem diese bestand, 20 Monate, seitdem er als Rektor waltete. An der finanziellen Not vermochte auch seine kurze Regierung im Schwyzer Kolleg nichts zu ändern, sonst aber brachte der Wechsel neuen Mut und frisches Leben. Er fuhr fort, nach dem Beispiele seines Vorgängers die in Jesuitenkirchen üblichen Andachten im neuen Gotteshause einzuführen. In Schwyz, wo alle diese Dinge neu und ungewohnt, brachten sie einen übermächtigen Eindruck hervor. Unter P. Minoux war es auch, daß die Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder, die, von Notre-Dame-des-Victoires in Paris ausgehend, über viele Länder hin ihren Segen verbreitete, in der Kollegskirche Eingang fand. Man

machte hier die gleiche Erfahrung wie die Patres im Wallis und die Missionäre in Köthen, daß diese Andacht im gläubigen Volke außerordentlich leicht Boden fand und mit wunderbarer Schnelligkeit sich verbreitete. Als Tag der Einführung wurde das Titularfest der Kirche, Maria, Helferin der Christen, 24. Mai 1845 gewählt, das in früheren Jahren schon die Studenten fromm zu begehen pflegten.

Aber das wichtigste Werk, das mit des neuen Rektors Beihilfe zustande kam, war die längst geplante Errichtung der Marianischen Kongregation für die Studenten. Als im Herbst 1844 bald nach Eröffnung des Schuljahres die dreitägigen Exerzitien stattfinden sollten, hatte ein Student den freien Nachmittag, der vorher zugestanden war, noch zu einem kleinen Jagdausflug benützen wollen. Durch unglücklichen Zufall hatte sein Gewehr sich entladen und ihn tödlich getroffen. Wiewohl der Student braver Eltern Kind und selbst ein guter Jüngling war und vor seinem jähen Ende noch den Beistand eines Priesters fand, machte doch der Vorfall auf die Lehrer noch mehr als auf die Schüler einen tief erschütternden Eindruck. Die Einführung der Kongregation durfte nicht mehr länger verschoben werden. Es war indes gewagt, den freiheitsliebenden jungen Schweizern eine solche ihnen fremde Einrichtung von obenher gleichsam vorzuschreiben; die Gemüter mußten erst bereitet werden. Einer der Klassenlehrer benützte die übliche Samstagsansprache, um von den großen Segnungen zu sprechen, die an den andern Kollegien von diesen Sodalitäten ausgegangen seien. Seine Worte zündeten, und die jungen Hörer verbreiteten den Gedanken unter ihren Mitschülern, so daß bald ein vielfältiges Verlangen sich kundgab, die Kongregation auch in Schwyz eingeführt zu sehen. Viele reichten dem Pater Rektor schriftlich die Bitte ein. Gerne wurde dieselbe erhört, aber nicht sogleich für alle. Man hielt streng am Grundsatz sorgfältigster Auswahl. Zunächst wurden elf Studenten ausgewählt, die in jeder Richtung für ausgezeichnet gelten konnten; drei derselben waren dem Lyzeum, je zwei den vier oberen Klassen des Gymnasiums entnommen. P. Waser, der zum Präses ausersehen war, rief diese zusammen, und nach entsprechender Belehrung beauftragte er sie, aus

allen, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, noch achtzehn andere auszuwählen. So viele, und nicht mehr sollten für den Anfang zugelassen werden. Aber keiner konnte die Aufnahme erlangen, den nicht Klassenlehrer und Präfekt als würdig erklärt und für den nicht zwei Drittel der Stimmberechtigten entschieden hatten. Dies blieb auch weiterhin die stehende Regel. Der auf solche Weise gebildete gute Kern wurde während des Monats Januar 1845 durch besondere Unterweisungen und Geistesübungen vorbereitet. Am 2. Februar fand die Errichtung der Kongregation und die Aufnahme der ersten Mitglieder statt. Die Jahresberichte wissen nicht genug zu rühmen, welch reges und blühendes Kongregationsleben von ihnen ausgegangen ist.

Trotz der leidigen Geldsorge[1] hatte der neue Rektor in Schwyz ein wirklich blühendes und eifriges Ordenshaus vorgefunden. Der Gottesdienst in der neuen Kirche war sehr besucht, der Empfang der heiligen Sakramente fleißig in Übung, in Stadt und Land zählten die Patres viele Freunde. Almosen und Unterstützungen verschiedener Art erleichterten den Druck der Armut. Was am meisten tröstete, war der ausgezeichnete Geist unter den Studenten. Auch das kleine Konvikt bereitete viele Freude, dessen Zöglinge fast alle auch in der Schule durch Tüchtigkeit sich hervortaten. Mit der Frömmigkeit blühten bei den jungen Leutchen in und außer der Kongregation die Wohltätigkeit und der Seeleneifer.

So war es keine allzuschlechte Erbschaft, die P. Anton Burgstahler antrat, als er im Juli 1846 P. Minoux im Rektorat folgte. Er kam in ein armes, aber gesegnetes und rühriges Haus. Durch günstige Umstände sah er sich in den Stand gesetzt, seinen Mitarbeitern eine fühlbare Wohltat zuzuwenden. Das an Mitteln arme, aber an Anstrengungen reiche Haus von Schwyz entbehrte des Landhauses, auf

[1] Diese Geldsorge, die durch besondere Umstände erschwert worden war, drückte noch lange auf die Obern der Provinz. Es vergingen mehrere Jahre nach der Vertreibung der Patres aus der Schweiz, ehe die Schulden des Schwyzer Kollegiums vollends bereinigt werden konnten. Dem Ordensgeneral erpreßten diese Schwierigkeiten einmal den Stoßseufzer: „Man hätte dieses Kollegium niemals übernehmen sollen!“

welchem nach Schluß des Schuljahres die Lehrer die notwendige Ruhe und Erfrischung sich hätten verschaffen können. Da kam nun die gute Familie Goeldlin v. Tieffenau, deren Sohn Franz in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, wohltätig zu Hilfe. Sie besaß ein herrlich gelegenes Gut zu Meggen am Vierwaldstättersee, zwischen Luzern und Schwyz, ungefähr in der Mitte gelegen. Dieses bot sie den Patres von Schwyz wie denen des neu entstandenen Kollegs von Luzern zum Ferienaufenthalt an und stellte ihnen für Ausflüge auf dem See ein eigenes Schiff zur Verfügung. Von dieser Wohltat wurde mit Dank Gebrauch gemacht.

Aber auch die Prüfungen ließen nicht auf sich warten. Teuerung und Hungersnot brachen über den Kanton herein. Scharen ausgehungerter Menschen kamen zum Kolleg, dort um Speise zu bitten. P. Burgstahler, immer ein Freund der Armen und noch in seinen späteren Jahren ein Eiferer für christliche Mildtätigkeit, war da an der rechten Stelle. Die Almosen, die er selbst in seiner Not von Freunden erhielt, teilte er mit freigebiger Hand zwischen den Armen des Volkes und den Mitgliedern seiner Ordensfamilie.

Einige Jahre später wurde auch der linke Flügel des Kollegs von Schwyz erbaut und die Schulräume wurden in demselben hergestellt. Das Kolleg blieb seinem Zweck erhalten. Die Jesuitenpatres aber waren in jenem Zeitpunkt bereits gewaltsam vom Schweizer Boden vertrieben. Die Bischöfe, deren Sprengel am Fortbestand der Anstalt ein Interesse hatten, nahmen dieselbe in ihren Schutz und ihre Oberaufsicht. Das Kolleg hat segensreich und in gutem Geiste weitergewirkt[1]. Es hat auch stets in edler Pietät das Andenken seiner Gründer hochgehalten.

9. Die Luzerner Angelegenheit.

In den großen Glaubenskämpfen des 16. Jahrhunderts war die Gründung des Jesuitenkollegiums von Luzern ein Markstein des katholischen Wiedererstarkens gewesen. Weit voraus allen übrigen

[1] Das Gebäude ist am Abend des 3. April 1910 durch Feuer vernichtet worden, Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen zerstört. Doch wurde der Bau sogleich noch stattlicher wieder aufgeführt.

Kantonen der Schweiz, hatte Luzern dem neuen Orden sein Gebiet aufgeschlossen, und 200 Jahre lang hat das Luzerner Kolleg in Ehren bestanden. Bei der Aufhebung des Ordens infolge des Drängens der Bourbonischen Höfe 1773 waren es unter allen katholischen Mächten die Schweizerkantone, voran Luzern, welche ihren Jesuitenkollegien nicht entsagen wollten. Lange blieben in Luzern die ehemaligen Jesuiten, jetzt in besoldete Staatsprofessoren umgewandelt, am Kolleg noch tätig, und lange wurden hier die alten Überlieferungen und die alten kirchlichen Grundsätze hochgehalten.

Doch die Jesuiten starben aus, der neue Zeitgeist pochte an die Tore. Je beharrlicher die Abwehr gewesen, desto ungestümer war die Besitzergreifung, als er endlich eindrang. Luzern war politisch noch konservativ regiert, in der Hand der Aristokratenpartei, und schon waren die religiöse Aufklärung, der staatliche Absolutismus und die Bevormundung der Kirche zur Herrschaft gediehen. Die Staatsumwälzung 1831, welche der Aristokratenherrschaft ein Ende machte, brachte keine Besserung. Der falsche Liberalismus, dem der gesunde Freiheitssinn des Volkes als Werkzeug gedient, um zur Herrschaft zu gelangen, wollte die Freiheit nur für sich selbst. Jede kirchliche Freiheit sollte unterbunden werden; die „Badenschen Artikel", welche die kirchliche Autorität völlig lahmlegten, wurden die Grundlage der Kirchenpolitik. Der päpstliche Nuntius mußte den Kanton räumen. Die Volksmissionen, in fast allen andern Kantonen mit Freuden begrüßt, selbst in Bern, in Genf, in Waadt unter der Teilnahme von vielen Tausenden gefeiert, waren im katholischen Luzern verpönt. Kirchenpolitik und Schulpolitik gingen Hand in Hand. Der große Kanton mit seinem treuen katholischen Volke sollte nicht nur politisch im Sinne des Radikalismus regiert, sondern auch zum Radikalismus in religiösen Dingen hinabgedrückt werden.

Aber im Volke lebte noch zu viel Kraft und frommer Sinn. Der liberale Trug wurde durchschaut. Das liberale Joch wurde empfunden. Es sollte die Stunde kommen, dasselbe abzuschütteln. Ein schlichter Mann vom Lande wurde der Führer. Es war Joseph Leu, der 1. Juni 1800 zu Ebersoll in der Pfarrei Hochdorf als

Sohn braver einfacher Landleute geboren wurde. Er besaß nur die gewöhnliche Volksschulbildung und das, was ein Mann von klarem Kopf durch Lesen und Erfahrung im öffentlichen Leben sich aneignen kann. Im Elternhaus war ihm eine gediegene christliche Erziehung zuteil geworden; nach dem Tode des Vaters hatte er bei noch jugendlichem Alter die Leitung des umfangreichen Betriebes übernommen mit männlicher Umsicht und günstigem Erfolg. Den Fragen des öffentlichen Lebens war er nicht fremd geblieben. Die religionsfeindlichen und kirchenbedrückenden Neigungen, die bei der öffentlichen Gewalt mehr und mehr hervortraten, hatten im Volke Besorgnisse geweckt. Mißtrauen und ein geheimes Widerstreben griffen um sich. Ein unter der Landbevölkerung vielverehrter, frommer Bauersmann, dessen Gebet bei Erkrankungsfällen oft mit auffallendem Erfolg angerufen wurde, Nikolaus Wolf aus Neuenkirch, hatte einen Gebetsverein ins Leben gerufen, den später der Bischof von Basel bestätigte, der die Mitglieder dazu anhielt, in ihren Familien um die Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit und zugleich um die ungeminderte Erhaltung der katholischen Religion viel zu beten. Leu war als junger Mann mit Nikolaus Wolf näher bekannt geworden. Wolf kam seit 1819 viel in Leus elterliches Haus und übte auf die geistige Entwicklung des heranwachsenden Sohnes bestimmenden Einfluß. Als Wolf starb, übernahm Leu an seiner Statt die Leitung des Vereins und wußte demselben eine solche Volkstümlichkeit zu verschaffen, daß derselbe 50 000 Mitglieder zählte. Auch in anderer Weise war dem verstorbenen Nikolaus Wolf in seinem Jünger Leu ein Geisteserbe erstanden. Es war Wolfs oft ausgesprochene Überzeugung, daß es mit Religion und Jugenderziehung im Luzerner Lande erst dann wieder in die rechte Ordnung komme, wenn die Jesuiten wiederkehrten. So wurde es für Joseph Leu mehr und mehr nicht nur Wunsch des Herzens, sondern geradezu Lebensziel, die Jesuiten wieder nach Luzern zurückzuführen.

Wiewohl einfacher Landwirt, war doch Leu beim Volke durch seinen verständigen und wohlwollenden Sinn und seine Biederkeit weithin bekannt und beliebt, als „Vater Leu" Ratgeber und Zuflucht für

jedermann. Als es sich 1831 um die Neuordnung des Staates handelte, wurde Joseph Leu als Vertrauensmann in die Versammlung zur Beratung der Verfassung gewählt. Hier war ihm reichlich Gelegenheit gewährt, in die Parteityrannei und die unredlichen Machenschaften der liberalen Führer Einblick zu erlangen. Mit den wenigen ehrlichen Männern, die seine Anschauungen teilten, sah er sich völlig an die Wand gedrückt. Die neue Verfassung war das echte Kind des damaligen schweizerischen Liberalismus. Durch eine auf die politische Unerfahrenheit des Volkes berechnete List wußte man ihr auf die nächsten zehn Jahre die Sanktion zu verschaffen. Noch skrupelloser wurde verfahren bei der Wahl des Rates der Hundert; aber man erreichte, was man wollte: eine jedem Widerstand gewachsene liberale Parteimajorität.

Leu aus dem Rate fernzuhalten, hatten sie nicht vermocht, noch auch lag es in ihrer Gewalt, dem beredten Volksmann den Mund zu verschließen. Die sieben Kantone, in welchen es bis jetzt gelungen war, die alte Aristokratenpartei zu stürzen und die liberalen Theorien zur Alleinherrschaft zu bringen, hatten sich 1831 zu einem Bündnis geeinigt, um denselben Verfassungssturz auch in den andern Kantonen herbeizuführen, sich selbst aber in ihrer jetzt erlangten Verfassung gegenseitig zu schützen, und zwar auch mit Aufbietung von Waffengewalt. Dieses recht eigentlich gegen die Freiheit und den Frieden der Eidgenossen gerichtete Sonderbündnis sollte 31. März 1832 vom Rate von Luzern ausdrücklich gutgeheißen und bestätigt werden. So sicher fühlte sich hier die liberale Partei in der Alleinherrschaft. Leu widerstand aufs entschiedenste und mutigste. Als man über seine Gründe unbekümmert hinwegging, verließ er mit einigen Gesinnungsgenossen den Saal, nachdem er seinen Protest zu Protokoll gegeben. Dafür wurde ihm nun aber der Prozeß gemacht. Er mußte Strafgeld und Gefängnisstrafe auf sich nehmen und wurde aus dem Rate ausgestoßen. Aber auch wieder zum einfachen Privatmann geworden, wußte er noch seine Stimme zur Geltung zu bringen und über die Maßnahmen der liberalen Gewalthaber, über die „Badenschen Artikel" und die Anmaßung des staatlichen Plazetums das Volk aufzuklären.

Als 1835 ein Drittel des Rates neu zu wählen war, sprach für ihn abermals die Stimme des Volkes, er wurde aufs neue in den Rat gewählt, und nach kurzem Schwanken entschloß er sich zur Annahme. Die Genossen, auf deren Unterstützung er im Rate der Hundert rechnen durfte, machten kaum ein Viertel der Versammlung aus. Es war daher ein ungleicher Kampf, den er aufnahm; aber ungebeugten Mutes führte er ihn durch. Am 20. November 1839, als er eben wieder die verschiedenen wichtigsten Forderungen des Volkes dem Rate vortrug, geschah es, daß er zum ersten Male den Antrag auf Berufung der Jesuiten stellte. Es war unter den gegebenen Verhältnissen ein unerhörtes Wagnis. Gesinnungsgenossen selbst erschien es ein tollkühner Schritt; nach menschlicher Berechnung fehlte jede Aussicht auf Erfolg. Wie vorauszusehen war, wurde der Antrag verworfen.

Aber kaum waren drei Monate ins Land gegangen, da gelangte an den Rat eine Eingabe von mehr als der Hälfte sämtlicher stimmberechtigten Bürger des Kantons, welche Revision der Verfassung forderten und unter andern Wünschen des Volkes die Übertragung des Luzerner Kollegs an die Jesuitenpatres beantragten.

Da die zehn Jahre, für welche die Verfassung gutgeheißen war, dem Ende sich nahten, blieb dem Rate zuletzt nichts übrig, als im November 1840 auf den 31. Januar des folgenden Jahres eine neue Abstimmung des Volkes über die Verfassung anzuberaumen. Diese Abstimmung wurde zu einem geradezu zermalmenden Verwerfungsurteil über die bisherige liberale Wirtschaft. Mehr als eine zehnfache Majorität verlangte Verfassungsänderung, und in den Ausschuß, der die neue Verfassung zu entwerfen hatte, kamen nur verschwindend wenige von denen, die dem früheren Rate angehört hatten.

Mit ungeheurer Majorität wurde 1. Mai 1841 eine neue Verfassung vom Volke angenommen, am 31. Mai trat der neue Rat zusammen, der zum weitaus größeren Teile aus guten Elementen zusammengesetzt war. Was erreicht war, dankte man dem Mute, der Umsicht und Standhaftigkeit des katholischen Volksführers Joseph Leu,

er war aber nicht dazu zu bewegen, die Präsidentschaft des Rates zu übernehmen. Haupt des Staates wurde an seiner Stelle Joseph Mohr, nicht in allem mit Leu völlig übereinstimmend, aber ein braver, gutgesinnter Mann.

Die bedeutsamsten Schritte der so glücklich umgewandelten Staatsbehörde waren nun die Verwerfung jenes Sonderbündnisses der sieben radikalen Kantone, die Aufhebung der kirchenfeindlichen „Badenschen Artikel", die Abschaffung des staatlichen Plazets und die Nichtigkeitserklärung des früheren (11. März 1836) Ratsbeschlusses, der dem Apostolischen Nuntius die Jurisdiktion im Lande abgesprochen hatte. Die Reise des neuen Nuntius für die Schweiz, Hieronymus de Andrea, der im Dezember 1841 von Bern aus nach Schwyz fahren wollte, wurde benützt, um ihn feierlich zu begrüßen. Abgesandte des Rates fuhren ihm entgegen und luden ihn ein, in ihrer Stadt abzusteigen. Hier wurde ihm der ehrenvollste Empfang zuteil, und die Bitte wurde jetzt durch seine Vermittlung an den Heiligen Vater gerichtet, den Sitz der Nuntiatur wieder nach Luzern zurückzuverlegen. Bitte und Einladung wurden während des folgenden Jahres noch mehrmals wiederholt und schließlich von Gregor XVI. gerne bewilligt. Am 22. Januar 1844, acht Jahre, nachdem Nuntius de Angelis Luzern verlassen hatte, gaben die Häupter des Kantons Schwyz dem Nuntius de Andrea das Ehrengeleite bis zu den Grenzen des Kantons, wo er von den Luzernern festlich empfangen und zur allgemeinen Freude feierlich in die Stadt Luzern als seinen künftigen Sitz wieder eingeführt wurde.

Die Jesuitensache war inzwischen nicht zum Stillstand gelangt. Kaum war der glückliche Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen des Kantons erreicht, noch im Frühjahr 1841, richtete Joseph Leu an den Bischof brieflich die Bitte, die Abhaltung einer Volksmission in Leus Heimatsort Hochdorf zu gestatten. Auf diese Weise hoffte Leu den Volksmissionen der Jesuiten im Kanton Eingang zu verschaffen, in welchen er das beste, wenn nicht das einzige Mittel sah, gewissen Übeln und Lastern im Volke wirksam zu begegnen. Es bestimmte ihn aber auch der Herzenswunsch seiner achtzigjährigen

Mutter, einer trefflichen Frau, die auf ihn großen Einfluß geübt hatte und der er mit der Liebe und Ehrfurcht eines braven Sohnes ergeben war. Sie hatte als junges Mädchen noch eine Volksmission mitgemacht, die zwei einstige Mitglieder der Gesellschaft Jesu, P. Joseph Herzog mit seinem Neffen, 1777 in Hochdorf predigten, und meinte nun, sie würde glücklich sterben, wenn sie vor ihrem Tode noch einmal eine solche Feier miterleben könnte.

Bischof Salzmann von Basel, noch in Erwartung einer angeblich geplanten außerordentlichen Tagsatzung in Bern, und von trügerischen Hoffnungen befangen auf eine Wiederherstellung der aargauischen Klöster, hielt es für ein Gebot der Klugheit, für jetzt noch von Jesuitenmissionen auf Luzerner Boden abzusehen. Die Antwort lautete abschlägig, und der wackere Volksführer fügte sich schweigend einer von ihm nicht geteilten Politik des kirchlichen Obern. Da traf es sich, daß für September des gleichen Jahres 1841 die Oberin des Frauenklosters Eschenbach bei Luzern einen Jesuitenpater von Schwyz eingeladen hatte, um bei der feierlichen Profeßablegung von vier jungen Nonnen die Ansprache zu halten. Dies kam einem Herrn der Luzerner Regierung zur Kenntnis. Er fand die Sache bedenklich und brachte sie im Schoße des hohen Kollegiums zur Beratung. Die Herren der neuen Regierung waren insoweit alle gesinnungstreu, als sie die liberale Parteiwirtschaft ihrer Vorgänger verurteilten. Aber erst seit kurzem des Joches entwöhnt, waren sie noch weit entfernt vom Gefühl der Sicherheit und Stärke. Vorsicht und Klugheit und Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeiten des kaum niedergerungenen Radikalismus erschienen ihnen als erste Anforderungen ihrer verantwortlichen Stellung. Der Märtyrermut des kühnen Volksführers Joseph Leu war nicht edermanns Sache, und vielleicht weniger noch teilten alle Herren der Regierung seine Vorliebe für die Jesuiten. Die geplante Gelegenheitspredigt eines Jesuitenpaters in der Klosterkirche von Eschenbach bereitete daher dem erst vier Monate alten Regierungskollegium von Luzern schwere Sorgen, und schließlich wurde der Oberin des Klosters Eschenbach unter sorgfältiger Vermeidung eines ausdrücklichen Verbotes diplomatisch bedeutet, daß die hohe Regierung ein so gefährliches

Unterfangen nur sehr ungern sehen würde. Die Oberin beeilte sich, die Einladung rückgängig zu machen, aber der Vorgang konnte nicht unbekannt bleiben und auch die Gemüter im Volke nicht unberührt lassen. Joseph Leu bereitete jetzt eine öffentliche Bittschrift an den Bischof vor, um von ihm eine allgemeine Gestattung der Volksmissionen zu erlangen. Die Gründe dafür waren im Gesuch selbst kräftig dargelegt; 120 Familienväter aus dem Kanton hatten unterschrieben. Jetzt gewährte der Bischof, was das Volk solang ersehnt hatte und was demselben nur aus ängstlichen Rücksichten der Politik noch vorenthalten worden war. Unverzüglich sandte Leu Männer seines Vertrauens nach Hospental im Kanton Uri, wo eben im Oktober 1841 eine Mission gepredigt wurde. Die Jesuitenpatres sollten sich die Hände freimachen, um sofort am 24. Oktober in Hochdorf, und damit zum ersten Mal wieder im Kanton Luzern, eine Volksmission zu eröffnen. Für die Patres, welche bereits weitere Einladungen hatten, mußten auf eine solche Botschaft hin alle andern Rücksichten zurückstehen. Pünktlich begannen sie am 24. Oktober in Hochdorf ihr Werk, und dies mit einem Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Das geräumige Gotteshaus war mit Männern dicht angefüllt; 8000 Gläubige empfingen die Sakramente, der Eindruck war überwältigend.

Sofort schlossen weitere Missionen im Luzerner Kanton sich an, zum Teil an Orten, wo bisher die liberale Partei starken Halt gehabt hatte. Noch im November waren die Missionen zu Knutwyl und Willisau, im Dezember folgte die zu Sempach. Am 1. Januar wagten sich die Patres sogar an die Arbeit in Sursee, der Hochburg der Radikalen, wo Robert Steiger, der böse Geist des Kantons, seinen „Eidgenossen" herausgab. Erst als im April die achte Luzerner Mission des Jahres 1842 zu Ende gepredigt war, trat hier auf vier Monate eine Pause ein. Als im August des gleichen Jahres die Missionäre in der Gemeinde Hasle ihre Arbeiten wieder aufnahmen, um die Durchmissionierung des Entle-Tales weiterzuführen, war gerade eine Schmähschrift gegen sie ans Licht getreten, welche unter dem Vorgeben, die Predigten der Missionäre aus der Mission von

Sursee zum Lesen darzubieten, durch die boshaftesten Verdrehungen sie lächerlich zu machen suchte[1]. P. Burgstahler als Führer der Missionäre benützte dies sogleich, um dem Volke die Kampfesweise der Gegner klarzumachen. Er brachte das Schandlibell mit auf die Kanzel, las daraus vor und zeigte den Leuten die vorgenommenen krassen Entstellungen.

Die Missionen im Luzerner Kanton, die so mit 1841 und 1842 in Aufnahme gekommen waren, gehörten zu den trostreichsten, welche die Patres der Schweiz in dieser ganzen Zeit zu verzeichnen hatten. Wohl waren große und tief eingewurzelte Übel auszurotten, aber das Volk zeigte sich außerordentlich zugänglich, gelehrig und im ganzen tief religiös gestimmt. Ganz von selbst verstärkte der Eindruck dieser Missionen die von Leu geführte Partei des katholischen Volkes und mehrte bei den Leuten die Klarheit und die Festigkeit. Anderseits wurden aber auch durch diese Missionen die Jesuitenpatres im Kanton erst recht bekannt und damit auch immer mehr volkstümlich.

Noch war dies nicht so weit gediehen, als in Luzern die Abgeordneten von Entlebuch 9. Dezember 1841 in aller Form den Antrag stellten, an das Kollegium von Luzern wieder die Jesuiten zu berufen. Der Regierung kam der Antrag unwillkommen; er wurde vertagt. Einstweilen sollte der Erziehungsrat die Frage in Erwägung ziehen, um im nächsten Jahre darüber zu berichten. Tatsächlich war die Regierung einer Berufung der Jesuiten abgeneigt, im Erziehungsrat aber waren die Meinungen stark geteilt. Bei diesem Neuneraussschuß,

[1] Der bekannte Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius, protestant. Pfarrer), welcher einige Zeit nachher der von den gleichen Patres gepredigten Volksmission in Luthern beiwohnte und von derselben eine interessante Darstellung hinterlassen hat, meint dazu: „Entweder war Burgstahler in einem halben Jahr aus einem Stümper ein Meister geworden oder aber jene Predigt [in der radikalen Schmähschrift] ist nur eine stümperhafte Nachschreibung einzelner Phrasen, aneinandergestüpft so gut wie möglich. Die Predigt, welche ich hörte, war eine Meisterpredigt" (Bitzius, Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern. Neudruck S. 18). Bitzius ist persönlich keineswegs Freund der Jesuiten, sondern in törichten Wahnvorstellungen über dieselben befangen.

der die Angelegenheit zunächst zu untersuchen hatte, entschieden sich vier Stimmen für, vier Stimmen gegen die Berufung. Konstantin Siegwart-Müller, dessen Ansicht wegen seiner Stellung zum Schulwesen des Kantons besonders ins Gewicht fiel, neigte zu einem Mittelweg. Nicht die Leitung des ganzen Kollegs solle man den Jesuiten übertragen, wodurch zu viele andere auf einmal aus ihren Stellungen verdrängt würden. Aber für die theologischen Lehrstühle am Lyzeum und für die Leitung des Priesterseminars glaubte er, daß sie mit großem Nutzen herangezogen werden könnten.

Mit Anfang September 1842 mußte endlich die Angelegenheit im Rate zur Verhandlung kommen. Eine Reihe der angesehensten Redner erklärte sich gegen die Berufung der Jesuiten und suchte dieselbe nach Kräften zu bekämpfen, unter ihnen Joseph Mohr und der damalige Staatsschreiber, der spätere österreichische Staatsrat Bernhard Ritter v. Meyer. Trotzdem war die endliche Abstimmung entscheidend zu Gunsten der Berufung. Von den 95 abgegebenen Stimmen verlangten 68 von der Regierung genaue Untersuchung und Vorbereitung der Sache, im Grunde die Einleitung zur wirklichen Berufung der Patres nach Luzern.

In Gemäßheit dieses Beschlusses richtete der Erziehungsrat zunächst Anfragen über das Wirken und Verhalten der Jesuiten an die Regierungen von Österreich und von drei Schweizer Kantonen, in welchen die Jesuiten zugelassen waren, und ebenso an drei Bischöfe der Schweiz und drei von Österreich. Bald langten die Antworten ein. Die aus Österreich und aus dem Kanton Freiburg lauteten besonders glänzend, Ungünstiges kam von keiner Seite, selbst nicht aus dem Wallis, wo zur Zeit die Gewalt in gegnerischen Händen war.

Zu Anfang August 1843 kamen zwei Abgeordnete des Luzerner Regierungsrates auch persönlich nach Freiburg, um sich dort den Schulbetrieb bei den Jesuiten selber anzusehen. Es waren der freundlich gesinnte Kanonikus Melchior Kaufmann und ein Gegner der Jesuiten, Jodok Peyer. Mit aller Zuvorkommenheit wurde ihnen die ganze Einrichtung gezeigt und erklärt, nicht nur im Kolleg, sondern auch im Konvikt und in Stäffis. Die Herren wohnten einer öffentlichen

Disputation des Lyzeums bei und der akademischen Übung der Rhetoriker, besahen sich auch die schriftlichen Arbeiten. Ihrem wiederholt bekundeten Wunsche aber, dem Unterricht in den Schulen beiwohnen zu können, wurde nicht willfahrt, um nicht einen für die Zukunft verhängnisvollen Präzedenzfall zu schaffen. Die Herren zeigten sich hierüber nicht wenig verstimmt. Ganz erfüllt von der Wichtigkeit des in Luzern um die Jesuiten geführten Kampfes, vermochten sie die kluge Vorsicht der Patres nicht zu verstehen. Aber trotz der unverhohlen bekundeten Empfindlichkeit in diesem einen Punkte, erstatteten die beiden Abgesandten unter dem 10. August 1843 einen Bericht über die Freiburger Anstalten, der durchaus günstig war und empfehlend lautete.

Nach solchem Ergebnis der Umfragen blieb für die Luzerner Regierung kein Ausweg. Der Erziehungsrat beauftragte einen engeren Ausschuß von drei Sachverständigen mit der Berichterstattung. Von diesen einigte sich nun Joseph Leu mit Siegwart-Müller auf die Ansicht des Letzteren, daß Theologie und Seminar den Jesuiten übergeben werden sollten. Dies wurde von der ganzen Unterrichtskommission angenommen und als Antrag vor den Rat gebracht. Der Rat aber, um auch von seiner Seite mit Bedacht voranzugehen, wählte abermals aus seinem Schoße eine Kommission von elf Mitgliedern zur Durchberatung und Berichterstattung. Von diesen entschieden sieben Stimmen für den Antrag des Erziehungsrates auf Übergabe von Theologie und Seminar. Damit wäre man im November 1843 endlich so weit gewesen, die Angelegenheit zur letzten Entscheidung dem Rate vorzulegen.

An die Obern der Jesuiten war die Angelegenheit im Beginn des Jahres 1842 zuerst herangetreten, indem einer der Luzerner Katholikenführer sich beim Pater Provinzial darüber vertraulich zu unterrichten suchte, welche Bedingungen die Jesuiten stellen würden, um gegebenenfalls das Luzerner Kollegium zu übernehmen. Für die Jesuiten kam ein solches Anerbieten in dieser Zeit schon deshalb ungelegen, weil das neubegründete Kolleg von Schwyz noch mit den Schwierigkeiten des Anfangs zu ringen hatte und durch die neuen Aussichten

für Luzern in seinen Interessen geschädigt wurde. Überdies verlangte ein neues Kolleg auch wieder einen Stab geübter Lehrkräfte. Für die Jesuiten drängte die Sache also gar nicht, und der Ordensgeneral meinte, man könne sich zur Überlegung dieser Angelegenheit reichlich Zeit lassen.

Indessen hatte schon das bloße Bestreben der Luzerner hingereicht, um in der ganzen Schweiz die Wogen aufzuwühlen. Die Obern mußten sich über die Stellung klar werden, die sie einzunehmen hatten. Am 23. Oktober 1842 schrieb P. Roothaan an den Provinzial:

„Was dort zur Zeit so viel erörtert wird betreffs der Übergabe des Kollegs von Luzern an die Gesellschaft, nötigt mich, Ihnen zu schreiben. Man fürchtet sehr, diese Angelegenheit, in welcher die Ansichten auch jener, die der katholischen Sache zugetan sind, so weit auseinandergehen, möchte die Ursache neuer Wirren werden, so daß die Eintracht unter den Katholiken gestört werde und dadurch die antikatholische Partei wieder zur Macht gelange. Damit wäre dann alles, was jetzt in Luzern glücklich erreicht worden ist, wieder zunichte gemacht.

Es werden daher Stimmen dafür laut, das einzige Mittel, so großes Unheil zu vermeiden, wäre, daß die Gesellschaft auf den Antrag hin erwidere, unter den gegenwärtigen Umständen und bei solchem Widerspruch der Meinungen stehe es ihr nicht an, das Kolleg von Luzern zu übernehmen. Dazu bemerke ich:

1. Bei so dringendem Verlangen des katholischen Volkes könnte es auch von bedenklicher Wirkung sein, wenn wir lediglich wegen des Widerspruchs der Gegner die Sache abweisen.

2. Es ist mit der Gefahr zu rechnen, daß, im Falle wir ablehnen, Professoren aus Deutschland berufen werden, vielleicht Hermesianer und Rationalisten[1].

3. Die Gegner lehnen die Gesellschaft ab, entweder aus Vorurteil oder kraft ihrer Grundsätze. Wenn aus Vorurteil, so wird

[1] Bei der damaligen Lage der Dinge sowohl in Deutschland wie in der Schweiz (Luzern nicht ausgenommen) war dies allerdings nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

dieses bei näherem Kennenlernen von selbst schwinden; wenn aus Grundsatz, so ist es sehr fraglich, ob sie wirklich für die gute Sache sind. Wenn daher ihnen zu Liebe und Gefallen das dringende Verlangen der Gutgesinnten unerfüllt bleiben soll, so kann sich wieder bewahrheiten, was geschrieben steht: ‚Friede! Friede! und es ist kein Friede!‘

Diese meine Gründe finden beim Heiligen Stuhl so völlige Zustimmung, daß der Papst durchaus nicht den Rat geben, geschweige denn mir auferlegen will — worauf einige um des Friedens willen hindrängten —, daß wir das Kollegium jetzt abweisen sollen.

Inzwischen muß ich aber Euer Hochwürden einiges ans Herz legen und ihrer Klugheit nachdrücklich empfehlen:

1. Daß wir nur ja in der Sache uns nicht ereifern oder irgend den Anschein erwecken, als ob wir großes Verlangen hätten, jenes Kolleg zu besetzen. In der Tat ist es ja viel besser mit Rücksicht auf das Kolleg von Schwyz wie auch auf die Provinz, wenn die Sache noch hinausgezögert wird.

2. Auf das, was von der Luzerner Regierung vorgeschlagen oder verlangt wird, möge klare und bestimmte Antwort gegeben werden, daß man also nicht das zu vertuschen suche, was Schwierigkeiten machen, die Verhandlungen hinausziehen und Aufenthalt herbeiführen kann. Langsam voran (cunctando!).

3. Es ist wohl im Auge zu behalten, daß es viel besser ist, wenn die Jesuiten zu einer Zeit in Luzern eingeführt werden, da dieses nicht mehr Sitz der Zentralregierung (Vorort) ist.

4. Unsern Freunden muß man beibringen, daß sie nicht allzuviel drängen sollen. Nur die eine Gefahr sollen sie fernhalten, daß nicht Männer unkirchlicher Richtung aus Deutschland für Luzern berufen werden. Mit einem Wort, es bedarf vieler Klugheit, damit nichts überstürzt, aber auch *für die Zukunft* eine so wichtige Gelegenheit, Gott und der Kirche zu dienen, nicht preisgegeben werde.“

Wenn der Ordensgeneral darauf drang, langsam voranzugehen und für jetzt die Sache noch hinauszuzögern, so traf dies völlig mit dem Wink zusammen, den Metternich auf vertraulichem Wege an

die Patres hatte gelangen lassen[1]. Es war auch schon durch die Verhältnisse selbst gegeben. Eine Reihe von Fragen waren zu erledigen, bei welchen die Wünsche der Luzerner Führer mit den Grundsätzen der Gesellschaft nicht übereinstimmten. Schon daß die Jesuiten lediglich die Theologie und das Seminar übernehmen, von ihrem ehemaligen Kollegium aber ausgeschlossen sein sollten, war nicht gerade einladend. Dazu verlangten die Herren, daß die Theologie deutsch vorgetragen werde und der Regierung die Inspektion des Unterrichts verbleiben müsse, Forderungen, die unannehmbar waren.

Die ins einzelne gehenden Vorschläge, welche die Regierung zu Anfang 1843 an den Pater General gelangen ließ, erregten bei diesem ein lebhaftes Mißfallen. Sie waren gespickt mit allerhand Kautelen, die wohl nur auf Beruhigung der Gegner abzielten, tatsächlich aber den Eindruck des Mißtrauens hervorrufen mußten. P. Roothaan ließ dies den Herren zu verstehen geben. „Ich hoffe", schrieb er 7. Februar 1843 an den Freiburger Rektor P. Simmen, „daß die ganze Sache auf bessere Zeiten verschoben wird, für jetzt ist sie in keiner Weise zu wünschen."

Eine Hinauszögerung wurde aber auch in Luzern als wünschenswert erkannt. Jetzt gerade war Luzern, das hierin mit Bern und Zürich wechselte, der Vorort für die ganze Eidgenossenschaft. Siegwart-Müller, der Schultheiß von Luzern, war zugleich Präsident der Schweiz. Über die Stürme, welche die Berufung der Jesuiten entfesseln würde, konnte er sich nicht täuschen. Er suchte deshalb den Ausbruch derselben hinauszuzögern, um die Vorortsstellung des Kantons bis dahin noch zum Guten ausnützen zu können. Es wurde daher nach getroffener Verabredung für jetzt im Rate nur das erledigt,

[1] Unter dem 29. Dezember 1842 schrieb Herr v. Pilat aus Wien an P. Landes in Rom: „Ich kann daher mit dem Fürsten Metternich und allen wahrhaft katholischen Männern des Staates nur den Wunsch und die Bitte wiederholen, daß sich der hochw. Pater General mit Sendung der Jesuiten nach Luzern nicht übereilen möge. Das Ganze ist eine Frage der Zeit, und es handelt sich nur darum, in diesem Augenblick keinen für die katholische Sache in der Schweiz höchst gefährlichen Sturm zu erregen."

was auf die Gymnasialstudien des Kollegs Bezug hatte, dem Erziehungsrate aber der Auftrag gegeben, wegen Theologie und Seminar die erforderlichen Verhandlungen einzuleiten. Diese Verhandlungen begriffen in sich einerseits die Verständigung mit Papst und Bischof, anderseits die Annahme der vom Staat gestellten Bedingungen durch den Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu. Die Bedingungen wurden im Dekret ausdrücklich namhaft gemacht und zielten dahin, die hergebrachten Einwendungen der Gegner gegen eine Berufung der Jesuiten von vornherein zu entkräften.

An den Papst hatte die Regierung von Luzern schon 1843 das Gesuch gerichtet, die von der vorigen Regierung ungerechterweise geschehene Auflösung der zwei Klöster in der Luzerner Kleinstadt und in Werthenstein, die wegen mangelnden Personals doch nicht wiederhergestellt werden könnten, nachträglich zu einer rechtsgültigen zu machen. Die Einkünfte sollten mit Erlaubnis des Papstes verwendet werden für Errichtung eines Priesterseminars und einer dringend benötigten Sukkursalpfarrei in der Kleinstadt. Gregor XVI. hatte auf das erste Gesuch hin eine Antwort nicht erteilt. Jetzt aber, nachdem ihm die Lage der Dinge dargelegt worden war, ließ er 10. Juni 1844 durch den Nuntius de Andrea seine Zustimmung erteilen, zugleich aber auch den ausdrücklichen Wunsch aussprechen, daß die Leitung des neuen Seminars den Jesuitenpatres anvertraut werden möge.

Gerade aber der Umstand, daß zur Fundation des neuen Kollegiums das aufgehobene Franziskanerkloster herangezogen werden sollte, flößte dem Ordensgeneral die ernstesten Bedenken ein. Anfangs wollte er gar nichts davon hören, dann verbot er auf das bestimmteste, daß Jesuiten irgendwie zu diesem Bittgesuche mitwirkten. Einzig der Bischof und der Nuntius hätten in dieser Sache zu reden. Mit der Gewährung des Bittgesuches war eine strenge Verpflichtung zur Annahme des Kollegiums für die Jesuiten noch nicht gegeben. Ausdrücklich wurde dies von P. Roothaan betont im Brief an den Provinzial vom 6. August 1844. Jedoch konnte über die Ansichten und Wünsche des Papstes jetzt kein Zweifel mehr sein, und P. Roothaan

hat mit Recht sich später darauf berufen, daß er in allem nach dem Wunsch und Rat des Papstes gehandelt habe.

Noch das ganze Jahr 1844 hindurch blieb der schließliche Ausgang der Sache zweifelhaft. Im Anfang dieses Jahres hatte Siegwart-Müller selbst an den Ordensgeneral geschrieben, er und die übrigen Freunde in Luzern seien fest entschlossen, allen Stürmen die Stirne zu bieten, wenn sie die Gewißheit hätten, daß die Gesellschaft annehmen werde, aber auch die Sache später wieder aufzunehmen, falls sie durch eine abschlägige Antwort genötigt würden, noch zuzuwarten. Im Mai kam Friedrich Hurter, der bekannte Konvertit und Historiker, als Vertrauensmann nach Rom, um persönlich den General zur Annahme zu bestimmen. Er mußte aber schließlich den Gründen nachgeben und zugestehen, daß für jetzt noch zugewartet werden müsse. Noch im September 1844 war alles ungewiß.

Das erste Anzeichen einer Wendung brachten einige Worte im Brief an den Provinzial vom 2. Oktober: „Wegen Luzern seien Euer Hochwürden nicht in Unruhe. Es scheint der Wille Gottes. Haben wir Vertrauen!" Diese Beruhigung kam sehr zu guter Stunde, denn mühsame Verhandlungen zwischen dem Provinzial und den Vertretern von Luzern waren schon gepflogen worden und selbst zu einem gewissen Abschluß gelangt. Kanonikus Kaufmann und Joseph Leu waren dazu nach Freiburg gekommen, und da die Fassung des Übereinkommens in Luzern Anstände fand, mußten sie ein zweites Mal wiederkehren. Am 10. August 1844 war man im reinen. Der Bischof von Basel gab sofort die Zustimmung, und zu Anfang September wurde die Abmachung von den Beteiligten unterschrieben.

Mit dem Beginn des folgenden Schuljahres, Herbst 1845, sollten die Patres sowohl die theologischen Vorlesungen am Lyzeum wie die Leitung des Seminars übernehmen, zugleich die Verwaltung der neuen Sukkursalpfarrei. Dazu sollten sieben Patres gesendet werden, für deren jeden die Regierung jährlich 750 Franken an Einkommen gewährte. Für Wohnräume und Kirche übernahm der Staat die Fürsorge, wie er auch die erste Einrichtung zu stellen versprach. Die Patres erklärten sich gebunden an die Staatsgesetze im allgemeinen

und in Bezug auf die Studien insbesondere an den vom Bischof mit dem Erziehungsrate vereinbarten Lehrplan [1].

Diese Abmachung, das Ergebnis dreijähriger, sorgen- und mühevoller Arbeit, wurde am 24. Oktober 1844 dem Rate von Luzern zur Entscheidung vorgelegt und mit 70 gegen 24 Stimmen angenommen.

Den Gegnern blieb noch eine letzte Hoffnung. Innerhalb der nächsten 50 Tage nach Entlassung der Ratsversammlung konnte gegen ein Dekret Berufung an das Volk eingelegt werden. Das wurde sofort ins Werk gesetzt mit dem äußersten Aufgebot an Gehässigkeit und Agitation. Die Haupthoffnung war dabei auf die Stadt Luzern gesetzt, wo nicht nur die Jesuitensache an sich manche Gegner hatte, sondern auch die Verwendung der beiden aufgehobenen Klöster Mißstimmung weckte. Aber trotz der unglaublichsten Wühlereien war das Endergebnis, daß 18246 Stimmen das Dekret guthießen, während nur 8885 sich dagegen erklärten. Mit dem 5. Januar 1845 erlangte das Dekret Gesetzeskraft.

Unterdessen war auch vonseiten des Ordens die letzte Entscheidung gegeben worden [2]. Der Provinzial P. Kaspar Rothenflue hatte die Annahme des Kollegs unter den vereinbarten Bedingungen zugesagt

[1] Nach diesem Lehrplan war das Studium der Theologie auf nur drei Jahre eingeschränkt, was vonseiten der Jesuiten nur mit größtem Widerstreben zugegeben wurde. Necessitate compulsi permisimus schreibt P. Roothaan am 7. Oktober 1847 an den Provinzial P. Minoux. Es war nur ein vorläufiges Nachgeben auf die feste Zusage hin, daß mit der Zeit ein viertes Jahr werde zugestanden werden: Lucernae quadriennium tempore introductum iri nobis promissum est.

[2] In der Denkschrift über die Ereignisse des Sonderbundskrieges, die der Ordensgeneral P. Roothaan 1848 den diplomatischen Vertretern der europäischen Mächte überreichen ließ, beteuert er: „In aller Wahrheit kann man sagen, daß wohl niemals unter irgend welchen Umständen und für irgend eine Niederlassung ähnlicher Art die Obern der Gesellschaft mit mehr Zögerung und mit größerer Vorsicht vorangegangen sind. In Befürchtung der Schwierigkeiten und des Widerstandes, der sich ja sehr bald bemerkbar machte, haben die Jesuiten dem Drängen der Luzerner Regierung lange widerstanden. Zahlreiche Zeugen könnten dafür aufgerufen werden."

und der Ordensgeneral bei voller Würdigung der daraus entstehenden Gefahren gab seine Gutheißung. Als über den neu entstandenen Verwicklungen und immer wachsenden Unruhen dem Provinzial bange werden wollte, antwortete ihm P. Roothaan auf die Darlegung seiner Befürchtungen am 9. Januar 1845:

„Was Euer Hochwürden nach dem Rate einsichtiger Männer vereinbart haben, hat meine volle Billigung, und da es sonnenklar zu Tage liegt, daß es bei den gegenwärtigen Stürmen nicht um uns, sondern um die katholische Religion sich handelt, so nehmen Sie die an Luzern gegebene Zusage keinesfalls zurück. Was zu geschehen hat, wenn die Feinde siegreich sein sollten, ist für jetzt schwer zu sagen. Euer Hochwürden müssen dann mit Ihren Konsultoren vor Gott in aller Ruhe je nach den Umständen, die jetzt unmöglich vorausgesehen werden können, Ihre Beschlüsse fassen. Sollte es geschehen, daß die Unsrigen zersprengt werden, so daß nur wenige oder gar niemand mehr in der Schweiz sich halten können, so senden Sie nach Tirol nur ganz wenige . . ., ebenso nach Bayern . . ., die große Zahl aber, namentlich der Scholastiker, mit aller Zuversicht nach Belgien . . ., nach Savoyen wenige, mehr dagegen in das Elsaß. . . . Inzwischen hoffe ich auf Gott, der, mag er eine zeitweilige Trübsal zulassen, sie auch zur Ehre seines Namens und zu unserem Heile wenden wird. Ich wünsche daher nur, daß die Unsrigen alle guten Mutes seien, ‚freudig in der Hoffnung' und eingedenk der göttlichen Verheißung: ‚Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere.'"

Noch war die entscheidende Frist nicht abgelaufen, als die Gegner, die sich am Ende der gesetzlich duldbaren Mittel sahen, zu Gewalt und Empörung ihre Zuflucht nahmen. Ein Putsch wurde geplant, mit welchem man die Regierung von Luzern zu überrumpeln gedachte, um dann gewalttätig eine neue Verfassungsänderung zu erzwingen. Im geheimen wurde geworben nicht nur im eigenen Kanton, sondern hauptsächlich im Aargau, in Bern und in Basel, und wie es scheint, stand die Regierung von Bern dem Unternehmen nicht ganz fremd. Am 8. Dezember, früh 5 Uhr, sollten die bewaffneten

Haufen die Stadt überfallen, sich sofort des Rathauses und des Zeughauses bemächtigen und die Mitglieder der Regierung festnehmen.

Trotz mancher beunruhigenden Erscheinungen waren die Regierungsmänner von Luzern zu einer Kenntnis dieser Pläne nicht gelangt. Innerhalb der Stadt verfügten sie über nicht mehr als 300 Bewaffnete, und was sonst im Kanton an regelrechten Truppen vorhanden war, mochte dieser Zahl ungefähr gleichkommen. Man stand also ahnungslos und ungerüstet am Rande eines Abgrundes.

Wie durch Zufall stieß in der ersten Morgenfrühe des 8. Dezember die Patrouille der Regierungstruppen, welche um die Stadt die Runde machte, auf einen großen Haufen Bewaffneter. Da die kleine Abteilung mit aller Entschlossenheit voranging, entsank den Aufrührern der Mut, so daß sie im Schrecken nach allen Seiten davonliefen. Jetzt begann man in Luzern zu verstehen, worum es sich handle. Noch stand ganz nahe bei der Stadt ein großer Haufen Bewaffneter aus dem Aargauer und Baseler Kanton, die sich beim Emmenebach gesammelt hatten; man schätzte sie auf 600 Mann. Gegen diese marschierten nun die geringen Regierungstruppen, während die Sturmglocken die Bauern der Umgegend zu Hilfe herbeiriefen. Der Kampf war nicht sehr blutig, denn alle suchten sich schleunigst durch die Flucht zu retten. Andere Freischaren, die von verschiedenen Seiten noch herbeigezogen kamen, erkannten rechtzeitig, wie die Sache stand, und traten den Rückzug an.

Für den Augenblick schien die Gefahr beseitigt, aber ernste Besorgnisse blieben zurück. Die Regierung von Luzern mußte der Gefährdung ihrer Lage sich bewußt werden. Nicht nur war offenbar geworden, zu welchen Mitteln die radikale Partei zur Erreichung ihrer Ziele zu greifen gewillt war, man konnte sich auch keiner Täuschung darüber hingeben, daß man hier verbündeten Mächten und feindseligen Bestrebungen anderer Kantone der Eidgenossenschaft gegenüberstand.

Eben jetzt vollzog sich der Wechsel im Vorort der Schweiz; mit 1. Januar 1845 trat Zürich an die Spitze der Eidgenossenschaft. Der mißlungene Freischarenputsch in Luzern gab einen Titel an die

Hand, sofort eine außerordentliche Tagsatzung auf 24. Februar nach Zürich zu berufen. Gegenstand dieser hochwichtigen Verhandlungen sollten sein: die Freischarenbewegung und die Berufung der Jesuiten nach Luzern, zuerst aber natürlich die Jesuiten! Die Abgesandten der Kantone kamen zusammen, ein Siebener-Ausschuß wurde gewählt, um zu berichten. Aber keiner konnte sich mit dem andern verständigen. Alles Reden und alles Abstimmen tat nur dar, daß eine Verständigung sich nicht erzielen lasse. Nach 12 ergebnislosen Abstimmungen gingen die Boten der Kantone ohne Resultat wieder auseinander.

Die Erregung war darüber immer höher gestiegen. Nicht nur Hetze und Wühlerei, sondern auch kriegerische Vorbereitungen gaben überall sich kund. Luzern sah sich von allen Seiten bedroht. Man fürchtete von Zürich wie von Bern, an neuer Freischarenbildung war nicht zu zweifeln. Die Luzerner Regierung war genötigt, sich aufs äußerste gefaßt zu halten. Sie machte Truppen bereit, schloß Abkommen mit den Urkantonen und berief einen erfahrenen Luzerner Kriegsmann, Ludwig Sonnenberg, aus dem neapolitanischen Dienst in die Heimat zurück, um die notwendig werdenden kriegerischen Maßregeln zu leiten.

In der Tat stand ein neuer Freischareneinfall bevor, diesmal um vieles mächtiger als bei dem Versuch im vorhergehenden Dezember. Gegen Ende März 1845 sammelten sich die feindlichen Scharen, ein kleinerer Haufe von etwa 1800 Mann bei Hulwyl im Kanton Bern, die Hauptmasse, 4500 Mann, bei Zofingen im Aargau. Oberstkommandierender war Ulrich Ochsenbein, die eigentliche Seele des Unternehmens war aber der landesflüchtige Luzerner Radikale Robert Steiger, der ehemalige Herausgeber des „Eidgenossen".

In der Nacht des 30. März erfolgte der Einmarsch auf Luzerner Gebiet. Bei Ettiswyl vereinigten sich die beiden Truppenkörper; ohne Widerstand zu finden, begannen sie den Vormarsch gegen die Stadt. Ein Freiwilligenkorps von etwa 1500 Mann, das bei Ruswyl stand, ward mit Leichtigkeit auseinandergesprengt. Auf sechs Meilen der Stadt nahegekommen, bei Hellbühl, teilte sich die Freischarenmasse in zwei Korps. Die stärkere der beiden Abteilungen

stieß auf den ersten Widerstand, als sie die Brücke über den Emmenebach überschreiten wollte. Die wenig zahlreiche Luzerner Besatzung, die dort zur Bewachung aufgestellt war, machte ihr tüchtig zu schaffen und hielt sie lange auf, mußte aber schließlich weichen. Die Freischaren besetzten Littau und rückten gegen Abend von da näher an die Stadt heran. Ungehindert besetzten sie hier den Gütsch, den Höhenzug, der die Stadt beherrscht, und wußten sich damit in der Lage, die Stadt wenn nötig durch Bombardement zur Übergabe zu zwingen.

Die kleinere Abteilung des Freischarenheeres hatte während dieser Zeit versucht, eine Brücke weiter unten am Emmenebach zu überschreiten, war aber dort auf eine stärkere Besatzung gestoßen, die sie mit Kanonenschüssen empfing. In wilder Flucht jagten die Freischaren davon, etwa 100 Gefallene ließen sie am Platze zurück. Sie waren froh, Hellbühl wieder zu erreichen, und ihr Kampfesmut war für diesen Tag gekühlt.

Aber in Luzern standen die Dinge übel. Tatsächlich sah man sich überrumpelt. Mit einer so raschen Annäherung der Feinde hatte niemand gerechnet. Die Stadt war nur schwach besetzt und schon im Bereich der feindlichen Geschütze. Glücklicherweise ermannte sich Siegwart-Müller zu kräftigem Entschluß. Sonnenberg sollte die Stadt zu halten suchen, solange es möglich, wenn nicht, anderswo im Kanton eine gesicherte Stellung suchen und dort Verstärkungen an sich ziehen. Das brachte allen neuen Mut. Dazu kamen jetzt die Mannschaften aus Zug und Uri zur Hilfe herbei; die treuen Nidwaldner waren schon abends zuvor eingetroffen, die Schwyzer waren unterwegs.

Als man bei den Freischaren gewahr wurde, daß die Stadt sich zum entschlossenen Widerstand und selbst zu angriffsweisem Vorangehen in Bereitschaft setze, entsank der Mut. Dem feindlichen Führer wurde bang um seine vorgeschobene Stellung im Feindesland, nachdem er versäumt hatte, sich den Rückzug zu decken. Es schien geratener, vorerst wieder nach Littau zurückzumarschieren. Das mochte strategisch klug sein, aber die moralische Wirkung auf die Truppe

machte es zur Niederlage. Der Befehl zum Rückmarsch war das Zeichen zur Auflösung. Als vollends von allen Seiten die Sturmglocken läuteten und Signalfeuer aufflammten, ergriff wilde Panik das zusammengelaufene Volk. Bevor noch der Tag graute, war alles in eiliger Flucht, der Führer des Heeres mit wenigen Berittenen den andern voraus.

Ein Teil der Truppe indes, etwa 1000 Mann stark, der fast die sämtlichen Geschütze mit sich führte, war in der Hoffnung, die nahe Berner Grenze erreichen zu können, auf Malters zu abgerückt, aber nicht in geschlossenen Reihen, sondern, wie es bei der Flucht zu geschehen pflegt, aufgelöst in einzelne Haufen. Diese fielen nun einer nach dem andern in die Hände der Luzerner, die, ob auch gering an Zahl, sich geschickt aufgestellt und durch die Dunkelheit der Nacht gedeckt waren. Von den Freischaren blieben 500 als Gefangene in ihrer Gewalt, 51 lagen getötet oder verwundet. Die gesamte Bagage wurde zur Beute.

Das andere Korps der Freischaren, das nach seiner ersten üblen Erfahrung sich bei Hellbühl stille gehalten hatte, ließ es auf weiteres Blutvergießen nicht ankommen. Kaum zeigten sich Luzerner in der Nähe und waren noch einige Freischärler gefallen, so begann der schleunige Rückzug, der erst zum Stillstand kam, als Zofingen im Aargau wieder erreicht war.

Für den Führer der Luzerner Truppen blieb jetzt nur die Aufgabe, das Land abzusuchen und vollends zu säubern. Es gab für die Freischärler noch manche Tote; manche ertranken auf der eiligen Flucht in der Emmene, andere wurden gefangen. Auch die Bauern der Umgegend jagten noch manche Flüchtlinge aus ihren Verstecken auf oder schleppten sie als Gefangene in die Stadt. Die Gesamtzahl der Gefangenen belief sich auf über 2000; acht Geschütze und der ganze Kriegsapparat waren in die Hände der Luzerner gefallen, und es stellte sich heraus, daß diese schönen Sachen aus dem Zeughaus des Kantons Aargau entnommen waren. Die Zahl der gefallenen Feinde schätzte man auf 350 im ganzen. Die Luzerner hatten 8 Tote und 21 Verwundete.

So war ein gewaltiges Aufgebot brutaler Kraft, trotz aller schlauen Berechnung und trotz aller Begünstigung durch zufällige Vorteile innerhalb weniger Stunden völlig zunichte geworden. Die moralische Niederlage, welche der schweizerische Radikalismus erlitt, war noch weit vernichtender als aller Verlust an Gut und Blut. Der Eindruck auf alle Kantone der Schweiz glich dem eines Erdbebens. Man begreift den Jubel des katholischen Volkes; es erkannte hier nicht einen Waffensieg, sondern ein Gottesgericht. Ein kleiner Nebenumstand erhöhte noch die fromme Freude. Es ging die Rede, die Freischaren hätten zuerst die Absicht gehabt, auf den 25. März die Entscheidung herbeizuführen, um die Katholiken zu verhöhnen. Denn da die schmähliche Auflösung der Freischaren im vorhergehenden Winter gerade am Fest der Unbefleckten Empfängnis am 8. Dezember erfolgt war, hatten fromme Katholiken hierin die mächtige Hilfe der Himmelskönigin erkennen wollen. Nun sollte ein Sieg der Radikalen am Feste der Verkündigung Mariä, 25. März, die Katholiken gleichsam Lügen strafen. Durch unvorhergesehene Umstände, so wurde erzählt, habe man jedoch vom 25. März abstehen und den Zeitpunkt des Losschlagens etwas hinausschieben müssen. So kam es, daß entgegen der Berechnung die Entscheidung fiel, nicht ein Sieg, sondern eine schmähliche Niederlage, und zwar gerade an dem Tage, am 31. März, an welchem in jenem Jahre das Fest der Verkündigung, das wegen der Karwoche verlegt war, kirchlich begangen wurde.

Darin kamen die frommen Katholiken der Schweiz überein, den glücklichen Ausgang der Sache einem besondern Schutze Marias zuzuschreiben. Bei den Dankgottesdiensten, die allenthalben gefeiert wurden, gab sich dies unverhohlen kund. Auch eine gemeinsame Massenwallfahrt zur Mutter Gottes nach Einsiedeln wurde zur Danksagung veranstaltet, an der viele Tausende aus allen katholischen Kantonen sich beteiligten, an ihrer Spitze der wackere Führer Joseph Leu.

Nach dieser Niederwerfung der feindlichen Gewalten schuldete es die Luzerner Regierung dem braven Volke, der öffentlichen Meinung der Schweizer Katholiken und auch der eigenen Ehre, daß sie das Dekret, um deswillen so viel Kampf geführt worden war, durch

tatsächliche Berufung der Jesuiten zur Ausführung brachte. Nur die Bedingungen für die beabsichtigte Übergabe der Sukkursalpfarrei in der Kleinstadt bedurften noch der genaueren Klarstellung. Der bisherige Pfarrer von Luzern, Georg Sigrist, der den Jesuiten nicht wohlgeneigt war, hätte sich nie dazu verstanden, denselben etwas von seinen Rechten oder Funktionen zu überlassen. Er hatte aber rechtzeitig sein Amt niedergelegt, und sein Nachfolger, Kanonikus Melchior Rickenbach, ging bereitwillig auf die getroffenen Abmachungen ein. Der Provinzial P. Rothenflue kam persönlich nach Luzern, und man einigte sich rasch. Die Bedingungen wurden schriftlich genau fixiert und von beiden Teilen unterschrieben. Die Patres sollten den ganzen Pfarrgottesdienst in der Kleinstadt mitsamt den vorhandenen Meßstiftungen übernehmen. An einigen hohen Festtagen mußte mit Rücksicht auf die Hauptpfarrkirche ein feierlicher Gottesdienst in der Sukkursalpfarrei unterbleiben. Die Spendung der heiligen Ölung und die Begräbnisse waren für die ganze Stadt ausschließlich dem Pfarrer vorbehalten. Ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis der Filialpfarrei von der Hauptpfarrei wurde außerdem noch ausdrücklich anerkannt.

Ohne Schwierigkeit gab schon nach wenig Tagen auch der Bischof von Basel zu diesen Bedingungen seine Zustimmung, und nun drang die Regierung von Luzern in den Provinzial, einige Patres zu schicken, welche die Pfarrei übernehmen und den Einzug der übrigen vorbereiten könnten. P. Roothaan hatte schon am 15. Februar seine Einwilligung dazu gegeben.

Da tauchte plötzlich die Nachricht auf und wurde mit aller Bestimmtheit überallhin verbreitet, der Papst habe seine Stellungnahme in der Luzerner Angelegenheit geändert und wolle die Jesuitenniederlassung vermieden sehen. Voll Bestürzung wandte sich der Provinzial nach Rom. Am 15. März 1845 schrieb P. Roothaan zurück:

„Unverzüglich will ich Ihren Brief vom 4. März, der gestern ankam, beantworten, um Ihnen und unsern Freunden die Besorgnis zu nehmen, die Sie ausgesprochen haben. Es ist richtig, daß man

einen Versuch zu dem gemacht hat, was das Gerücht zu Ihnen weiter trug. Aber der Heilige Vater ließ die Herren abfahren. Sie kamen dann auch zu mir, wo sie nicht mehr erreichen konnten noch erreichen werden. Euer Hochwürden mögen daher unsre Freunde oder vielmehr die treuen Katholiken dort fest versichern, daß sie von hiesiger Seite her nichts zu fürchten haben. Die Bestrebungen der Gegner liegen zu klar zu Tage, als daß ihnen in etwas nachgegeben werden könnte. Daß besonders Sie dort in Freiburg in großen Befürchtungen leben müssen, drückt mir schon lange auf die Seele. Aber Gott ist in Eurer Mitte, und da sich sonst nichts dagegen tun läßt, wollen wir alle unsre Sorgen auf die göttliche Vorsehung werfen. Der Haß und die Wut der Gottlosen sind unser Ruhm."

Aber immer aufs neue kehrten die ungünstigen Gerüchte wieder und weckten Unruhe; es war offenbar eine künstliche Zeitungsmache. Neue Anfragen kamen an P. Roothaan, der immer wieder beruhigen mußte. Am 18. Mai schrieb er an den Provinzial:

„Da dort bei Ihnen aufs neue Gerüchte ausgesprengt werden, als ob wir oder der Papst in Bezug auf Luzern die Willensmeinung geändert hätten, so mögen Euer Hochwürden wissen, daß diese Gerüchte völlig unbegründet und nichtig sind, und daß ich es gerne sähe, wenn jetzt möglichst bald einige der Unsrigen sich nach Luzern begeben, vorausgesetzt nur, daß man sie dazu einlade."

Dahin drängte auch die ganze Lage der Dinge; damit war endlich die vollendete Tatsache geschaffen und weiteren Umtrieben die Spitze abgebrochen.

So trafen denn zwei Jesuitenpatres am 26. Juni 1845 in Luzern ein und nahmen einstweilen ihr Quartier im städtischen Spital. Es waren der bisherige Rektor des Kollegs St-Michel in Freiburg, P. Joseph Simmen, der zum Direktor des Seminars bestimmt war, und P. Anton Burgstahler, als Leiter der Volksmissionen im ganzen Kanton bereits gut bekannt, welcher mit dem Titel eines Vikars die Pfarrseelsorge an der Aukirche in der Kleinstadt übernahm.

Am ersten Sonntag im Juli begannen die Patres dort den öffentlichen Gottesdienst. Die Kirche war zum Erdrücken voll; die

Neugierde hatte nahezu ganz Luzern herbeigeführt. Aber eine politische Kundgebung oder auch nur eine Anspielung von der Kanzel aus erlebte man nicht. Alles vollzog sich ruhig und würdig, wie es dem katholischen Gotteshaus geziemte. Der Besuch der Kirche, bald auch der Beichtstühle blieb in der Folgezeit ein vorzüglich guter. Predigten wie Andachten fanden den Beifall des Volkes. Bei manchen begannen die Vorurteile rasch zu schwinden.

Aber je mehr die Patres an Ansehen gewannen, um so höher stieg die Wut bei den Eideshelfern der unterlegenen Partei. Den Patres wurden auf der Straße Beschimpfungen nachgerufen; sie mußten sich während der ersten Zeit möglichst viel im Hause halten, und selbst da hegten die Freunde Besorgnis für ihre Sicherheit. Was vor sechs Jahren, als Joseph Leu im November 1839 den ersten Antrag auf Berufung der Jesuiten stellte, für rein unmöglich gehalten wurde, war aber den beharrlichen Anstrengungen gelungen. Die Jesuiten waren in Luzern, und ihre Stellung daselbst war fest begründet.

Der Mann, dessen frommem Mut dies allein zu danken war, der edle katholische Volksführer Joseph Leu, fiel drei Wochen darauf als Opfer des Meuchelmords. In der Nacht des 20. Juli, während er ruhig in seinem Bette schlief, wurde er im eigenen Hause von einem gedungenen Mörder, der sich eingeschlichen hatte, meuchlings erschossen. Wenn die Anstifter des Mordes gehofft hatten, dadurch die Stellung der Jesuiten in Luzern zu erschüttern und ihren Abzug herbeizuführen, sahen sie sich getäuscht. Die Entrüstung über die Freveltat und die aufflammende Verehrung für den ermordeten Führer trugen nur dazu bei, das Vertrauen und die Wertschätzung für die Patres zu erhöhen.

Die Arbeiten, die erforderlich waren, um das frühere Franziskanerkloster Werthenstein, das großen Schaden gelitten hatte, für das Priesterseminar brauchbar einzurichten, erforderten viele Zeit und nahmen die Sorge der beiden Luzerner Patres stark in Anspruch. Die Kosten, die sich mit der ersten Einrichtung bis auf 30 000 Franken (schweiz.) beliefen, übernahm die Regierung. Das neue Seminar-

gebäude war so eingeteilt, daß im Erdgeschoß außer den Hörsälen die beiden Speisesäle und die Küche untergebracht waren. Im ersten Stockwerk hatten die Patres ihre Räume, Zimmer und Bibliothek. Der zweite Stock war für die Seminaristen, die dort auch ihre Kapelle hatten. Mit Anfang Oktober 1845 konnten die beiden Patres in dem Gebäude ihren Einzug halten, mit ihnen zwei Laienbrüder, die zu ihrer Unterstützung von Freiburg herübergekommen waren. Kurz darauf trafen auch die übrigen ein, noch fünf Priester und ein Laienbruder. P. Joseph Simmen war unter dem 4. Oktober zum Rektor des Hauses ernannt und zugleich mit den Vorlesungen aus der Moraltheologie betraut worden. P. Anton Burgstahler übernahm die Pfarrei und hatte die Vorlesungen aus dem Kirchenrecht zu geben. P. Joseph Aschwanden, Professor der Exegese, sollte nebenbei das Amt eines Ministers des Hauses versehen. P. Joseph Damberger las die Kirchengeschichte und hatte die Nachmittagspredigten für die Pfarrei. P. Joseph Deharbe als dem Regens des Seminars wurden die Vorlesungen aus der Pastoral anvertraut; P. Petrus Roh trug die Dogmatik vor, war Studienpräfekt und hielt die Predigten für die Studenten des Gymnasiums und Lyzeums. Als Prediger und Hilfsseelsorger für die Pfarrei war noch P. Georg Roder beigegeben, gleich P. Damberger einer der aus Bayern der Gesellschaft beigetretenen tüchtigen Priester. Alle sieben Patres waren ansehnliche, sorgfältig ausgewählte Männer.

Im Laufe des Monats stellten sich allmählich auch die Schüler ein; elf traten als Alumnen in das Seminar, dreizehn hörten die theologischen Vorlesungen als Externe am Lyzeum. Ein Jahr später war die Zahl der Hörer schon nahe auf vierzig gestiegen. Aber auch mit vierundzwanzig Theologen war es wert, einen Anfang zu machen.

Die Freunde in Luzern bestanden auf einer eindrucksvollen Eröffnungsfeier, und diese wurde am Allerheiligenfest 1. November 1845 veranstaltet. In der öffentlichen Festsitzung sprach zuerst der Pfarrer M. Rickenbach. Durch Hinweis auf die für die Patres abgegebenen glänzenden Zeugnisse, auf die Kundgebungen zu ihren Gunsten von Papst und Bischöfen, suchte er für die Patres Vertrauen zu erwecken.

Siegwart-Müller, als derzeitiges Oberhaupt des Staates und zugleich auch im Namen des Bischofs, übergab dann den Patres in aller Form das Seminar und versicherte sie des Schutzes der Gesetze. P. Simmen, der als Rektor des neuen Hauses den beiden Rednern und allen andern verdienten Freunden den Dank auszusprechen hatte, vergaß dabei nicht des edlen Joseph Leu, der nach kaum errungenem Siege für die von ihm so heiß verfochtene Sache als Opfer gefallen war.

Schon während der ganzen Zeit, da die Besetzung des Luzerner Seminars mit einigen Jesuiten den Gegenstand so erregter Kämpfe bildete, hatte auch die hohe Diplomatie sich mit der Angelegenheit befaßt. Eine Denkschrift gegen die Berufung, die der damalige Luzerner Staatsschreiber Bernhard v. Meyer schon 1842 an Metternich geschickt, scheint anfangs in Wien einigen Eindruck gemacht zu haben. Doch war man schließlich der Berufung der Jesuiten keineswegs entgegen. Von vielen andern Regierungen kamen Vorstellungen und Abmahnungen. Am entschiedensten trat für die Berufung der Jesuiten der Vertreter Rußlands ein, der keinerlei Konzessionen gegenüber dem Radikalismus wollte.

Auch nachdem die Jesuiten in Luzern eingezogen waren, machte die Diplomatie sich noch mit der Angelegenheit zu schaffen. Guizot, der protestantische Minister Louis Philipps, und Lord Minto, das Werkzeug Palmerstons, als Vertreter Englands, arbeiteten eifrig darauf hin, daß die Jesuiten Luzern wieder verlassen müßten. Der Gesandte Frankreichs, Graf Rossi, war im Sinne Guizots in Rom tätig. Aber weder in Rom noch in Luzern fanden diese freundschaftlichen Ratschläge geneigtes Gehör. Die Sache war entschieden.

Die Jesuiten konnten somit ruhig ihre Arbeiten in Luzern beginnen. Die erste und wichtigste war die Einrichtung und Leitung des neuen Priesterseminars. Nach der getroffenen Abmachung hatten die Seminaristen drei Jahre lang die theologischen Vorlesungen am Lyzeum zu hören, weitere zehn Monate wurden dann ausschließlich für die unmittelbare Vorbereitung auf die Seelsorgerpraxis verwendet. Was die Jesuiten dabei den Luzerner Theologen Neues brachten,

war die größere Betonung der Dogmatik (acht Vorlesungen wöchentlich drei Jahre hindurch), die gründlichere Durcharbeitung der Moraltheologie (fünf Stunden wöchentlich Moraltheologie zwei Jahre und fünf Stunden Kirchenrecht ein Jahr hindurch, und zwei Stunden wöchentlich für praktische Fälle im vierten Jahre). Dazu die scholastische Form und die lateinische Unterrichtssprache. Für Kirchengeschichte waren im ersten Jahre sieben Stunden wöchentlich angesetzt, für Exegese zwei Jahre hindurch fünf Stunden die Woche, der Pastoral wurden zwei Stunden die Woche eingeräumt im zweiten, dritten und vierten Jahre. Ähnlich liefen die zwei bis drei Stunden wöchentlich für das Hebräische drei Jahre hindurch. So hatten die Theologen während der ersten drei Jahre wöchentlich zweiundzwanzig Stunden zu hören, täglich vier, mit Ausnahme des Donnerstags, dessen Nachmittag frei blieb. Viermal im Jahre wurde ein schriftliches Examen gemacht, am Ende des Jahres eine drei Tage währende öffentliche Prüfung.

Den viertjährigen Seminaristen war während der letzten zehn Monate, die der Priesterweihe vorausgingen, etwas mehr freie Bewegung eingeräumt. Sie behielten mehr Zeit für Fachstudien, die entweder der Bischof ihnen auftrug oder zu welchen besondere Anlagen sie hinzogen. Gebunden waren sie, abgesehen von den Vorlesungen über Pastoral, an drei wöchentliche Stunden für homiletische Übungen, zwei Stunden Erörterung von praktischen Gewissensfällen, zwei Stunden Rubriken und zwei für Choral. Zweimal die Woche war für die Seminaristen eine religiöse Ansprache (Exhorte), einmal im Anschluß an die Psalmen, einmal über die Tugenden und Pflichten des Priesters. Das Schuljahr begann mit viertägigen Exerzitien; vor der Priesterweihe wurden den Kandidaten volle acht Tage der geistlichen Übungen gegeben. Für den Sakramentenempfang war der vierzehntägige Empfang der heiligen Kommunion als Mindestgrenze festgesetzt; die Beteiligung beim feierlichen Gottesdienst und der Predigt in der Seminarkirche war Vorschrift.

Hatte man hinsichtlich mancher Neuerungen in den Studien und mehr noch mit Rücksicht auf die Seminarleitung für den Anfang

Schwierigkeiten erwartet, so sah man sich angenehm enttäuscht. Alles ging vortrefflich. Die Kandidaten waren gern im Seminar, und für die Studien herrschte ein solcher Eifer, daß die Vorsteher eher zu mäßigen als anzuspornen hatten. Die Seminaristen zeigten sich anhänglich und dankbar, und die neugeweihten Priester schieden von ihren Lehrern in bester Gesinnung.

Neben der Leitung des Seminars war auch die Seelsorgetätigkeit in der Seminarkirche von großer Bedeutung. Nicht nur übte der schöne Gottesdienst mit den das Jahr hindurch wechselnden Andachten seine Anziehungskraft auf die Luzerner, auch die Predigten des Vormittags und Nachmittags an Sonn- und Feiertagen, ebenso die Predigten für die Studenten wurden von Männern aller Stände so fleißig und regelmäßig besucht, daß in dieser Beziehung kaum eine Steigerung möglich war. Die Predigten der Patres fanden ganz allgemein große Anerkennung; das beste Lob war, daß die Beichtstühle der Kirche immer mehr von Andächtigen umlagert wurden. Für würdige Paramente und Kirchenwäsche wurde von frommen Luzerner Damen so großmütig und verständnisvoll Vorsorge getroffen, daß das Luzerner Haus sich hierin bald des Reichtums rühmen durfte.

Wie schon hieraus ersichtlich, wurde die Stimmung der Stadtbevölkerung von Luzern mehr und mehr eine für die Patres günstige. Die Herren der Regierung waren voll des Entgegenkommens; für Einrichtung und Ausstattung des Hauses halfen sie aufs bereitwilligste nach, wo etwas fehlte. Als besonders warmer Freund erwies sich der Päpstliche Nuntius Al. Macioti, der oft den Festgottesdienst bei den Patres übernahm, dort die heiligen Weihen erteilte und gern die Patres besuchen kam. Über den einheimischen Luzerner Klerus hatten die Patres nicht zu klagen. Wenn auch der ungewöhnlich starke Zulauf zur Patreskirche, der sich dauernd forterhielt, Empfindlichkeiten wecken mochte, zeigten sich doch weitaus die meisten Herren des Klerus den Jesuiten wohlgesinnt. Diese hinwieder wußten zur rechten Zeit Rücksichten zu nehmen. Es unterblieb z. B. eine größere Feier auf das Fest des hl. Franz Xaver, nur um den Fest-

gottesdienst in der Studentenkirche, wo der hl. Franz Xaver Kirchenpatron war, nicht zu beeinträchtigen. Wie in andern Städten der Schweiz fingen auch hier die Patres schon bald an, regelmäßig das Gefängnis zu besuchen, um auf die Sträflinge heilsamen Einfluß zu gewinnen.

Schon auf das erste in Luzern verlebte Arbeitsjahr durften somit die Jesuiten mit Genugtuung zurückblicken; das zweite, das mit Oktober 1846 seinen Anfang nahm, schien sogar noch reichlichere Frucht zu versprechen. Der neugewählte Papst Pius IX. hatte 20. November 1846 ein allgemeines Jubiläum ausgeschrieben, das während drei Wochen gewonnen werden konnte. Der Bischof hatte als Anfangstermin den ersten Fastensonntag 1847 bestimmt. Die drei Wochen der Jubiläumszeit wurden von den Patres so ausgenützt, daß zuerst für die sämtlichen Studenten des Lyzeums, des Gymnasiums und der Realschule vier volle Tage lang die Exerzitien gegeben wurden, vier Betrachtungen jeden Tag. Für die Vorträge wechselten zwei Patres miteinander ab. Die Ergriffenheit und Begeisterung, von welchen die jungen Hörer erfüllt wurden, dienten als Sporn für die übrige Bevölkerung der Stadt, an den allgemeinen Volksexerzitien sich zu beteiligen, die nun vierzehn Tage hindurch in der Seminarkirche gepredigt wurden. Nachdem diese beendet waren, folgten noch vier Tage der religiösen Einkehr für die Sträflinge in den Gefängnissen.

Die religiöse Empfänglichkeit des Luzerner Volkes, welche den Patres bei allen Arbeiten in diesem Kanton seit sechs Jahren wohltuend aufgefallen war, bewährte sich bei diesen ersten Volksexerzitien für die Kantonshauptstadt. Viele, die bisher durch Vorurteile und politische Parteitreibereien heftige Widersacher der Jesuiten gewesen waren, berichtigten ihr Urteil und wurden zu Freunden. Bei hoch und niedrig leuchteten Eifer und Frömmigkeit hervor, die Beichtstühle waren ständig umlagert, die heiligen Übungen nahmen den erhebendsten Verlauf. Am vorletzten Tage fand nach der Muttergottespredigt die feierliche Weihe des Volkes an die seligste Jungfrau statt. Nach dieser Weihe erteilte der Apostolische Nuntius mit dem aller-

heiligsten Sakrament den feierlichen Segen. Am nächsten Morgen bei der gemeinsamen Kommunion war es wieder der Apostolische Nuntius, der am Altare waltete. Über eine Stunde nahm das Austeilen der heiligen Kommunion ihn in Anspruch.

Am Abend dieses Tages sollten die Volksexerzitien mit einer Predigt über die Beharrlichkeit den Abschluß finden. Schon während der Predigt funkelte ein majestätisches Kreuz von Licht über dem Altar. Im Angesicht dieses siegverklärten Kreuzes über dem Heiligtum stimmte beim Ende der Schlußpredigt die ganze Hörerschaft tief ergriffen ein in die laute feierliche Erneuerung der Taufgelübde. Der Apostolische Nuntius hielt dann die Schlußandacht und erteilte den Segen mit dem heiligen Sakrament.

Wenige Monate später wurde der Rektor P. Simmen, dessen Gesundheit nachzugeben begann, vom Pater General nach Rom berufen, und P. Deharbe, der Regens des Seminars, war nun zugleich auch Rektor. Es versteht sich, daß unter ihm den Exerzitien für Priester besondere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Die Luzerner Patres hielten dieselben nicht nur in Steinerberg, sondern jetzt endlich auch für den Luzerner Klerus in der Kantonshauptstadt selbst. Für die Geistlichkeit der Stadt fanden die heiligen Übungen fünf Tage hindurch im Hause des bischöflichen bevollmächtigten Vikars statt, für die Geistlichkeit des übrigen Kantons in den Räumen des Seminars. Die Frucht war eine sehr tröstliche schon dadurch, daß einige Geistliche, die vorher Gegner der Jesuiten gewesen waren, großes Vertrauen zu ihnen gewannen und in Freunde umgewandelt wurden.

Frömmigkeit und Eifer beim Volke blieben unverändert, ja schienen noch stets im Wachsen begriffen. Als im Lauf des Oktober die Kriegsgefahr immer deutlicher hervortrat, wurden wie in den andern Kirchen auch bei den Jesuiten zwei feierliche Triduen veranstaltet. Das Volk beteiligte sich daran mit wahrhaft glühendem Eifer, und so später noch an den außerordentlichen Betstunden. Es währte nicht lange, so mußten die Truppen einberufen werden, und die Regierung ernannte sofort drei Jesuitenpatres zu Feldkaplänen. Sie

erhielten keine Vergütung, aber bei dem religiösen Eifer der Soldaten harrte ihrer große Arbeit. Im Ernennungsschreiben war daher gesagt: Genügend bekannt sei die große Liebe der Patres wie auch das große Vertrauen der Soldaten zu ihnen. Mit aller Zuversicht übertrage man ihnen die mühevolle und gefahrvolle Stellung. Werde den gerechten Waffen der Sieg beschieden sein, so werde die dankbare Gesinnung aller Bürger den Patres den Liebesdienst lohnen. Komme es aber zur Niederlage, so verschlage es wenig für die Patres, ob sie im Heere der Katholiken gedient hätten oder nicht, sie hätten dann nichts zu erwarten, als daß man sie mit Verleumdungen überschüttet ins Exil jage. Dies war der letzte öffentliche Vertrauenserweis für die Patres im Kanton Luzern.

Zu kurze Zeit des Wirkens war den Jesuiten hier beschieden, als daß sie außer der moralischen Erneuerung durch die Volksmissionen und der guten Einrichtung des Priesterseminars Werke von bleibender Bedeutung hätten schaffen können. An Rührigkeit wie an beharrlicher Arbeit haben sie es nicht fehlen lassen. Am 8. Dezember 1846, einem den damaligen Luzernern teuren Gedenktag, errichteten sie die Bruderschaft des unbefleckten Herzens Mariä. Zuvor schon hatten sie, nicht ohne Vorbereitung und besondere Feierlichkeit, einen Kreuzweg eingeweiht, um dadurch die Luzerner in eine ihnen fast unbekannt gewordene katholische Volksandacht wieder einzuführen. Die in den Häusern der Gesellschaft Jesu allgemein üblichen Andachten hatten von Anfang an in der neuen Luzerner Jesuitenkirche ihre feste Stelle erhalten und fanden beim Volke die geneigteste Aufnahme. Die ganze Zeit hindurch erfreute sich das Walten der Patres beim Volke im großen des Beifalls und der Anerkennung. Das kleine Haus, dessen Zustandekommen so große Stürme zur Entladung gebracht hatte, konnte sich während der ganzen Dauer seines Bestehens des Friedens und des allseitigen Wohlwollens im Lande rühmen. Noch in den Tagen des Unglücks sollte die Liebe und Treue des Luzerner Volkes glänzend hervortreten — sie haben selbst Jahrzehnte der gewaltsamen Vertreibung der Jesuiten überdauert.

10. Schriftstellerische Anfänge.

Für größere literarische Unternehmungen war die Lage der Jesuiten in der Schweiz nach jeder Richtung hin ungünstig. Leutemangel, Überbürdung mit Schul- und Seelsorgearbeit, materielle Notlage traten zu den Schwierigkeiten hinzu, die bei einer neubegründeten Genossenschaft solchen Anfängen gewöhnlich zur Seite gehen. Zu kleineren Versuchen mit Übersetzungen oder Andachtsbüchlein war es schon bald gekommen, namentlich bei den allzeit regsamen Belgiern, die bis 1832 der Provinz angehörten. Ein französischer Pater, Louis Valantin, der damals in der Schweiz mitarbeitete, legte schon im September 1831 dem Ordensgeneral den Plan vor, einen eigenen Stab von Schriftstellern ausbilden zu lassen, die nach dem Vorbild des einstigen Journal de Trevoux die auftauchenden Fragen für die gebildete Lesewelt nach den katholischen Grundsätzen erörtern sollten.

In dem gleichen Jahre 1831 erteilte P. Roothaan den Jesuiten in der Schweiz die Erlaubnis, die er für Belgien schon vorher zugestanden hatte, zu den Tagesblättern Beiträge zu liefern. Doch sollte kein Artikel gedruckt werden, der nicht von drei Zensoren vorher sorgfältig sei geprüft worden. „Es läßt sich nichts dagegen sagen", wiederholte er am 11. Februar 1832, „da es jetzt so notwendig ist, die Religion zu verteidigen, wenn nur dabei keine Unklugheit begangen wird."

Da jedoch der damalige Provinzial P. Staudinger dieser Art der Tätigkeit wenig hold war und mehr Schaden als Nutzen davon erwartete, so wurde von der erteilten Erlaubnis nur in wenigen Ausnahmefällen Gebrauch gemacht. „Ich weiß", schrieb P. Staudinger am 27. August 1831, „daß einige der Unsrigen zu solcher Tätigkeit sehr geneigt sind, aber schon öfter, wo ich um die Druckerlaubnis gebeten wurde, habe ich sie verweigert." Häufiger geschah es, daß man wohlgesinnten katholischen Publizisten mit Stofflieferung an die Hand ging, doch wurde von den Obern darauf gedrungen, daß in den betreffenden Blättern die Jesuiten nicht zuviel genannt und nicht in den Vordergrund des Interesses sollten gestellt werden.

Strenge Anschauungen hatte P. Roothaan hinsichtlich des Lesens der Tagesblätter. Er sah dabei nicht allein auf den gewöhnlich unterlaufenden großen Zeitverlust, sondern auch auf die Gefahr der politischen Parteinahme und der Meinungsgegensätze in einer Provinz, wo Söhne verschiedener Nationen brüderlich zusammenarbeiteten. Im Briefe vom 11. Februar 1832 wird das Zeitungslesen für die Mitglieder der Provinz untersagt; doch sollten in jedem Hause einzelne besonders zu bezeichnende Patres die Tagesblätter erhalten und durchsehen, um das Wissenswerte sodann den übrigen mitzuteilen.

Unterdessen machte P. Gracchi in Dresden bei Gelegenheit guten Gebrauch von seiner Feder; er begnügte sich dabei mit Zensur und Approbation vonseiten des Apostolischen Vikars von Sachsen, unter welchem er arbeitete. Seinem Beispiel folgten die Patres in Köthen, welchen die ausdrückliche Approbation ihres kirchlichen Obern, des Apostolischen Nuntius in München, nicht wenig zugut kam; die von ihnen 1842 veröffentlichte Schrift über die Andacht zu den Herzen Jesu und Mariä fand außerordentliche Verbreitung. P. Deharbe ließ derselben bald noch ein kleineres Werkchen folgen: „Gebetbüchlein für Verehrer Mariä, enthaltend die notwendigsten Andachtsübungen eines katholischen Christen (Köthen 1849)", das gleichfalls guten Anklang fand und nach seinem Weggang von Köthen durch die dortigen Patres noch öfter neu herausgegeben werden mußte. Als die Wirren des emporkommenden Deutschkatholizismus wie ein Wirbelsturm die Diasporagemeinden Norddeutschlands erschütterten, ließ P. Ehrensberger von Köthen die Flugschrift ausgehen „Deutsch- oder römisch-katholisch?" und konnte eines guten Erfolgs sich rühmen. Wie es scheint, hat die Not der Zeit auch sonst die Köthener zuweilen zum Schreiben gedrängt.

Wahrte man in Bezug auf die Tagespresse noch große Vorsicht und Zurückhaltung, so ist hinsichtlich schriftstellerischer Arbeiten ernsterer Art eine frische Regsamkeit wenigstens seit 1840 unverkennbar. In Mainz erschien 1846 unter fremdem Namen ein treffliches Schriftchen, das damals schon große Beachtung fand: „Über die alten und neuen Schulen." Der Verfasser war P. Joseph Kleutgen, der seit Herbst 1843 als Substitut für den deutschen Assistenten nach Rom berufen

war, wo er zugleich im Deutschen Kolleg als Lehrer der geistlichen Beredsamkeit wirkte[1]. Hier in Rom war es denn auch, daß er 1847 sein gediegenes Lehrbuch herausgab: Ars dicendi priscorum potissimum praeceptis et exemplis illustrata, das sich in der Folge so großes Ansehen erwarb. Er hatte es als Professor der Rhetorik bereits in Brig ausgearbeitet.

Um dieselbe Zeit hatte P. Freudenfeld seinen „Überblick über die Weltgeschichte" in die Zensur gegeben, die einige Jahre später im Druck erschienen; P. Roh druckte 1847, wie es scheint in den „Annalen der Borromäus-Akademie", seine Untersuchung über die Lehre von der päpstlichen Gewalt im Zeitlichen. Der Ordensgeneral, durch den Titel erschreckt und eingedenk des bestehenden kirchlichen Verbots, ließ sich sogleich den gedruckten Aufsatz zuschicken; aber als er alles gelesen hatte, war er beruhigt und es erfolgte keine weitere Rüge.

Ein Hausgenosse des P. Roh arbeitete um dieselbe Zeit schon mit angestrengtem Fleiße an einem umfassenderen Werke. P. Joseph Damberger stellte als Professor der Kirchengeschichte in Luzern die ersten Bände her zu seiner „Synchronistischen Geschichte der Kirche und Welt im Mittelalter", die von 1850 an in Regensburg zu erscheinen begann, ein Werk, das bei mancher Schwerfälligkeit der Darstellung und Einseitigkeit der Auffassung eine für jene Zeit imposante und achtunggebietende Leistung war. In den 15 Bänden birgt sich ein großer Reichtum von Wissen und Scharfsinn.

Aber den ersten entscheidenden schriftstellerischen Erfolg für die Provinz brachte ein viel bescheideneres Unternehmen: das Köthener Gebetbuch. Von Anfang an vermißten die Patres in Köthen ein für die dortigen Verhältnisse angepaßtes Gesangbuch, einen richtigen Katechismus, vor allem aber ein praktisches Gebetbuch. Eine Sammlung von Kirchenliedern für den Gebrauch der Gemeinde hatte P. Beckx schon 1827 drucken lassen. Vierzehn Jahre später kam auch das Gebetbuch, dem wieder eine Auswahl von Liedern beigegeben war, glücklich zustande. Lange und sorgfältig hatten die Patres dafür ge-

[1] P. Kleutgen hatte sich vor 1847 auch sonst mehrfach literarisch betätigt, aber meist ohne seinen Namen zu nennen.

sammelt, denn es war Grundsatz, daß nichts neu Erfundenes sollte aufgenommen werden, sondern nur Gebete aus den alten Gebetbüchern, namentlich der Jesuiten. Den Grundstock bildeten die Gebete aus den Büchern des seligen P. Canisius. Außer der Zusammenstellung blieb den Patres nur die Glättung der Sprache und, wenn nötig, stilistische Verbesserung. Als dieses schlichte Werkchen 1841 zuerst erschien[1], war der Erfolg ein überaus gesegneter. Eine Neuauflage mußte schon 1842 folgen, eine fünfte Auflage 1845, und diese Auflage betrug 8000 Exemplare. Vollständigkeit, Korrektheit, gesunder Ton, Anpassung an das praktische Bedürfnis des Christenlebens zeichneten das Werk aus, das die Gesundung unserer Gebetbücherliteratur wohltätig eingeleitet und ungezählten späteren Gebetbüchern als ergiebige Quelle gedient hat. Auf lange Zeit hinaus hat es eine wahrhaft erstaunliche Verbreitung gefunden.

Im Jahre 1842/43 traten die drei Bände der Institutiones philosophiae des P. Franz Rothenflue[2] zuerst ans Licht, ausgezeichnet durch Klarheit und Präzision, für die damalige Zeit ein tüchtiges Lehrbuch. Als solches wurde es dem Unterricht in den Kollegien der Provinz zu Grunde gelegt und auch in mehreren Seminarien Frankreichs eingeführt. In Deutschland war das Werk nicht unbeachtet geblieben, sondern hatte bei Fachmännern anerkennende Aufnahme gefunden; schon 1845 sollte eine Neuauflage folgen.

„Pater Franz", wie man zum Unterschied von seinem Bruder, dem Provinzial, ihn zu nennen liebte, hatte sogleich nach Vollendung der eigenen Studien begonnen, die Logik und Metaphysik zu lehren. Er galt in der Provinz als vorzüglich befähigt. Seiner seltenen Geistesschärfe entsprach seine Schlagfertigkeit. In der wissenschaftlichen Disputation erschien er fast unbesiegbar. Das Buch war die Frucht seiner jahrelangen Lehrtätigkeit. Als es im Manuskript fertig lag, schärfte P. Roothaan die Notwendigkeit einer sorgfältigen und strengen

[1] Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. — Sommervogel (Bibliothèque) verzeichnet 28 Auflagen. P. Devis stellte einige Jahre später auch eine stark gekürzte Ausgabe her, die gleichfalls große Verbreitung fand.

[2] Institutiones philosophiae theoreticae in usum praelectionum (Friburgi).

Zensur ein. Nur ganz zuverlässige, den Neuerungen abholde Männer sollten als Zensoren gewählt und ihre Urteile dem Ordensgeneral eingesandt werden. Nicht nur die Sache sei zu prüfen, sondern auch Stil und Ton, ob nicht Lobsprüche für Personen von zweifelhafter Richtung, ob nicht Sarkasmen oder Herausforderungen hinsichtlich der Gegner. Die Urteile hatten günstig gelautet. Den in Deutschland damals beliebten Irrtümern stand P. Franz ablehnend entgegen, und mit Beruhigung erfuhr P. Roothaan, daß er auch von den Ideen Rosminis sich freigehalten habe, die damals gerade in Italien viel erörtert wurden. So hatte das Werk gedruckt werden können, ohne daß es vorher in Rom geprüft worden wäre. Nicht so leicht ging es mit der Neuauflage.

P. Roothaan hatte sich von einzelnen römischen Patres Bemerkungen zu dem Buche geben lassen und sie P. Rothenflue zugesandt. Er verlangte jetzt, daß diese Bemerkungen entweder in der Neuauflage gebührend berücksichtigt, oder aber vorher befriedigend beantwortet würden. Ferner beabsichtigte P. Rothenflue, der neuen Auflage einen Anhang beizufügen, in welchem die hauptsächlichsten philosophischen Zeitirrtümer kurz widerlegt werden sollten. Bei aller Billigung des Unternehmens riet P. Roothaan, dies lieber zum Gegenstand eines eigenen neuen Werkes zu machen, da hier die eingehendste und sorgfältigste Zensur unerläßlich sein würde, diese aber mußte eine bedeutende Hinauszögerung des Werkes mit sich bringen.

P. Franz verzichtete also auf seinen Anhang in der von ihm geplanten Form, seine Zensoren urteilten wieder günstig, und das Werk ging unbeanstandet in den Druck. Dieser war schon fast vollendet, als vom Pater General die Weisung eintraf, ihn, wenn immer möglich, noch zu sistieren. Die Bemerkungen, die P. Roothaan vorher von Rom geschickt hatte, waren nur das Ergebnis flüchtiger Durchblätierung des gedruckten Buches gewesen, eine Zensur hatte das Werk dort nicht durchgemacht. Aber jetzt war es von einem Fachmann gründlich durchstudiert worden, und ernste Bedenken stiegen auf. Pater General schrieb am 26. Januar 1847 in großer Besorgnis:

„Wie man mir berichtet hat, sind die Institutiones philosophiae des P. Rothenflue nicht nur in den Kollegien Ihrer Provinz, son-

dern auch in mehreren Seminarien Frankreichs als Lehrbuch eingeführt. Nun hat ein auf diesem Gebiete sehr bewanderter Pater mir ein Gutachten darüber eingereicht, welches von mehreren andern urteilsfähigen Patres nachgeprüft und als durchaus richtig befunden wurde. Dieses Gutachten hat mir mit nur allzu triftiger Begründung Zweifel erregt, ob das Werk derart sei, daß die Gesellschaft — namentlich als Lehrbuch für die Studierenden — es gutheißen könne. Es soll der Verfasser eine neue Lehre über den origo idearum (Anfang der menschlichen Erkenntnis) nicht als eine der Erörterung werte Ansicht, sondern als sichere Behauptung hinstellen, ja aus ihr durch das ganze Werk hin wichtige Konsequenzen ziehen. Diese Lehre aber hält man hier nicht für eine sichere, sondern für falsch und gefährlich. Ist dies aber der Fall, so ist das ganze Werk auf unsicherer Grundlage aufgebaut und mit Irrtum behaftet. Ich habe Sorge getragen, daß der Verfasser auf privatem Wege über die ganze Sachlage und über die hauptsächlichsten entgegenstehenden Momente unterrichtet werde, und sende in nächster Zeit an Euer Hochwürden, was die Patres in Rom im einzelnen bemerkt haben."

Mit den besten Absichten und bei der treuesten kirchlichen Gesinnung hatte P. Rothenflue sich in einen Irrtum hineinverloren, dem um jene Zeit nicht wenige angesehene katholische Gelehrte in der einen oder andern Weise gehuldigt haben, in den Ontologismus. Den Ursprung der menschlichen Erkenntnis führte er zurück auf ein dem Menschen natürlich angeborenes Erkennen des Seins einfachhin, was im Grunde nichts anderes wäre, als eine wenn auch unvollkommene und unklare Anschauung des Wesens Gottes. Ein kirchliches Verbot dieser Lehre war bis dahin noch nicht erfolgt.

P. Roothaan erließ sofort eine Weisung an alle, die in der Provinz die Philosophie vorzutragen hatten, über die Art und Weise, wie sie in ihren Vorträgen dieser Sonderansicht des P. Franz gegenüber sich zu verhalten hätten. Zugleich zog er Erkundigungen ein über die auswärtigen Anstalten, an welchen das Buch als Lehrbuch gebraucht wurde, um auch dahin Warnungen gelangen zu lassen. P. Franz selbst wurden die Gutachten der römischen Patres zugestellt

mit der Aufforderung, sich dazu zu äußern. Für sein Werk wurden, obgleich es schon im Druck begriffen, neue Zensoren bestellt, sorgfältig ausgewählte Männer. Auch diesen sollten die Bemerkungen von Rom und die Gegenäußerungen des Verfassers zur Prüfung unterbreitet werden. Schließlich kam man aber doch zu einer befriedigenden Vereinbarung. Über all diesen Sorgen war man bis tief in das Unglücksjahr 1847 hineingeraten[1]. P. Rothenflue konnte als Flüchtling in Deutschland mit den notwendigen Kautelen noch mehrere Auflagen seiner Philosophie erscheinen lassen. Aber mit der kirchlichen Verurteilung des Ontologismus verschwand es im Schatten. Um in späteren Zeiten noch als Lehrbuch zu dienen, war es ohnehin zu mager gehalten. Aber für seine Zeit war es ein tüchtiger Versuch und ein Zeugnis ernsten wissenschaftlichen Emporringens.

Eine noch längere Leidensgeschichte als dieses philosophische Lehrbuch hatte ein anderes, viel mehr bekanntes Werk durchzumachen, der Deharbesche Katechismus. Als P. Deharbe 1842 der Mission von Köthen zu Hilfe geschickt wurde, fand er im Arbeitsprogramm des P. Devis das Projekt eines neuen, den Verhältnissen angepaßten Katechismus. P. Gracchi in Dresden hatte einen solchen für seine Zwecke selbst verfaßt und auch die Mission von Köthen mit Hunderten von Exemplaren versehen. In den Häusern der Schweiz benützte man den Katechismus des seligen P. Canisius in der Bearbeitung des P. Wiedenhöffer, den P. Staudinger 1832 in Gemäßheit der veränderten Zeitverhältnisse neu zurechtmachen ließ. Aber beides war nicht ganz das, was P. Devis sich für Köthen wünschte. P. Deharbe reiste von Köthen aus sehr viel nach Bayern, wo er in mehreren Diözesen die Priesterexerzitien abzuhalten hatte, und da traf es sich, daß einer der Bischöfe — vermutlich Regensburg — ihm zuredete, die Abfassung eines Katechismus in die Hand zu nehmen. Eifrig ging

[1] Trotzdem ist die Neuauflage, editio altera et recognita et novis additionibus aucta (Lyon-Paris), vom Jahre 1846 datiert, in welchem der größere Teil des Werkes in Druck gesetzt worden war. Neue Auflagen erschienen 1852 1856 1862. Fünf Auflagen sind für ein Werk solcher Art immerhin ein Erfolg.

P. Deharbe darauf ein und unterbreitete die fertige Arbeit auch noch mehreren andern bayrischen Bischöfen, welche dieselbe durchsahen und dem Verfasser ihre Bemerkungen und Vorschläge dazu einhändigten. Nun kam es P. Deharbe, der inzwischen zum Professor der Pastoral ins Seminar von Luzern ernannt worden war, sehr darauf an, ohne weitere Zögerung das Werk im Druck erscheinen zu lassen. Man stand in den ersten Wochen des Jahres 1846, als er um die Druckerlaubnis nachsuchte. Er meinte, daß die Durchsicht und wohlwollende Begutachtung seines Katechismus durch mehrere bayrische Bischöfe ganz wohl an Stelle der im Orden vorgeschriebenen Zensur angenommen werden könne. Anderer Meinung war der Ordensgeneral. Er tadelte es, daß ein Manuskript den Bischöfen unterbreitet worden sei, das nicht vorher schon die Probe der ordnungsgemäßen Zensur bestanden habe. Zwar bezweifelte er nicht, daß ein Werk, das von solcher Stelle Billigung gefunden habe, mit Ehren gedruckt werden könne; aber er war überzeugt, daß jeder der betreffenden Bischöfe es nur gutheißen könne, daß ein Werk solcher Art auch innerhalb des Ordens noch auf das sorgfältigste nachgeprüft werde. Es blieb also P. Deharbe nichts übrig, als sein Werkchen in Luzern zur Zensur einzureichen, wo es bei den Kollegen mit einigen wohlwollenden Besserungsvorschlägen rasch und glimpflich durchkam. Darüber war es bereits Juni geworden, und der Provinzial selbst stellte P. Roothaan vor, daß mehrere deutsche Bischöfe eine Beschleunigung der Drucklegung wünschten. Aber Pater General, der sich die Urteile der Zensoren hatte einsenden lassen, war mit denselben nicht zufrieden. Er hatte den Eindruck, man sei zu sehr im allgemeinen geblieben, habe zu große Nachsicht geübt. Bei einem Katechismus müsse jedes Wort genau auf die Wagschale gelegt werden. Alles das flößte ihm kein Vertrauen ein, und er bestand darauf, das Werk müsse zu erneuter Zensur nach Rom eingesendet werden. „Wundern Sie sich nicht, mich in dieser Angelegenheit etwas schwierig zu finden", schrieb er dazu an den Provinzial am 2. Juni 1846. „Gerade jetzt in dieser Zeit hat ein Katechismus von einem der Unsrigen in einer andern Provinz uns in die allergrößten Besorgnisse gestürzt, und wir sind

aufs neue durch die Erfahrung belehrt worden, wie sorgfältig bei einer Veröffentlichung solcher Art vorangegangen werden muß."

P. Deharbe war durch diese unerwartete neue Verzögerung schwer betroffen. P. Roothaan suchte ihn liebevoll zu trösten, legte ihm aber auch seine ernsten Gründe dar. „Was ist es nun also, mein teurer Pater, was mich bei dieser Katechismussache so besorgt hält und aus Besorgnis noch immer zögern läßt?

1. Ich kenne gar zu wohl die Verhältnisse in Bayern und wie sehr dort die Ansichten auseinandergehen, auch bei den Katholiken und selbst bei den Bischöfen, sowohl in Bezug auf die Katechismen wie in Bezug auf unsere Gesellschaft.

2. Daß die Unsrigen einen Katechismus herausgeben ohne von der kirchlichen Autorität dazu aufgefordert zu sein, scheint mir nicht wohl angebracht. So trat der Katechismus eines Canisius und eines Bellarmin ans Licht.

3. Ich war bisher in der Meinung befangen gewesen, Euer Hochwürden haben das Werk begonnen auf die Aufforderung eines oder des andern Bischofs hin. Wohl wußte ich, daß andere Bischöfe dort von einem neuen Katechismus überhaupt nichts wissen wollen, und daß die Mehrzahl für Beibehaltung des Canisius sei. Unter diesen Bischöfen ist einer, ausgezeichnet durch Eifer und Frömmigkeit, der mit außerordentlichem Segen in seiner Diözese wirkt, der von Passau, ein Mann allen ehrwürdig, mit dem ich selbst hier in Rom gesprochen habe. Er ist auf das Entschiedenste gegen die Einführung neuer Katechismen. Auf jeden Fall, meint er, solle man den Canisius beibehalten, höchstens könne man einiges hinzufügen. Im übrigen aber solle der Canisius beibehalten werden, so wie er ist.

Aus dem Schreiben Euer Hochwürden ersehe ich nun, daß immer mehr neue Katechismen teils im Druck bereits erschienen sind, teils im Begriffe stehen, veröffentlicht zu werden, und daß selbst jene Bischöfe, auf deren Aufforderung hin, wie ich glaubte, Euer Hochwürden die Arbeit unternahmen, ihre Meinung inzwischen geändert haben. Wie nun, wenn jetzt Ihr Katechismus erscheint? Bei der Geistesverfassung, wie sie in Deutschland und zumal in Bayern einmal

vorhanden ist, wo selbst unter den Besseren nicht wenige sind, die aus irgend einer Ursache eher Gegner als Gönner unserer Gesellschaft sind, wird man sich daran stoßen, daß ihnen von den Jesuiten ein Katechismus aufgedrängt werde, und man wird die Zähne schärfen zu einer beißenden Kritik, zu welcher es ja bei einem Werke solcher Art an Gelegenheit nicht fehlen kann. Unsere hiesigen Zensoren haben schon an der Einleitung einiges zu bemängeln gefunden. Mein Schlußurteil lautet also: 1. In der Sache ist nicht zu eilen; 2. soll das Werk jetzt im Druck ausgehen, so müßte es unter anderem Titel und in anderer Form erscheinen."

Die Vorlegung des Manuskriptes in Rom hatte also nichts gefruchtet; Pater General versagte die Druckerlaubnis. Um das Werk dennoch zu retten, erklärte P. Deharbe sich bereit, sowohl im Titel wie in der äußeren Form die gewünschten Änderungen vorzunehmen. Damit fielen die Bedenken. „Mit dieser Änderung schwindet unsere außergewöhnliche Besorgnis", schreibt P. Roothaan am 11. August 1846, „als eine Schrift von gewöhnlicher Art kann das Werk auf Grund der gewöhnlichen Zensur der Öffentlichkeit übergeben werden."

Durch einen in die Heimat zurückkehrenden Germaniker, Dr. Bernh. Müller aus der Diözese Osnabrück, gelangte das Manuskript nebst den Bemerkungen der römischen Zensoren noch im September nach Luzern in die Hände des dortigen Rektors. P. Roothaan bemerkte dazu:

„Nachdem ich genauer in Erfahrung gebracht, wie mittlerweile die Dinge in Deutschland sich gestaltet hatten, war ich zu der Entscheidung gekommen, daß das Werk, wenigstens im gegenwärtigen Zeitpunkt, nicht an die Öffentlichkeit treten solle:

1. Weil nicht mehr die Bischöfe es herauszugeben beabsichtigten, sondern lediglich der Verfasser wie so manche andere in Deutschland einen Versuch damit machen wollte. Das schien mir aber nicht angezeigt, da zur Zeit gerade die Bischöfe und Priester Deutschlands damit umgehen, die richtige Art von Katechismus herauszufinden, so könnte es dann den Anschein haben, als wollten wir gleichsam einen ihnen vorschreiben oder wenigstens in jenen Wettstreit uns eindrängen.

2. Solches dürfen wir aber um so weniger tun, da die Gelehrten in Deutschland jetzt noch weniger als früher geneigt sind, die Bestrebungen und Leistungen der Gesellschaft in freundlichem Sinn und nach Maßgabe der Billigkeit zu beurteilen.

3. Jener Meinungskampf bezüglich der besten Form des Katechismus bewegt sich fast ganz um die Frage, ob die Methode des ehrw. P. Canisius beizubehalten oder zu verwerfen sei. P. Deharbe hat sich nun von jener Methode um vieles entfernt und damit sich auf die Seite derjenigen geschlagen, welche den Katechismus umgestalten wollen, den Canisius bekämpfen und eine systematische Lehrweise für das zarte Kindesalter mehr angepaßt halten.

Nachdem nun aber P. Deharbe mir geantwortet hat, daß sein Werk nicht bloß als eigentlicher Katechismus, sondern als volkstümliches Lehrbuch der Religion auch zum Gebrauch für Erwachsene, insbesondere solche, welche zur katholischen Kirche zurückkehren wollen, herausgegeben werden könne, habe ich jetzt die Erlaubnis gegeben, da damit mein Hauptbedenken gehoben zu sein schien."

Indessen schärfte P. Roothaan doch auch jetzt noch einmal genaue Durchsicht und Durchfeilung im einzelnen ein. Zwar finde sich nach dem Urteil der römischen Zensoren kein bemerkenswerter Irrtum, wohl aber bedürfe vieles noch der Feile und genaueren Fassung. So gab es für P. Deharbe neue Geduldsproben und neue Leiden. Noch mehr als ein halbes Jahr verging, ehe der Ordensgeneral am 24. April 1847 das erlösende Wort sprach:

„Nachdem ich das, was Euer Hochwürden unter dem 2. d. M. mir darlegten, in Erwägung gezogen habe, erlaube ich, daß Ihr Werk über die christliche Lehre gedruckt werde, und zwar unter dem Titel, den P. Simmen [zur Zeit Rektor des Kollegs von Luzern] gutheißen wird."

Noch in dem verhängnisvollen Jahre 1847, das für die Ordensobern und für P. Deharbe selbst so böse Tage bringen sollte, erschien P. Deharbes Schmerzenskind zum ersten Mal in der Öffentlichkeit. Es trug die Aufschrift: Katholischer Katechismus oder Lehrbegriff nebst einem Abrisse der Religionsgeschichte. Für die Jugend und

Erwachsene. Mit Approbation von 14 hochwürdigen Bischöfen. Luzern-Regensburg, Pustet 1847[1]. Eine unerwartet günstige Aufnahme ist ihm zuteil geworden; sein Katechismus hat eine ungeheure Verbreitung gefunden. Von jetzt an bis zu seinem Tode (November 1871) hatte P. Deharbe eigentlich nur für seinen Katechismus zu leben. Er hatte denselben den Bedürfnissen der verschiedenen Diözesen anzupassen; in 13 verschiedene fremde Sprachen ist sein Katechismus übersetzt worden. P. Roothaan, nach 25 Monaten der Abwesenheit nach Rom zurückgekehrt, schrieb kurz darauf am 10. Juli 1850 an den Provinzial: „Überaus erfreut bin ich über den guten Erfolg von P. Deharbes Katechismus. Das eine oder andere Exemplar könnte ganz wohl dem Heiligen Vater überreicht werden. Ob eine Approbation von hiesiger Stelle aus für das Werk erreicht werden kann, will ich gelegentlich sehen."

Stand nach allem bei der Vertreibung aus der Schweiz die Schriftstellerei der Provinz noch in ihren Anfängen, so hatte doch gesunde Regsamkeit begonnen. Drei denkwürdige Erfolge waren errungen: P. Devis' Köthener Gebetbuch, P. Kleutgens Ars dicendi und P. Deharbes Katechismus.

11. Sonderbundskrieg und Ausweisung.

Nach den grundstürzenden Umwälzungen der napoleonischen Zeit war die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der einzelnen Schweizer Kantone durch den Bundesvertrag von 1815 ausdrücklich anerkannt und den christlichen Bekenntnissen innerhalb derselben der ungestörte Genuß ihrer Freiheiten und Rechte verbürgt worden. Allein die Zeit, welche auf die Erhebung der Freiheitskriege folgte, war eine vom echten Freiheitssinn gar sehr abgekehrte. Die Staaten Europas fast ohne Ausnahme, eben erst vom Joche frei geworden, schienen sich für die getragene Knechtschaft durch das Bestreben entschädigen zu wollen, die verarmte katholische Kirche nun ihrerseits möglichst

[1] Gleichzeitig veröffentlichte P. Deharbe mehrere verkürzte Ausgaben für den Schulgebrauch und auch einen ganz kleinen Katechismus für das zarte Alter.

zu knechten, jeder Selbständigkeit, ja jeder freien Bewegung zu berauben. Nicht nur wetteifern hierin Monarchien mit Republiken, hier begegnen sich auch die bureaukratischen Regierungen der vormärzlichen Polizeistaaten mit den geheimen Umsturzgesellschaften und den revolutionärsten politischen Parteien. Seit 1830 gelang es in mehreren Kantonen der Schweiz den Radikalen, das alte Patrizierregiment über den Haufen zu werfen und neue Verfassungen nach dem liberalen Zeitgeschmack den Kantonen mundgerecht zu machen. Einmal im Gefühl der Macht, verlangte es die radikalen Führer nicht nur, ihre Herrschaft auch in andern Kantonen durchzusetzen, sondern vor allem ihre Kirchenpolitik der Knechtung der religiösen Freiheit für die gesamte Schweiz zur Durchführung zu bringen. Diese Kirchenpolitik war zusammengefaßt in den zu Baden im Aargau 1832 vereinbarten sog. „Badenschen Artikeln", die zwar in vielem die bereits herrschende Praxis zum Ausdruck brachten, aber dabei den stillschweigend geduldeten Mißbrauch zum Grundsatz erhoben und die Loslösung von der kirchlichen Autorität folgerichtig bis zum Schisma weitertrieben. In sieben Kantonen war es allmählich gelungen, dem Radikalismus zur Herrschaft zu verhelfen, und in diesen waren die „Badenschen Artikel" als geltendes Recht und Gegenstand besonderer Regierungssorgfalt anerkannt. Genug für Aargau und Thurgau, um, auf diese Artikel gestützt, im Widerspruch zum Bundesvertrag von 1815 und mit offener Mißachtung von Recht und Billigkeit zur Aufhebung der in ihrem Gebiet bestehenden katholischen Klöster zu schreiten. Die acht ansehnlichen Männerklöster des Aargaues fielen 1840 dem Haß der radikalen Führer zum Opfer, ihre Güter wurden eingezogen. Ein Aufschrei der Entrüstung ging durch die katholischen Kantone der Schweiz und durch alle katholischen Länder. Allein die berufene Stelle, von der ein Schutz des gekränkten Rechtes hätte ausgehen müssen, die eidgenössische Tagsatzung, schwieg zu dem Gewaltakt; er erfuhr weder Sühne noch Rüge.

Dem siegesbewußten Radikalismus kam es nun darauf an, auch die übrigen Kantone in der gleichen Richtung der Knechtung der katholischen Kirche mitfortzureißen, dies aber war nur möglich, wenn

in einer Mehrheit derselben die radikale Partei an die Spitze der Regierung gebracht wurde. Alle Mittel waren dazu recht und willkommen, offene Drohung und geheime Wühlerei, gewaltsame Empörung und diplomatische Einmischung, ja selbst Freischarenzüge und Meuchelmord. Bei den Wirren in Schwyz wie bei denen im Wallis war die Einmischung fremder Kantone in feindseliger Absicht zu Tage getreten, die Vorgänge in Luzern hatten die Größe der Gefahr vor aller Augen offengelegt. Die konservativen Regierungen alle, insbesondere aber die der katholischen Kantone, sahen sich in einem Zustande beständiger Belauerung und Bedrohung vonseiten ihrer eidgenössischen Nachbarn, ja in Anbetracht der wiederholten kriegerischen Einfälle befanden sich die katholischen Kantone geradezu in einem dauernden Belagerungszustand. Die frevlen Bandenzüge unter Ulrich Ochsenbein 1845 und die Ermordung Joseph Leus ließen keinen Zweifel mehr, wohin die Politik abziele, die nun seit zwei Jahrzehnten mit großer Zähigkeit und noch größerer Rücksichtslosigkeit die Schweiz durchwühlt hatte. Für die katholischen Kantone stand die Freiheit der Religion und mit derselben die Freiheit der inneren Selbstverwaltung, ja die politische Existenz auf dem Spiele.

Zu den Parteiüberlieferungen des Radikalismus gehörte von jeher der Haß gegen die Jesuiten. Das Schreckbild des Jesuiten, das Wahngespenst, wie es die kirchenfeindliche Presse und Literatur zurechtgezerrt hatten, erwies sich als allzeit wirksames Reizmittel für die liberale Masse, also besser als alles andere brauchbar für politische Parteizwecke. Aber auch der Wahrnehmung konnte man sich nicht entschlagen, daß das Wirken der Jesuiten in den katholischen Kantonen und das Ansehen, das sie in der Schweiz genossen, dazu beitrugen, die konservativen Regierungen zu stärken und vor den trügerischen Lockungen des falschen Liberalismus zu warnen. So wenig dies vonseiten der Jesuiten durch direkte Einmischung in politische Fragen herbeigeführt wurde, genügte doch die bloße Tatsache, um die Wut noch mehr zu reizen.

Anderseits öffnete sich gerade hier ein Weg, den konservativen Regierungen beizukommen. Vier katholische Kantone, Freiburg und

Luzern, Schwyz und Wallis, hatten Jesuitenkollegien innerhalb ihrer Grenzen, die ihnen nicht wenig zu Ansehen und zum Vorteil gereichten und sich bei der Bevölkerung überall großer Beliebtheit erfreuten. Andere Kantone, wie vor allem Unterwalden, Uri und Zug, sahen die Jesuiten oft in ihrer Mitte und ehrten sie wie als Priester so als Freunde und Lehrer ihres Volkes. Verlangte man nun von diesen Kantonen kategorisch die Ausweisung und das Verbot der Jesuiten, wie der radikale Stand Aargau bereits 1844 auf der Tagsatzung beantragt hatte, so war dies freilich ein rechtswidriges Attentat gegen die Selbständigkeit und religiöse Freiheit verbündeter Kantone, aber es bot die Handhabe zu ihrer Vergewaltigung. Aus Rücksichten der Selbstachtung wie der Selbsterhaltung konnten die katholischen Kantone einer solchen Forderung sich nicht gefügig zeigen. Ehre und Gewissen standen auf dem Spiel. So mußte es zur Entscheidung des Faustrechtes kommen, und da fühlten sich die radikalen Kantone als die Stärkeren.

Der eigentliche Kampf war also der des religiösen Radikalismus gegen die Freiheit der katholischen Kirche und zugleich des politischen Radikalismus gegen die konservativen Regierungen; durch die Lage der Verhältnisse aber und dank der skrupellosen Parteitaktik der Radikalen wurde die Schlacht ausgefochten unter der Parole: „Für oder gegen die Jesuiten". Nach dieser Kampfesparole schieden sich seit 1845 die Geister in der Schweiz, und auf diese Parole hin wurde der Sonderbundskrieg geführt. Tatsächlich aber lagen demselben viel tiefere und weitergehende Gegensätze zu Grunde.

Es wäre demnach völlige Verkennung der Lage, wollte man es den damaligen Regierungen der katholischen Kantone als Unklugheit anrechnen, daß sie nicht auf das Machtgebot fremder Kantone hin sofort leichten Kaufes die Jesuiten preisgegeben haben. Noch weit unbegründeter und ungerechter sind Anklagen gegen die damaligen Jesuiten erhoben worden, daß sie nicht freiwillig die Kantone räumten, um denselben einen aussichtslosen Krieg zu ersparen. Für Wallis und Luzern waren die Jesuiten von den staatlichen Behörden berufen und staatlich angestellt, zugleich durch ausdrücklichen Wunsch des

Papstes auf ihr Arbeitsfeld hingewiesen. In Freiburg und Schwyz waren sie durch feste Verträge gebunden. Es stand nicht in ihrer Willkür, rechtliche Verpflichtungen einseitig zu lösen zum offenbaren und großen Schaden des andern Kontrahenten. Die Ordensprovinz war aber auch auf Schweizer Boden entstanden und groß geworden und besaß kein anderes ihr für eine dauernde Niederlassung offenstehendes Gebiet. Ein unversehenes Weichen aus der Schweiz brachte für sie die Gefahr der Auflösung. Freiwilliges Zurückweichen vor den rechtswidrigen Gewaltandrohungen der feindseligen Kantone wäre aber auch ein Verrat an Recht und Freiheit gewesen, eine Versündigung an den katholischen Kantonen und an der katholischen Kirche selbst[1]. Die Ordensprovinz hat lediglich nach Recht und Pflicht gehandelt, indem sie allen Gefahren und Drohungen gegenüber ruhig an ihrer Stelle ausharrte, um bis zum letzten Augenblick für Volk und Kirche zu arbeiten im Sinne ihres Berufes.

Nachdrücklicher als das längstgewohnte Wutgeschrei gegen die Jesuiten sprachen für die katholischen Kantone die Freischarenzüge Ochsenbeins und der Meuchelmord an Joseph Leu. Sie fühlten sich in ihrer friedlichen Entwicklung, ihrer Freiheit, ja in ihrem Bestand bedroht und mußten auf Notwehr bedacht sein. Das Naturgemäße war, daß die in gleicher Weise gefährdeten Kantone sich enger aneinander anschlossen und gegenüber abermaligen gewaltsamen Überrumpelungen sich gegenseitig Hilfe versprachen. Dies und nichts anderes war Zweck und Ziel des Sonderbundes. Im Dezember 1845 fanden sich in Luzern die Vertreter von sieben Kantonen zusammen: Freiburg und Luzern, Wallis und Schwyz, dazu Uri, Unterwalden und Zug. Siegwart-Müller als Schultheiß von Luzern führte den Vorsitz und wurde dann auch zum Präsidenten der Vereinigung gewählt, welche man in der Folge als „Sonderbund" bezeichnet hat.

[1] Auf das Gerücht hin, daß Pius IX. die Jesuiten von Luzern abzurufen gedenke, wozu er von der Diplomatie wiederholt gedrängt wurde, richteten die sieben Sonderbundsstaaten noch im Oktober 1847 ein gemeinsames Schreiben mit der dringenden Bitte an den Papst, ihnen die Jesuiten zu belassen. Tatsächlich hat Pius IX. allem Drängen widerstanden.

Die Abmachungen, die sich an die strenge Notwehr hielten und nur die Abwehr von Gewalt zum Gegenstand hatten, waren kurz und einfach. Im Falle des gewalttätigen Angriffs auf einen der beteiligten Kantone sollten alle übrigen zur Hilfeleistung verpflichtet sein, auch unter Aufbietung der bewaffneten Macht. Die Pflicht dieser Hilfeleistung tritt mit dem Augenblick ein, da der feindliche Angriff als im Werke befindlich sicher bekannt ist; eines besondern Hilfegesuches bedarf es dann nicht mehr. Über die notwendigen Rüstungen und allenfalls notwendig werdende kriegerische Unternehmungen hat ein gemeinsamer Kriegsrat zu befinden.

Bei diesen ihren Abmachungen zur Selbstverteidigung und gegenseitigen Hilfe gegen Bedrückung beriefen sich die Sonderbundsstaaten ausdrücklich auf den Bundesvertrag von 1815, der weitentfernt dem Geiste oder dem Buchstaben nach eine solche rechtmäßige Selbsthilfe auszuschließen, dieselbe sogar an die Hand gab. Das engere Bündnis, das zehn Jahre früher die radikalen Regierungen miteinander geschlossen hatten, war ganz andrer Natur. Es richtete sich gegen den Frieden und die Selbständigkeit andrer Kantone, und mit vollem Recht hatte daher Joseph Leu auf die Auflösung desselben gedrungen. Der Sonderbund von 1845 aber war lediglich die berechtigte und die unabweisbare Notwehr gegen ungerechte Gewalt. Niemand konnte sich dadurch gekränkt oder in seinem Rechte beeinträchtigt sehen. Trotzdem erhob sich gegen diesen „Sonderbund" sofort ein Sturm, als wenn die Sicherheit der ganzen Schweiz durch ihn bedroht wäre. Sogleich auf der Tagsatzung zu Zürich im Februar 1846 wurde seine Auflösung verlangt. Die Vertreter der Sonderbundsstaaten: Bernhard Meyer von Luzern, Louis Fournier von Freiburg und der Walliser Adrian v. Courten blieben die Antwort nicht schuldig: ihr Sonderbund sei nichts anderes als die ihnen aufgezwungene unerbittliche Notwehr. Die Gerechtigkeit der Sache lag so offen zu Tage, daß selbst der Vertreter des protestantischen Genf sich dahin aussprach, Auflösung des Sonderbundes könne von den katholischen Kantonen gerechterweise nicht eher verlangt werden, als bis ihnen anderweitig genügende Bürgschaft für ihre Sicherheit geboten wäre. Bei der

Abstimmung ergaben sich zehn Stimmen für die sofortige Auflösung. Allein diese Stimmenzahl genügte nicht, um die Andersdenkenden zu majorisieren; zwei Stimmen fehlten noch zu der absolut geforderten Stimmenmehrheit. Damit war für jetzt ein Stillstand gegeben, aber auch die sichere Voraussicht, daß der gewaltsame Losbruch kommen werde.

So blieb denn nichts übrig, als sich vorzusehen und für alle Fälle sich gerüstet zu halten[1]. Noch im Laufe des Jahres 1846 gingen Unterhändler zu den verschiedenen Nachbarregierungen, um sich ihrer Hilfe und Unterstützung zu versichern. Österreich, auf das man am meisten Hoffnung gesetzt hatte, gewährte für jetzt weder Geld noch Waffen, noch stellte es militärische Unterstützung in Aussicht[2]. Ein Waffentransport, den Radetzky aus dem Königreich der Lombardei zu Hilfe schicken durfte, wurde von den feindlichen Tessinern aufgefangen. Ähnlich erging es mit dem größten Teil der Waffensendungen, die dem Kanton Freiburg von Frankreich aus zugedacht waren. Das meiste wurde von den Waadtländern auf dem Neuchâteler See gekapert. Eine tatkräftige Anteilnahme an dem Los der katholischen Kantone erwies nur Karl Albert von Sardinien. Er gewährte die Bewaffnung für 2000 Mann Soldaten und gab zu erkennen, daß er gerne mehr tun würde, wenn ihm nicht durch die Rücksicht auf andere Mächte die Hände gebunden wären. Mit der Unterstützung vom Ausland her sah es somit traurig aus, und das fiel schwer in die Wagschale bei der Wahl eines obersten Heerführers. Die Hoffnung wie die Sympathie der katholischen Schweizer Führer waren auf den Fürsten Friedrich Schwarzenberg gerichtet gewesen,

[1] Unter dem 7. November 1846 erteilte der Ordensgeneral dem Provinzial eingehende Weisungen für den Fall einer gewaltsamen Zersprengung der Provinz oder Vertreibung vom Schweizer Boden und gab ihm weitreichende Vollmachten.

[2] Der Nuntius meldete aus Wien am 24. Juni 1847, es sei Metternichs Absicht gewesen, daß Österreich und Frankreich zugleich mit bewaffneter Macht in die Schweizer Händel eingreifen sollten. Da aber Frankreich sich dessen weigere, so wolle Österreich allein in diesem Zeitpunkt sich nicht einmischen.

der auch von seiner Seite Neigung zeigte, den Oberbefehl zu übernehmen. Dabei setzte er aber voraus, daß für Bewaffnung und Geldmittel hinreichende Vorsorge getroffen sei. Als Österreich die Hilfe ablehnte, wagte er nicht, ohne jede Bürgschaft des Erfolges eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen. Schließlich gewann man dafür einen protestantischen Schweizer Offizier, den aus Graubünden gebürtigen Hauptmann Freiherrn Joh. Ulrich v. Salis-Soglio. Er hatte früher in Bayern, später im holländischen Heere gedient und sich den Ruf eines tapfern Soldaten erworben. Für seine Befähigung zur obersten Leitung eines größeren kriegerischen Unternehmens hatte er bis dahin noch keinen Erweis erbracht; auf eine organisatorische Tätigkeit des Feldherrn, um in die so verschiedenartige Masse des Bundesheeres Einheit und gegenseitige Fühlung zu bringen, scheint der Kriegsrat des Sonderbundes gar nicht gerechnet zu haben. Man hatte einen Berufssoldaten an der Spitze, einen herzhaften Offizier und ehrlichen Mann, dabei war er ein Schweizer von Geburt und trug einen wohlklingenden Namen. Das war für jetzt genug, um zu beruhigen und das Volk zu ermutigen.

Während der Sonderbund verhandelte und rüstete, waren die Radikalen am Wühlen. Kaum waren seit der Züricher Tagsatzung zwei Monate vergangen, so gelang in Genf der Putsch der Liberalen; die Regierung wurde gestürzt und ein liberales Regiment trat an ihre Stelle. Jetzt fehlte den Gegnern des Sonderbundes auf der Tagsatzung nur noch eine Stimme. Im Frühjahr 1847 war Neuwahl für den Großen Rat in St. Gallen. Die unglaublichste Agitation wurde eingesetzt, alles an Hinterlist und Gewalt aufgeboten, um eine liberale Mehrheit zu erzielen. Es gelang. Die drei Stimmen der liberalen Mehrheit im Großen Rat von St. Gallen entschieden über das Schicksal des Sonderbundes. Die notwendigen zwölf Stimmen für die Tagsatzung waren jetzt beisammen.

Diese tagte zuerst wieder in Bern im Juli 1847, und auf Antrag Berns wurde nun am 20. Juli mit den zwölf Stimmen beschlossen, die Auflösung des Sonderbundes zu erzwingen. Die Abgesandten der Sonderbundsstaaten legten folgenden Tages gegen diesen

Beschluß Protest ein, aber umsonst. Am 3. September folgte das Dekret gegen die Jesuiten. Die vier Kantone, in welchen Jesuitenniederlassungen bestanden, sollten aufgefordert werden, alle Jesuiten auszuweisen, in der ganzen Schweiz sollten sie verboten sein; dies sei notwendig für die öffentliche Ruhe. Damit war erreicht, was man für jetzt anstrebte, und sofort wurde die Vertagung beschlossen bis zum 18. Oktober. Man brauchte noch Zeit, um die Kriegsbereitschaft zu vollenden, und zur förmlichen Kriegserklärung fehlten einigen der Gesandten noch die Vollmachten.

Als am 18. Oktober die Tagsatzung wieder zusammentrat, gab der Gesandte des Kantons Zug im Namen der Sonderbundsstaaten die Erklärung ab, sie seien bereit, ihr Bündnis aufzulösen gegen das Versprechen, ihre verfassungsmäßigen politischen Rechte und ihre kirchlichen Einrichtungen unangetastet zu lassen. Daß die Mehrheit der zwölf Stimmen einem so billigen Vorschlag zum Frieden nicht Rechnung tragen werde, stand nach allem zu erwarten. Der Gesandte für Basel erhob sich daher zu einem andern friedlichen Vermittlungsvorschlag, die Jesuitensache dem Schiedsspruch des Papstes zu unterbreiten. Da der neue Papst Pius IX. zur Zeit bei den Liberalen hoch in Gnaden stand, so entbehrte der Vorschlag nicht jeder Aussicht auf Annahme, und eine Abberufung der Jesuiten durch das Oberhaupt der katholischen Kirche hätte die Sonderbundsstaaten ehrenvoll aus der Klemme gezogen. An Mäßigung und Entgegenkommen haben es also die Staaten des Sonderbundes nicht fehlen lassen. Angeboten war die sofortige Auflösung des Bundes, angeboten war selbst die Entfernung der Jesuiten, wenn nur auf eine Weise, welche die Selbständigkeit und Freiheit der katholischen Kantone unverletzt ließ. Aber eine friedliche Beilegung wollte die Mehrheit nicht. Jede Vermittlung wurde abgelehnt. Die Mehrheit der Zwölf verlangte sofortige Auflösung ohne jede Bedingung. Dazu hatten die Gesandten der Sonderbundsstaaten keine Vollmacht. Der Krieg war also unvermeidlich. Im Geheimen verständigten sich die zwölf verschworenen Kantone auf Einberufung einer Exekutionsarmee aus ihren Gebieten in der Stärke von 50 000 Mann. Das fertige Dekret wurde der

Tagsatzung zur Beschlußnahme vorgelegt. Dies war bereits der Bürgerkrieg. Ergriffen vom Ernst der Lage, ließen einzelne Gesandte des Sonderbundes sich hinreißen, um Erhaltung des Friedens zu bitten und die eidgenössischen Brüder darum zu beschwören. Man antwortete ihnen mit Hohngelächter. Jede Hoffnung, den Frieden zu erhalten, war dahin. Bernhard Meyer von Luzern erhob sich, um im Namen der übrigen Vertreter des Sonderbundes eine gemeinsame Erklärung zu verlesen; sie lehnten jede Verantwortung ab für die Ereignisse, die bevorstanden. Sofort, noch am 29. Oktober, verließen jetzt die Gesandten der Sonderbundsstaaten die Tagsatzung und eilten nach Hause zurück. Überall fanden sie die Vorbereitungen zum Krieg bereits im Gange. Auf der Tagsatzung aber gaben am 4. November 1847 die zwölf verschworenen Kantone die Erklärung ab, daß gegen den Sonderbund mit Gewalt eingeschritten werde.

Wenn man Kopfzahl und Hilfsquellen der sieben Sonderbundskantone denen der ganzen übrigen Schweiz oder auch nur der zwölf verschworenen Kantone gegenüberhielt, so war die Ungleichheit des Kampfes in die Augen fallend und von vornherein geeignet, Mitleid zu erwecken. Unter den sieben Kantonen des Sonderbundes zählten vier zu den kleinsten und ärmsten der ganzen Schweiz. Materiell von Bedeutung waren nur Freiburg und Luzern. Dazu kam die isolierte geographische Lage Freiburgs einerseits und des Wallis anderseits, was eine gemeinsame kriegerische Aktion erschwerte oder unmöglich machte. Rüstung und Bewaffnung der Sonderbundstruppen waren recht unvollkommen, wenn nicht mangelhaft. Für eine Kriegführung nach moderner Kampfesweise fehlte die Schulung. Die große Schwäche der Sondesbundsarmeen war der Mangel an Artillerie, während hier gerade die Stärke der Berner Truppen lag. Von einer einheitlichen Armee und einheitlicher Heeresleitung konnte beim Sonderbund gar nicht die Rede sein. Freiburg, infolge seiner eigentümlich ausgesetzten und vereinzelten Lage ganz besonders bedroht, hatte sich die unabhängige Verfügung über die Truppen seines Kantons von vornherein vorbehalten und führte daher Krieg auf eigene Rechnung. Mehr oder minder taten dies aber auch die

Mehrzahl der andern Kantone, von denen jeder zunächst für sich besorgt, über die eigenen Truppen verfügen wollte. So sind die 2000 kampfgerüsteten Soldaten des Kantons Zug während einer vierwöchigen Kriegsdauer nie aus den Grenzen ihres Kantons hinausgekommen und nie mit einem Feinde handgemein geworden. Sie haben sich begnügt, die Sihlbrücke zu verbrennen, über die der Feind hätte ins Land rücken können, und haben zuweilen Schüsse abgefeuert, um erkennen zu lassen, daß ihre Posten wachend an der Grenze stehen. Ein Nachrichtendienst war, wie es scheint, überhaupt nicht vorgesehen und die verschiedenen im Dienste der gleichen Sache operierenden Truppenkorps ermangelten völlig der gegenseitigen Fühlung.

Dennoch war die Sache des Sonderbundes keineswegs von vornherein hoffnungslos. Die Stimmung in der Schweiz im großen war dem ungerechten Bruderkrieg nicht günstig. Viele rechtlich denkende Protestanten mißbilligten ihn, die treuen Katholiken im Aargau, in Solothurn, im Tessin mußten ihn verabscheuen. Die Exekutionstruppen unter dem moralischen Druck einer ungerechten Sache waren keineswegs sehr kampfesmutig. Was sie zusammenhielt, war die Erwartung, daß alles ohne Schwertstreich abgehen werde. Der Verlauf der Freischarenzüge hatte dargetan, wie weit auf solche Truppen zu rechnen war, sobald ein entschlossener Widerstand ihnen entgegentrat. Zu einem solchen entschlossenen Widerstand waren aber die besten Vorbedingungen gegeben. Es war ein kräftiges und mutiges Volk, was zum Sonderbund stand, an Kampf und Gefahr gewöhnt, zu Anstrengung wie zu Entbehrungen bereit, getragen durch das Bewußtsein, für eine heilige Sache zu kämpfen, für das gute Recht und für die Freiheit der Religion. Kriegsbegeisterung und Kampfesmut kannten keine Grenzen.

Mit Recht hatte daher Siegwart-Müller als Präsident des Kriegsrates seine Ansicht dahin entwickelt, daß man gleich zu Anfang, sobald nur ein Invasionskorps sich zeige, herzhaft angriffsweise dagegen vorgehen sollte. Einige wenige Waffenerfolge, so im Sturm errungen, würden genügen, um die ganze feindliche Armee in Zerrüttung zu

bringen. Leider konnten sich nicht viele zu der Einsicht erheben, welche die Erfahrung der Luzerner Freischarenkämpfe bei Siegwart-Müller zur Reife gebracht hatte.

Die Aufgabe, durch ein paar entschlossene Taten der Sache des Sonderbundes das moralische Übergewicht zu gewinnen, lag an erster Stelle beim Kanton Freiburg. Gegen diesen Kanton als den bedeutendsten der Sonderbundsstaaten richtete sich schon infolge seiner von den übrigen abgesonderten Lage naturgemäß der erste Angriff. Ließ man Freiburg Zeit, mit dem Wallis gemeinsam zu operieren, so konnte dies für das Waadtland und vielleicht auch für Genf recht unbequem werden. Es ergab sich also von selbst, daß zunächst Freiburg, eingeklemmt wie es war zwischen Bern und Waadt, unschädlich gemacht werden sollte.

In Freiburg war die Stimmung der Truppen wie der ganzen Bevölkerung über alles Lob erhaben. Es fehlte diesen braven kampfesmutigen Männern, um die schönsten Heldentaten auszuführen nur das eine, daß man sie dem Feind gegenüberstellte. Keinem andern Kanton stand Freiburg in dieser Beziehung nach. Aber wie durch ein Verhängnis waren diese wackern Truppen befehligt von einem Führer, der nur darauf aus war, jedem Kampf aus dem Wege zu gehen. Es ist schwer, über diesen Vertrauensmann der Freiburger Regierung ein gerechtes Urteil zu fällen. Harte Anklagen sind gegen Philipp v. Maillardoz erhoben worden, und er selbst ist mit seiner Verteidigung nicht ausreichend zu Wort gekommen. Um zu behaupten, daß er mit der Sache der Sonderbundsfeinde im Innern sympathisiert und geflissentlich diesen in die Hände gearbeitet habe, liegen Anhaltspunkte nicht vor. Aber sein Verhalten bleibt ein rätselhaftes. Es könnte sein, daß er in der festen Erwartung einer Intervention von außen nur Zeit gewinnen wollte. Absolut möglich wäre es auch, daß er von vornherein, überzeugt von der Nutzlosigkeit des Widerstandes, eine Pflicht darin erkannte, seinem Heimatskanton ein großes Blutvergießen zu ersparen und durch planmäßiges Hinarbeiten auf eine kampflose Kapitulation dem Wohl der Heimat die eigene Soldatenehre opfern wollte. Sicher aber spielt dieser Mann, dem

der für den Verlauf des Krieges wichtigste Posten anvertraut und in dessen Hand die erste Entscheidung gelegt war, unter allen Persönlichkeiten, die in Verbindung mit jenen Kämpfen genannt werden, die am wenigsten glänzende Rolle. Bevor es noch zu einer kriegerischen Tat gekommen war, hatte Philipp v. Maillardoz die Hoffnungen des Sonderbundes begraben.

Bei der sichern Voraussicht des Krieges hatte man in der Umgebung der Stadt Freiburg an geeigneten Stellen Befestigungswerke aufgeworfen, um vor plötzlichem Überfall einigermaßen gesichert zu sein und einem angreifenden Feind gegenüber gute Stützpunkte zu haben. Damit aber war Freiburg noch keineswegs zur Festung gemacht; einer eigentlichen Belagerung zu widerstehen war es schon deshalb außerstande, weil die Geschütze fehlten. Trotzdem setzte sich Maillardoz in den Kopf, die gesamte Truppenmacht des Kantons nach Freiburg zusammenzuziehen. Der Kanton verfügte nach vollendeter Kriegsrüstung über 15 000 Mann regulärer Truppen und über Freiwilligenkorps in der Stärke von einigen Tausend Mann. Alle diese Truppen wurden in der Kantonshauptstadt dicht zusammengelagert, die Grenze blieb unbesetzt und unbewacht, der ganze Kanton, von Truppen entblößt, stand nach allen Seiten hin dem einrückenden Feinde offen. In ertötendem Stilliegen mußten die kampfesmutigen Soldaten ruhig abwarten und zusehen, wie die feindlichen Heere heranzogen, um den eisernen Ring um die Stadt zu schließen. Denn der Oberbefehlshaber der zwölf Staaten, Julius Heinrich Dufour, hatte bereits den Befehl, aus der Waadt gegen Freiburg vorzurücken.

In der Stadt selbst war man noch voll guten Mutes; die Soldaten, dürstend nach Kampf und überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Sache, rechneten mit aller Zuversicht auf den Sieg. Auch die Jesuitenpatres, vom allgemeinen Enthusiasmus mit ergriffen und durch die Seelenstimmung bei Volk und Soldaten erbaut, sahen der Entwicklung der Dinge mit großer Ruhe entgegen. Man dachte nicht daran, vom Schulunterricht abzustehen. P. Geoffroy als Rektor des Pensionats hatte es wohl für seine Pflicht erachtet, bereits um die Mitte September die Eltern der Zöglinge auf die Möglichkeit naher

kriegerischer Verwicklungen hinzuweisen und ihnen anheimzugeben, ihre Kinder zurückzubehalten oder von Freiburg zurückzurufen. Auch die Patres, welche die Zöglinge im Anfang Oktober aus den Ferien abholten, waren beauftragt, den Eltern die Lage der Dinge klar vor Augen zu stellen. Infolgedessen blieb etwa ein Drittel der erwarteten Zöglinge aus. Es waren aber noch immer 180 Pensionäre zur Stelle, als am 10. Oktober 1847 die Klassen des Kollegs wieder eröffnet wurden. Bei der großen Truppenanhäufung in der Stadt waren schon zu Anfang Oktober alle Räume des Gymnasiums und des Lyzeums für militärische Zwecke in Anspruch genommen worden und dienten teils als Kaserne teils als Lazarett. Aber die Patres hatten ihre eigenen Wohnräume in Schulzimmer umgewandelt, und so konnte hier der Unterricht in voller Ordnung und Ruhe aufgenommen werden. Nur daß manche Schüler aus den oberen Klassen als Freiwillige in den Heeresdienst getreten waren. Auch im Konvikt ging alles den gewohnten Gang, selbst dann, als auch hier Soldaten untergebracht werden mußten. Daß im Hofraum des Pensionates selbst ein Befestigungswerk angelegt wurde, war für die Zöglinge natürlich in hohem Grade interessant. Als um die Mitte Oktober unter Führung des Bischofs eine große Wallfahrt zur Muttergotteskapelle vom Bürgle veranstaltet wurde, beteiligten sich das Pensionat und auch die externen Schüler des Kollegs. Aber mit Ende des Monats, als der Ausbruch der Feindseligkeiten immer näher rückte, mußte schließlich doch der öffentliche Kollegsunterricht eingestellt werden. Dafür aber wurden in den Räumen des Pensionates sofort alle Klassen eingerichtet, so daß für die Konviktoren auch jetzt der Unterricht ohne Unterbrechung weiterging.

Da kam zu Anfang November Robert Peel, der Gesandte Englands bei der Eidgenossenschaft, persönlich von Bern herüber, um dem Pater Rektor des Pensionates den Rat nahezulegen, angesichts der bevorstehenden Verwicklungen die sämtlichen Zöglinge sogleich nach Hause zu entlassen. Im gleichen Sinne sprach der Sekretär der französischen Gesandtschaft. Aber P. Geoffroy lehnte höflich ab. Noch schienen die Dinge nicht so weit gekommen, und auch für den schlimmsten

Fall war kluge Vorsorge getroffen. Die Zöglinge waren in bestimmte Abteilungen verteilt, für deren jede ein sicheres Unterkommen in einem der Privathäuser der Stadt vorbereitet war. Probeweise ließ man die einzelnen Abteilungen ihre Notquartiere beziehen, um sich zu versichern, daß alles in Ordnung verlaufen werde. Im Falle einer feindlichen Besetzung der Stadt waren die Kinder in den befreundeten Häusern gut geborgen und konnten die Gelegenheit zu ungehinderter Heimreise ruhig abwarten.

Nachdem aber am 4. November der Krieg offen erklärt war, kam folgenden Tages ein kategorisches Schreiben von Robert Peel, Freiburg sei jetzt in nächster Gefahr; die jungen Engländer, die noch im Pensionat, sollten ihm ohne weitere Verzögerung zugeschickt werden. So reisten denn am Morgen des 6. November, von dem Beauftragten des englischen Gesandten geleitet, neun junge Engländer nach Bern; zwölf junge Franzosen schlossen sich an, die der französische Gesandtschaftssekretär Bois-le-Comte zur Weiterbesorgung in Empfang nahm. Inzwischen machte man sich in Freiburg für den Kampf bereit. Die Patres konnten nicht fertig werden, die vielen Beichten der Soldaten zu hören, die Scholastiker erschöpften sich in Dienstleistungen für die kranken wie für die gesunden Soldaten. Da man blutigen Ereignissen entgegensah, waren 15 Patres und 40 Scholastiker und Brüder für den Lazarettdienst ausgewählt und dafür unterrichtet und eingeübt worden.

Während aber die Jesuiten in Freiburg von Heldentaten und Siegen träumten, war Stäffis schon in den Händen der Feinde. Am Abend des 8. November nach Sonnenuntergang waren völlig unerwartet 2500 Waadtländer in dem kleinen Städtchen eingezogen. Keine Wache war ausgestellt gewesen, niemand hatte sie bemerkt oder von ihrer Nähe auch nur etwas geahnt, bis sie schon mitten in der Stadt waren. Zunächst zu fürchten hatten nur die Jesuiten. Daher kamen gute Leute, meist aus dem armen Volke, eiligst ans Kolleg gelaufen und verlangten der eine diesen, der andere jenen Pater oder Scholastiker, um ihn zu verstecken. Weltkleider lagen schon für alle bereit, und in kürzester Frist war das Haus von Bewohnern geleert. Nur Pater Rektor Rauchenberger blieb mit einigen Laienbrüdern

zurück, um noch in aller Eile manches einzupacken und zu retten. Vor allem aber hielt er für geraten, das Allerheiligste aus der Kollegskirche in eine der Kapellen der Stadt zu übertragen. Für die Nacht verbarg sich P. Rauchenberger im nächsten Hause; ein Knecht übernahm die Bewachung des Kollegs. Einige der Hausgenossen ließ der Rektor schon in dieser Nacht sich nach Neuchâtel in Sicherheit bringen. Er selbst wollte noch weiter für die Habseligkeiten des Hauses Sorge tragen. Da erschien am Morgen des 10. November ein Vertrauensmann, um ihn zu bestimmen, mit seinen sämtlichen Untergebenen schleunigst die Stadt zu räumen. Es sei beschlossen, so berichtete er aus sicherer Quelle, die er dem Rektor namhaft machte, die Jesuiten festzunehmen, und ihre sämtlichen Schlupfwinkel seien dem Feind bekannt. P. Rauchenberger blieb nichts übrig, als sofort ein Schiff zu mieten und mitzunehmen, was er an Leuten in der Eile zusammenbringen konnte. Die übrigen folgten auf gegebene Weisung hin schon bald in einem andern. Der See war an diesem Tage völlig ruhig; dichter Nebel hatte sich auf ihn gelagert. So gedeckt, fuhren die beiden Schiffe unbemerkt ganz nahe an dem feindlichen Dampfboot der Waadtländer vorüber, welches das Ufer bewachen sollte. Mehrere Beamte der Stadt und des Kantons waren während dieser zwei Tage festgenommen worden, andern, die sich der Verhaftung entzogen, war man auf der Spur. Aber alle 27 Mitglieder des Kollegs fanden sich glücklich in Neuchâtel zusammen. Nicht nur die Leute, sondern auch der größte Teil der Habe war nach Neuchâtel gerettet und dort bei einem Kaufmann untergebracht, anderes war in Stäffis bei guten Freunden verborgen. Als endlich am 10. November die Waadtländer über das Kolleg herfielen, fanden sie es fast leer. Sie suchten sich dafür zu entschädigen dadurch, daß sie die Kirche und die Gräber schändeten und an den Leichen ihren Mutwillen ausließen. Br. Woerzinger, der sieben Monate schon begraben lag, wurde von ihnen aus dem Sarg geholt, um zu untersuchen, ob er nicht vergiftet worden sei.

Der Feind stand also bereits auf dem Boden des Kantons und nahe bei Freiburg. Gefahr war auf Verzug. P. Geoffroy gab

schließlich doch den Vorstellungen nach und ließ am 12. November die französischen und spanischen Zöglinge, die noch übrig waren, unter dem Schutze der französischen Gesandtschaft die Reise nach Bern antreten. Zwei Patres, darunter Pater Präfekt Klemens Faller, geleiteten sie; aber die Reise begegnete den größten Schwierigkeiten. Die Karawane brauchte volle siebzehn Stunden, um von Freiburg nach Bern zu gelangen. Der folgende Tag mußte ihnen daher als Rasttag gegönnt werden. Am 14. November ging die Reise weiter nach Straßburg. Aber an der Grenze wurde den beiden Patres der Eintritt auf französisches Gebiet verwehrt und nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie sich von den Zöglingen völlig trennten und sich verpflichteten, denselben fern zu bleiben. Die jungen Knaben blieben sich also selbst überlassen in der fremden Stadt. Wohl hatte man ihnen Empfehlungen mitgegeben, doch niemand war da, sich ihrer anzunehmen. Aber die Freiburger Zöglinge machten ihrer Erziehung Ehre. Die älteren sorgten für die jüngeren, mieteten die Zimmer in den Gasthöfen, und wiewohl sie den ganzen 15. November in Straßburg aushalten mußten, ehe sie weiterreisen konnten, verlief alles ohne die geringste Klage. Das Verhalten dieser vielen braven Kinder fand große Anerkennung, es war ein letzter Ruhm für das untergehende Pensionat von Freiburg.

Aber noch immer waren im Pensionat 32 Zöglinge zurückgeblieben, fast alles Deutsche, welche mit ihren Erziehern das Schicksal teilen wollten, und das Schicksal ließ nicht auf sich warten. Während am 12. November P. Faller mit den jungen Franzosen und Spaniern den Weg nach Bern noch zu gewinnen suchte, nahten sich von verschiedenen Seiten die feindlichen Massen. Ohne jeden Widerstand marschierten die Truppen von Genf und Waadt im Freiburger Kanton ein, und in der Frühe des 13. November erschien die feindliche Heeresmacht dicht vor der Stadt Freiburg. Von der andern Seite her, doch in größerer Entfernung, rückten die Baseler heran, die Truppen von Bern standen an der Grenze bereit, um von zwei Seiten einzufallen, sobald es dessen bedürfe.

Die Stunde der Entscheidung hatte für Freiburg geschlagen. Aber jetzt, da es galt, mit vereintem Mut die letzte Kraft einzusetzen,

kam es zu heftigem Zerwürfnis zwischen dem Oberkommandanten und der Regierung. Einige der Herren hatten die bisherige Haltung kritisiert und den Kommandanten zu tatkräftigem Handeln aufgefordert. Maillardoz sah darin eine Ehrenkränkung und wollte jetzt im Augenblick der höchsten Gefahr den Oberbefehl niederlegen. Verwirrung und Auflösung wären die unausbleibliche Folge gewesen. Noch rechnete man auf seine militärischen Fähigkeiten und suchte mit guten Worten ihn zu beschwichtigen. So war es mit der Stimmung in den leitenden Kreisen, als ein feindlicher Parlamentär erschien mit der Aufforderung, gegen Sicherheit der Bewohner die Stadt zu übergeben. Die Lage war zu ernst und die Geister zu verwirrt, um sofort eine Entscheidung zu geben. Die Regierung von Freiburg bat und erhielt einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Stunden, um zum Entschluß zu kommen.

Der Einmarsch der feindlichen Truppen im Kanton Freiburg konnte natürlich in den andern Sonderbundsstaaten nicht unbekannt bleiben, und nach den getroffenen Vereinbarungen stand zu erwarten, daß wenigstens die Walliser sofort zu Hilfe herbeieilen würden. An der Spitze der im Wallis vorhandenen bewaffneten Macht stand Wilhelm v. Kalbermatten, ein herzhafter und erprobter Führer, dem es an gutem Willen nicht fehlte. Aber abhängig von einer kleinstaatlichen Zivilbehörde, sah er sich die Hände gebunden; gegen den Befehl durfte er nicht handeln zumal bei großem Wagnis und zweifelhaftem Erfolg. Wie durch ein Verhängnis war kurz zuvor der Kanton seines Führers und geistigen Hauptes beraubt worden. Der Ballio Adrian de Courten, eine der geistigen Säulen des Sonderbundes, hatte angesichts der drohenden Kriegsgefahr am 8. Oktober den Rat der Hundert zu außerordentlicher Sitzung zusammengerufen. In kraftvoller Rede stellte er den Versammelten die Lage der Dinge vor und forderte sie auf zu einigem und mutigem Handeln. Aber da er eben geendet, sank er bewußtlos zusammen. Ein Schlagfluß hatte ihn gerührt, er war eine Leiche. Seele und Kraft der Regierung waren mit ihm geschwunden. Als einen Monat später die nächste Gefahr für Freiburg offenbar war und Wilhelm v. Kalbermatten

um Befehl zum Einrücken ins feindliche Waadtland nachsuchte, fand sich bei der Behörde von Sitten nur Schwäche und Halbheit. Es sei noch nicht genügender Anlaß, meinte der Präsident, auf ein so gefahrvolles Unternehmen sich einzulassen.

Ernster nahm man es mit den Bundespflichten im Kanton Luzern. Sobald das Vorgehen der Feinde bekannt wurde, beauftragte der Kriegsrat den Führer des Bundesheeres v. Salis-Soglio, zur Unterstützung Freiburgs eine Diversion in Feindesland zu unternehmen. Mit 6000 Mann, 6 Kompagnien Walliser Bundestruppen einbegriffen, und entsprechendem Geschütz fiel Salis-Soglio im Aargau ein. Bei Geltwyl und Lunnern kam es zum Treffen. Die Aargauer, wiewohl an Zahl überlegen, wurden teils auseinandergesprengt, teils zum Zurückweichen genötigt. Aber nichts war damit erreicht, noch nicht einmal der moralische Eindruck einer siegreich gewonnenen Schlacht. Denn zu einer Schlacht war es gar nicht gekommen. Der Versuch einer Ablenkung war zu spät gemacht. Die Genfer und die Waadtländer, welche Freiburg bereits in der Falle hatten, machten sich wenig Kummer über die augenblicklichen Nöten der Aargauer. Für sie galt es, die Lage auszunützen und möglichst rasch einen Erfolg zu haben. Salis-Saglio aber mußte auf die schlimmen Nachrichten von Freiburg her vor allem darauf denken, seine Truppen dem Kanton zu erhalten und mit denselben das eigene Land zu schützen. Unverrichteter Dinge zog er vom Aargauer Boden wieder zurück. Freiburg, das von den Freunden nichts mehr zu hoffen hatte, war sich selbst und seinem Schicksal anheimgegeben.

Sobald der Waffenstillstand zugestanden war, versammelte hier der Präsident, Karl de Forell, den Rat der Dreizehn und lud dazu die sieben Inhaber höherer militärischer Kommandos. Die Übergabe der Stadt war verlangt; für den Weigerungsfall stand gewaltsame Eroberung in Aussicht; man mußte zum Entschluß kommen, die Sache duldete keinen Aufschub. An erster Stelle verlangte der Präsident die Gutachten der militärischen Autoritäten. Sie sollten kurz und bündig ihre Meinung sagen, ob nach Lage der Dinge für die Verteidigung der Stadt eine Aussicht auf Erfolg gelassen sei. Alle

Offiziere antworteten mit Nein. Die Überlegenheit der Truppenzahl, vor allem aber die Überlegenheit der feindlichen Artillerie war zu überwältigend. Trotzdem sprachen drei der Offiziere sich dafür aus, daß man mutig und mit Gottvertrauen dem ehrenvollen Kampfe entgegengehen solle, und auch vom Rate der Dreizehn schlossen mehrere sich ihnen an. Allein die Vorsichtigen und Ängstlichen waren in der Überzahl. Ohne daß es zu einem festen Beschluß gekommen war, mußte der Präsident die Ratsversammlung entlassen.

Noch währte der Waffenstillstand und war Zeit zu weiterer Überlegung. In der Stadt wußte man nicht, wie die Dinge standen; es schwirrten die verschiedenartigsten Gerüchte, alles war voll Unruhe und Aufregung. Plötzlich, etwa um 4 Uhr des Nachmittags am 13. November, fielen Schüsse und ertönte lauter Kriegslärm. Mitten im Waffenstillstand waren die Parteien handgemein geworden. Müde der ungewohnten Strapazen und der langen Wachsamkeit, hatten die Soldaten draußen vor der Stadt den Waffenstillstand sich zunutze machen wollen. Viele hatten ihre Posten verlassen und hatten sich nach der Stadt hin zerstreut. Dies entging nicht dem wachsamen Feinde, der, als er eine strategisch wichtige Stellung von ihrer Besatzung entblößt sah, unbekümmert um den Waffenstillstand, seine Truppen dahin vorschob. Von einem nahegelegenen festen Punkte aus hatte die schwache Freiburger Besatzung, die dort zurückgeblieben war, die verräterische Bewegung der Feinde beobachtet und suchte durch Abfeuerung einiger Schüsse den Feind zu warnen. Dies wurde das Signal zum offenen Kampf. Die Waadtländer, die sich durch neue Mannschaft verstärkten, begannen einen regelrechten Sturm auf die kleine Besatzung dort. Diese, wenn auch ohne Führer, setzte sich herzhaft zur Wehr und brachte den Stürmenden harte Verluste bei; von allen Seiten kamen andere Freiburger zu Hilfe, der Versuch, die kleine Besatzung abzuschneiden, mißlang, und als der Abend kam, waren die Waadtländer mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Sie hatten viele Tote und Verwundete auf dem Felde gelassen, und die Freiburger Sanitätsabteilungen erhielten genug der Arbeit. Unter der Bevölkerung von Freiburg wie unter den Soldaten herrschte un-

beschreibliche Freude. Der kleine Waffenerfolg erschien als großer Sieg und mit glühendem Kampfesmut harrten die Soldaten der Gelegenheit zu entscheidenderen Taten am nächsten Morgen entgegen.

Aber die Lage der Dinge war dadurch nicht besser geworden. Die Stellung, deren sich die Waadtländer widerrechtlich bemächtigt hatten, war für den Fall eines Sturmversuchs von Bedeutung, und Maillardoz benützte dies, um zu erklären, daß jetzt alles verloren sei. Den Stadtvätern, auf denen die Verantwortung ruhte, blieb nichts übrig, als Bevollmächtigte abzuordnen, um über die Bedingungen der Übergabe zu verhandeln. Der Fall Freiburgs war besiegelt.

Für die Bevölkerung der Stadt war die Nacht ruhig verlaufen. Auch am Sonntagmorgen, den 14. November, herrschte eine fast unheimliche Ruhe. Schon am Abend zuvor und während der Nacht hatten vereinzelte Gerüchte von einer bevorstehenden Übergabe ihren Weg gemacht, aber sie fanden keinen Glauben. Erst spät am Vormittag des 14. Novembers sahen sich die Freiburger der Tatsache gegenübergestellt; ihre Stadt war in der Gewalt der Feinde. Die Bedingungen, welche die Regierung mit dem Führer der feindlichen Truppen vereinbart hatten, waren zwar demütigend, gewährleisteten aber, wenn sie ehrlich gehalten wurden, den Einwohnern Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit für Personen und Eigentum. Der Kanton Freiburg sagte sich los vom Sonderbund, das Heer sollte sofort entlassen, die Freiwilligenkorps sofort entwaffnet werden. Noch am Tage der Übergabe sollte das eidgenössische Heer die Stadt besetzen; dagegen wurde versprochen, die Sicherheit von Personen und Eigentum zu achten und die Regierung in Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen.

Diese schönen Verheißungen linderten aber in nichts die Bestürzung und Trauer des Freiburger Volkes. Der Soldaten bemächtigte sich eine solche Wut, daß offene Empörung gegen die Obrigkeit zu fürchten war. Der Bischof wurde zu Hilfe gerufen, um mit Beweggründen der Religion die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen und zur Ergebung in das Unvermeidliche zu mahnen.

Im Kolleg St-Michel hatte man abends zuvor sich rührig um die Verwundeten angenommen, sie vom Schlachtfeld herbeigetragen,

dem einen oder andern der sterbenden Feinde hatte noch ein Jesuitenpater die Lossprechung gegeben. Mitten unter den Soldaten wirkend, teilten die Jesuiten die Hoffnungen und den Enthusiasmus der Soldaten. Der Sonntagmorgen wurde mit fleißiger Seelsorgearbeit begonnen wie immer. Die Beichtstühle waren besetzt, eine heilige Messe folgte auf die andere und des Kommunionaustheilens war kein Ende. Da kam von zuverlässiger Freundesseite die Nachricht von der Übergabe der Stadt. Jedermann war es klar, was dies für die Freiburger Jesuiten bedeute. Die allgemein gehaltenen Zusicherungen änderten daran nichts. Der Rektor P. Rossier hieß alle sich in Laienkleider werfen und in befreundeten Häusern, die sich dazu erboten hatten, vorläufig eine Zuflucht suchen. Einige erlesene Leute blieben mit dem Rektor zurück, um von der Habe nach Möglichkeit zu retten. Die Urkunden und Akten des Kollegs, soweit sie die Staatsanstalt betrafen, hatte der Prokurator P. Joseph Chappuis schon einige Tage zuvor im Staatsarchiv niedergelegt. Die eigenen Papiere der Genossenschaft zusamt dem Provinzialarchiv, das bisher im Hause als dem Sitz des Provinzials untergebracht war, hatte er tags zuvor in einem sichern Versteck geborgen. Nun galt es vor allem das Allerheiligste und die Kirchengefäße in Sicherheit zu bringen. Dann wurde das übrige eingepackt. Unterdessen hörte man gegen Abend die feindliche Artillerie durch die Straßen rasseln. Der Feind wollte damit imponieren. Dann ergoß sich durch zwei Tore eine Heeresmasse von 20000 Mann über die damals noch recht bescheidene Stadt. Da in den mit dem Kolleg verbundenen Räumen des Gymnasiums das Lazarett eingerichtet und mit Verwundeten besetzt war und das nahe Lyzeum große Räumlichkeiten bot, so hatte man im Kolleg nicht mehr mit stärkerer Einquartierung gerechnet. Aber unerwartet kam in später Abendstunde die Weisung auf 800 Mann, und der unerwarteten Botschaft folgte schon bald die Einquartierung selbst. Man verteilte sie in den leerstehenden Sälen, Lebensmittel waren nicht ausreichend vorhanden, wohl aber noch Vorrat an Wein. Dieser wurde freigebig ausgeteilt, die müden Waadtländer gaben sich zufrieden, und die Nacht verlief ruhig. Glücklich für P. Heinrich Behrens,

der noch große Arbeit zu leisten hatte, und zwar gerade in den Nachtstunden. Der ruhige, herzhafte und entschlossene Mann war in diesen Tagen der Erregung und Gefahr die beste Stütze des Rektors, und er war es eigentlich, der die Pack- und Rettungsarbeit leitete. Die Nachtstunden mußten dienen, um die der Gesellschaft zugehörige sog. „Scholastikerbibliothek“ in das Haus des treuen Freundes, des Herrn Tobie Gottrau, zu schaffen. Die Reliquien des sel. P. Canisius, die bis dahin im Kolleg geborgen waren, brachte P. Behrens in das Haus des Kaufmanns Ludwig Esseiva. Bei dieser Gelegenheit war es, daß die silberne Kuppe zum Kelch, dessen der Selige sich bedient hatte, abhanden kam, ob durch unglücklichen Zufall, ob durch Diebstahl, war nicht mehr klarzustellen.

Am 15. November kamen an Stelle der Waadtländer die Berner, die sofort begannen, an Kirche und Kolleg ihren Mutwillen auszulassen, und hier wie anderswo durch Stehlen und Rauben sich bemerkbar machten[1]. Die Heiligenbilder wurden verdorben, die Bücher zerrissen, mit Kirchengewändern Unfug getrieben und katholische Zeremonien nachgeäfft; auch die Särge wurden erbrochen. Zu größeren Sakrilegien wie anderwärts kam es jedoch hier nicht. Vieles Üble wurde verhindert durch die Gegenwart des P. Behrens, der in Laienkleidung, die eidgenössische Binde am Arm, mit seinem festen gebieterischen Auftreten den fremden Soldaten als ein Bevollmächtigter ihrer Behörde erschien und von der Gewalt, die er über sie übte, klugen Gebrauch machte.

Es war notwendig, zu solchen Künsten die Zuflucht zu nehmen, denn Rechtsschutz gab es in Freiburg nicht mehr. Zugleich mit der feindlichen Armee waren die flüchtigen oder verbannten Freiburger Radikalen zurückgekehrt, die nach dem mißglückten Putsch vom 7. Januar das Weite gesucht hatten. Ihre erste Sorge war, ihre Spießgesellen

[1] In der handschriftlich erhaltenen Familienchronik der Luthiger wird über den Sonderbundskrieg aus dem Kanton Zug berichtet: „Menzingen erhielt bei diesem Anlasse Berner Truppen, ein räuberisches Korps, welches hier nur von einem Tag auf den andern Aufenthalt sich manche Entwendungen erlaubte.“

von damals, die im öffentlichen Gefängnis noch hinter Schloß und Riegel saßen, in Freiheit zu setzen. Gestützt durch die Gunst der Eroberer, begannen diese Vaterlandsfreunde sofort sich als die Herren aufzuspielen, und schon bei Verteilung der Einquartierungen hing alles von ihren Wünschen ab. Aber diese tatsächliche Ausübung der Gewalt genügte ihnen noch nicht. Montag den 15. November versammelten sie um sich einen Volkshaufen, um eine neue „Behörde" zu wählen; die bestehende Regierung wurde als abgesetzt erklärt. An die Spitze dieser neuen Behörde trat ein bekannter Agitator, der rabiateste Jesuitenfeind. Der Oberkommandierende der feindlichen Armee, Dufour, war bereits weiter geeilt nach Bern; den Oberbefehl in Freiburg führte Rilliet-Constant aus Genf. Er ließ ruhig geschehen, was er nicht glaubte verhindern zu können und was der Politik der zwölf verschworenen Kantone zu entsprechen schien. In Wirklichkeit war die Stadt in der Gewalt der früheren Aufrührer, einer kleinen, aber dreisten und skrupellosen radikalen Clique.

Dem Freiburger Pensionat war es inzwischen noch schlimmer ergangen als dem Kolleg. Sobald die Übergabe der Stadt bekannt geworden war, wurden auf Anordnung des Bischofs die noch anwesenden 32 Zöglinge in dessen bischöflicher Wohnung untergebracht. Dahin trug man auch die beiden Märtyrerleiber (hl. Serapion und hl. Auxilius) und die übrigen Reliquien, um sie vor Verunehrung zu schützen. Der Rektor P. Geoffroy und einige Patres folgten nach, andere flüchteten in Privathäuser. Die kurze Zeit, die übrig gelassen war, wurde nach Kräften benützt, um vom Besitz des Hauses möglichst viel bei Freunden unterzubringen oder in sichern Verstecken zu bergen.

Als die Berner kamen, wurde auch hier aufs wüsteste gehaust, vieles mutwillig verdorben und, was nur erreichbar war, gestohlen. Die Kapelle des hl. Serapion, die für die Zöglinge von besonderer Bedeutung war, blieb ziemlich verschont. Um so schlimmer erging es dem Gepäck, das von den Zöglingen noch vorhanden war. Ihre Habseligkeiten waren alle mit Sorgfalt geordnet und verpackt unter sichern Verschluß gebracht. Allein die Berner Eidgenossen ließen sich dadurch nicht stören. Die Schlösser wurden erbrochen, alles auf-

gewühlt und mitgenommen. Im Hofe des Pensionats stand auf erhöhtem Sockel unter einem kapellenartigen Baldachin ein Standbild der Mutter Gottes, das den Zöglingen heilig und teuer war. Im Jahre 1829 war es aufgerichtet worden, im Frühling 1842 schöner erneuert und mit einem Säulendach überwölbt worden. Da aber der Boden nachgegeben und die Säulen sich gesenkt hatten, wurde 1846 unterhalb des Sockels eine Höhle ausgemauert, durch deren Pfeiler und Gipfel Statue und Säulen fest gestützt wurden. Jedesmal hatte dies Anlaß zu frommen Pensionatsfeierlichkeiten gegeben. Schon bei der Grundsteinlegung des Tempelchens 1842 war eine Liste der damaligen Zöglinge mit andern Andenken unter dem Stein geborgen worden. Noch feierlicher wurde es gehalten, als die künstliche Höhle unter dem Muttergottesbild 1846 durch den neuen Bischof Stephan Marilley die Weihe erhalten sollte. Unter dem Grundstein wurde ein Glaszylinder eingefügt, in welchem verschiedene Dokumente eingelegt wurden. Dazu hatten die Zöglinge der verschiedenen Nationen die in ihren Ländern gangbaren Geldmünzen hinzugetan, was eine ziemlich stattliche Sammlung ausmachte. Es war nun seit jener Einweihung über ein Jahr vergangen; aber die Erinnerung, daß unter jener Höhle, über welcher das Muttergottesbild thronte, Geldstücke verborgen seien, hatte sich gerüchtweise erhalten, und das genügte, die Habgier der Berner Eidgenossen zu reizen. Der Boden wurde aufgewühlt, der Grundstein herausgerissen und die Münzen wanderten in die Taschen.

Nicht viel besser als in den leerstehenden Jesuitenhäusern ging es in der Stadt und auf den Straßen zu. Ausgelassene Soldaten und herrschsüchtige Radikale hatten die Gewalt. Die angesehenen Katholiken der Stadt sahen sich bedrückt und bedroht. Ein Priester durfte sich in der Öffentlichkeit nicht blicken lassen. Ein Pfarrer vom Land, Laurentius Duc, der in die Stadt kam, wurde von den Bernern ergriffen und totgeschlagen. Ein Stiftskanonikus von Freiburg und guter Freund der Patres, Xaver Wuilleret, wurde vom Pöbel angefallen, geprügelt und durch die Straßen geschleift. Die radikalen Machthaber verlangten bereits, daß die Häuser der Stadt nach den Jesuiten durch-

sucht würden. Der Kommandant Rilliet-Constant ließ sich hierzu nicht herbei. Aber so viel war klar, daß die Jesuiten möglichst bald aus Freiburg weichen mußten.

Es traf sich günstig, daß gerade die Truppen von Genf bei Besetzung der Stadt beteiligt waren und ein Genfer Offizier das Oberkommando führte. Bischof Marilley war vorher Pfarrer von Genf gewesen und hatte unter den Genfer Familien manche gute Verbindungen. Er benützte sie, um nach Möglichkeit den Patres zu helfen. Unter seinem Schutz konnten am 17. November die noch zurückgebliebenen und bei ihm geborgenen Zöglinge des Pensionates abreisen. Der Bischof versah sie mit Reisevorrat. Zwei Soldaten und P. Ferdinand Jeantier geleiteten sie. Strömender Regen hatte gerade die Straßen von Menschen geleert, als sie die Reise antraten. So blieb der Zug fast unbemerkt; am Tor ließ man sie ohne Schwierigkeit weiterziehen, und bald waren sie glücklich in Neuchâtel und in Sicherheit.

Schwieriger war die Sache mit den vielen Patres und Scholastikern, die sich noch in der Stadt verborgen hielten, und hier gerade kamen die Genfer Freundschaften des Bischofs gut zu statten. Der Bischof hatte den Provinzial P. Minoux mit einem Arzt aus Genf in Verbindung gebracht, der sich in der Lage befand, ihm für günstige Gelegenheit zur Flüchtung der Seinigen sichere Weisung zu geben. Die Militärbehörde stellte den einzelnen die Pässe aus, und der Arzt gab dem Provinzial zu wissen, zu welcher Stunde und an welchem Tore der Auszug geheuer sei. Im Laufe des 16. und 17. November konnten die meisten ungehindert entkommen. Am Morgen des 17. reiste auch P. Minoux, um einstweilen auf dem neutralen Boden Neuchâtels den Ereignissen nahe zu bleiben. Zuletzt nach allen übrigen verließen die beiden Rektoren den Boden der Stadt. Zwei waren im Auftrag des Provinzials in Freiburg zurückgeblieben, sein Sozius P. Souquat, zugleich Prokurator der Provinz, und P. Heinrich Behrens, welcher über die zurückgebliebene Habe wie überhaupt über die Interessen der Provinz zu wachen hatte. Sie waren noch anwesend, als die neue „Regierung" am 19. November 1847 das Ausweisungsdekret gegen die Jesuiten erließ: Jesuiten und verwandte Orden sollten

aus dem Kanton für immer verbannt sein; innerhalb dreier Tage haben sie das Gebiet des Kantons zu verlassen; all ihr Eigentum solle dem Fiskus verfallen. Dieses Eigentum bestand im Kollegsbau und Landhaus von Stäffis, in dem, was von der „Scholastikerbibliothek" und von den Büchern in Stäffis nicht hatte geflüchtet werden können, und in Geldern, welche die Häuser bei Privaten noch ausstehen hatten in einer Höhe von 45 000 Franken. Der Provinzial unterließ nicht, gegen diese unbefugte Beschlagnahme von privatem Besitz Rechtsverwahrung einzulegen[1].

Der traurige Auszug aus der Stadt sollte noch seine kleinen Nachspiele haben. Zwei der Freiburger Theologen, die Fratres Anton Anderledy und Jakob Boeny, waren auf ihrer Flucht am Donnerstag den 18. November gegen Abend in einem waadtländischen Dorfe am Neuchâteler See angekommen in der Absicht, von hier nach Neuchâtel überzusetzen. Allein das Wetter war so ungünstig, daß sie keinen Fährmann mehr dafür gewinnen konnten. Es blieb nichts übrig, als im Wirtshaus zu übernachten. Dieses fanden sie angefüllt mit trinkenden und politisierenden Bauern, die im Hochgefühl des Sieges über die Freiburger herzogen. Das Erscheinen der beiden Fremden, die ein eigenes Zimmer für sich begehrten, erregte sofort Verdacht. Nach einiger Zeit erschien ein Wachtmann bei ihnen im Zimmer, der ihnen die Pässe abverlangte. Sie hatten keine, und ihre Entrüstung darüber, daß man ehrliche Eidgenossen so belästige, vermochte nicht zu verhindern, daß der Wachtmann sie auf etwaige geheime Waffen untersuchte und zu Gefangenen erklärte. Wachtposten wurden vor ihre Türe gestellt und am nächsten Morgen wurden sie von vier Bewaffneten zwei Stunden Weges nach der Stadt A. zum

[1] Später, unter dem 1. März 1855, wurde der Protest durch den Ordensgeneral erneuert, damals umsonst, aber 1857 unter dem Präsidenten Hubert Charles erwies die Freiburger Regierung der Stimme der Billigkeit sich zugänglich. P. Joseph Chappuis als ehemaliger Prokurator des Kollegs betrieb die Angelegenheit. Das damals Beschlagnahmte wurde teils zurückgegeben teils vergütet. Die frühere Verwaltung des Kollegsvermögens durch die Gesellschaft wurde vollständig gerechtfertigt.

Schultheiß geführt. Der Ort war mit Soldaten angefüllt, und die beiden Gefangenen mußten durch die höhnenden und schmähenden Haufen förmlich Spießruten laufen, bis das Haus des Beamten fast am Ende der Stadt erreicht war. Dieser behandelte sie sehr von oben herab und ließ sie nach dem Ortsgefängnis bringen, das am entgegengesetzten Ende des Städtchens gelegen war, so daß der peinvolle Gang durch die Reihen der Feinde sich erneuerte. Im Gefängnis ging es alsbald an die Durchsuchung ihrer Kleider und ihres Gepäckes. Mit Schrecken fiel es da dem Fr. Anderledy aufs Herz, daß er noch einen Brief bei seinen Sachen habe, den er an seinen Pater Rektor hatte schicken wollen und dessen Auslieferung in Feindeshand unter den gegenwärtigen Umständen die unangenehmsten Folgen haben mußte. Er benützte die Zeit, während man das Gepäck seines Gefährten durchstöberte, einiges unbeschriebene weiße Papier zugleich mit dem verhängnisvollen Brief hervorzusuchen und bat die Wächter, ihm das weiße Papier zu lassen. Man schlug es ihm ab, und zornig schimpfend warf er nun das Papier den Wächtern vor die Füße und ließ dabei rasch den Brief in seinen schon durchsuchten Kleidern verschwinden. Die beiden Gefangenen wurden darauf einem peinlichen Kreuzverhör unterworfen und zuletzt vor die offene Frage gestellt, ob sie Jesuiten seien. Das gab Fr. Anderledy Anlaß, über den Mißbrauch des Wortes „Jesuit" sich zu ergehen, und er stellte nun seinerseits den Verhörenden vor die Frage, was er denn unter einem Jesuiten sich denke. Heftig fuhr dieser los, es seien die Friedensstörer, die seit Jahrzehnten die Schweiz in Verwirrung gestürzt und jetzt auch diesen Krieg angezettelt hätten. Da lehnten die beiden es mit Entschiedenheit ab, solche verderbliche Menschen zu sein. Es half ihnen aber nichts, sie mußten im Gefängnis bleiben bei recht magerer Gefangenenkost. Erst am Sonntag, dem dritten Tag ihrer Gefangenschaft, wurden sie unter ganz freundlichen Formen in Freiheit gesetzt, wie berichtet wird, auf Verwendung von Freunden, die P. Behrens in Freiburg um Hilfe angerufen hatte [1].

[1] Der Leidensgefährte A. Anderledys, der damalige Scholastiker J. Boeny, schied nicht lange danach aus dem Orden aus.

Zur selben Zeit saßen in demselben Gefängnis zwei andere Theologen des Freiburger Kollegs, Athanasius Deléglise und Eduard Iten. Auf der Flucht nach Neuchâtel hatten sie sich in der Dunkelheit verirrt, waren so in das fremde Städtchen geraten und dort als Spione oder geheime politische Sendlinge festgenommen worden. Sie wurden einem sehr eingehenden Verhör unterworfen und daraufhin ohne weiteren Bescheid im Gefängnis festgehalten. Hier mußten sie zehn Tage lang aushalten. Die Freiheit erhielten sie nur dadurch, daß ein angesehener Freiburger, Herr v. Diesbach, sich für sie unmittelbar an Dufour, den Oberbefehlshaber des eidgenössischen Heeres, wendete.

Gebäude und Anwesen des Freiburger Pensionates wurden von den neuen Machthabern sofort mit Beschlag belegt und waren als Kaserne in Aussicht genommen. Doch die Aktiengesellschaft, deren Eigentum hier angegriffen war, setzte sich zur Wehr und erzwang die Rückgabe. Aber die Verwüstungen, welche die Eidgenossen in den Räumen angerichtet hatten, erforderten umfangreiche Wiederherstellungsarbeiten. Dann stand viele Jahre hindurch das stattliche Gebäude leer und unbenützt. Nach Verlauf von Jahren, nachdem die Hoffnung geschwunden war, daß das berühmte Pensionat der Jesuiten auf Freiburger Boden wiedererstehen könne, wurde das Gebäude an die Stadt verkauft und zum Waisenhaus eingerichtet.

Für das Kolleg St-Michel, das als Staatsanstalt weiter erhalten werden sollte, mußten von allen Seiten Laienprofessoren gewonnen werden. Um es mit Schülern zu bevölkern, wurde mit dem humanistischen Gymnasium ein Realgymnasium als Zweiganstalt verbunden, die bisher vorhandenen kleinen Lateinschulen des Kantons und noch dazu eine Vorschule ohne Latein wurden mit demselben vereinigt, den Schülern Stipendien und andere Vorteile in Aussicht gestellt, auswärtiges Studium oder Heranbildung durch Privatlehrer ausgeschlossen. Trotzdem wollte es nicht gelingen, dem Kolleg wieder zur Blüte zu verhelfen. Im Jahre 1855 zählte das Kolleg, von der elementaren Vorschule abgesehen, im ganzen 72 Schüler, davon 28 im Gymnasium, 16 im Lyzeum, 28 Schullehrerkandidaten,

welch letztere in den Räumen des Kollegs auch ihre Wohnung hatten. Unter allen diesen zählte man derer, die Latein lernten, in drei verschiedenen Kursen zusammen zwölf. Die höheren Klassen des humanistischen Gymnasiums bestanden nicht. Auch das bischöfliche Seminar war geschlossen. St-Michel, bis 1847 ein stets ergiebiger Boden für Priesterberufe, hat in den folgenden zehn Jahren der Diözese nicht einen einzigen Priester geschenkt.

Um die treuen Katholiken des Tessin vom Joche der Radikalen freizumachen und zugleich die Zufuhr von Italien her wieder für die katholischen Kantone sicherzustellen, hatte der Kriegsrat in Luzern einen Einfall im Tessin beschlossen. Die tapferen Männer von Uri waren damit beauftragt, und gegen die Mitte November setzte sich ein kleines Angriffskorps von 1700 Mann von diesem Kanton aus in Bewegung. Als Führer stand an der Spitze Emanuel Müller, der Erbauer der neuen Gotthardstraße, dem sich Fürst Friedrich Schwarzenberg als Freiwilliger angeschlossen hatte. Gleichzeitig sollte eine Abteilung von 1800 Wallisern nach dem St. Gotthard hin marschieren, um sich dort mit den Urileuten zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen. Letztere begleitete der Prokurator des Kollegs von Brig, P. Friedrich Hübner, als Feldgeistlicher. Bei Airolo stießen die Urimänner am 17. November auf die Truppen der Tessiner. Diese waren überrascht. Die Männer von Uri aber, ohne ihnen Zeit zur Besinnung zu lassen, griffen sie sofort mit ungeheurer Wucht an und jagten sie schmählich in die Flucht. Der ruhmredige Anführer Luvini soll in der Eile des Fliehens Hut und Degen verloren haben. Nun galt es, die Ankunft der Walliser abzuwarten, um dann, genügend verstärkt, auf die Hauptstadt des Tessin zu marschieren. Allein, wie es scheint, erlitt der Marsch der Walliser Verzögerung; Verbindungen aber zwischen den beiden Truppenkörpern und Nachrichtendienst kannte man nicht. Während die Mannschaft von Uri noch immer der Ankunft der Bundesgenossen harrte, kam gemessener Befehl zum Rückmarsch nach Luzern. Die Lage hatte sich sehr verschlimmert. Der rasche und klägliche Fall der Stadt Freiburg war von lähmender Wirkung. Nachdem Freiburg gefallen, war auch auf das isolierte

Wallis nicht mehr zu zählen. Luzern, unterstützt von den vier Waldstätten, mußte jetzt allein den ungleichen Kampf aufnehmen.

Wie Uri hatten auch die andern katholischen Kantone sich rechtzeitig in Kriegsbereitschaft gesetzt. In Zug stand seit 26. Oktober das Auszuger-Bataillon in der Stärke von 1000 Mann bereit. Ebenso stark war das Landwehrbataillon, das am 1. November zusammengezogen und vereidigt wurde. Aufgabe dieser Truppe war ausschließlich die Verteidigung der bedrohten Landesgrenze. Am 30. Oktober war auch ein Bataillon Schwyzer unter Hediger eingerückt, welches die Besetzung von Cham übernahm. Die Zuger hatten ihre Posten in Allenwinden und in Neuheim. Die Kalchrainer Straße war verrammelt und am 7. November die Brücke über die Sihl verbrannt. Die Grenzposten suchten sich gegenseitig durch Schüsse zu beunruhigen, aber zu einem Zusammenstoß kam es nicht. Erschreckt durch den ungünstigen Verlauf des Krieges schickte die Regierung zwei Abgeordnete zu General Dufour, die mit ihm in Aarau die Kapitulation verhandelten. Am Morgen des 22. November wurde dieselbe vom dreifachen Landrat von Zug gutgeheißen, die Truppen sofort entwaffnet und aufgelöst. Noch am Abend des 22. November begann der Einmarsch der eidgenössischen Bataillone. Unter den Zuger Soldaten erregte die Kapitulation anfangs große Erbitterung. Viele wollten in den Kanton Schwyz übertreten, um dort weiter zu kämpfen. Eine Anzahl führte dies auch wirklich aus.

Die Entscheidung stand jetzt bei Luzern. Feindliche Dragoner hatten sich schon am 18. und 19. November bei Steinhausen vorgewagt und hierbei zwei Sommerscheunen in Brand gesteckt. Am 20. November überschritt die feindliche Vorhut, 300 Mann stark, mit einer Kanone und zwei Haubitzen, die Grenze des Kantons und rückte gegen Steinhausen vor. Doch ein kleines Korps von etwa 60 Luzerner Scharfschützen, das sich entschlossen ihnen entgegenwarf, genügte, sie zurückzudrängen. Allein eine stärkere Truppenmacht, 8000 Mann der Eidgenössischen, rückten nach durch das Entlebuch auf Luzern zu. Die schwachen Abteilungen, die ihnen entgegenstanden, taten vollauf ihre Pflicht. Wieder und wieder wurden die Angreifer

zurückgeworfen und lange in ihrem Zuge aufgehalten, aber zuletzt erzwangen sie den Vormarsch. Am 23. November sah sich das kleine Sonderbundsheer, von dem sich die Zuger tags zuvor losgesagt hatten, auf Luzerner Boden einer achtfachen Übermacht gegenübergestellt. Mit aller Entschlossenheit und nicht ohne Erfolg wurde gekämpft, vorzüglich bei Gisikon, Honau und Meyerskappel, wo der größere Teil der Sonderbundsarmee Stellung genommen hatte. Stundenlang wogte der Kampf. Aber die Schlachtlinie war zu ausgedehnt, Reserven waren nicht mehr zur Hand, und vermöge der Artillerie hatte der Feind eine Überlegenheit, die durch Tapferkeit allein nicht ausgeglichen werden konnte. Der Kommandierende v. Salis-Soglio, obgleich selbst im Gesicht verwundet, hatte wacker ausgehalten, sah sich aber endlich zum Rückzug näher gegen die Stadt hin genötigt. In Elikon, wo er Halt machte, gedachte er folgenden Tages den Kampf wieder aufzunehmen. Auf diese Nachricht hin glaubten der Kriegsrat und die Luzerner Regierung sich in der Kantonshauptstadt nicht mehr sicher. Sie gaben es dem Feldherrn anheim, falls er sich nicht behaupten könne, unter billigen Bedingungen die Stadt zu übergeben und mit dem Rest des Heeres nach der Innerschweiz sich zurückzuziehen, wo man mit günstigen Aussichten noch immer dem Feind Widerstand leisten konnte. Noch am gleichen Abend fuhren die Mitglieder der Regierung und des Kriegsrates über den See, um im Kanton Uri Sicherheit und Unabhängigkeit sich zu wahren. Der Plan mochte richtig gedacht sein, er hatte aber die moralische Wirkung dieser Flucht nicht in Rechnung gezogen. Sobald bekannt wurde, daß die Regierung gewichen sei, galt alles als verloren. Das Heer selbst begann sich aufzulösen; der Kommandierende, ohne Rat und ohne Stütze einer andern Behörde, suchte Zeit zu gewinnen durch Abschluß eines Waffenstillstandes. Der Feind ließ sich darauf nicht ein. Nun gab v. Salis-Soglio alle Hoffnung auf, verließ die Truppen und folgte der Regierung nach Uri. Am 24. November wurde Luzern von dem eidgenössischen Heere besetzt.

Von den Jesuitenpatres in Luzern waren sogleich bei der Mobilmachung drei als Feldgeistliche bestellt worden. P. Damberger hatte

seinen Standort in Ruswyl, P. Roh stand bei Schüpfheim, wo am 23. November gekämpft wurde, P. Wertenberg kam nach Malters. Die übrigen Patres setzten ruhig die gewohnten Arbeiten fort. Die Abreise des Apostolischen Nuntius nach Altorf hatte P. Deharbe als Rektor benützt, um für alle Fälle zwei Kisten dahin in Sicherheit zu bringen. Die eine enthielt wertvollere Kirchengewänder, die andere die Manuskripte des P. Damberger; denn bevor dieser auf seine Militärstation abging, hatte sein Rektor ihm aufgetragen, seine Papiere in einer Kiste gut zusammenzupacken[1]. Abgesehen hiervon war im Hause nichts geändert noch für eine Flucht etwas vorgesehen worden. Da kam gegen Abend des 23. November ein Bote vom Schultheiß Siegwart-Müller mit der Nachricht von der verlorenen Schlacht und der bevorstehenden Flucht der Regierung. Der Schultheiß ließ den Patres den Rat erteilen, nach Uri zu folgen. Aber P. Deharbe hielt sich nicht für berechtigt, auf einen bloßen Rat hin eine Stelle zu verlassen, die ihnen von Staats wegen amtlich übertragen war. Erst als Siegwart-Müller den Boten ein zweites Mal schickte, jetzt mit dem Befehl zur Abreise, machte man sich in aller Eile dafür bereit. Die Seminaristen wurden nach Hause entlassen, dem Pater, der in der Kirche die Betstunde hielt, wurde Weisung zugesandt. Er betete ruhig die begonnene Dekade des Rosenkranzes zu Ende und gab dann in der gewöhnlichen Weise mit dem Allerheiligsten dem Volke den Segen. Das heiligste Sakrament nahm er aber mit sich. Pater Rektor konsumierte die heiligen Spezies, um sie vor Entheiligung zu schützen. Die Kirchengefäße sollten nachher in ein Versteck gebracht werden. P. Damberger kam gerade von seinem Militärposten zurück,

[1] Diese selbe Kiste wurde dann von den Patres, unter welchen P. Damberger persönlich sich befand, mit nach Brig genommen und von dort auf sicherem Wege nach Novara gebracht. Als P. Damberger später seine Manuskripte wieder auspackte, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß zu dem neu ausgearbeiteten Bande seines Geschichtswerkes ein Teil fehle. Es war offenbar die Folge einer Zerstreutheit oder Vergeßlichkeit beim Einpacken. Pater Rektor Deharbe erklärte aufs bestimmteste, daß ein Verlorengehen des Manuskriptes auf dem Wege völlig ausgeschlossen sei. Was vom Herausgeber des letzten Bandes des Dambergerschen Werkes berichtet wird, ist daher unzutreffend.

als die übrigen Patres zur Abreise sich anschickten. Ohne auch nur die Kleider wechseln zu können, mußte er sich anschließen. Schon lag tiefes Dunkel auf dem See, als die sechs Patres auf dem Dampfboot hinüberfuhren. Von den Ufern leuchteten die Flammen brennender Gehöfte und Dörfer, wo den Tag über gekämpft worden war.

Die Flucht der Patres hatte in solcher Hast vor sich gehen müssen, daß von den Habseligkeiten im Hause nichts hatte in Sicherheit gebracht und kaum etwas hatte mitgenommen werden können. Alles blieb zurück als ein Raub für die Feinde. Das konnte der Sakristan, Br. Joseph Lambrigger, nicht übers Herz bringen. Er erbat vom Pater Rektor die Erlaubnis, auf alle Gefahr hin mit einem andern Bruder noch zurückzubleiben, um zu retten, was gerettet werden konnte. Bis nachts 2 Uhr blieben die Brüder bei der Arbeit; sie vergaßen auch nicht, an die beiden Patres auf den Außenstationen Eilboten zu schicken. Wirklich kam P. Roh noch in der Nacht zurück und konnte zugleich mit den wackern Brüdern die Überfahrt nach Altorf antreten. Die Brüder hatten tüchtige Arbeit geleistet und vieles in Sicherheit gebracht, namentlich was zum Dienst der Kirche gehörte. Auch von der Bibliothek der Patres hatten sie das Beste in Verstecken untergebracht, was aber später trotzdem als vermeintliches Staatseigentum der öffentlichen Bibliothek einverleibt wurde.

P. Wertenberg allein war noch auf Luzerner Boden zurückgeblieben. Trotz aller beunruhigenden Gerüchte hatte er seine Leute in Malters auf ihren Grenzposten gegen Bern hin beisammengehalten, bis am 24. November die Übergabe von Luzern und die Flucht der Regierung bekannt wurde. Jetzt lösten auch hier die Truppen sich auf. Aber 20 Burschen aus dem Freiwilligenkorps übernahmen es, den Feldpater, den sie bedroht wußten, heil über die Grenze zu schaffen. Auf weiten und schwierigen Umwegen brachten sie ihn nach Unterwalden in Sicherheit, wo er endlich das Jesuitenkleid mit anderer Kleidung vertauschen und den Weg zu den übrigen Flüchtlingen nach Altorf antreten konnte.

Im Kolleg von Schwyz war bis dahin alles ruhig vorangegangen. Erst mit der Nachricht der bevorstehenden Kapitulation von Zug hatte dort Besorgnis Platz zu greifen begonnen. Sie bewog den Minister

des Hauses, einen Laienbruder nach Luzern zu schicken, um für alle Mitglieder des Kollegs Laienkleidung zu beschaffen. Als dieser am 23. November zurückkehrte, konnte er von dem fortgesetzten Kanonendonner erzählen, der von Gisikon her in Luzern vernommen wurde, und von der gespannten Lage, die dort herrschte. Pater Rektor des Hauses, A. Burgstahler, hatte als Prokurator die Romreise antreten müssen in jenen Tagen, da über den Krieg eben die Verhandlungen schwebten. Er hatte dem Minister P. Waser, der als Vizerektor an seiner Stelle die Verwaltung führte, Weisung hinterlassen, auch bei Ausbruch des Krieges die Arbeiten ruhig weiterzuführen und alles zu vermeiden, was als Furcht oder Besorgnis gedeutet werden könnte. Bei der Enge der Verhältnisse hätte sich solches der Beobachtung nicht entziehen lassen und hätte dann entmutigend und verwirrend auf das Volk gewirkt. Nur für den Fall einer ganz offenbaren und unmittelbaren Gefahr war dem Minister gestattet worden, etwas zu flüchten. Demgemäß wurde mit Gottesdienst und Schule nach alter Ordnung fortgefahren, auch nachdem die schlimme Nachricht vom Falle Freiburgs bekannt geworden war. Viele der älteren Zöglinge hatten sich zwar für die Kriegszeit in den Dienst des Vaterlandes gestellt, das Gymnasialgebäude war zur Kaserne umgewandelt, aber man hatte im Kolleg selbst genügende Schulräume eingerichtet, und die Klassen nahmen ihren regelrechten Gang wie zuvor.

Luzern war bereits in der Hand der Eidgenössischen, als die Truppen von Schwyz am 24. November gegen den anrückenden Feind noch tapfer ihre Grenzen verteidigten und an der Schindeleggi ein siegreiches Scharmützel ausfochten, die letzte Waffentat des Sonderbundskrieges. Mit dem Treffen bei Bertigny hatte dieser 13. November siegreich für den Sonderbund begonnen, im Aargau, im Tessin und bei Steinhausen auf Luzerner Boden hatten die tapferen Streiter des Sonderbundes Erfolge errungen, und auch dieser letzte Kampf war gute Kriegsarbeit gewesen. Und doch hatten diese 12 Tage (13.—24. November) genügt, die Sonderbundskantone wehrlos ihren Feinden unter die Füße zu legen.

Nachdem Freiburg, Zug und Luzern dem Sonderbund entsagt und sich unterworfen hatten, blieb auch für die Regierung von Schwyz

nichts übrig, als schleunigst noch am 24. November um Waffenstillstand zu bitten und die Unterhandlungen zur Übergabe einzuleiten. Die Patres hatten einen großen Teil des Tages mit den Zöglingen im Gebet vor dem Allerheiligsten zugebracht, als sie durch die Nachricht aufgescheucht wurden, daß alles verloren sei und der Einmarsch der Feinde bevorstehe. Die nächste Sorge waren die Konviktoren. Zum Glück waren deren Habseligkeiten schon tags zuvor zusammengepackt worden. Jetzt wurden sie unter Führung des P. Anton Späni und Jos. Brunner nach dem Kanton Uri gebracht, andere wurden bei guten Familien in der Stadt geborgen. Von den Kirchengefäßen hatte man in der vorhergehenden Nacht einiges in Verstecke geschafft, sonst aber war nicht das Mindeste für die Flucht vorbereitet. In aller Hast suchte man einiges, was von Wert schien, zusammenzuraffen. Der Tag neigte bereits dem Ende zu. Am Abend spät sandte der Kanzler Alois Reding schriftlich die Nachricht, für die Nacht sei nicht auf Sicherheit zu rechnen, er stelle den Patres anheim, ob es nicht geratener schiene, noch diesen Abend zu fliehen. Man beschloß, wenigstens aus dem Kolleg zu weichen. Ein Teil der Patres, ohne nach all der Aufregung nur etwas zu sich zu nehmen, begab sich sofort zu Schiff, um nach Uri überzusetzen. Einige Schüler, die Zeugen des Abschiedes waren, weinten bitterlich. Der Vizerektor mit drei andern Patres wollte sich noch in der Nähe halten und suchte Herberge in der Nachbarschaft. Da die Nacht ruhig verlief und feindliche Truppen sich nicht in der Nähe zeigten, war Möglichkeit geboten, noch vieles in Sicherheit zu schaffen. Unterstützt von den Knechten des Hauses und von Schülern des Kollegs, packte einer der Patres die Bibliothek und einen Teil des Hausrates auf Wagen und ließ die Sachen in den Häusern guter Freunde unterbringen. Die Vorräte der Speisekammer wurden an die Armen verteilt, der Wein kam den heimkehrenden Kriegern zugute, die an der Schindeleggi den Zürichern einen so kräftigen Denkzettel gegeben hatten. Der Schlüssel des Kollegs wurde dem Bischöflichen Kommissär übergeben, welcher zugleich Vizepräsident des Komitees war, dem das Kollegiumsgebäude rechtlich zugehörte. Hoffnung war

keine mehr übrig, von Stunde zu Stunde konnten die Züricher ihren Einmarsch halten; so entschloß sich denn auch P. Waser mit zwei Patres den Weg nach dem Wallis anzutreten. Nur zwei Jesuiten blieben noch zurück, P. Kaspar Müller und J. B. Cattani, die als Feldkapläne bei den Soldaten waren und sich im Gebirge droben, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr, noch längere Zeit vor den Zürichern behaupten konnten.

Als die Patres fort waren und die Züricher nicht kamen, dachte die ärmere Bevölkerung der Stadt, die Lage für sich auszunutzen. Im Kolleg waren noch viele brauchbare Dinge, jetzt gleich herrenlosem Gut dem Mutwillen der Feinde überlassen. Hatte man die Speisekammer den Armen ausgeteilt, so konnten diese auch die übrigen Sachen gebrauchen. Der Zugang stand offen, und so begannen denn die Leute alles davonzutragen, dessen sie nur habhaft werden konnten. Nicht viel anderes blieb übrig als die kahlen Wände.

Die Verhandlungen der Schwyzer Regierung mit dem siegreichen Feinde waren inzwischen zum Abschluß gelangt, und gegen Abend des 27. November marschierten die Züricher in Schwyz ein. Ein großer Teil wurde im Kollegsgebäude einquartiert, das sie völlig leer fanden. Um Holz zur Feuerung zu haben, begannen sie Tische, Schulbänke, Schränke und Türen zu zerschlagen, und bald wuchs die Zerstörungswut so weit, daß auch die Fensterrahmen zerbrochen, die Öfen zertrümmert, die Schlösser herausgerissen wurden. Es war eine vandalische Verwüstung. Schlimmer aber als diese wilden Ausbrüche roher Wut war die geflissentliche Schändung der Kirche, wo nichts an Gemeinheit unterlassen wurde, um die heilige Stätte möglichst zu verunehren. Auch die Gruft wurde aufgerissen, wo seit zwei Jahren die Leiche des P. Drach begraben ruhte. Man zog die Leiche aus dem Sarg, um Spott damit zu treiben, sie wurde entkleidet und schimpflich mißhandelt. Die Vorgänge waren so empörend, daß zuletzt auf Verwendung der bürgerlichen Obrigkeit das Kommando[1] einschritt, die Leiche wieder bergen und das Grab zuschütten ließ.

[1] Rühmend erwähnt wird hierbei die Haltung des Oberst-Divisionärs Gmür, des Majors Brändli und des Hauptmanns Rauschenbach.

Was vor dem Einrücken der Sieger an Habe gerettet worden war, blieb wirklich der Provinz erhalten. Vieles war im Kloster der Dominikanerinnen, anderes bei andern guten Leuten untergebracht. Als Ruhe wiederkehrte, ließ man es im befreundeten Hause der Familie Reichmuth, das etwas von der Stadt entfernt lag, allmählich aufsammeln. Einige Monate später konnte Pater Provinzial, der persönlich dahin kam, alles wieder in Empfang nehmen. Die Paramente wurden großenteils an arme Kirchen des Kantons vergabt, das übrige zu weiterer Verfügung in Basel abgelagert.

Für die Patres, die aus Schwyz hatten fliehen müssen, blieb wie für diejenigen aus Luzern kein anderer Ausweg, als durch den Kanton Uri nach Brig im Oberwallis zu entkommen. Im Wallis allein waren die Häuser der Provinz noch im Bestand, und von hier bot sich ein leichter Ausweg nach Savoyen und Piemont. Allein der Weg nach Brig bereitete für die Flüchtlinge um diese Jahreszeit schon manche Fährlichkeiten. Die Patres, die am Abend des 23. November aus Luzern gewichen waren, hatten in Hospental übernachtet und hatten am 24. November Realp erreicht am Fuße der Furka, von wo die Straße nach dem Wallis führt. P. Deharbe hatte von den zwei Kisten, die er mit sich führte, im Franziskanerhospiz zu Realp eine zurückgelassen, für die andere einen Träger gemietet, und so hatten dann die Patres am kalten Wintertag durch Eis und Schnee ihren Fußmarsch angetreten. Zwei Stunden mochten sie gewandert sein, als sie vor sich zwei Reisende gewahrten, von denen der eine vor Erschöpfung nicht mehr weiter konnte und entkräftet im Schnee lag. Beim Nähertreten erkannte P. Deharbe in den Reisenden zwei Ratsherren von Luzern, die gleichfalls auf der Flucht waren. Der erschöpfte Flüchtling, Ratsherr Haut, zählte zu den näheren Freunden des Luzerner Hauses. P. Deharbe ließ den Träger der Kiste sofort seine Last abstellen, um den übermüdeten Wanderer ins Hospiz nach Realp zurückzubringen; er selbst wollte ihn dahin begleiten. Die übrigen Patres setzten mit der Kiste ihre Reise weiter fort. Als der Ratsherr, der sich etwas erholt hatte, aus seiner Bewußtlosigkeit zu sich kam und den befreundeten Jesuiten-

pater in seiner Begleitung erkannte, war das erste Wort, das über seine Lippen kam: „Ach, daß ich Euch doch bald in Luzern wiedersähe!" Dieses Wort, das in solchem Augenblick P. Deharbe tief in der Seele rührte, ist bezeichnend für die damalige Stimmung und Gesinnung des guten Luzerner Volkes.

Als P. Deharbe mit seinem kranken Ratsherrn im Hospiz zu Realp wieder anlangte, fand er dort zu seiner Überraschung P. Roh, der erst nach der Abreise der Patres in Luzern angelangt und ihnen in später Nacht nachgefolgt war. Gemeinsam mit ihm machte sich nun P. Deharbe abermals auf den Weg. Aber der Weg war schwierig, und es ging bergauf; zuweilen mußte man sich auf den Knieen voranhelfen und auf allen vieren kriechen. P. Roh, von den Strapazen und Aufregungen der vorausgegangenen Tage noch ermüdet und durch sein schweres Körpergewicht ohnehin für einen solchen Gewaltmarsch wenig geeignet, fühlte nach einiger Zeit seine Kräfte schwinden. Eine unbezwingbare Schläfrigkeit befiel ihn; er wollte sich in den Schnee legen zum Ausruhen. P. Deharbe, der überzeugt war, daß dies dem Pater das Leben kosten würde, gab sich die größte Mühe, ihn voranzutreiben und zu ermutigen. In der größten Seelenangst gelobte er drei heilige Messen zu Ehren der Gottesmutter, auf daß sie ihm zu Hilfe komme. Wirklich währte es nicht lange, da wurden die Wanderer von zwei rüstigen Burschen eingeholt, die Briefe nach Uri besorgt hatten und eben auf dem Rückweg ins Wallis begriffen waren. Diese nahmen den vor Müdigkeit wankenden Pater in die Mitte und hoben und schoben ihn so lange voran, bis die Höhe des Berges erreicht war. Dort in der reinen Luft konnte P. Roh sich wieder erholen und nach einiger Ruhe den Weg bergab fortsetzen, bis das nächste Hospiz erreicht war. Die Nacht wurde hier gerastet, am folgenden Tage glücklich das Kolleg von Brig erreicht.

Es war eine gnädige Vorsehung, daß hier im Wallis die Ereignisse etwas langsamer voranschritten. Als am 24. November mit dem Kolleg von Schwyz bereits das fünfte Haus der Provinz zusammengebrochen war, standen die Kollegien von Sitten und von Brig noch

unversehrt. Im Wallis wie in den andern Sonderbundskantonen war die Gesinnung der Bevölkerung eine vorzügliche, die Stimmung der Soldaten ließ nichts zu wünschen übrig und die Berichte der Patres sind voll des Lobes über das brave, treue Volk. Aber die Lücke, die der jähe Tod des Balliven Adrian de Courten am 8. Oktober gerissen, war nicht ausgefüllt worden; für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fehlte die starke Hand.

Wie in Luzern und Schwyz war auch in Sitten, als die Stunde der Gefahr kam, der eigentliche Rektor nicht zur Stelle. Auf Wunsch der Regierung hatte sich P. Neltner nach Siders begeben, um der hart betroffenen Familie Courten tröstend zur Seite zu sein. In Sitten vertrat P. Ernst Dronchat seine Stelle. Zwei der Walliser Patres waren vom Bischof zu Militärkaplänen bestellt worden. Der eine, der bei den Truppen in St-Maurice stand, war der Minister des Sittener Kollegs, P. Anton de Chaignon. So war also das ehrwürdige Mutterkolleg der Provinz in dieser drohenden Zeit ohne Rektor und ohne Minister. Bis in die zweite Hälfte des November ging alles den gewohnten Gang. Als aber eine Hiobspost um die andere kam und es offenbar war, daß das Wallis allein sich nicht halten könne, begannen die Patres in aller Stille den Abzug vorzubereiten. Manches konnte noch verkauft werden, anderes wurde zuverlässigen Freunden zur Bewahrung anvertraut, vieles auch über die Grenze nach Italien geschickt. Die Lebensmittelvorräte, die infolge einer guten Ernte außergewöhnlich reichlich vorhanden waren, wurden an die Armen ausgeteilt. So war man denn vollständig vorbereitet und auch der Pater Minister war wieder an seinem Posten zurück, als die Regierung des Wallis am 29. November den Vertrag zur Übergabe des Kantons zum Abschluß brachte. Indessen wollten die Patres, eingedenk, daß ihre Vorgänger von der Regierung berufen waren und daß sie eine öffentliche Stellung im Kanton bekleideten, nicht ohne Weisung der Behörde ihren Posten verlassen. Auf ihre in aller Form gestellte Anfrage hin antwortete der Vorsitzende des Regierungskollegiums Ignatius Zen Ruffinen unter dem 30. November: In Anbetracht der großen Gefahr, von welcher die

Patres bedroht seien, erscheine es angezeigt, ihnen zu bedeuten, sich aus ihren Häusern in Sicherheit zu bringen. Damit war die Weisung zur Abreise gegeben. P. Dronchat mit dem Pater Minister blieb einstweilen noch bei Freunden des Hauses in der Stadt zurück, die übrigen machten sich auf den Weg nach Brig.

Das Kolleg von Brig war seit dem 26. November der Sammelplatz für die Flüchtlinge aus den Sonderbundskantonen. Hierher kam der Luzerner Schultheiß Siegwart-Müller, der Präsident des Kriegsrats, der Staatsschreiber Bernhard Meyer und mehrere andere Mitglieder der Luzerner Regierung wie des Kriegsrats, der General v. Salis-Soglio, Oberst v. Elgger, Hauptmann Vogel, Graf Schweinitz und mehrere andere Offiziere der katholischen Kantone. Hier hatten die Patres von Luzern und von Schwyz sich wieder zusammengefunden. Auch von den geflüchteten Laien fanden die meisten gastliche Aufnahme im Kollegium.

Rektor dieses Kollegs war P. Georg Staudinger, der zweiundvierzig Jahre früher die jetzt dem Untergang geweihte Schweizer Mission der Gesellschaft hatte begründen helfen. Klarer als andere hatte dieser heilige Mann die Katastrophe vorausgesehen. Schon gleich als die kriegerischen Verwicklungen sich vorbereiteten, hatte er mit dem Provinzial der Turiner Ordensprovinz[1] sich verständigt, daß im Falle einer Flucht das zum Kollegium von Novara gehörige, im Winter doch nicht benützte Landhaus Oleggio der Provinz offen stehen sollte. Vom König Karl Albert von Sardinien hatte P. Staudinger die gnädige Bewilligung erlangt, daß für den Fall der Flucht sowohl den Personen wie den Gütern der Ordensprovinz freier Durchgang gewährt sein sollte.

Die weise Vorsorge für die Zukunft störte aber in nichts die Ordnung des Hauses. Das Konvikt blieb beisammen und die Schulen in ruhigem Gang, auch nachdem das Haus bereits mit Flüchtlingen angefüllt war. Noch am 28. November waren die Klassen abgehalten worden. Aber in der Nacht traf von Sitten her ein Herr

[1] P. Franz Pellico, der ältere Bruder des bekannten Dichters Silvio Pellico.

von der Regierung ein, der im Hinblick auf die bevorstehende Kapitulation, die in Verhandlung war, als Freund den Rat erteilte, die Zöglinge des Konvikts, die meistens aus andern Orten stammten, möglichst rasch in ihre Heimat zu befördern. Am Morgen des 29. November wurden alsbald die im Wallis beheimateten Zöglinge nach Hause entlassen, die übrigen führte der Präfekt P. Jakob Odermatt auf einem Umweg über den Simplon[1].

Im Hause wurde unterdessen rüstig gepackt und der Auszug vorbereitet. P. Staudinger reiste schon an diesem Tage, um in Oleggio

[1] Der an und für sich geringfügige Umstand, der in keiner Weise durch überlegte Absicht bestimmt, sondern im Drange der Not durch die Umstände selbst herbeigeführt wurde, erhält eine gewisse Merkwürdigkeit dadurch, daß er ein Vorgesicht in Erfüllung brachte, das der 1840 im Kolleg zu Brig verstorbene fromme Laienbruder Joseph Schmidt dereinst gehabt hatte und das manchen lange vor seiner Erfüllung als geheimnisvolle Voraussagung bekannt war. Der sonst schlichte und einfältige Bruder war dafür bekannt, daß er wiederholt im Leben Dinge, welche noch der Zukunft angehörten, in klarem Bilde vorausgesehen habe. Die Art und Weise, wie dies geschah, erinnert an die eigentümlichen Vorgänge bei jenen, denen gemeinhin die Gabe des doppelten Gesichts zugeschrieben wird.

Eines Mittags, als Br. Schmidt von seiner gewöhnlichen anstrengenden Arbeit an den Ufern der Rhone zum Kolleg zurückkehrte und dasselbe gerade schön im Gesichtsfeld hatte, verschwand plötzlich das Haus vor seinen Blicken, dann auch die Kirche. Es war, als wären sie von ihrer Stelle weggefegt. Gleichzeitig erblickte er aber den Präfekten des Konvikts, P. Odermatt, der mit einer Schar von Zöglingen die Stadt Brig verließ, und zwar auf der Straße, die über den Simplon nach Italien führt. Er sah deutlich, wie der Präfekt, auf einer Höhe angekommen, noch einmal Halt machte und wie zum Abschied auf die Stadt zurückschaute.

P. Wilh. Wilmers hat schriftlich das Zeugnis niedergelegt, daß ihm schon 1844 in Brig selbst der damalige Minister des Kollegs, P. Lukas Caveng, dieses Gesicht als merkwürdige Voraussagung mitgeteilt habe, die damals auch andern bekannt gewesen sei. Manche Züge an dem Vorgesichte, wie es erzählt wird, sind in der Tat auffallend: daß nach so vielen Jahren P. Odermatt noch immer Präfekt des Konvikts war, daß er beim Untergang des Kollegs die Schar der Zöglinge aus der Stadt führte; daß er es tat nicht auf dem gewöhnlichen Weg über die Furka (mit Rücksicht auf den Schnee oder auf den nahenden Feind), sondern über den Simplon.

die nötigsten Vorbereitungen zu treffen, andere Patres folgten, die einen an diesem, die andern an jenem Tage. Mit den Flüchtlingen der andern Häuser machten sich manche Mitglieder des Kollegs schon am 29. November auf den Weg, ohne, wie die Sittener Patres getan, eine Weisung der Regierung erst abzuwarten. Die Bedrohlichkeit der Lage und die allgemeine Flucht riß sie eben mit sich fort.

Am Morgen des 30. November kamen die Schüler des Kollegs wie gewöhnlich zur Schulmesse. Unaufgefordert stimmten sie das Miserere an. Am Ende der Messe wurde ihnen mitgeteilt, daß die Schulen hiermit eingestellt seien und die Professoren an diesem Tage noch die Stadt verlassen müßten. Viele der Schüler weinten, in der Stadt bekundete sich große und allgemeine Trauer. Fast alle, die noch übrig waren, auch die Laienbrüder, verließen an diesem 30. November den Schweizer Boden. P. Gustav Eck als Minister blieb noch zurück mit Br. Müller. Am 1. Dezember las er in der Kollegskirche ein letztes Mal die heilige Messe, konsumierte die heiligen Hostien und löschte unter dem Wehklagen des Volkes die Heilige Lampe aus.

Mit diesem 1. Dezember 1847 war das Wallis in der Gewalt der Sieger. Auch hier folgte alsbald der Umsturz der bestehenden Regierung, und die neuen Machthaber hatten es eilig, auf das Besitztum der Jesuiten im Interesse des Fiskus die Hand zu legen. Privathäuser, die der Freundschaft für die Jesuiten verdächtig waren, wurden durchsucht, die Kisten, die nach Italien unterwegs waren, wurden festgehalten. Vieles von dem, was man gerettet glaubte, wurde so nachträglich noch die Beute gehässiger Feinde. In der ersten Woche des Monats rückte denn auch eine Abteilung eidgenössischer Besatzungstruppen in Brig ein und nahm in den Räumen des Kollegiums ihr Quartier. Es waren Waadtländer und Genfer. An mutwilligen Verwüstungen des Hauses fehlte es auch hier nicht; aber der Umstand, daß die fremden Truppen die Kollegskirche für ihren häretischen Gottesdienst benützten, schützte wenigstens das Gotteshaus vor gemeiner Verunehrung.

Unter dem 9. Dezember erging dann von der provisorischen Regierung der Beschluß:

„Art. 1. Der Jesuitenorden ist aufgehoben. Es wird den Jesuiten und Affiliierten ihres Ordens befohlen, den Boden des Kantons sofort zu verlassen.

Art. 2. Die Güter, die sie im Wallis besitzen, werden zu den Staatsgütern gezählt."

Sogleich wurde auch ein notarielles Inventar aufgenommen und für den 5. und den 16. April 1848 eine öffentliche Versteigerung angesetzt. Dagegen erhoben aber die Gemeinde Brig und die Familie v. Stockalper energischen Protest. Das Kolleg mit seinem Grund und Boden war nicht Eigentum der Jesuiten, sondern eine Stiftung, an welcher die sechs Zenten, die Burgschaft Brig und die Familie v. Stockalper mit Rechtsansprüchen beteiligt waren. Die angekündigte Versteigerung verlief resultatlos, das Kollegium wurde im Oktober 1848 als Lehranstalt von drei Klassen unter Leitung weltlicher Professoren neu eröffnet.

Die Flucht der vielen Ordensmänner über den St. Bernhard bei so weit vorgeschrittener rauher Jahreszeit war nicht ohne Schwierigkeiten abgegangen, zumal manchen für eine solche Wanderung die notwendige Ausrüstung fehlte. Da kam den Flüchtlingen die große Liebe der Patres des Hospizes sehr zustatten. P. Deharbe bewahrte es in dankbarer Erinnerung. Am 30. November langte er bei sinkendem Abend in Sturm und Schneegestöber mit etwa 20 andern Jesuiten auf einmal bei dem Hospiz an. Aber mit der größten Liebe und Sorge wurden sie alle in die Herberge aufgenommen, und der Vorsteher des Hauses räumte für P. Deharbe selbst sein eigenes Bett. Mit Rücksicht auf die zahlreichen Flüchtlinge, die unter den augenblicklichen Verhältnissen die Gastfreundschaft des Hospizes in Anspruch nahmen, erbat sich der Vorsteher vor dem Scheiden der Jesuiten von P. Deharbe einen Laienbruder, der für einige Zeit daselbst bleiben und zur Bedienung der fremden Wanderer helfen könnte. P. Deharbe ließ daher Br. Joh. Neisen auf dem St. Bernhard zurück[1].

[1] Br. Neisen erlebte 1848 noch die Ausweisung aus Galizien und 1872 die aus Deutschland. Den letzten Ruheplatz fand er hochbetagt zuletzt auf dem Friedhof des Kollegs von Exaten in Holländisch-Limburg.

Am gleichen 30. November war von Sitten aus P. Joseph Frey in Brig eingetroffen, überrascht, das Kolleg bereits beinahe leer zu finden. Freunde in der Stadt beklagten sich, daß die Patres so rasch abgereist seien, und die Amtspersonen zeigten sich etwas verstimmt, daß dies ohne Anzeige bei der Behörde geschehen sei. Um so bereitwilliger ging P. Frey auf den Vorschlag ein, vorerst noch in Brig auszuhalten. Er nahm Wohnung im Kloster der Ursulinen, besorgte dort den Gottesdienst und übte seine Tätigkeit als Priester. Gleichzeitig war er bemüht, solange die fremde Besatzung noch nicht eingerückt war, von den in der Eile der Flucht zurückgelassenen Sachen des Kollegs möglichst viel zu retten. Die Reliquien der Kirche brachte er nach dem Hasel in Brigerberg, anderes, was von Wert schien, nach Mund; Bücher und Dokumente, die noch von Nutzen sein konnten, ließen sich bei Privatleuten sicher unterbringen. Auch nach dem Einmarsch der fremden Truppen setzte P. Frey sein Wirken ungestört fort, und dies machte den Freunden so viel Mut, daß sie an den Provinzial die Bitte richteten, noch einen andern Pater für die Seelsorge in der Stadt zu senden. An einem guten Titel fehlte es nicht. P. Alois Arnold, der aus Brig gebürtig war, hatte über sein dortiges Familienvermögen in der Weise verfügt, daß der Grundbesitz im Eigentum der Gemeinde verblieb, die Nutznießung zum Teil dem Jesuitenkollegium vorbehalten war. Es war also eine öffentliche Stiftung vorhanden, an welcher den Jesuiten gewisse Ansprüche und Verwaltungsbefugnisse zustanden, und hierauf gestützt, verlangte man vom Provinzial noch einen weiteren Jesuiten gleichsam als Verwalter. Tatsächlich handelte es sich um einen Versuch, einige Patres auch jetzt noch der Stadt und dem Kanton zu erhalten. Der Provinzial ging gern darauf ein und schickte den bisherigen Präfekten des Kollegs, P. Jakob Odermatt. Da der Pfarrer von Brig einverstanden war, arbeiteten die beiden Patres nun fleißig in der Seelsorge, namentlich im Beichtstuhl. Als die fremden Truppen abgezogen waren[1], nahmen die Patres zur großen Freude der Einwohnerschaft

[1] Imesch (Zur Geschichte des Kollegs von Brig S. 77) bezeichnet als den Tag des Abmarsches den 23. Februar, was auf einem Druckversehen zu be-

den Gottesdienst in der Kollegskirche wieder auf. Für kurze Zeit ging alles ganz gut. Aber dann kamen Warnungen, und manches deutete darauf hin, daß die öffentliche Gewalt einschreiten werde. Auf Weisung der Obern mußten noch um die Hälfte Februar 1848 beide Patres die Stadt Brig verlassen [1].

12. Die Provinz in der Zersprengung.

„Gewaltsame Vertreibung der Jesuiten aus den katholischen Kantonen!" war längst das Schlagwort der Schweizer Radikalen gewesen. Die Anmaßung der kleinen radikalen Mehrheit der Tagsatzung, die

ruhen scheint. Er selbst gibt an der gleichen Stelle an, daß „zur großen Freude der Bevölkerung" am 1. Februar, Vorabend von Mariä Lichtmeß, die Glocken der Kollegskirche wieder zum Gottesdienst gerufen hätten. Der Abmarsch war wohl am 23. Januar.

[1] P. Obermatt, als geborener Schweizer (Unterwalden 1798), nahm dann eine Stelle als Vikar in Sattel (Kanton Schwyz) an, wo er eine rührige Tätigkeit entwickelte, namentlich um Arme, Kranke und Jugendliche sich mit großem Eifer annahm. Allein er überlebte die Zeit der Heimsuchung nicht lange, er erlag einer schweren Krankheit am 5. April 1849, erst 50 Jahre alt. Er war im Kolleg von Brig vier Jahre einfacher Magister, vier Jahre Hausminister und zwölf Jahre Präfekt des Konvikts gewesen. Als Dichter für die Jugendbühne besaß er glückliche Anlagen, die auch reichlich verwertet wurden. Er hatte dafür einen gewissen Ruf.

Nach Brig aber kam einige Zeit nachher, als die vertriebenen Jesuiten nirgends mehr eine Unterkunft fanden, P. Alois Arnold als in seine Vaterstadt zurück. Von Schwyz aus, wo er eifrig tätig gewesen war, hatte ihn die Flucht zuerst nach Oleggio, dann nach Tarnopol in Galizien geführt. Als auch dort seines Bleibens nicht war, übernahm er in Brig den Unterricht in der Elementarschule, die er einst selbst mit seinem väterlichen Vermögen begründet hatte. Bis 1855 hatte er den alten Laienbruder Franz Andeneggen, der, gleichfalls Walliser von Geburt, die gleichen Flüchtlingsfahrten hatte mitmachen müssen, zur Unterstützung an der Seite. Einem aus dem Wallis stammenden Novizen, Anton Wyder, der am 3. Mai 1853 in der Heimat starb, konnte P. Arnold im Tode beistehen. Er selbst verstarb in seiner Vaterstadt Brig am 19. Mai 1865. Br. Andeneggen, der die zwei letzten Lebensjahre in Gorheim zubrachte, war ihm schon 1857 vorausgegangen. Nach Dr. Zimmermann (Essai 150 Anm.) waren etwa dreißig der vertriebenen Jesuiten aus dem Wallis gebürtig.

ungerechte Ausweisung erzwingen zu wollen, hatte den Sonderbundskrieg zum Ausbruch gebracht. Es war somit von vornherein klar, was der Ordensprovinz harre, im Falle der Sonderbund unterliegen sollte. Für eine Niederlage des Sonderbundes sprach aber die größere Wahrscheinlichkeit, wenn nicht einer der auswärtigen Staaten zu seinem Schutze eingriff.

Der Provinzial P. Minoux mußte daher schon lange vorher mit den verschiedenen Möglichkeiten rechnen. Er hatte mit den Provinzialen der Nachbarprovinzen Abmachungen getroffen, zunächst mit denen von Turin und von Lyon. Diese Provinzen waren für die Schweizer Jesuiten am leichtesten zu erreichen und boten am ehesten ein geeignetes Arbeitsfeld. Karl Albert von Sardinien war ein Gönner und Wohltäter der Provinz, in Savoyen hatte sich für die Schweizer Volksmissionäre schon öfter gute Arbeit geboten. Auch zu der Lyoner Provinz und ihren Mitgliedern standen die Schweizer Patres von jeher in freundschaftlicher Wechselbeziehung. Für die Verwendung der deutschen Arbeitskräfte blieb freilich zunächst nur das Elsaß.

So unerwartet rasch die Katastrophe auch hereinbrach, konnten demnach doch die ersten Verfügungen über die Flüchtlinge mit Ruhe und Sicherheit getroffen werden. Schon am 11. November 1847 brachen die aus Stäffis vertriebenen Rhetoriker nach Savoyen auf. Dort lag in der Nähe von Bonneville im Falcinensertal ein altes Kartäuserkloster Melano, das ein Weltpriester, Marin Ducrey, dereinst für eine Erziehungsanstalt angekauft und 1818 den Jesuiten in der Schweiz angeboten hatte. P. Sineo de la Torre hatte es abgelehnt, weil ihm die Bedingungen nicht zusagten[1]. Die Turiner Ordensprovinz hatte jedoch später die ganze Anstalt nebst Gebäuden von Ducrey übernommen. Die Turiner Provinz besaß daselbst ein Konvikt und für ihre aus Savoyen eintretenden Kandidaten ein kleines Noviziat. Es war noch Platz übrig für die Flüchtlinge aus der Schweiz. Hierher kamen die 11 Rhetoriker aus Stäffis mit ihrem

[1] Vgl. oben S. 77 f.

Professor und ihrem Spiritual, bald nachher auch 2 Patres aus Freiburg, von denen der eine im Konvikt die Physik vorzutragen hatte, der andere für eine Anzahl Rhetoriker der Turiner Provinz (Savoyarden) die Rhetorik lehrte. Auch 4 Scholastiker und 3 Brüder aus Freiburg konnten hier Verwendung finden. Dazu kamen 3 weitere Freiburger Patres, darunter der Rektor von St-Michel, P. Rossier, die in Savoyen in der Seelsorge arbeiteten, und ein Magister, welcher den Turinern zur Verfügung gestellt wurde. Sie alle, 26 an der Zahl, unterstanden dem Rektor von Melano, P. Joh. Buthold, und bildeten für sich eine abgeschlossene Gruppe.

Der größere Strom der Freiburger, die ihren Brüdern von Stäffis schon bald auf der Flucht folgen mußten, wurde in das Kolleg von Chambéry in Piemont geleitet, wo zur Zeit P. Joh. Besson Rektor war. Hier fanden sich 39 Scholastiker aus Freiburg zur Fortsetzung ihrer Studien zusammen, die P. Geoffroy als Spiritual begleitete, und noch eine Anzahl anderer Freiburger, so daß etwa 50 Mann der oberdeutschen Provinz in Chambéry Unterkunft fanden. P. Athanasius Michellod wurde Professor der Philosophie im Kolleg von Aosta. Während die italienischen Scholastiker von Chambéry für die Vorlesungen das öffentliche Lyzeum besuchten, wurden für die der deutschen Provinz, die ihre Professoren mitgebracht hatten, eigene Studien eingerichtet. Schon nach 14 Tagen war alles wieder im Gange, und auch mit Seelsorgearbeiten für das Volk wurde von mehreren der vertriebenen Patres sogleich ein Anfang gemacht. Für den täglichen Unterhalt der zahlreichen Flüchtlinge half in hochherzigster Weise der Bischof von Chambéry, aber auch aus der Stadt kamen Unterstützungen. Der Provinzial, P. Minoux, schickte, was er nur dafür aufbringen konnte.

Eine dritte Gruppe von Flüchtlingen wurde der Lyoner Provinz zugewiesen. So zog P. Kaspar Jungo mit Br. Alois Bussy nach Grenoble, 4 französischredende Scholastiker wurden für die Rhetorik nach Avignon bestimmt und mehrere Patres und Brüder fanden in dieser Provinz ein Arbeitsfeld. Ein Pater mit 5 Laienbrüdern war gleich anfangs nach Isenheim ins Elsaß geschickt worden, wo

P. Rauchenberger, der Rektor von Stäffis, bevor er im Dezember nach Rom abberufen wurde, mit ihnen wieder zusammentraf.

Die Hauptmasse der Schweizer Flüchtlinge sammelte sich jedoch in Oleggio, dem Landhaus des Kollegs von Novara. P. Staudinger war am 29. November dahin vorausgegangen und bemühte sich, unterstützt von seinem tüchtigen Prokurator, P. Hübner, das Haus für die Beherbergung so vieler Menschen einzurichten. Es waren über 70 Jesuiten, die schon in den allernächsten Tagen hier zusammenkamen. Das Haus, das sonst nur als Erholungsstätte diente, war fast leer. Der Umstand, daß für Heizung nichts vorgesehen war, machte sich gerade jetzt in den Wintermonaten empfindlich geltend. Fast noch peinvoller fühlbar war der Mangel an Gelegenheit zur Arbeit nach außen, bei so vielen guten Kräften, die vorhanden waren. Für so viele Menschen, die fast plötzlich hierher verschlagen worden waren, das tägliche Brot zu beschaffen, war keine geringe Sorge. Pater Rektor von Novara half liebevoll nach, aber es war doch alles knapp bestellt. Die Vertriebenen in Oleggio bekamen mit der Bitterkeit der Verbannung und der Strenge des Winters auch die Härten der Armut vollauf zu fühlen. Man ließ sich jedoch nicht niederdrücken. Sogleich wurde das Noviziat wieder regelrecht eingerichtet. Die Novizen hatten ihre Übungen, die Scholastiker ihre Vorlesungen. Allen im Hause wurde die Pflicht eingeschärft, nach Möglichkeit die italienische Sprache zu erlernen. Man begann auch für das Volk der Umgebung verschiedene fromme Andachten abzuhalten, um die Leute zum Beten einzuladen. Räumlich nicht sehr weit entfernt lagen die vier ehemaligen Walliser Kolonien, für die P. Neltner in früheren Jahren schon mehrmals mit großer Frucht Missionen abgehalten hatte. Hier konnte man auf neue Arbeit hoffen, und so zogen denn die PP. Neltner, Roder und Hiß von Oleggio aus vorläufig zum Predigen nach Pomat.

Die ganze Wendung der Dinge für die Provinz mußte von selbst den Gedanken nahelegen, irgendwo in Deutschland nach einer Zugangspforte zu spähen. Seit langem schon waren die Blicke auf Bayern gerichtet gewesen. Aber so lebhaft und gern in der Provinz

dieser Wunsch gehegt wurde, so wenig Hoffnung wollte sich zeigen. Der Ordensgeneral P. Roothaan selbst schrieb an P. Minoux in Neuchâtel, die Augen nach dem deutschen Norden zu richten, wo mehr zu hoffen sei als in Bayern. Fast um die gleiche Zeit, im Dezember 1847, erreichte den Provinzial das Schreiben eines ganz zuverlässigen Freundes der Gesellschaft aus Deutschland. Darin wurde der Rat erteilt, zwei kluge und tüchtige deutsche Patres auszuwählen, um sie baldmöglichst zu Bischof Arnoldi nach Trier zu schicken, ut ostium aperire possent.

P. Minoux, noch in Neuchâtel, ließ alsbald P. Behrens von Freiburg kommen, wo dieser mit P. Souquat die Geschäfte führte, und beauftragte ihn, diesen Versuch in Trier zu machen. Als Begleiter gab er ihm P. Jos. Schlaberg mit, der gleich P. Behrens von Geburt Hannoveraner war.

Bischof Arnoldi hatte die beiden Patres nicht verlangt und wußte auch nichts von dem Wink, den man dem Provinzial gegeben hatte. Der Freundesrat gründete sich lediglich auf ein besonderes Vertrauen, das man in Arnoldi setzte, und auf die Kenntnis seiner persönlich vortrefflichen Gesinnung. Die Lage für die katholischen Bischöfe in Preußen war indes im Dezember 1847 eine sehr gespannte und sehr schwierige. Bei aller guten Gesinnung des Bischofs waren die beiden fremden Jesuiten doch unbequeme Gäste. Bischof Arnoldi nahm sie indes gütig auf, ließ sie bei sich wohnen und gab ihnen auch Vollmachten für den Beichtstuhl. Er dachte daran, den beiden Patres die Leitung des bischöflichen Konviktes anzuvertrauen, meinte aber, dies nicht tun zu dürfen ohne Erlaubnis des Königs. Demgemäß wurde die Angelegenheit bei der Regierung anhängig gemacht, und damit waren in gefährlicher Zeit unter den ungünstigsten Umständen weittragende Fragen aufgerollt. Jetzt gab eine Schwierigkeit die andere. Einige Monate harrten die Patres in Trier aus, nur um immer mehr alle Hoffnung schwinden zu sehen, bis der Gehorsam sie weiter rief.

Der Provinzial P. Minoux, auf dem alle diese Sorgen lasteten, hatte, nachdem in Freiburg nichts mehr zu hoffen war, am 17. No-

vember 1847 seinen Sitz in Neuchâtel genommen. Hier war neutraler Boden. Neuchâtel war konservativ regiert und zählte nicht zu den zwölf verschworenen Kantonen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dem im Kanton gewisse Hoheitsrechte zustanden, war der Sache des Sonderbundes günstig und hatte seine Vertreter angewiesen, zum Schutz der Flüchtlinge die Hand zu bieten. Hier wurden ihnen auch für das Ausland die Pässe ausgefertigt. Die Durchreise des P. B. Freudenfeld, der früher in preußischem Staatsdienst gestanden, bot P. Minoux den Anlaß, dem Statthalter des Königs persönlich aufzuwarten, um seinem Dank Ausdruck zu geben. Der Beamte, ein Herr v. Pfühl, von früheren Zeiten her mit P. Freudenfeld bekannt, bereitete den beiden Jesuiten guten Empfang.

Hier in Neuchâtel wußten auch die treuen Freunde der Gesellschaft den bedrängten Provinzial zu treffen. Gleich in den ersten Tagen kam Graf Boutourlin von Genf herüber. Er war erst kurz zuvor in Freiburg gewesen, seinen Sohn aus dem Pensionate abzuholen, und nun hatte ihn, wie er sagte, eine innere Stimme gebieterisch zur Reise nach Neuchâtel getrieben, im Gedanken, dort etwa flüchtigen Jesuiten nützlich sein zu können. Zuerst begegnete ihm P. Jeantier, der die beim Bischof von Freiburg verborgen gehaltenen Zöglinge nach Neuchâtel geführt hatte, dann fand er zu seiner Überraschung den Pater Provinzial. Diesem drückte er sogleich 2000 Franken in die Hand für Bestreitung der dringendsten Ausgaben, in beliebiger Zeit später einmal ohne Zins zurückzuerstatten.

Gleich ihm hatte auch der Schwiegersohn Joseph de Maistres, Graf Montmorency-Laval, sofort den Gedanken, den vertriebenen Schweizer Jesuiten mit Unterstützung zu Hilfe zu kommen. Durch Vermittlung des Provinzials von Turin ließ er wiederholt beträchtliche Almosen an P. Minoux gelangen. Noch von manch anderer Seite kam Tröstung und tatkräftige Hilfe, und so war der Provinzial instand gesetzt, Flüchtlinge, die noch durch Neuchâtel kamen, bei sich aufzunehmen und für die Weiterreise mit allem Nötigen zu unterstützen. Hierher nach Neuchâtel wurden auch allmählich durch freundschaftliche Hilfeleistung großer Kaufleute die

Sachen transportiert, die aus den aufgelösten Häusern, insbesondere des Kantons Freiburg, gerettet waren, und die später noch der Provinz sehr zugute kommen sollten. Der Sozius des Pater Provinzial, P. Souquat, welcher als Prokurator der Provinz in Freiburg Geldgeschäfte zu erledigen hatte, leitete während dieser Zeit auch den ziemlich umfangreichen Gütertransport. Wo es sich um wertvollere Dinge handelte, begleitete er wohl selbst den Lastwagen. Einmal, da der Wagen umstürzte, wäre er beinahe verunglückt, kam aber eben noch mit einem Schlammbad und einer Verwundung davon. Von all den vielen Kisten, die er aus seinen wechselnden Verstecken in der Stadt Freiburg nach Neuchâtel leitete, fiel nur eine einzige in feindliche Hände; sie enthielt Bestände des Provinzialarchivs. Die Zeitungen schlugen Lärm als über eine große Entdeckung von Geheimnissen. Es war aber nichts in diesen Papieren, was nicht hätte zur Erbauung gereichen können.

Der Provinzial benutzte sein Verweilen auf Schweizer Boden und seine Nähe bei Freiburg auch dazu, gegen die an der Ordensprovinz verübte Gewalttat und den am kirchlichen Eigentum begangenen Raub nachdrücklichst Verwahrung einzulegen. Es weilte seit Anfang 1848 als außerordentlicher päpstlicher Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft der Bischof von Hebron, Jo. Onesimus Luquet, in der Schweiz. Die Apostolischen Nuntien hatten sich bis dahin stets als Gönner und Freunde der schweizerischen Jesuitenkollegien erwiesen. P. Minoux hoffte, daß nun auch der neue Geschäftsträger den Protest unterstützen werde. Er legte ihm die Bitte vor, das Eigentum der Gesellschaft Jesu im Kanton Freiburg als kirchliches Eigentum unter seinen Schutz zu nehmen und fügte eine kurze Rechtfertigung für die bisherige Haltung der Ordensprovinz hinzu. Aber jetzt im Augenblick der Not und Verlassenheit ließ selbst der Vertreter des Papstes die Vertriebenen im Stich. Es mochte mit der augenblicklichen Richtung der päpstlichen Politik im Zusammenhang stehen oder auf diplomatischer Vorsicht beruhen, der Prälat hielt sich völlig zurück. Die gewaltsame Unterdrückung der sieben Jesuitenkollegien der Schweiz, an welchen frühere Päpste so großen Anteil genommen

halten, schienen den offiziellen Vertreter des Heiligen Stuhles in diesem Augenblick nicht zu berühren. Auf das motivierte Bittgesuch des Provinzials erfolgte keine Antwort[1].

Nicht nur für das Besitztum der Kollegien lag die Sorge auf dem Provinzial, sondern auch für den guten Ruf der Provinz und des ganzen Ordens. Denn nachdem durch brutale Gewalttat die Ordensprovinz niedergetreten war, sollten unwahre Beschuldigungen das Geschehene rechtfertigen. Die radikale Presse nicht nur in der Schweiz, sondern über ganz Europa hin suchte ihre gläubigen Leser davon zu überzeugen, daß die Jesuiten selbst die Anstifter des Sonderbundskrieges gewesen, daß sie in die friedlichen Kantone der Schweiz seit langem den Unfrieden getragen, und daß es ein Akt dringender Notwehr gewesen sei, die Schweiz von ihnen zu befreien. Während diese und ähnliche Anklagen die öffentlichen Blätter füllten, lagen die katholischen Kantone vergewaltigt, hatten feindliche Besatzungen, zahlten Kriegskontributionen und beugten sich knirschend unter den radikalen Machthabern, die man ihnen als „Regierungen" aufgenötigt hatte. Von da erhob sich keine Stimme zur Verteidigung. Die Schweizer Jesuiten selbst, bis dahin fast fremd jeder publizistischen Betätigung, irrten, Obdach suchend, als Flüchtlinge in der Welt herum. Um so ungestörter konnten die Lästerer und Verleumder gegen sie Stimmung machen. Der Provinzial von Frankreich, P. Ambros Rubillon, wandte sich deshalb beunruhigt an P. Minoux. Wiewohl fest durchdrungen von der Schuldlosigkeit der Schweizer Patres, wußte er nicht, wie und was auf all die heftigen Anklagen zu erwidern sei. Er bat um bestimmte Angaben und geeignete Aufklärung. Nun erhielt P. Roh, zur Zeit Professor der Theologie in Oleggio, den Auftrag, eine Ver-

[1] Das Verfahren dieses Mannes hat bei den Katholiken der Schweiz einen peinvollen Eindruck hinterlassen ebenso wie die Flugschrift, die er 1853 von Freiburg aus über die Sonderbundsereignisse veröffentlicht hat. Sein Auftreten ist von Rom aus nachträglich mißbilligt worden. Den Jesuiten hatte er sich schon früher wenig freundlich erwiesen (vgl. Hist.-polit. Blätter I (1848) 796 f.; Baumgartner, Die Schweiz IV 202; Stimmen aus Maria-Laach III 104, A. 1).

teidigung der Provinz zu verfassen. Im Januar 1848 niedergeschrieben, wurde sie nach Möglichkeit verbreitet. Für Deutschland erschien sie in den „Historisch-politischen Blättern“ [1]. P. Roh hielt sich dabei an die zwei Hauptsätze, die vernünftigerweise nicht bestritten werden konnten:

1. Es lag nicht einfach in der Wahl der Jesuiten, aus den katholischen Kantonen freiwillig hinwegzuziehen, um dadurch etwa den Krieg zu verhindern.

2. Selbst der freiwillige Abzug der Patres würde den Krieg nicht verhindert haben.

Nachdem die dringendsten Pflichten in der Schweiz erledigt waren, machte Pater Provinzial noch im Dezember 1847 sich auf, seine zersprengte Herde zu besuchen. In Chambéry fand er seine Scholastiker eifrig in den Studien, alles in sicherem Gang und guter Ordnung. Nach etwa zehn Tagen reiste er weiter. In der Frühe des 1. Januar traf er in Turin ein, wo er das Profeßhaus der Gesellschaft schon an der festlichen Beleuchtung und am Zudrang des Volkes zur Kirche erkannte. Vom Provinzial P. Pellico wurde er mit aller Liebe aufgenommen und auch beim Minister des Königs, Solar della Margherita, eingeführt. Bei diesem hatte P. Minoux eine lange, sehr lehrreiche Audienz.

Von Turin ging es rasch über Novara nach Oleggio, wo Pater Provinzial die Visitation abhielt und auf das Epiphaniefest die Gelübdeerneuerung abhalten ließ. Die Vorbereitung dazu eröffnete P. Roh mit einem Hausunterricht über das Psalmwort Bonum mihi quia humiliasti me, die Betrachtungen legte der Rektor selbst, P. Staudinger, vor. Pater Provinzial war gehoben und getröstet von dem guten Geist und der Zufriedenheit, die er vorfand. Trotz großer Armut und empfindlicher Entbehrungen fand er alle voll des Opfermutes und der Freudigkeit.

Dies vermochte ihn aber nicht über die wirkliche Lage hinwegzutäuschen. Unmöglich konnte die zahlreiche Ordensfamilie hier in der Armut und Abgelegenheit von Oleggio belassen werden. Um so

[1] XXI 734 794.

weniger, da in ganz Sardinien, ja in Italien überhaupt die Existenz der Gesellschaft mehr als unsicher schien. Vinzenz Gioberti, der grimmige Jesuitenfeind, war in Italien gerade der Held des Tages, öffentliche Beschimpfungen, Drohungen, Deklamationen gegen die Jesuiten waren in der Mode, überall bereitete der Umsturz sich vor. Was P. Minoux in Turin erfahren und teilweise selbst beobachtet hatte, fand noch Bestätigung durch die schlimmen Nachrichten, die P. Burgstahler von Rom mitbrachte, der, von der Prokuratorenversammlung zurückkehrend, in Oleggio mit Pater Provinzial zusammentraf. Das nächst Notwendige war, die noch in Oleggio zusammengescharten Flüchtlinge gesichert unterzubringen.

Sobald die gewaltsame Vertreibung der Jesuitenpatres aus der Schweiz bekannt geworden war, hatte Erzherzog Maximilian von Österreich-Este, der große Gönner und Wohltäter der galizisch-österreichischen Ordensprovinz, sein zwischen Salzburg und Linz gelegenes Schloß Buchhain in Oberösterreich dem Ordensgeneral als Zufluchtsstätte für die Vertriebenen angeboten. Pater Provinzial beauftragte noch von Neuchâtel aus P. Staudinger, den P. Roh zu persönlicher Verhandlung nach Modena zu schicken. Als dieser um die Mitte Dezember mit Briefen der Obern am dortigen Hof erschien, fand er sehr gnädige Aufnahme und günstige Aussichten: das angebotene Schloß in geeigneter Lage und groß genug, das gesamte Scholastikat der Provinz zu beherbergen. Sowohl der General wie der Provinzial waren für die Annahme, es fragte sich nur um die Zustimmung der österreichischen Regierung. P. Beckx, als Beichtvater der Herzogin von Köthen in Wien bekannt und angesehen, erhielt den Auftrag, die Sache zu betreiben. Allein Metternich erklärte ihm, die Zeitlage gestatte nicht, daß die aus der Schweiz vertriebenen Jesuiten sich jetzt in Österreich ein eigenes Haus gründeten.

Durch diesen Bescheid war die schöne Hoffnung zwar vereitelt, man durfte aber ein Zugeständnis darin erkennen, daß nichts im Wege stehe, wenn die Vertriebenen in die schon bestehenden Jesuitenniederlassungen in den österreichischen Staaten sich verteilten. Danach wurde jetzt gehandelt.

Der greise P. Staudinger, der Rektor von Oleggio, sollte mit 3 seiner Novizen in das Noviziatshaus zu Graz, P. Roh als Professor der Moralphilosophie nach Linz, P. Damberger nach Innsbruck. Nach Galizien wurden 13 Mann abgeschickt, Priester, Scholastiker und Laienbrüder; unter ihnen war Theodor Meyer, der nach Absolvierung der Philosophie Magister in Brig gewesen war. In die venezianische Ordensprovinz kamen 4 Priester und 1 Laienbruder: P. J. B. Welte nach Brescia, P. Jos. Frey in das Noviziatshaus zum hl. Antonius in Verona, wo zur Zeit P. M. Viscardini Rektor war, die PP. Roder und Bellwalder mit dem alten Br. Haegli gleichfalls nach Verona, aber in das Kolleg zum hl. Stephan. 4 jüngere Patres wanderten in das Tertiat der Lyoner Provinz, 4 Scholastiker kamen nach Chambéry zu den übrigen. Von den Novizen, die in Oleggio waren, schickte man 3 nach Chieri in das Noviziat der Turiner Provinz, 2 durften in Melano die Rhetorik aufnehmen. Von den älteren Patres zogen 4, darunter P. Neltner und Burgstahler, in das heimatliche Elsaß.

Damit war jedoch die große Verteilung noch nicht am Ende. P. Ign. Brocard, der im Dezember 1847 nach Maryland geschickt worden war, um dort die Leitung der Provinz zu übernehmen, hatte P. Jos. Duverney und Karl Baague nebst einem Laienbruder der Provinz mit sich hinübergenommen. Jetzt hielt der Provinzial von Lyon um Hilfskräfte an für New-Orleans, und P. Minoux wählte in Oleggio für ihn 3 Patres, 3 Scholastiker und 8 Laienbrüder aus. Die Patres waren Anton de Chaignon, Joh. Esseiva und Jos. Brunner.

Der letztere hatte beim Provinzial schon früher und jetzt in Oleggio wieder um die Sendung nach Amerika angehalten, war aber, da P. Minoux anderes mit ihm vorhatte, abschlägig beschieden worden. Während er nun in Gemeinschaft mit P. Hübner eifrig mit Einpacken der Sachen tätig war, zog er sich eine heftige Lungenentzündung zu, die für sein Leben fürchten ließ. Da erlaubte ihm P. Minoux, er dürfe das Gelübde machen, nach Nordamerika in die Mission zu ziehen, wenn Gott ihm Heilung gewähre. Er legte das Gelübde ab und empfing darauf das heilige Sakrament. Von

der Stunde an trat Besserung ein. Bald war der Kranke so weit, daß er zur Erholung nach Chambéry geschickt werden konnte, und seiner Reise über den Ozean stand nichts mehr im Wege. Er ist sogar später noch von Amerika nach Ostindien übergesiedelt und im hohen Greisenalter in Bombay gestorben. Der Vorfall gewinnt an Merkwürdigkeit dadurch, daß derselbe Pater früher schon einmal in einer auffallenden Weise von einer Krankheit wiederhergestellt worden war. Als Physikprofessor in Brig hatte er sich 1838 eine chronische Krankheit zugezogen, die alle Erscheinungen einer Lungenschwindsucht aufwies. Als Kranker wurde er in das Haus von Stäffis versetzt, wo er in der milden Luft bei leichterer Beschäftigung sich pflegen sollte. Sein Zustand war aber immer bedenklicher und für ihn quälender geworden. Die Heilungen vermöge der Berührung der Reliquie des heiligen Rockes von Argenteuil, die im Freiburger Pensionat 1841 und 1843 so tiefen Eindruck machten, hatten auch dem schwindsüchtigen P. Brunner großes Vertrauen und Sehnsucht nach Heilung eingeflößt. Auf zweimaliger Bittfahrt nach Freiburg zur Berührung mit der Reliquie erlangte er 1845 die vollständige Heilung von all seinen Beschwerden und ist von da an bis ins hohe Alter ein rüstiger Arbeiter gewesen.

Eine andere Abteilung der Verbannten von Oleggio wurde von P. Minoux der Vizeprovinz Missouri zubestimmt, die PP. F. X. Wippern, Jos. Weber und Moritz Gailland. Mit ihnen zogen 6 Laienbrüder und 1 Scholastiker. Beide Abteilungen reisten durch Savoyen nach Frankreich und verließen zu Anfang März den Hafen von Marseille.

Nachdem der Provinzial in Oleggio so gründliche Arbeit getan und das ganze Haus geleert hatte, war er mit Sorgen noch nicht am Ende. Die Lage der Dinge in Italien war zu unsicher. Wohin sollte er mit den vielen Leuten, wenn sie für die Jesuiten unhaltbar würde? Es war notwendig, mit dem Provinzial von Frankreich sich zu verständigen. P. Minoux eilte daher über Chambéry, wo er sich diesmal kaum aufhielt, zurück durch die Schweiz nach Frankreich. Es war inzwischen Februar geworden. In Metz empfing

ihn die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Paris. Louis Philipp hatte abgedankt. Für jetzt war in Frankreich nichts zu hoffen. P. Minoux machte sich auf den Rückweg nach Italien. Als er in Neuchâtel eintraf, fand er auch hier die Revolution und den Umsturz. Glücklicherweise war die ganze Habe der Häuser von hier nach Basel verbracht, wo sie in dem Hause des befreundeten Kaufmanns Sigrist in sicherem Verwahr blieb. Besorgt eilte der Provinzial weiter nach Chambéry; aber bereits auf der Reise dahin erfuhr er, daß die Jesuiten aus dem Königreich Sardinien ausgewiesen seien. Als er in Chambéry ankam, fand er das große Kolleg bereits leer, seine Scholastiker überallhin zerstreut.

König Karl Albert hatte im Februar dem Volk eine Verfassung zugesagt; am 4. März, dem Samstag vor Fastnachtsonntag, wurde dieselbe feierlich verkündet und vom Volke mit ausgelassenem Jubel begrüßt. Unter diesem künstlich angefachten Enthusiasmus und dem Lärm der Fastnachtstage wurde am 5. März, am Fastnachtsonntag, das Dekret zur Austreibung der Jesuiten erlassen, ein Zugeständnis an die revolutionäre Partei, nicht vom König, sondern vom Prinzen von Carignan gezeichnet. Das Dekret wurde sofort ausgeführt und die Häuser der Jesuiten aufgelöst. Als in Melano am Abend des Fastnachtmontag, 6. März, amtlich angezeigt wurde, daß am folgenden Tage die Ordensgemeinde aufgehört haben müsse zu bestehen, traf dies die deutschen Flüchtlinge wie ein jäher Blitz. Es waren ihrer 28 an der Zahl, meistens jüngere Scholastiker. Sie standen da in fremdem Lande, ratlos, hilflos, ohne Ausrüstung und ohne Geld. Ihr Rhetorikprofessor, P. Jos. v. Lamezan, sprach ihnen Mut ein. Gemeinsam ging es am 6. März auf die Reise, und glücklich wurde Genf erreicht. Hier fanden sie gute Freunde, den großen Wohltäter von Stäffis, Marquis de Nicolay und Ludwig Huet, die beide ihre Söhne im Freiburger Pensionat gehabt hatten, und eine für die Patres stets wohltätige Dame, Madame de Féguely. Während einige der Ankömmlinge bei der Familie Huet sich vorstellten, kam eben eine vornehme Dame zu Besuch dahin, Mde. Capt. de la Falconnière, deren Sohn noch jahrs zuvor im Pensionat von

Freiburg studiert hatte. Der Lehrer, den er dort gehabt, war der Bruder eines der Priester, die jetzt vor ihr standen. Sie machte diesem nun gleich den Vorschlag, als Hauslehrer bei ihr die weitere Ausbildung ihres Sohnes Karl zu leiten. Nach einiger Überlegung willigte der Pater ein, dem bald auch Gelegenheit wurde, die Seelsorge in einem Spital der Stadt zu übernehmen. Von dieser Zeit an war das Haus dieser Dame die stets gastlich geöffnete Zuflucht und Herberge für alle Mitglieder der Provinz, die Genf berührten. P. de Lamezan selbst übernahm eine Stelle als Hauslehrer bei der Familie Sigrist in Basel, bis er zwei Jahre später abgerufen wurde.

Als P. Minoux in Chambéry ankam, war alles dies bereits geschehen. Mit P. Geoffroy und P. Kaspar Rothenflue, die er noch vorfand, hielt er Rat, was zu tun sei. Die einzige Provinz, wo noch Leute hätten untergebracht werden können, war Belgien, die ohnehin mit der oberdeutschen Ordensprovinz durch so viele Freundschaftsbande verbunden war. Allein auch hier waren seit einem Jahr die Liberalen am Ruder, und auch hier war man nicht sicher. Der dortige Provinzial hatte sich erboten, einige aufzunehmen; aber eine größere Anzahl zuzulassen, verbot ihm seine Pflicht gegen die eigene Provinz. Für den Augenblick war demnach die Lage eine verzweifelte. Nirgends bot sich ein Unterkommen. Für etwa 20 Leute ließen sich Hauslehrerstellen finden. So kam P. Faller als Erzieher zum jungen Grafen Boutourlin, mit dem er die Reise nach Palästina machte. Andere wurden bis auf weiteres zu ihren Eltern oder Verwandten nach Hause geschickt. Damals sah auch der junge Adolf v. Doß seine bayerische Heimat wieder. Diejenigen Mitglieder der Provinz, die bereits Priester waren, sollten selbst sehen, wie sie irgendwo in der Seelsorge Verwendung finden konnten. Die letztere Bestimmung wurde bald auch für jene Patres praktisch, die man in der venezianischen Provinz sicher geborgen glaubte. Am 19. März brach in Brescia ein Volkstumult aus, kurz darauf in Verona. Die deutschen Patres daselbst mußten fliehen. P. Joseph Frey fand Zuflucht bei den aus dem Aargau vertriebenen Benediktinern zu Muri-Gries, PP. Bellwalder, Roder und Welte suchten sich Arbeit auf deutschem

Boden[1]. Der 72 Jahre alte Br. Haegli aus Luzern, zu schwach und elend, um noch zu fliehen, starb am 10. Oktober im Spital der Kamillianer zu Verona.

Die Provinz und ihr Provinzial standen noch nicht am Ende der Übel. Der 23. November 1847, der durch die Niederlage des Luzerner Heeres dem Walten der Jesuiten in der Schweiz ein Ende gemacht hatte, war der Todestag des Herzogs Heinrich von Anhalt-Köthen. Dieser hatte bis zu seinem Ende den Patres Achtung und Wohlwollen erwiesen und selbst eine gewisse Vorliebe für die katholische Religion zu erkennen gegeben. Mit einer strenggläubigen Protestantin vermählt, hatte er jedoch keinen weiteren Schritt der Annäherung getan. Trotzdem betrauerte die katholische Mission von Köthen in ihm ihren letzten Beschützer. Er starb kinderlos, das Herzogtum fiel an die Linien von Bernburg und Dessau, und da der gleichfalls kinderlose Bernburger verzichtete, bald an Anhalt-Dessau allein. Als Herzog Heinrich starb, lag die katholische Witwe seines Vorgängers, Julie von Brandenburg, bereits an ihrer letzten Krankheit danieder; am 27. Januar 1848 endete dieses edle, ganz den Interessen Gottes und den Seelen gewidmete Leben. Nach den

[1] P. Roder übernahm die Verwaltung der Pfarrei Massingen in der Diözese Regensburg, wo er bis März 1850 bleiben konnte P. J. B. Welte fand Aufnahme in Bayern zuerst beim Grafen Fugger-Blumenthal und erhielt dann eine Anstellung als Anstaltsgeistlicher in Landsberg im ehemaligen Kollegium und Noviziatshaus der Gesellschaft, wo er am 20. Mai 1850 verstarb. Er war 1794 zu Stein in Württemberg geboren.

Von Verona aus suchte auch Br. Leonhard Furtmüller die deutsche Heimat auf, nachdem er von Modena aus dahin geflohen war. Er starb in Augsburg am 29. Mai 1850.

Wie diese drei, so konnte auch der greise Walliser P. Athanasius Michellod (geb. 1789) in Bayern eine Zuflucht finden, nachdem er im März 1848 aus Aosta hatte weichen müssen. Aus der Nähe von Straubing, wo ihn ein Pfarrer bei sich aufgenommen hatte, wurde er zwar durch die Behörde unbarmherzig ausgewiesen. Aber in Regensburg wies man ihn an den Grafen Walderdorff, der sich gütig seiner annahm und ihn als Hausgeistlichen bei sich behalten wollte. Auf dessen Landgut Hauzenstein bei Regenstauf fand er am 28. Mai 1850 die letzte Ruhe.

Bestimmungen des Testamentes sollte P. Beckx ihre Leiche nach Köthen bringen, um sie an der Seite ihres Gemahls bestatten zu lassen. Ihr in Köthen gelegenes Schloß und ein Kapital von 50000 Talern vermachte sie letztwillig der dortigen katholischen Mission. Durch diese Verfügung wurden Neid und Haß in der andersgläubigen Bevölkerung aufs höchste gestachelt. Die Angriffe und Schmähungen in den öffentlichen Blättern kannten keine Schranken mehr. Darüber brach der Märzaufstand los, der wie überall in Deutschland auch in Köthen seine Tumulte zeitigte. Schon bald wurde dem Herzog von Dessau eine Bittschrift eingereicht, die Jesuiten aus Köthen zu entfernen, und da dieser zuzustimmen schien, kam unmittelbar vom Polizeidirektor die Aufforderung zu schleunigem Abzug. In Köthen waren noch immer die drei Jesuiten P. Devis, P. Ehrensberger und ein Laienbruder. P. Devis als Oberer wandte sich sogleich an das Haupt der Regierungsbehörde, Herrn v. Goßler. Dieser erteilte den Rat, um den formlosen Ausweisungsbefehl sich nicht weiter zu kümmern. Auf der andern Seite wollte er sich aber nicht herbeilassen, für die Sicherheit der Patres einzustehen oder irgendwelchen Schutz zu versprechen. War damit für die Jesuiten der Posten unhaltbar geworden, so hoffte doch P. Devis, den Bestand der Mission für die katholische Kirche zu retten, und wandte sich unverzüglich an den päpstlichen Nuntius in München, welcher als „Apostolischer Vikar" für Anhalt-Köthen eigens bestellt war. Diesen bat er, ohne Zögern zwei Priester aus der Diözese Paderborn für die Fortführung der Mission zu bestimmen. Inzwischen hatten die Patres in Köthen schweren Stand. Mit Briefen und Karikaturen, mit Geschrei und Schikanen schien man ihnen den Aufenthalt verleiden zu wollen. In der Aufregung jener Tage war einigen fadenscheinigen Katholiken die Idee in den Kopf gestiegen, das katholische Kirchenvermögen, zumal das Vermächtnis der Herzogin, unter den Mitgliedern der kleinen Gemeinde zu verteilen. Der Anklagen gegen die Patres wegen Unterschlagung und Verschleppung des Vermögens war daher kein Ende. Da drang P. Devis selbst auf genaue amtliche Untersuchung und Inventarisierung. Damit war der Verleumdung ein Ende gemacht, aber die

Stellung der Patres in Köthen nicht gefestigt. Zu Anfang April erschien vor dem Herzog von Dessau eine Massendeputation der Köthener, um 17 Postulate des Volkes ihm zu überreichen. An der Spitze stand die Ausweisung der Jesuiten. Dieses erste genehmigte der Herzog leichten Herzens, dazu bewilligte er noch die verlangte Preßfreiheit, das übrige erklärte er noch überlegen zu müssen. Aber in Köthen war man schon zufrieden. Den Jesuiten wurde alsbald angekündigt, daß sie abzuziehen hätten; in der Stadt aber feierte man diese Errungenschaft mit einer Illumination.

Den Jesuiten lag eines noch am Herzen, so viele von den Kindern der Gemeinde, als nur statthaft, zur ersten heiligen Kommunion zu führen, bevor sie den Platz verließen. Außer den beiden katholischen Gemeindeschulen unterhielten sie im eigenen Hause ein kleines Konvikt mit 21 Internen, Kinder der Diaspora und meistens aus gemischten Ehen stammend. Aus diesen Kindern wurden alle ausgewählt, die das zehnte Jahr erreicht hatten. Es waren 22 an der Zahl, 16 davon aus dem Konvikt, die als Kinder auswärts wohnender Eltern von jetzt an protestantische Schulen zu besuchen hatten. Nach sorgfältiger Vorbereitung der Kinder reichte ihnen am Schmerzensfreitag, 14. April, P. Ehrensberger das heiligste Sakrament. Alles verlief in größter Stille; jede äußere Feier unterblieb. Noch am gleichen Tage wurde das Konvikt aufgelöst. Einer von den kleinen Konviktoren fand Aufnahme im Waisenhaus in Münster, um seine katholische Erziehung sicherzustellen. Es war August Klepsch, der später als Laienbruder in die Gesellschaft Jesu trat, wohin ihm zwei seiner Brüder, Franz und Christoph, bereits vorausgegangen waren. P. Ehrensberger rüstete sich, um schon in nächster Zeit die Reise in die Missourimission anzutreten. P. Devis blieb, um den neuen Pfarrer einzuführen und die Habseligkeiten der Patres zusammenzupacken. Erst am 6. Mai 1848 schied er aus Köthen. Er hatte zunächst den Nuntius in München, dann seinen Provinzial im Elsaß aufzusuchen. Von Anfang Oktober 1848 an fand er eine Zuflucht bei Baron Konrad Romberg auf Schloß Bladenhorst bei Dortmund.

Mit jenem 6. Mai 1848, an welchem P. Devis nach zwanzigjähriger Tätigkeit die kleine deutsche Residenz verließ, war das letzte Stückchen festen Bodens unter den Füßen der Provinz geschwunden. Deutsche Jesuiten hatten in ganz Deutschland keine Stelle, die oberdeutsche Provinz hatte in der ganzen Welt keine Niederlassung mehr.

Noch waren im katholischen Österreich die Häuser der Gesellschaft vom allgemeinen Umsturz verschont geblieben, dort hatten auch eine Anzahl deutscher Ordensmitglieder Unterschlupf erhalten. Da erschien am 8. Mai das Dekret der österreichischen Regierung, das Jesuiten und Liguorianer aus den Grenzen der Habsburgischen Monarchie verwies. Das vom Minister v. Pillersdorff gezeichnete Dekret war damit begründet, daß diese Ordensgenossenschaften, da sie die Gebildeten aller Stände gegen sich hätten, doch nichts mehr Gutes zu wirken imstande wären. Die Folge war die Auflösung der sämtlichen Häuser in den Provinzen von Österreich, Galizien und Venetien innerhalb der nächsten zwei Monate. Nur Innsbruck blieb verschont, da in jener Stadt der Kaiser eine sichere Stätte gefunden und sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Etwa dreißig Mitglieder der oberdeutschen Provinz waren in jenen Häusern untergebracht gewesen; sie mußten aufs neue flüchtig gehen. Der Provinzial wies die Novizen nach Isenheim im Elsaß, die Scholastiker nach Belgien. Patres und Brüder wurden untergebracht, wo sich eben eine Möglichkeit bot. Einige wenige blieben auf österreichischem Boden zurück, die einen zur Arbeit, die andern zur ewigen Ruhe.

Gleich dem Br. Haegli in Verona vermochte auch der fromme alte Gärtner von Brig, Br. Lukas Kemp, erst seit wenigen Monaten in Lemberg angelangt, die Strapazen der weiten Rückreise nicht mehr auf sich zu nehmen. Obgleich bereits ein Siebziger, hatte er im Januar desselben Jahres mutig den Weg von Oleggio nach Galizien angetreten. Man hatte ihn dazu ausersehen, da er, 1805 bis 1820 der Gesellschaft in Rußland angehörig, von daher noch des Polnischen mächtig war. Zwei gewaltsame Vertreibungen hatte er als Jesuit miterlebt, zu der dritten reichten seine Kräfte nicht mehr aus. Als Kranker blieb er in Lemberg zurück, als die

übrigen Deutschen aufs neue wandern mußten, und starb daselbst am 9. August 1848.

Noch bevor in Österreich der letzte Schlag gefallen war, hatten schon die Aufregungen der Märztage einen Verlust für die oberdeutsche Provinz nach sich gezogen, welcher das österreichische Asyl von 1848 den deutschen Jesuiten für immer denkwürdig macht und welcher für den Höhepunkt der Heimsuchung als bezeichnend gelten darf.

P. Georg Staudinger, der letzte Überlebende aus der kleinen Schar, die mit dem Kolleg von Sitten 1805 zur Provinz den Grund gelegt hatte, erschien, als P. Minoux Oleggio besuchte, in der Gesundheit schwer erschüttert und am Ende seiner Kräfte. Er war schon früher von schwacher Gesundheit gewesen. Die Aufregungen der Vertreibung wie die Anstrengungen und Entbehrungen von Oleggio hatten noch das übrige getan. Pater Provinzial dachte, den verdienten Greis zur Wiederbelebung seiner Kräfte für einige Zeit mit einem Laienbruder nach Arona am Lago Maggiore zu schicken, wo eine Wohltäterin, Frau v. Bolongaro, ihre Villa zu diesem Zwecke angeboten hatte. Allein der fromme, ernste Geistesmann, dessen ganzer Richtung eine solche Ausnahme widerstrebte, wußte sich dieses beim Provinzial abzubitten unter der Begründung, daß er das gemeinsame Leben des Ordenshauses nicht entbehren wolle. Nun glaubte P. Minoux dem Kranken dadurch einen besondern Trost zu gewähren, daß er ihn zugleich mit mehreren seiner Briger Novizen für das Haus in Graz bestimmte. Es war das Noviziatshaus der österreichischen Provinz, gewiß eine heimische Stätte für den Mann, der 24 Jahre hindurch des Amtes als Novizenmeister gewaltet hatte. Rektor dieses Hauses war zu dieser Zeit der mit P. Staudinger innig befreundete und um die oberdeutsche Provinz hochverdiente P. Friedrich Krupski, der auch seinerseits früher Sitten und Brig als Rektor vorgestanden hatte.

Als P. Staudinger gegen Ende Januar 1848 das Kolleg von Graz erreichte, war er äußerst erschöpft und geschwächt, und er verfiel in ein hartnäckiges Fieber. Nur langsam begann es zu weichen, doch der Kranke fühlte sich allmählich besser, und die Kräfte schienen

wiederzukehren. Da brach am 13. März in Wien der Pöbelaufstand los, der fast gleichzeitig in allen größeren Städten der Monarchie entzündet wurde. In Graz wälzte sich alsbald der Strom des lärmenden Janhagels gegen das Kolleg der Jesuiten. Unter wildem Geschrei wurden die Fenster zerschmettert und die Tore bestürmt, um sie gewaltsam zu erbrechen. Die ganze Genossenschaft hatte sich um Pater Rektor in der Kirche versammelt, um zu beten. Sie verblieben in stillem Gebet, auch als die wilde Rotte durch das Haus in die Kirche einzudringen begann. Beim ersten Anblick der betenden Ordensleute schien die Menge zu stutzen. Während sie innehielten, trat ihr Anführer vor und befahl allen Jesuiten, sofort das Haus zu verlassen, es solle, wenn sie dem Befehl nachkommen, niemand ein Leid widerfahren. Auf diese Ankündigung hin begann der Volkshaufe sich zurückzuziehen, aber eben in diesem Augenblick brach der greise P. Staudinger vom Schlag gerührt an seinem Platz zusammen. Man trug ihn in das Haus zurück, wo er mit den Sterbesakramenten versehen wurde. Er war der Sprache beraubt, doch sonst bei klarem Bewußtsein. In rührender Weise nahm er Abschied von den drei Novizen, die mit ihm gekommen waren und die jetzt Graz verlassen mußten[1]. Bald war das ganze Kolleg geleert, nur wenige blieben zurück, um dem Sterbenden beizustehen. Am 15. März 1848 beschloß P. Staudinger seine irdische Laufbahn, acht Tage bevor sein 65. Lebensjahr vollendet war. Seine Ruhestätte fand er in Graz auf dem öffentlichen Friedhof. P. Staudinger war Mitbegründer der Provinz, über sechs Jahre hatte er als Provinzial derselben vorgestanden, den weitaus größeren Teil der Provinz hatte er als Novizenmeister fürs geistliche Leben herangebildet. Bei allen, die ihn kannten, stand er in hoher Verehrung, bei denen, die ihm näher kamen, im Ansehen eines Heiligen. Die Gabe der Weissagung und andere außerordentliche Begnadigung wurde ihm von vielen nachgerühmt. Anerkannt war sein über alle Wechselfälle erhabener Gleich-

[1] Einer dieser Novizen, P. Jos. Krieg, hat über P. Staudingers letzte Stunden berichtet.

mut, seine gewinnende Güte gegen alle, eine wunderbare Maßhaltung in Tat und Wort und die Reife seines weisen Rates.

Von jung auf war Georg Staudinger, der als Student unter der Leitung der ehemaligen Jesuitenväter in Augsburg gestanden, erfüllt von Liebe zur Gesellschaft Jesu und von Hochachtung für ihre Einrichtungen und Überlieferungen. Denselben Geist hingebender Pietät gegen den Orden, getragen von Demut und Dankbarkeit, suchte er allen seinen Novizen aufs tiefste einzuprägen. Ein Zeuge dieses Geistes ist das Diarium, das jetzt noch den Novizen der Ordensprovinz als geistlicher Wegweiser im Gemeinschaftsleben dient. Aus ihm sind die in der belgischen Ordensprovinz gebrauchten Documenta vitae spiritualis entnommen. Es ist von P. Staudinger verfaßt, sein geistiges Vermächtnis für die Ordensprovinz, insbesondere für die Novizen.

Auch nach dem Tode sollte der um die Provinz so hochverdiente Mann noch weiter wirken. Sein Geist und seine letzten Mahnungen übten bestimmenden Einfluß auf das Zustandekommen eines Unternehmens, zu dem der Provinzial bald nachher sich entschloß. Der Zustand, in welchem die Provinz sich befand, aus welcher viele der jüngeren Mitglieder als Gäste im Schoß ihrer Familie oder als Lehrer in fremden Häusern ohne Aufsicht und Stütze vereinzelt leben mußten, konnte den Provinzial nur mit Sorgen erfüllen. Es war jedoch über die Maßen schwer, sie in Häusern des Ordens innerhalb Europas unterzubringen. An eine Zuflucht in England war um jene Zeit für die Scholastiker nicht zu denken. Die Patres in Spanien hatten vor nicht langer Zeit eine schwere Verfolgung und Vertreibung durchgemacht und waren erst seit einem Jahre wieder zurückgekehrt. Die Hilfswilligkeit der französischen und belgischen Provinzen, die für ihren eigenen Bestand zu fürchten hatten, war bereits bis aufs äußerste in Anspruch genommen. In Italien aber waren die Dinge soweit gediehen, daß selbst aus Rom die Patres hatten weichen müssen. Sogar der Ordensgeneral, P. Roothaan, hatte auf Geheiß des Papstes am 28. März 1848 die Reise über die Alpen antreten müssen.

Aber selbst wenn es hätte gelingen können, die jüngeren Mitglieder des Ordens alle in Häuser der andern Provinzen zu verteilen, wären die Besorgnisse des Provinzials nicht behoben gewesen. Noch bei den letzten Unterredungen in Oleggio hatte der ehrwürdige P. Staudinger dem Provinzial ernst auf die Seele gebunden, auf jede Weise zu sorgen für die Einheitlichkeit des Geistes und für die unverfälschte Erhaltung der besondern Art, die sich zum Segen der Provinz in ihr ausgebildet hatte und die vom Ordensgeneral selbst schon oft lobend anerkannt worden war. Um für die Kirche wirklich etwas zu leisten und ihre Aufgabe zu erfüllen, mußte die Provinz eine innerlich geeinte Phalanx bleiben, durfte nicht durch gegenseitig sich kreuzende und bekämpfende Richtungen in ihrer Kraft gelähmt werden. Wie jede der andern Provinzen, so hatte auch die oberdeutsche teils nach der Eigenart des Landes und der in ihr verschmolzenen Elemente, teils infolge der eigentümlichen Führungen und Schickungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung einen ihr besonders eigenen Geist ausgebildet, und die klarblickendsten der Schweizer Patres waren überzeugt, daß dieser Geist ein guter und gesunder, dem Gesamtorden zuträglicher sei. Es war ein Geist ernster religiöser Zucht und selbstloser Arbeit, die willige Hingabe der ganzen Kraft in den apostolischen Dienst. Insbesondere legte P. Staudinger Nachdruck auf die religiöse Einfalt.

Daß dieser der Provinz eigentümliche Geist nicht erhalten werden konnte und daß die innere Einheitlichkeit der Provinz verlorengehen müsse, wenn ihre heranreifenden Mitglieder, jahrelang verschiedenartigen Einflüssen ausgesetzt, inmitten anderer Nationen und Ordensprovinzen ihren Weg zu suchen hätten, stand P. Minoux nicht weniger klar vor Augen als seinem verehrten Meister im Geistesleben, dem weisen, erfahrenen P. Staudinger. Es kam daher für Pater Provinzial alles darauf an, wieder ein der Provinz eigenes Haus zu schaffen, in welchem die Scholastiker in alter, strenger Zucht nach einheitlichem Geiste herangebildet werden könnten. Den Raum dafür bot, da in Europa nirgends mehr Sicherheit war, nur der freie Norden Amerikas in den Vereinigten Staaten.

P. Minoux hatte in Italien Gelegenheit gehabt, mit P. Elet, dem Vizeprovinzial von Missouri, sich eingehend zu besprechen, als dieser von der Prokuratorenversammlung in Rom auf der Rückreise begriffen war. Diesem war es jedoch nur darum zu tun, möglichst viele Hilfskräfte für seine Missourimission zu gewinnen. Er hatte darum sehr in P. Minoux gedrungen, und dieser hatte auch seinen Bitten bereitwillig Rechnung getragen.

So auf den großen Wirkungskreis in den Vereinigten Staaten aufmerksam gemacht, war P. Minoux nur um so zugänglicher, als einige Zeit nachher der Provinzial von Belgien ihm von dem Verlangen des Bischofs von Chicago nach deutschen Seelsorgekräften vertraulich Kenntnis gab. Der Bischof dieser vor kurzem neugegründeten Diözese, William Quarter, wünschte eine Niederlassung der deutschen Patres in seinem Sprengel und stellte ein fertiges Haus dafür in Aussicht. Sein Generalvikar, der zur Zeit in Belgien sich aufhielt, hatte die Vermittlung des belgischen Provinzials in dieser Sache angerufen. P. Minoux ging mit Freuden auf den Gedanken ein, der ihm die Möglichkeit in Aussicht stellte, seinen sehnlichsten Wunsch für die Provinz in Erfüllung zu bringen. Der Ordensgeneral, der noch im Februar von einer Gründung in Amerika vorläufig abgemahnt hatte, zeigte sich jetzt nicht abgeneigt und bezeichnete sogleich P. Jos. Brunner, der schon seit Mitte März nach den Vereinigten Staaten abgereist war, als den Rektor für das in der Diözese Chicago geplante Kolleg. P. Roothaan fügte aber den Wink bei, daß man sich auf Schwierigkeiten vonseiten der bereits bestehenden amerikanischen Ordensprovinzen gefaßt halten müsse. Denn so sehr die Provinziale von Maryland und Missouri nach Hilfskräften aus Europa verlangten, so wenig wünschten sie die selbständige Niederlassung einer fremden Provinz an ihrer Seite. Es mochten sich dafür berechtigte Gesichtspunkte und sachliche Gründe von ihrer Seite geltend machen lassen. Aber für die oberdeutsche Provinz sprach hier das Recht der Selbsterhaltung und die bitterste Not.

Ohne langes Säumen entsandte Pater Provinzial bereits gegen die Mitte Mai den geschäftsgewandten P. Friedr. Hübner mit P. Ehrens-

berger und einem Laienbruder als seinen Bevollmächtigten über den Ozean, um mit den amerikanischen Provinzialen sich zu verständigen und beim Bischof in Chicago alles einzuleiten. Aber P. Minoux war von seinem Gedanken so erfüllt und von dem Verlangen einer Niederlassung für die Provinz so gedrängt, daß er einen Bericht der Vorausgesandten nicht erst abwartete. Vor seinem Geist stand schon klar die Zahl, die Auswahl und der Amtskreis der Personen, die dem neuen Hause angehören sollten. Die einzelnen erhielten Weisung, sich für die Reise zu rüsten und am bestimmten Tage in Antwerpen sich einzufinden. Auch die beiden Patres, die noch in Trier bei Bischof Arnoldi aushielten, sollten die Expedition begleiten, P. Heinrich Behrens von allen der Führer sein.

Während die beiden in Köln auf ihre Pässe warteten und aus den Sachen der aufgehobenen Häuser, die bei Kaufmann Haan in Köln untergebracht waren, für die Einrichtung des neuen Kollegs in Amerika sich vorsahen, kam es zu einem Zerwürfnis. P. Joseph Schlaberg lag daran, vor der Abreise nach Amerika die Seinigen in Hannover nochmals zu besuchen, P. Behrens glaubte Gründe zu haben, dies nicht zu gestatten. Dies wurde für den sonst tüchtigen Priester, dem der Provinzial einige Monate zuvor durch die Auswahl für Trier noch ein besonderes Zeichen des Vertrauens gegeben hatte, leider der Anstoß, sich von seinem Orden loszusagen.

Es ist ein schönes Zeichen für die Provinz, daß trotz der allgemeinen Verwirrung, Unsicherheit und Not in jenen Jahren solche Verluste seltene Ausnahmen waren. Im Falle des P. Schlaberg scheint persönliche Gegensätzlichkeit zum Bruche geführt zu haben. Weiter ausgreifend war eine Bewegung, die kurz zuvor die Sorgen des Provinzials in Anspruch genommen hatte. Eine Anzahl von Priestern und Scholastikern, die aus dem Wallis stammten, hatten, als überall für die Jesuiten sich die Tore schlossen, in der Heimat Zuflucht gefunden. Um ihnen hier einstweilen dauernden Aufenthalt zu sichern und den Priestern unbehindertes Wirken in der Seelsorge zu ermöglichen, wurde ihnen von wohlgesinnten Freunden der Rat gegeben, in Anbetracht der eigenartigen Verhältnisse einstweilen der

Form nach aus der Gesellschaft auszutreten mit dem Vorbehalt, sich derselben, sobald andere Verhältnisse eingetreten, sogleich wieder anzuschließen. Es handelte sich also um den Plan einer zeitweisen Säkularisierung, wie er in einer viel späteren Periode in den französischen Provinzen wieder aufgetaucht ist. Der ganze Plan scheint vonseiten jener Freunde sehr gut gemeint gewesen zu sein, und die Überlieferung sagt, daß auch der treffliche Bischof de Preux von Sitten demselben günstig war. Unter den Verhältnissen, wie sie lagen, hatte der Plan, bloß mit den Augen eines Auswärtigen betrachtet, gewichtige Momente für sich; aber er verletzte oder mißachtete doch das durch Gelübde geheiligte Band inniger Liebe und Ehrfurcht, das den Ordensmann an seinen Orden, jedenfalls den Jesuiten an die Gesellschaft Jesu knüpft. P. Minoux, ganz im Geist der ehrlichen treuen Schweizer Patres, konnte sich mit diesem Notbehelf der zeitweiligen Säkularisierung nicht befreunden und lehnte von Anfang an alles entschieden ab. Die meisten fügten sich der Entscheidung ihres Provinzials; nur bei zwei Mitgliedern, einem Pater und einem Scholastiker aus dem Wallis, kam es zum Austritt aus dem Orden[1].

Als P. Behrens kurz darauf von Köln aus in die Schweiz gereist kam, um die für Amerika bestimmten Gefährten zu sammeln, fand er überall die größte Bereitwilligkeit. Truppweise schickte er sie nach Antwerpen voraus. Manche hatten sich das Reisegeld bei Freunden gesammelt oder brachten größere Almosen mit, die ihnen geschenkt worden waren. Zur Einrichtung führte man den Hausrat und die Bibliothek der Residenz von Köthen mit, aber auch vieles aus den aufgelösten Häusern der Schweiz. Noch im Laufe des Monats Mai sammelten sich Auswanderer und Gepäck im Kolleg von Antwerpen, das, soweit es nur geschehen konnte, vielen Obdach bot. Es waren 43 deutsche Jesuiten, die mit P. Behrens die Reise machen

[1] Es waren P. Ferdinand Perrig und, wie es scheint, Fr. Jakob Boeny. Der erstere bewahrte bis ins hohe Greisenalter seine Anhänglichkeit an den Orden, zugleich auch die feste Meinung, daß ihm mit der Entlassung Unrecht geschehen sei. Er erhielt später die Bewilligung, im Kleid des Ordens und mit Erneuerung seiner Gelübde sein Leben zu schließen.

sollten. Ein Missionär der Felsengebirge, P. Miège aus der Turiner Provinz, später Apostolischer Vikar von Kansas, schloß sich ihnen an. Mit ihm stieg die Zahl der Priester auf 9, von denen 6 eben im dritten Probejahr sich befanden: die PP. Aschwanden, Fr. X. Friedrich, Petr. Spicher, Gustav Eck, Fr. X. Knackstedt, Joh. Bapst.

Die Expedition begann mit einer Enttäuschung. Das Schiff, auf welchem der Prokurator der belgischen Provinz die Plätze gemietet hatte, fuhr ab, ohne diese Art Passagiere mitzunehmen, auf die Angabe hin, die Räume seien schon zu viel besetzt. Doch ließ dieselbe Schiffsgesellschaft schon bald ein anderes Fahrzeug bereit machen und auf demselben für die 45 Jesuiten Räume vorbehalten. Der Namen des Schiffes lautete tröstlich; es hieß Providence. Aber es war ein Transportschiff und für die Beförderung von Passagieren nur dürftig eingerichtet; die vertriebenen Jesuiten als Arme hatten die niederste Fahrklasse genommen. Am 3. Juni wurde das Schiff bestiegen. P. Minoux war persönlich nach Antwerpen gekommen, um Abschied zu nehmen. Er sprach es offen aus, auf dieser Sendung und dem neuen Kolleg in Amerika ruhe für ihn „alle Hoffnung". Sonntag, den 4. Juni 1848 verließ die „Providence" mit den 45 Jesuiten den Hafen von Antwerpen.

Um diese Zeit standen die vorausgesandten Vertrauensmänner bereits auf amerikanischem Boden. P. Hübner hatte sich alsbald P. Jos. Brunner an die Seite genommen und war mit ihm nach Chicago gereist, um mit dem Bischof alles ins reine zu bringen. Aber als sie dort ankamen, erfuhren sie, daß Bischof Quarter soeben gestorben sei. Sie besahen das Haus, das der Bischof für die Jesuiten bestimmt hatte; es war viel zu klein für ein Kollegium. Der Administrator der Diözese wollte und konnte sich auf keine Abmachungen einlassen, solange der bischöfliche Stuhl unbesetzt. Es blieb also nichts übrig, als unverrichteter Dinge abzureisen und einstweilen in der Missouriprovinz bei der Seelsorgearbeit zu helfen. Der dortige Provinzial, in dessen Abhängigkeit sich P. Hübner dadurch begab, P. Elet, wollte gern viele deutsche Arbeiter, aber nur im Dienste seiner Provinz. Den Plänen des P. Minoux war er durchaus nicht

geneigt, und als P. Hübner sich die Freiheit vorbehalten wollte, zum Empfang der aus Antwerpen nachkommenden Ordensbrüder nach New York zu reisen, wurde ihm dies rundweg abgeschlagen, da eintretendenfalls telegraphische Weisungen genügten.

Es währte ziemlich lange, ehe die „Providence" die Küsten von Amerika in Sicht erhielt. Drei Tage hatte das Schiff gebraucht, ehe es aus der Schelde herauskam, erst am 14. Juni war es außerhalb des Kanals. Auf eine unruhige, aber doch flotte Fahrt während der nächsten Wochen stellte mit Anfang Juli ein starker Gegenwind sich ein, der bald in einen bösartigen Sturm ausartete. Mehrere Tage hindurch schwebten die Passagiere in Lebensgefahr und hatten in ihren engen Kajüten vieles zu erdulden. Aber weit schlimmer noch wurde die Windstille und die Hitze, die darauf folgten. Es fehlte dabei an genügender Nahrung und selbst an Trinkwasser, was die Hitze noch unerträglicher erscheinen ließ. Trotzdem hielt die Reisegesellschaft den Mut aufrecht. So oft es möglich war, wurde die heilige Messe gefeiert. Für die geistlichen Übungen wie für das Studium wurden die Zeiten eingehalten. Alle mußten Englisch studieren. Am 15. Juli wurde das Namensfest des P. Heinrich Behrens mit aller Herzlichkeit gefeiert. Am 19. Juli, nach einer qualvollen Fahrt von 46 Tagen, lief die „Providence" im Hafen von New York ein. P. Miège war so erschöpft, daß er mehrere Monate brauchte, um sich wieder zu erholen. Ein Scholastiker, Friedrich de Travers, der auf der ganzen Reise viel gelitten hatte, fiel bald nach der Ankunft in ernstliche Krankheit. Alle waren aufs äußerste erschöpft.

Zur rechten Zeit hatten die Patres vom Schiffe aus den Ordensbrüdern in New York ihre Ankunft angezeigt. Als sie aber am 19. Juli landeten, war niemand da, sie zu empfangen, keine Nachricht und keine Weisung. Ratlos standen sie da in der Neuen Welt. Es blieb nichts übrig, als für die Nacht nochmals auf dem Schiff Quartier zu nehmen, und so taten sie noch mehrere Nächte lang. Endlich erschien nach langem Harren und Bangen ein wohlbekannter Freund. Es war P. Julius Pottgeißer, der selbst erst kurz zuvor mit P. Jos. Fruzzini und zwei Laienbrüdern in Amerika angekommen war.

Er konnte die Mitbrüder nur trösten, aber helfen konnte er nicht als Fremder in der Fremde. Von ihm erfuhren sie, daß P. Ign. Brocard, jetzt Provinzial von Maryland, augenblicklich in New York anwesend sei. Diesem sandte P. Behrens sofort Nachricht, und da er säumte, zu kommen, suchte P. Behrens in der Stadt ihn auf, um die Absichten und Pläne des P. Minoux ihm vorzulegen. Allein P. Brocard wollte sowenig wie P. Elet etwas hören von einem eigenen Hause der oberdeutschen Provinz innerhalb der Vereinigten Staaten. Er erbot sich, einige der Neuangekommenen in die Häuser seiner Provinz aufzunehmen, wenn auch nicht viele, da er bereits größeren Zuzug aus Italien erwartete. Auf Bedingungen, die er dabei stellen wollte, und namentlich auf den Anspruch, sich die Leute selbst auszuwählen, ging P. Behrens nicht ein. P. Behrens persönlich neigte dazu, die Gesamtheit seiner Gefährten der Missouriprovinz zuzuführen. Einerseits hatte der dortige Provinzial, P. Elet, um die Überlassung von möglichst vielen gebeten, anderseits bestand dort mehr Aussicht, das zu erreichen, was P. Minoux so sehr am Herzen lag, die Einheitlichkeit des Geistes zu erhalten. Die Provinz Missouri besaß noch kein eigenes Scholastikat, die Auswanderer der deutschen Provinz hätten ihr ein solches gegeben und wären auf diese Weise vereinigt geblieben.

Allein im Konsult fand P. Behrens alle Stimmen gegen diesen Plan. Die Konsultoren waren einmütig darin, daß sie eine gleiche Teilung der Zugewanderten zwischen den beiden amerikanischen Provinzen verlangten. An den einmütigen Rat der Konsultoren glaubte P. Behrens sich halten zu sollen. So wurden denn der Provinz Maryland die 4 Patres zugesprochen: PP. Bapst, Cattani, Eck, Knackstedt und 13 Scholastiker nebst 3 Laienbrüdern, die nun nach Georgetown weiterreisten. Von den übrigen blieb 1 Laienbruder in New York, die andern suchten auf langen, beschwerlichen Wegen St. Louis zu erreichen, das der Missouriprovinz zugehörte. Hier übernahmen P. Friedrich und P. Aschwanden die Lehrstühle der Theologie, P. Spicher wurde Philosophieprofessor[1].

[1] Einzelheiten sowohl über die Reise wie über die Zeit in St. Louis bieten zwei Briefe des P. A. M. Anderledy, mitgeteilt von P. Baumgartner

P. Behrens aber, aufgerieben durch Erregung und Anstrengung, fiel in New York, wo er allein zurückgeblieben war, in schwere Krankheit. Kaum wieder zu Kräften gekommen, folgte er der Bitte seiner früheren Gefährten, um mit dem Provinzial von Missouri über deren rechtliche Stellung zur Provinz sich zu einigen. Es wurde vereinbart, daß alle nach wie vor Mitglieder der oberdeutschen Ordensprovinz verbleiben sollten. Für die Scholastiker bedeutete dies, daß sie dem oberdeutschen Provinzial unterworfen blieben, der sie, wenn ihm gut schien, zurückrufen konnte[1].

Nachdem auf diese Weise alles geordnet schien, trat P. Behrens am 12. Oktober 1848 die Rückreise nach Europa an. Was er an Büchern und Einrichtungsgegenständen für das geplante Kolleg mitgenommen hatte, war in Amerika unter die Gefährten verteilt worden. Die Geldsumme aber, die ihm für Begründung des Unternehmens anvertraut war, brachte er fast unversehrt zurück. Bei der Rückkehr war sein erstes, Pater Provinzial in Straßburg aufzusuchen, um ihm Bericht zu erstatten; von hier reiste er sogleich weiter nach Frankreich, wo Pater General sich zur Zeit noch aufhielt, um auch diesem den ganzen Stand der Dinge, wie er ihn in Nordamerika wahrgenommen hatte, darzulegen. Ein Ort der Ruhe bot sich für den müde Gehetzten endlich auf Schloß Brinke, dem Hause des Grafen Schmising-Kerssenbrock im Münsterlande, wo er die Stelle eines Hauslehrers bei den gräflichen Kindern übernahm.

Als P. Behrens im Spätherbst 1848 von seiner anscheinend mißglückten Sendung zurückkehrte, hatte sich die trostlose Lage der Ordensprovinz bereits um ein weniges aufgehellt. In Belgien hatte die Lage der Dinge sich gebessert, die Verhältnisse waren gefestigt und der Provinzial der belgischen Provinz, gerührt durch den An-

in den Stimmen aus Maria-Laach XLII (1892 I) 248 f. in einem biographischen Artikel über den verstorbenen Ordensgeneral P. Anderledy.

[1] In der Tat wurden alle, welche ihre Studien noch nicht vollendet hatten, 1851 und 1852 nach Europa zurückgerufen, um in den Kollegien von Maastricht oder von Löwen untergebracht zu werden. Vier von denen, die nach Amerika gezogen waren, hatten inzwischen sich von der Gesellschaft getrennt.

blick der vielen deutschen Scholastiker, die notgezwungen über den Ozean auswandern mußten, hatte sich im Juni erboten, noch mehr der Mitglieder der oberdeutschen Provinz bei sich aufzunehmen. Dankbar hatte P. Minoux das Anerbieten angenommen und eine Anzahl seiner überallhin zerstreuten Scholastiker teils nach Namur und Löwen in die Studien geschickt, teils als Magistri oder Präfekten in den belgischen Kollegien unterbringen lassen. Über 40 Mitglieder der Provinz fanden so eine Unterkunft in Belgien.

Auch in Frankreich hatten sich die öffentlichen Verhältnisse günstiger gestaltet, als bei Ausbruch der Februarrevolution erwartet werden konnte. Die Erregung legte sich bald, die zweite Republik kehrte vorerst eine kirchenfeindliche Seite nicht hervor, sondern ließ die Kirche frei gewähren, ungleich mehr als dies unter Louis Philipp der Fall gewesen war. Dadurch war eine Möglichkeit gegeben, in den beiden französischen Provinzen noch manche Leute passend unterzubringen. Dank dem Entgegenkommen des Provinzials von Francia (Pariser Provinz) konnten im Elsaß allein 25 Mann eine ruhige Stätte finden. Die Novizen waren im Noviziat von Isenheim untergebracht, dort studierten auch einige der deutschen Scholastiker zugleich mit vertriebenen Österreichern und Italienern unter P. Wilh. Wilmers die Philosophie. Mehrere Patres, darunter Pater Provinzial, hatten in Straßburg ihren Wohnsitz genommen. Vier kürzlich neugeweihte Priester machten unter P. Geoffroy in Südfrankreich ihr drittes Probejahr. Im ganzen waren etwa 50 über Frankreich hin verteilt.

Nach England waren 3 Patres als Lehrer abgegeben, darunter P. Freudenfeld und P. Ketterer. Außerhalb der Häuser der Gesellschaft befanden sich, abgesehen von 13 Laienbrüdern, nur noch 6 Scholastiker und 32 Patres. Von ihnen waren 16 in der Schweiz, 8 in Savoyen, 3 in Italien, 9 in Österreich, 5 in Bayern und Württemberg, 2 (PP. Devis und Behrens) in Westfalen; einer, der jedoch schon bald aus dem Orden ausschied[1], war nach Hannover

[1] Der Verluste dieser Art, durch selbst verlangte oder zur Strafe verhängte Entlassung aus dem Orden, waren verhältnismäßig wenige in An-

gegangen. Im Norden Amerikas arbeiteten zur Zeit, nicht gerechnet die Scholastiker, die zu den Studien dahin geschickt waren, zum mindesten 60 Mitglieder der aus der Schweiz vertriebenen oberdeutschen Provinz[1]. Hier war auch, während in Europa für die umhergeworfenen Trümmer der Provinz die Wogen sich wieder zu glätten begannen, dem mißglückten Gründungsplan des deutschen Provinzials noch ein Nachspiel beschieden, das zwar erst im folgenden Jahre zur Entscheidung kam, aber jetzt schon vorbereitet und eingeleitet wurde.

Der längere Aufenthalt so vieler vertriebener Jesuiten, die in Antwerpen sich nach Amerika einschiffen wollten, soll in einem begüterten Katholiken jener Stadt, Joseph de Boey, zuerst den Gedanken geweckt haben, auf dem Boden der Vereinigten Staaten aus seinen Mitteln eine Erziehungsanstalt zu gründen, deren Leitung er den Jesuiten übergeben wissen wollte. Seine Wahl fiel auf die Stadt Milwaukee im Staat Wisconsin, deren erster Bischof, der aus Grau-

betracht der Wirren der Zeit und der Notlage der Provinz. Jedenfalls treten sie zurück im Vergleich zur Zahl derjenigen, die infolge der Aufregungen, Erschütterungen und Strapazen, welche die Austreibung mit sich brachte, rasch zusammengebrochen sind. Darunter sind zu rechnen: P. Staudinger († 1848), P. Hübner († 1849), P. Rauchenberger († Januar 1850), P. Michellod († 1850), P. Welte († 1850), P. Freudenfeld († 1850), P. Obermatt († 1850), auch manche Scholastiker und die Laienbrüder Haegli († zu Verona 1848), Kemp († zu Lemberg 1848), Bussy († zu Grenoble 1849), Furtmüller († zu Augsburg 1850), Lambrigger († zu Boston 1850).

[1] Als der neugewählte Pater General, P. Petrus Beckx, 1853 die Leitung der Gesellschaft übernahm, waren noch 33 Mitglieder der oberdeutschen Provinz, 27 Patres und 6 Laienbrüder, in den beiden amerikanischen Provinzen tätig. Mit Rücksicht auf das ausgedehnte und gesegnete Arbeitsfeld, das sich in den Vereinigten Staaten darbot, und auf den Mangel an apostolischen Arbeitern, unter welchem die amerikanischen Provinzen damals noch litten, gestattete Pater General allen, die es wünschten, für immer in den dortigen Provinzen zu verbleiben und selbst in die dortigen Provinzen überzutreten. Auf Grund dieser Erlaubnis traten 11 Patres und 3 Brüder in die Provinz Maryland, 7 Patres und 2 Laienbrüder in die Vizeprovinz Missouri. Die übrigen 10 verblieben in den betreffenden Provinzen als geliehene Arbeitskräfte, doch als Angehörige der oberdeutschen Provinz. Mehrere derselben wurden schon bald zurückgerufen; später folgte ihnen noch P. Gustav Eck.

bünden gebürtige Joh. Martin Henni, damals gerade in Europa weilte, um Hilfskräfte und Hilfsmittel für seine Diözese zu sammeln. Mit diesem setzte er sich wegen seines Planes in Verbindung und ließ ihm auch, wie es heißt, durch den Prokurator der belgischen Ordensprovinz ein ansehnliches Kapital für das Kolleg zukommen mit der ausdrücklichen Bedingung, auf welche der Bischof auch einging, daß die Erziehungsanstalt von Jesuiten geleitet werde und diesen zugehören sollte. Mit Beginn des Jahres 1849 schrieb Bischof Henni in dieser Angelegenheit an Pater General. P. Roothaan, in der Hoffnung, der deutschen Provinz vielleicht die Wohltat zuwenden zu können, beauftragte den Provinzial von Missouri, zwei der deutschen Patres zur persönlichen Unterhandlung zum Bischof von Milwaukee abzuordnen, die dann Bericht erstatten sollten. Der Provinzial sandte P. Friedr. Hübner und, da P. Jos. Brunner eben krank war, den jungen, aber gewandten P. A. Anderledy, der erst vor kurzem die theologischen Studien absolviert hatte. Am 18. August 1849 brachen sie nach Milwaukee auf, das sie in vier Tagen erreichten.

Der Bischof nahm sie liebevoll auf und schien mit großem Eifer auf die Sache einzugehen. Den geeigneten Platz hatte er bereits erworben und wünschte nur, daß alsbald ein Anfang gemacht werde. Die beiden Patres hatten Mühe, ihn damit auszusöhnen, daß sie erst an ihren Provinzial zu berichten hätten, und daß man erst von beiden Seiten über alle Punkte sich verständigen müsse. Während diese Verhandlung gepflogen wurde, erkrankte P. Hübner, und zwar so ernstlich, daß er, der selbst Arzt war, sofort einen tödlichen Verlauf der Krankheit voraussagte. Am 10. September 1849 war der noch kräftige Mann im 51. Jahre seines Alters zu einem besseren Leben entschlafen. Mit ihm verlor die Provinz eine tüchtige Kraft und ein schönes Tugendbeispiel. Er war in Leipzig 1799 von protestantischen Eltern geboren, hatte als Arzt in Dresden sich niedergelassen, dann aber 1830 den Weg zur katholischen Kirche und zur Gesellschaft Jesu gefunden.

Gerade in den letzten Augenblicken, bevor P. Hübner starb, traf, vom Provinzial von Missouri geschickt, P. Jos. Brunner als Ersatz-

mann in Milwaukee ein. Die beiden Patres erlangten nun vom Bischof, daß er den ganzen Plan des Werkes nebst seinen eigenen Wünschen und Bedingungen ihnen für Pater General schriftlich übergab. Bis die Antwort eintreffe, wollten sie auf Wunsch des Bischofs einstweilen die Pfarrei in Greenbay versehen, die etwas weiter nördlich gleich Milwaukee am Michigansee gelegen war. Dorthin reisten sie um die Mitte September 1849, ein Laienbruder, Jos. Huß, ging zu ihrer Hilfe mit. Ein Kolleg für Auswärtige in Milwaukee, wie es geplant war, ist damals und auch später nicht zustande gekommen. In jenem Zeitpunkt war die deutsche Provinz für eine solche Aufgabe noch nicht vorbereitet und ihr nicht gewachsen. Dann aber hatte, als die Verhandlungen so weit gediehen waren, eben Deutschland begonnen, sich den Jesuiten zu öffnen.

Schlußwort.

Der Schlag, der im November 1847 über die junge Ordensprovinz hereinbrach, war nicht völlig unvorhergesehen. Seit den Staatsumwälzungen in den Schweizer Kantonen von 1830 mußten die Obern fast Jahr für Jahr darauf gefaßt sein. Die Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz gehörte zum Parteiprogramm der damaligen Radikalen und wurde als das zu erreichende Ziel in der Presse wie in Versammlungen offen ausgesprochen. Auch in dem Briefwechsel des Provinzials mit dem Ordensgeneral wird seit 1830 diese Möglichkeit immer wieder in Rechnung gezogen. Schon im Februar 1831 hatte P. Beckx in Wien mit der österreichischen Regierung vereinbart, daß die Jesuiten im Falle der Vertreibung aus der Schweiz sich sofort in Österreich niederlassen könnten. Ein Noviziatshaus, ein Studienhaus und ein Pensionat für auswärtige Zöglinge waren im voraus genehmigt; die Diözesen Linz und Salzburg waren als die zur Niederlassung am besten geeigneten zur Wahl gestellt. Nur eine Bedingung hatte der Kaiser hinzugefügt, dem P. Beckx persönlich aufwarten durfte. Die Jesuiten sollten versprechen, auch wenn sich der Sturm gelegt habe, nicht alle wieder in die Schweiz zurückzukehren; ein Teil wenigstens sollte in Österreich zurückbleiben, um den Grundstock einer österreichischen Ordensprovinz zu werden, die bis dahin noch nicht bestand. Auch Ludwig I. von Bayern machte, als er im Mai 1839 den Ordensgeneral in Audienz empfing, die Möglichkeit der Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz zum Hauptgegenstand der Unterredung. Die siebzehn Jahre, die seit 1830 verflossen, waren im Großen betrachtet für die Obern der Schweizer Jesuiten Jahre der Besorgnis, der fortwährenden Aufregung und oft auch der Bedrängnis gewesen. Die Katastrophe des Sonderbundskriegs machte diesem Zustand ein Ende.

Aber doch härter, schonungsloser und schmerzlicher, als man hatte ahnen können, war die Heimsuchung gekommen. Herausgefordert

war sie nicht. Die Ordensprovinz, von den Regierungen der katholischen Kantone berufen, hatte sich streng innerhalb des Gebiets gehalten, das ihr geistlicher Beruf ihr anwies, in politische Dinge sich niemals gemischt, vielmehr mit großem Ernst die religiöse Zucht allen andern Rücksichten vorangestellt. Sie hatte in Schule und Seelsorge redlich gearbeitet, soweit man ihr nur Freiheit und Möglichkeit dazu vergönnte. An allen Orten, wo sie sich niederließ, gewann sie die Achtung und Liebe der großen Mehrheit des Volkes und dies in vorzüglichem Maße. Keinem Kanton und keinem Stande in der Schweiz hatte sie Schaden gebracht; dort aber, wo man sie aufnahm, brachte sie mit geistiger Förderung auch manche materielle Vorteile, während ihr ganzes Streben dahin ging, dem guten katholischen Volke die Tröstungen seiner Religion recht reichlich zu vermitteln.

Trotz allem wird der, welcher heute auf die schmerzlichen Ereignisse zurückschaut, welche dem Wirken in der Schweiz ein Ende machten, die Hand der Vorsehung nicht verkennen, welche in den engen und schwierigen Verhältnissen der damaligen vom Radikalismus durchwühlten Schweiz die Ordensprovinz herangebildet und innerlich gefestigt hat, um sie für eine größere Aufgabe vorzubereiten.

Die katholischen Kantone der Schweiz, so viele Freunde der Orden daselbst zählte und so viel Liebe, Wohlwollen und Treue ihm dort zuteil ward, boten weder den Nachwuchs noch die Hilfsmittel, noch die Freiheit in der Gestaltung des Unterrichts, noch die Weite des Schauplatzes, deren die Ordensprovinz bedurfte, um zu erstarken und auch für die Gesamtkirche etwas von größerer Bedeutung zu leisten. Schon 1834, mitten im Kampfe um die dem Orden eigene Unterrichtsweise, schrieb der Provinzial P. Staudinger (27. Juli) an den General:

„In erster Linie scheint es uns allen dringend zu wünschen, daß unserer Provinz der Zugang zu ihrem eigentlichen heimatlichen Boden geöffnet werde, schon deshalb, weil ja, je weiter ausgedehnt das Erntefeld, desto größer die Hoffnung, noch mehr Garben geretteter Seelen in die Scheune des Herrn zu bringen, dann aber auch, weil dort mehr Aussicht auf Nachwuchs und auf die nötige Unterstützung, um denselben unterhalten zu können. Ferner würde unser Fußfassen

in Deutschland auch unsere Existenz in der Schweiz gesicherter und erträglicher machen, wo wir jetzt Druck erleiden, eben deshalb, weil die Leute wissen, daß wir sonst keine Unterkunft haben und daß man daher ungestraft diejenigen bedrücken könne, denen sonst keine Zuflucht offen steht."

Deutlicher noch sprach P. Staudinger im folgenden Jahre, am 21. Oktober 1835, als das Projekt der Kollegsgründung in Schwyz immer mehr in die Nähe rückte:

„Der Grund, weshalb trotz des Leutemangels, unter dem wir leiden, ich und mit mir die Mehrzahl, wenn nicht alle dahin neigen, nach außerhalb der Schweiz uns auszubreiten, ist die klare Überzeugung, daß unsere Provinz, solange sie an der Schweiz allein festklebt, niemals an Mitgliedern noch an Hilfsmitteln um Namhaftes zunehmen und daher auch niemals imstande sein wird, zur Ehre Gottes und für das Heil der Seelen etwas von größerer Bedeutung zu leisten. Sie wird vielmehr immer eingeschränkt und schwach bleiben, wie die Erfahrung von nunmehr dreißig Jahren genügend dartut. Wenn es ihr dagegen vergönnt sein sollte, ihre Grenzen über die Schweiz hinaus auszudehnen, so wird nicht nur unsere Gesellschaft großen Zuwachs erhalten, sondern auch die in der Schweiz bestehenden Kollegien werden festeren Bestand und frischere Lebenskraft gewinnen. Diese Hoffnung ist es einzig und allein, die in uns nach weiterer Ausdehnung den Wunsch erweckt. Sie allein vermag es auch, denn sieht man von ihr ab, so halte ich eine Vermehrung unserer Häuser nicht nur nicht für vorteilhaft, sondern geradezu für schädlich, und ich wäre dafür, daß wir die Zahl unserer Häuser eher vermindern als vermehren sollten. Wenigstens müßten wir zuerst die notwendigen Arbeitskräfte heranbilden, ehe wir neue Lasten übernehmen, wo wir selbst die früher übernommenen mit unsern eigenen Kräften allein noch nicht zu bewältigen vermögen."

Jetzt, nach zwölf Jahren, war die enge Form durch rohe Gewalt zerschlagen und der feste Guß wurde frei. Noch zwei Jahre der Prüfung und Läuterung gingen über die zersprengte Ordensprovinz dahin, und das lang ersehnte große Arbeitsfeld dehnte sich vor ihr aus.

Namenverzeichnis.

Abel v., Staatsminister 140.
Ab-Yberg, Landammann 369 370.
Agricola P. Ignaz 1.
Allet P. Franz 188.
Aloisius, der hl. 226 235 344.
Alvarez P. Emanuel 261.
Amherd A., Kanonikus 40 48 84.
Amon P. Matthias 129.
Anakreon 251.
Andeneggen Br. Franz 60 62 479.
Andenmatten P. J. 85.
Anderledy P. Anton Maria 4 188 192 460 461 506 510.
Andrea de Hieronymus, Nuntius 381 395 404.
Angelis Philipp de, Nuntius 367 371 381 395.
Anna P. Joseph 189 221.
Anton, König von Sachsen 114.
Arnold P. Alois 279 478 479.
Arnoldi, Bischof 483 502.
Aschwanden P. Joseph 416 504 506.
Äsop 251.
Aubry P. Joh. Nep. 215.
Auf der Mauer Jos. Karl 382.
Augustinis Anton de 34.
Auxilius, der hl. 285 457.

Baague P. Karl 489.
Bacciocchi, Bankier 11.
Bader M. 174.
Baillet, Professor 223.
Balandret P. Charles de 317.
Bapst P. Johann 504 506.
Barazone Br. Franz 45.
Barmann Moritz 272 275.
Barrelle P. Joseph 4 187 190 192—195 357.
Bassenheim, Frhr. v. 112.
Baumgartner P. Alexander 506.
Bavorowski P. Nikolaus 217.
Beck, Hofrat 11.
Beckers P. Adam 24 64.
Becks P. Petrus 106 107 115 129 132 133 134 141 144 190 425 488 494 509 512.
Beeger P. Fr. Xav. 60 127 130.
Beer Br. J. B. 35.
Behrens P. Heinrich 4 188 455 456 459 461 483 502—508.
Beiffel, Pfarrer 112 118.
Bellarmin, Kardinal 431.
Bellwalder P. 489 492.
Berchtold Jos. Ant. 268.
Bernard P. Peter 151.
Berthier, Marschall 48 50.
Besson P. 481.
Bietagh, Baron 9.
Billet P. Karl 189.
Binder, Domherr 11.
Bitzius Albert, Pfarrer 398.
Blacas Stanislaus de 170.
Blanc Car. Ferdinand 130.
Blatter Jos. Ant., Bischof 36 43 44.
— Joh. Jos., Bischof 36.
Blücher Leberecht v., Marschall 198.
Boeny Jakob 460 f. 503.
Boey de Joseph 509.
Bois-le-Comte, Diplomat 448.
Bolongaro v., Frau 497.
Boone P. Joh. Bapt. 125 326 331.
Boutourlin, Graf 484 492.
Bouvaert P. Alexander 167.
Bovet P. Ludwig 331.
Briguet, Kanonikus 36.
Brocard P. Ignaz 60 63 220 230 231—234 240 263 264 266 369 370 489 506.
Broglie Charles de 10 13 23 30 31 32.

Broglie Maurice de 65.
Brunner P. Joseph 191 469 489 490 501 504 510.
Brzozowski P. Thaddäus 65 102.
Bubna, General 55.
Bucher P. Franz 130.
Bumann Tobias de 78.
Bürgler Meinhard, Pfarrhelfer 370.
Burgstahler P. Anton 129 188 212 320 330 389 390 398 414 416 468 488 489.
Bussy Br. Alois 216 217 481 509.
Buthold P. 481.

Calebotta P. 113 115.
Canisius Petrus, der selige 70 76 112 185 228 229 230 242 261 310 346 361 426 429 431 433 456.
Caprara, Nuntius 31.
Carignan, Prinz von 491.
Cäsar 241 251.
Cattani P. Joh. B. 470 506.
Catull 251.
Caveng P. Lukas 220 475.
Caylus, Herzog von 163.
Chable P. Jean 141.
Chaignon P. Anton de 270 473 489.
— P. Petrus 270.
Champagny Nompert de 52.
Chaney P. Lorenz 160.
Chaney Phil., Kanonikus 151 157 202.
Chappuis P. Joseph 72 74 76 455 460.
— P. Louis 201 209.
Charles Hubert, Präsident 460.
Charmillot P. Heinrich 148.
Charpentier Joh. Jos., Pfarrer 151.
Chary P. Joh. Bapt. 331.
Chrysostomus, der hl. 252 255.
Cicero 242 251.
Clerc Joh. 308 313.
Clifford Henry 183—185 198.
Cölestin, Abt, O. S. B. 381.
Colmar Ludwig, Bischof 112.
Condé, Prinz 10 11.
Coppens P. Prosper 94 261.
Corboz P. Joseph 76 331.
Cornelius Nepos 251.
Cortés P. Mariano 203 220.
Courten de, Familie 284.
— Großballiv 262 281 439 451 473.
Crolard P. Hyazinth 294.
Cuénet P. Petrus 23.
Czerski 117.

Damas P. Charles d'Hauteford 182 183 198.
Damberger P. Joseph 330 334 416 425 465 466 489.
Damey Louis 170 171.
Dammer, Bischof 144.
Deharbe P. Joseph 63 135 138 143 144 317 318 319 330 424 429—434 466 471 472 477.
Delacroix P. August 129.
Delégliſe P. Athanasius 462.
Demosthenes 252 255.
Dénieau P. Roman 196.
Depinoy P. Anton 33.
Devis P. Joh. Bapt. 106 107 133 426 429 434 494 495 508.
Dienhardt P. Michael 107 108 110.
Diesbach v., Familie 165 462.
Dießbach P. Alb. v. 5 8—10 71.
Dietz P. Rudger 219 220.
Dillier Franz Joseph 379.
Dillmann, Piarist 63.
Divine P. Joh. Bapt. 63 133 135 331.
Doller P. Lorenz 112 128 130 265.
Doß P. Adolf v. 4 492.
Drach P. Joh. Bapt. 3 25 35 41 45 46 54 60 62 74 76 87 96 103 127 148 149 150 151 153 213 231 250 265 285 298 299 300 302 312 349 368—376 382 384 387 470.
Dronchat P. Ernst 473 474.
Drücke Br. Joseph 218.
Druilhet P. Julian 280.
Duc Laurent, Pfarrer 458.
Ducrey, Abbate 77 480.
Dufour, Ballid 262 276.
— General 446 457 462 464.
Duminique, Frhr. v., Staatsminister 24 26.
Duverney P. Joseph 489.

Eck P. Gustav 189 476 504 506 509.
Eckert Bernhard 145 146.
Ehrensberger P. Andreas 330 424 494 495 501.
Elaerts Stephan 106 271 275.
Elet P. 501 504 506.
Elgger v., Oberst 474.
Emery, Abbé 10 22.
Enders P. Joseph 220.
Epinette P. Petrus 16.
Escher Jos. Ignaz 287.
Esseiva Johann 301 302.
— P. Johann 489.
— P. Joseph 3 349
— Ludwig, Kaufmann 456.
Estève P. Franz 155 219.
Euripides 251 255.
Everbroeck P. Kornelius van 104 106.

Faber P. Petrus, der selige 197.
Falconnière de la, Frau 491.
Faller P. Klemens 188 189 221 450 492.
Féguely de, Frau 491.
Fellner Br. Thomas 218.
Ferdinand von Habsburg-Este 190.
— Herzog von Parma 19.
— IV. von Modena 377.
— VII., König von Spanien 197.
Ferrand P. Jakob 298.
Fontaine Alois, Kanonikus 78 306.
Fontana Jakob, bischöfl. Kanzler 70 379.
Fonteyne P. Heinrich 64 65.
Forell de Karl, Präsident 452.
Foresta P. Alberich de 195.
Fortis P. Alois 99 103 128.
Fournier Louis 304 439.
— Pierre 261.
Franz I., Kaiser 25.
Franz von Hieronymo, der hl. 140 226 269.
Franz Xaver, der hl. 14 15 63 225 295 355 372 419.
Fressencourt P. Theobul 156.
Freudenfeld P. Burkhard 167 170 198—200 254 484 508 509.
Frey P. Joseph 478 489 492.
Friedrich Ferdinand, Herzog von Anhalt-Köthen 132 133.
Friedrich P. Franz X. 504 506.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 181.
— Wilhelm IV., König 116 181 484.
Fritsch P. Bernhard 220.
Froffard 273.
Fruzzini P. Joseph 505.
Fugger-Babenhausen, Graf 11.
Fugger-Blumenthal, Graf 493.
Fürstenberg Franz Egon v., Fürstbischof 106.
Furtmüller Br. Leonhard 45 217 493 509.

Gailland P. Moritz 490.
Galicet P. Joh. Nep. de 189—191 193 195 200 202 205 209 217.
Gay Emanuel 262.
Gendre de 165.
Genneper P. 108.
Genoud P. Denis 76.
Gentil P. Karl 156.
Geoffroy P. Alois 125 129 153 160 182 191 192 322 331 446—449 457 481 492 508.
Gerdil, Kardinal 116.
Gerner Br. Philipp 217.
Gianotto P. 34.
Gilliodts P. Ludwig 151.
Girard P., O. S. Fr. 72 79 80.
Giraud P. B. 201.
Giustiniani, Fürst 19.
Gizzi, Nuntius 381.
Gloriot P. Joseph 190 192 195.
— P. Karl 195.
Godinot P. Nikolaus 2 25 41 42 43 45 46 47 53 54 59 63 71 74 85 94 100 101 102 103 106 127 153 156 160 218 231 315 316 323 331.
Goeldlin v. Tieffenau 390.
Goßler v. 494.
Gotthelf Jeremias 398.
Gottofrey Jos., Seminarregens 149.
Gottrau Charles de 75.
— Philipp de 150.
— Tobie de 165 456.
Gracchi P. Bartholomäus 113—117 136 143 424 429.
Granderath P. Michael 107—109 136.

Grassy P. Johannes 99.
Gravita P. Pietro 14 15.
Gregor XVI., Papst 170 226 230 312 329 340 363 377 383 395 404.
Grimaldi Jos. Maria, Erzbischof 118.
Gruber P. Gabriel 28 30.
Guizot 417.
Günther P. Beat. 68 70 76 94 263 316 323 325 328 333.
Gury P. Joh. Bapt. 27 31 32 44.

Haegli Br. 489 493 496 509.
Halnat P. 16 17 18 32.
Hamacher P. Anton 107 130.
Haringer P., C. SS. R. 8.
Hausherr P. Jodok 63 130.
Haut, Ratsherr 471.
Haza-Radlitz, Frhr. v. 115.
Hecht P. Friedrich 219.
Hecke P. Joseph van 129 261.
Hedler, Pfarrer 143.
Heinrich, Herzog von Anhalt-Köthen 133 134 493.
Helias P. Ferdinand 218.
Hell P. 8.
Heller Br. Ignaz 45 46.
Henni Joh. Martin, Bischof 510.
Herzan, Kardinal 25.
Herzog P. Joseph 396.
Heubes, Pfarrer 108.
Hitz P. Fr. Xav. 220 482.
Höcker 45 46.
Holdener Fridolin, Landammann 369.
Homer 251.
Horaz 251.
Horvath P. Joh. Bapt. 95.
Huber P. Barnabas, O. S. B. 139.
Huber P. Fr. Xav. 143.
Hübner P. Friedrich 291 463 482 489 501 504 f. 509 510.
Huet Ludwig 491.
Hurlebusch, Präsident 133.
Hürlimann Ant. Joseph 367 376 379 383.
Hurter Friedrich 405.
Huß Br. Johann 511.

Jacobs Br. Johann 216.
Janssen P. Johann 65 103 127 129 151 234 261.
Jaubert P. Johann 27.
Jeantier P. Ferdinand 4 181 184 197 459 484.
Ignatius von Loyola, der hl. 5 11 295 355.
Imesch 478.
Inderbitzi Balthassar 382.
Joseph, der hl. 357 359.
Joset Br. Fidelis 220.
— P. Joseph 220 221.
Jseghem P. Andreas van 94 261.
Jsokrates 251 255.
Julie von Brandenburg 133 134 144 493.
Jungo P. Kaspar 481.
Jutz, Landammann 372.
Juvenal 251.

Kalbermatten Wilh. v. 275 451.
Kareu P. 28.
Katharina II., Zarin 5.
Kaufmann Melchior, Kanonikus 399 405.
Kemp Br. Jakob 217 496 509.
Ketteler Wilh., Frhr. v. 163.
Ketterer P. Lorenz 189 221 508.
Klemens XIV., Papst 5.
— August, Fürstbischof von Augsburg 11.
— — Erzbischof von Köln 143.
Klepsch Br. August 495.
Kleutgen P. Joseph 4 253 424 434.
Knackstedt P. Franz Xaver 504 506.
Kochs P. Hermann 45 46 62.
Köhler, Gymnasialdirektor 113.
Kohlmann P. Anton 12 13 23 31.
Kraus Joseph, Kaufmann 52.
Krieg P. Joseph 498.
Krupski P. Friedrich 106 270 317 330 332 497.

Labonde P. Petrus 4 196.
Lambert P. 24.
Lambrigger Br. Joseph 217 467 509.
Lamezan P. Joseph v. 189 491 492.
Landes P. Alois 126 403.
Laporte P. Bernhard 196.
Leblanc P. Petrus 20 23 65 66 89 90 103.

Leibniz 112.
Lenkiewicz P. 11.
Leo XII., Papst 79 110 283 286 327 362.
Leonhard K. C. v. 180.
Lepappe de Trévern 144.
Leu Joseph 311 335 379 391—398 400 405 415 417 436 438 439.
Leybach P. Andreas 133.
Liebermann Bruno Fr. S. 329.
Lignerac Fr. Xav. de 163.
Liguori Alfons v., der hl. 8.
Lindenau v., Staatsminister 117.
Livius 251.
Locard 52.
Louis Philipp, König 145 417 491 508.
Lucian 251.
Lückenmeyer P. 261.
Ludwig I., König 139 512.
Luquet Onesimus 485 486.
Lüsken P. Fr. Xav. 105—107 128 136 271.
Luther Martin 116 198.
Luthiger, Familie 456.
Luvini 463.

Maas P. Anton 96 247.
Machoud Fr. Xav., Kanonikus 274.
Macioti Alex., Nuntius 166 312 419.
Maillardoz v. Philipp, Oberst 445 446 451 454.
Malechard (Derville) 51 52 54.
Mamoser P. Joh. Bapt. 264.
Marchetti, Erzbischof 116.
Marianne, Erzherzogin 13 23 26 30 32 285.
Marilley Stephan, Bischof 312 f. 458 459.
Marozzo, Kardinal 284
Martin V., Papst 79.
Matton P. Meinrad 331.
Mauermann, Apostol. Vikar 142.
Maurel P. Antonin 352.
Max, Erzherzog, Deutschmeister 143 488.
— Prinz von Sachsen 114.
Mayer Br. Viktor Ursus 35 45 62 216 217.
Mayor Dr. 183.
Megandt P. Hermann 106.
Mehlem P. Gabriel v 244.
— P. Philipp 189.
Melling (Mélingue), Maler 112.
Metternich 403 417 440 488.
Metzger Philipp, Pfarrer 113.
Meyer Bernhard, Staatsschreiber 399 417 439 443 474.
Meyer P. Theodor 489.
Michelis Dr. Eduard 143.
Michellod P. Athanasius 115 481 509.
Miège, Apostol. Vikar 504 505.
Migazzi, Kardinal 9 12 13 14.
Miguel Dom, König von Portugal 193.
Minoux P. Anton 129 142 212 221 222 235 331 332 387 406 459 485—492 497 501—504 506 508.
Minto Lord 417.
Mohr Joseph 395 399.
Montaigne Jean 95.
Montbel Philippe de 170.
Montenach v. 302.
Montmorency-Laval, Graf 484.
Moere P. Joseph van der 104.
Moullet P. Johann 331.
Moullet Petrus 309.
Mozzi P. 53.
Müller Albert v. 72 75.
— Bernhard 432.
— Br. 476.
— Emanuel 463.
— Karl, Vizeabt O. S. B. 335.
— P. Kaspar 222 470.
— P. Ursus 70 111.

Napoleon I 32 47 48 58 65 69 216.
Neisen Br. Johann 477.
Neltner P. Theodor 4 63 76 129 147 148 266 272 273 317 318 320 323 325 329 330 331 332 356 363 473 482—489.
Nicolay Christian v. 205 491.
Nompert de Champagny 52 53.
Nüßle Dr. 70.

Obery, Frhr. v. 138 284.
Ochsenbein, Freischarenführer 409 436 438.
Odermatt P. Jakob 475 478 479 509.

Oehninger Andreas 165.
O'Kenny P. Anton 220.
Oettingen-Wallerstein, Fürst 139.
Ovid 251.

Pacca, Kardinal 11 33.
Paccanari Nikolaus 14—32 42 44 49 65 70 113.
Palmerston, Lord 417.
Paul III., Papst 5 227.
Peel Robert 447 448.
Pellico P. Franz 474 487.
Pellico Silvio 180.
Penckler, Frhr. v. 8.
Perrig P. Ferdinand 271 503.
Persius 251.
Petitjean P. 68 71 166.
Pey, Abbé 18.
Peyer Jodok 399.
Pfluger Friedr., Abt 319.
Pfühl v. 484.
Philomena, die hl. 357.
Pianciani Cavaliere 16.
Piccolomini, Graf Vinzenz 248.
Pierling P. Andreas 29.
Pietrowicz P. Stanislaus 101 103.
Pillersdorff v., Staatsminister 496.
Pindar 251.
Pius VI., Papst 6 14 17 19 21 25 64 216.
— VII. 6 25 28 29 31 32 33 42 43 58 59 69 100 107 113.
— VIII. 329.
— IX. 313 340 354 420 438 442.
— X. 273.
Plato 252 255.
Plautus 252.
Plowden P. Charles 28.
Plutarch 251.
Pottgeißer P. Julius 166 189 505.
Preux Franz X. de, Bischof 44 84.
— Peter Jos. de, Bischof 273 288 503.
Probst Joseph 42 43 44.
Properz 251.

Quarter William, Bischof 501 504.

Radetzky 440.
Rainer, Erzherzog 285.
Rambuteau, Graf 54 55.
Rauchenberger P. Georg 448 449 482 509.
Ravignan P. Fr. Xav. de 4 219 279 317.
Razzini P. Giacomo 203.
Récamier Dr. 172.
Rechberg, Graf v. 140.
Reding Alois, Kanzler 469.
Reichmuth 471.
Reiffenberg P. Friedrich 1.
Reisach, Graf v., Kardinal 139 140.
Rey P. Anton 220.
Richardot P. Desiderius 8 127.
Rickenbach Melchior 413 416.
Riedmatten Adrian II. v. 56.
— — IV. v. 56.
— August v. 357.
— Emanuel v. 81.
Rieg Albert v., Bischof 139.
Rigoletti P. Petrus 8 30 32 33.
Rilliet-Constant 457 459.
Rivaz Emanuel de 82 87 262.
— Franziskus de, Abt 262 285.
— de, Kanonikus 270.
Rockliff John 175.
Roder P. Georg 330 416 482 489 492 493.
Rodriguez Alfons, der hl. 127 226.
Roh P. Jakob 3 60 100 139 261.
— P. Petrus 4 221 274 330 331 416 425 466 467 472 486 487 488.
Rohan, Kardinal 156.
Romberg v., Baron Konrad 495.
Ronge Johann 117.
Roon, Graf 181.
Roothaan P. Johannes 4 29 70 99 101 103 115 118 120 125 126 127 129 132 139 140 160 186 187 190 192 212 213 215 218 221 222 224 232 233 234 242 281 283 284 298 325 326 362 368 369 379 382 383 401 403—407 413 414 423 426—428 430—434 483 499 501 510.
Rosmini Antonio 427.
Rossi, Graf 417.
Rossier August 44 45 46 53.

Rossier P. Petrus 331 336 340 455 481.
Roten Fabian de, Bischof 163 262 272 317.
Rothenflue P. Franz 426—429.
— P. Kaspar 60 100 213 218 221 234 235 406 413 492.
Roullier P. Joseph 94 155 261.
Rozaven P. Johann de 13 23 29 30.
Rubillon P. Ambros 486.
Rudolf P. Balthasar 35 44 45 46 54 60 64 122.
Rumpler, Abbé 69.

Saintard August de 182.
Saint-Arnaud, Marschall 196.
Salis-Soglio v. Ulrich 441 452 465 474.
Sallust 242 251.
Salzmann, Bischof 396.
Schaafhausen Theodor 177 181.
Schaeffer Fr. Xav. 166.
Schall P. Ferdinand 107 108.
Schaller P. Joseph v. 111 130.
Schelkle Dominik 113.
Scherer Br. Georg Jos. 155.
Schlaberg P. Joseph 483 502.
Schlosser P. Georg 129 330 332.
Schlumpf Melchior 367 376.
Schmidt Br. Joseph 475.
Schmidt P. Joseph 114.
Schmising-Kerssenbrock, Graf Christian 166 507.
Schneider, Apostol. Vikar 114.
Schönebusch Hermann 107 108.
Schorno de, Vize-Landammann 372.
Schrankenmüller Sebastian 44.
Schulten P. Philipp 107 108 109 110.
Schwarzenberg Fürst Friedrich 440 463.
Schweinitz, Graf 474.
Seinsheim, Graf Karl 140.
Senff-Pilsach, Graf 284.
Sepibus Leopold de 82 262.
Sicca Br. Karl 217.
Siegwart-Müller Konstantin 322 399 400 403 405 410 417 438 444 445 466 474.
Sigrist Georg, Pfarrer 413.
Sigrist, Kaufmann 491 492.
Simmen P. Joseph 63 234 241 242 254 309 318 403 414 416 417 421 433.
Sineo P. Joseph de la Torre 8 9 10 12 13 20 22 24 26 27 28 35 36 39 40—46 49—53 59 62 63 74 75 77 82 84—88 91 94 95 99 100 112 127 231 285 480.
Soie Stephan de la 55.
Somaglia della, Kardinal 14 17 26.
Sommervogel P. Karl 426.
Sonnenberg Ludwig, Oberst 409 410.
Sophokles 251 255.
Souquat P. Petrus 3 459 483 485.
Späni P. Anton 469.
Spee, Graf August 166.
Spicher P. Petrus 504 506.
Stahl Heinrich 180.
Stanislaus, der hl. 99 151 152 295.
Stattler P. Benedikt 95.
Staudinger P. Georg 2 3 4 25 35 41 44 45 46 54 62 64 70 90 103 121 138 139 142 151 153 199 214 219 231 239 266 303 366 367 368 369 423 429 474 475 482 487 488 489 497—508 513 f.
Steiger Robert 397 409.
Stibel P. Kaspar 103.
Stockalper, Familie v. 284 287.
— Kaspar Eugen v. 55 56 57 68 89 122 161 262.
Stocker Joh. Chrysost. 383.
Stoeger P. Joh. Nep. 135.
Stolberg, Graf Joseph v. 217 223 bis 225.
Stone P. Marmaduke 28.
Storchenau P. Sigismund 95 96.
Sträter P. August 4.
Suter Dominik, Pfarrhelfer 370.
— Georg, Kanonikus 367 370 385.
— Joseph 367.
Sutter Joseph H. 95.

Tacitus 251.
Taparelli P. Alois 99.
Techtermann, Schultheiß 73 74.
Terenz 252.

Testaferrata, Nuntius 44.
Tharin, Bischof von Argenteau 262 284.
Theokrit 251.
Theresia, die hl. 109.
Thomas von Kempen 112.
Thomas Stanislaus 223.
Thugut, Minister 20.
Tibull 251.
Tournely P. Léonor de 10 12 13 18 33.
Tournier P. 34.
Trope Br. Joh. Bapt. 217 218.
Tüffer P. Michael 218 220.

Valantin P. Louis 423.
Valla, Jansenist 95.
Van Lil P. 100 129 212.
Varin P. Joseph 11 12 13 20 21 22 23 29 31 65.
Vedova P. de la 15 17.
Vercruysse P. Bruno 129.
Vetter Br. Ferdinand 217.
Veuillot Louis 322.
Vicari Hermann v., Erzbischof 146.
Villiger P. Georg 220.
Virgil 251.
Virgineo P. 8.
Viscardini P. 489.
Vock, Professor 70.
Vogelsang Jodok, Propst 385.
Vorster Pankratius, Abt 131 150.
Vuarin, Pfarrer 333 379.

Waechter Br. Wenzeslaus 117 216.
Waelder P. Fr. Xav. 177 272.
Waldbott-Bornheim-Bassenheim, Frhr. v. 163.
Walderdorff, Graf 493.
Walle P. Petrus 167 220.
Wasser P. Kaspar 129 212 373 388 468.
Weber P. Joseph 490.
Weck, Familie de 305.
— Rudolf de 304.
Welte P. Joh. Bapt. 3 60 87 489 492 493 509.
Werra P. Moritz de 189.
Werra, Familie de 284 287.
Werro, Schultheiß 73 150.
Wertenberg P. Joseph 189 466 467.
Wiedenhöffer v., P. 429.
Wilmers P. Wilhelm 221 253 475 508.
Wingens Gilbert 166.
Wippern P. Fr. Xav. 490.
Woerzinger Br. 449.
Wolf Nikolaus 392.
Wuilleret Xaver, Kanonikus 458.
Wüsten P. Heinrich 107 108 109.
Wyder Car. Anton 479.

Xenophon 255.

Yenni Peter Tobias, Bischof 71 73 79 182 199 229 294 297 298 312 314 346 364.

Zallinger P. Anton v. 95 96.
Zeil P., Graf Georg v. 4.
Zen Ruffinen August 40 84 87 89 262.
— Ignatius 473.
Zerr Br. Phil. Jak. 155 217.
Zimmermann Jérôme 85 89 479.
Zinelli P. 34.
Zipf P. Michael 45 54 64 130 138.
Zschokke Heinrich 112.

Otto Pfülf S. J.

Cardinal v. Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert. 2 Bände. Mit einem Bildnis des Kardinals v. Geissel in Heliogravüre.

Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" P. **Adolf v. Doß** als Freund der Jugend geschildert. 2. Aufl. Mit einem Bildnis des P. v. Doß.

P. **Moritz Meschler** S. J. 1830—1912. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildnis.

Der Wirkliche Geh. Ober-Regierungsrat Josef Linhoff, der letzte Veteran der „Katholischen Abteilung".

Joseph Graf zu Stolberg-Westheim 1804—1859. Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands. Ein Lebensbild.

Hermann v. Mallinckrodt. Die Geschichte seines Lebens. 2. Aufl. Mit v. Mallinckrodts Bildnis in Lichtdruck und 10 anderen Abbildungen.

M. Clara Fey vom armen Kinde Jesus und ihre Stiftung. 1815—1894. 2. Aufl.

Duhr, B., S. J., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Lex.-8°

I. Bd.: **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert.** Mit 163 Abbildungen. (XVI u. 876 S.)

II. Bd.: **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts.** 2 Teile. Mit 182 Abbildungen. (XXVIII u. 1490 S.)

Dürrwächter, Dr. A., Jakob Gretser und seine Dramen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitendramas in Deutschland. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, IX, 1—2) gr. 8° (VIII u. 218 S.)

Ehret, Dr. J., Das Jesuitentheater zu Freiburg in der Schweiz. 1. Teil: Die äußere Geschichte der Herbstspiele von 1580 bis 1700 mit einer Übersicht über das Schweizerische Jesuitentheater. Mit 7 Tafeln und 2 Karten. 8° (XVI u. 260 S.)

Verlag Herder & Co. / Freiburg im Breisgau

Jesuiten-Lebensbilder

Baucke, P. **Florian (1749–1768).** Bilder aus der alten Indianermission von Paraguay.

Braunsberger, O., S. J., Ein großer Schulmann und echter Studentenvater (Petrus Canisius).

Calvet, A., S. J., P. Paul Ginhac S. J.

Cornely, R., S. J., Leben des sel. Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. 2. Aufl.

Gruber, M., S. J., Wunderbares Leben des hl. Stanislaus Kostka S. J. 4. u. 5. Aufl.

Hattler, F. S., S. J., Lebensbild des ehrw. P. Claudius de la Colombière S. J. nebst seinem geistlichen Tagebuche.

Hausherr, M., S. J., Canisius-Büchlein. Tugend- und Ehrenkranz auf das Grab des seligen Petrus Canisius. 3. Ausg.

Huonder, A., S. J., Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. u. 18. Jahrhunderts.

— Bannerträger des Kreuzes. Lebensbilder katholischer Missionäre. 2 Teile. 1. u. 2. Aufl.

Karrer, O., S. J., Der hl. Franz von Borja, General der Gesellschaft Jesu 1510—1572.

Kempf, K., S. J., Zur Höhe! Eines Jesuitennovizen [Joseph Eckert] Ringen und Sterben. 3. u. 4. Aufl.

Meschler, M., S. J., Leben des hl. Aloysius von Gonzaga, Patrons der christlichen Jugend. 38.—43. Tausend.

Mundwiler, J., S. J., P. Georg v. Waldburg-Zeil S. J.

Nachbaur, S., S. J., In der Werkstatt Gottes. Lebensbild des P. August Pfeifer S. J.

Rist, M., S. J., Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71.

Verlag Herder & Co. / Freiburg im Breisgau

Mary D. Reiss Library
Loyola Seminary
Shrub Oak, New York

BX7475.P4
Pfülf, Otto, S.J.

Die Anfänge der deutschen
Provinz